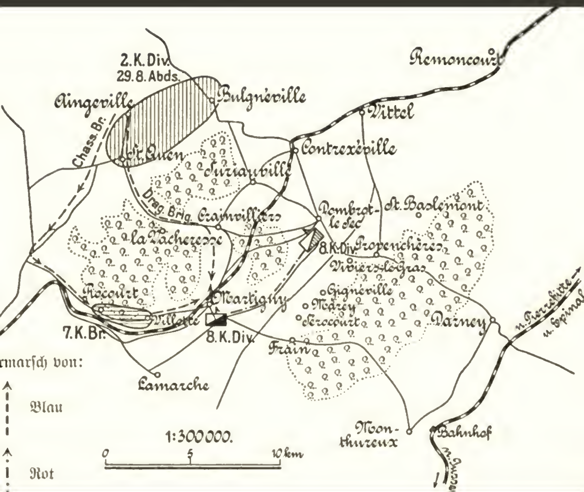


Vierteljahrshefte für Truppenführung und ...

Prussia (Kingdom). Armee. Grosser Generalstab

Vierteljahrshefte

für

Truppenführung und Heereskunde

Herausgegeben

vom

Großen Generalstabe

1908

Fünfter Jahrgang

Mit 9 Abbildungen und 37 Textskizzen, sowie 54 Skizzen und 3 statistischen Übersichten als Anlagen.

Berlin 1908
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 68—71

Der Inhalt ist nicht amtlich.



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Heft.



Zweites Heft.



Drittes Heft.



Viertes Heft.





Zur Taktik der Feldartillerie in Frankreich, Amerika und England.

Die deutsche Feldartillerie ist nunmehr der französischen in der Annahme eines mit Schilden versehenen Rohrrücklaufgeschützes nachgefolgt und hat jetzt auch ein Exerzier-Reglement und eine Schießvorschrift, die dem neuen Material Rechnung tragen. Es ist natürlich, daß es noch einer gewissen Zeit bedarf, bis der Truppe die neuen Bestimmungen vollständig in Fleisch und Blut übergegangen sind. Aber ob nun gerade eine Zeitspanne von „5 Jahren" dazu gehört, ist wohl zweifelhaft, und doch wird an vielen Stellen in der französischen Presse immer behauptet, daß die französische Artillerie noch für fünf Jahre einen Vorsprung vor der deutschen voraus hätte, weil sie inzwischen bereits gelernt hätte, ihr Geschütz seiner Eigenart entsprechend zu verwenden. Sieht man einmal ganz von den beiderseitigen Schießleistungen ab, da über diese zu wenig veröffentlicht wird, um sich ein Urteil über eine fremde Armee bilden zu können, und beschränkt man sich allein auf einen Vergleich des taktischen Verhaltens, so muß nach Ansicht vieler Beurteiler allerdings zugegeben werden, daß die deutsche Feldartillerie zunächst noch manches Lehrreiche und Interessante in bezug auf die Verwendung ihrer Waffe bei den Franzosen findet.

Die französische Feldartillerie.

Allgemein wird die sehr geschickte Benutzung des Geländes bei Auswahl der Feuerstellungen und der Anmarschwege dorthin hervorgehoben, was dadurch erleichtert wird, daß man die großen Artillerieverbände in kleine Teile zerlegt, die nun selbständig, aber auch selbstverantwortlich sich den Geländeformen anpassen. Bei solcher Teilung in kleine und kleinste Artilleriegruppen ist es auch dann schwer, etwas von der Artillerie zu entdecken, wenn sie gar nicht in ganz verdeckter Stellung aufgefahren ist. Und das kommt auch heute noch vor. Man glaubt vielfach mit dem Begriff „französische Artillerietaktik" den der „ganz verdeckten Stellung" untrennbar verbinden

zu müssen. Gewiß hat die französische Feldartillerie in den letzten Jahren die verdeckten Feuerstellungen bevorzugt. Ein österreichisches Urteil über die Tätigkeit der Artillerie in den großen Manövern 1906 hebt ausdrücklich hervor, daß die Batterien ganz verdeckt aufgefahren seien, und die „France militaire“ gibt diesen Manöverbericht ohne Einschränkung wieder; also dürfte er so ziemlich den Tatsachen entsprechen. Daneben erzählt die „Revue d'artillerie“ in ihrem Oktoberheft 1906, daß die Feldartillerie bei den letzten Schießübungen fleißig das Schießen aus ganz verdeckten Stellungen geübt hätte, und zwar auch gegen Infanterie. Dies entspricht auch durchaus den Bestimmungen des Exerzier-Reglements aus dem Jahre 1903, das mehrfach auf die Zweckmäßigkeit verdeckter Feuerstellungen, besonders für die Artillerie der Avantgarde hinweist. Aber daneben weiß die französische Feldartillerie ihr schildgeschütztes Rohrrücklaufgeschütz auch in offenen Feuerstellungen zu gebrauchen. Das zeigt unter anderm eine in der „Revue militaire générale“ des Generals Langlois veröffentlichte Schilderung von Geländeschießen, die im Jahre 1904 und 1905 bei Paris ausgeführt sind, und deren Verlauf erkennen läßt, daß der Truppe damals Aufgaben gestellt worden sind, die sich nur aus offenen Feuerstellungen lösen lassen.

Man könnte nun auf den Gedanken kommen, daß solche vor zwei bis drei Jahren vorgekommene Ausnutzung offener Feuerstellungen für ganz intensiven Gebrauch des Schnellfeuergeschützes nur eine überwundene Entwicklungsstufe der französischen Artillerietaktik bezeichne und daß sie heute nicht mehr üblich, also auch für die deutsche Artillerie kaum mehr lehrreich sein könne. Solche Auffassung ließe sich immerhin in folgender Weise begründen: Gewiß waren die Franzosen sich dessen völlig bewußt, daß in ihrem Reglement verdeckte Feuerstellungen empfohlen waren. Wenn trotzdem viele Manöverschilderungen aus den Jahren unmittelbar nach Inkrafttreten des Reglements beweisen, daß man damals doch noch vielfach ganz offen auffuhr, so hatte dies seine Berechtigung. Denn die voraussichtlichen Gegner hatten ja noch keine Schnellfeuergeschütze und keine Schutzschilde; also galt es, die Überlegenheit des eigenen Schnellfeuergeschützes auszunutzen, und das war aus offenen Feuerstellungen leichter und wirksamer. Gerade aus ihnen konnte man so recht im Sinne des Reglements die Eigentümlichkeit des Rohrrücklaufgeschützes zur Geltung bringen, nämlich in kürzester Zeit vernichtende Wirkung zu erreichen. Man konnte ein Ziel, das auch nur vorübergehend gut treffbare Flächen bot, plötzlich mit Feuer überfallen und sehr rasch bewegungsunfähig machen. Jedes Gefecht mußte zahlreiche günstige Momente für solche Feuerüberfälle bieten. Dafür mußte man feuerbereit auf der Lauer liegen; man durfte seine Kräfte und seine Aufmerksamkeit nicht in langatmigem, stundenlangem Ringen mit der feindlichen Artillerie erschöpfen. Da man selbst durch Schilde geschützt war, konnte man hoffen, die ungeschützte feindliche Artillerie rasch so weit niederzukämpfen, daß man nur noch schwache Kräfte bereitstellen mußte, um jedes neue Aufflackern ihrer Feuerkraft im Keime zu ersticken. Alle anderen Batterien aber

paßten auf, wo etwa feindliche Infanterie ein gutes Ziel bot und trafen alle schießtechnischen Vorbereitungen, um in jeder wahrscheinlichen Richtung und auf den voraussichtlichen Zielentfernungen sofort wirksames Feuer abgeben zu können. — Gewiß, so hatte sich das Reglement die Tätigkeit der Artillerie zunächst gedacht. Aber es hatte daneben doch auch schon auf einen Gegner Rücksicht genommen, der sich hinter seinen Schilden decken konnte und dann durch Schrapnel-Brennzünderfeuer zwar in seiner Feuertätigkeit und in seiner Bewegung zu lähmen, aber nicht zu vernichten war, es sei denn, daß es ausnahmsweise glückte, ihn von der Seite zu fassen. Seit kurzem haben nun auch die anderen Armeen Schildgeschütze; jetzt finden die Sätze des Reglements, die schon mit solchem Feinde rechneten, erhöhte Beachtung, und seitdem tritt auch die verdeckte Feuerstellung und damit eine etwas andere Art der Feuerverwendung in den Vordergrund. Demgegenüber hatte die deutsche Artillerie schon lange mit einem schildgeschützten Gegner zu rechnen und ihre Taktik darauf eingerichtet. Die Franzosen, so könnte man sagen, können also eher von dem lernen, was die deutsche Artillerie in den letzten Jahren übte, als umgekehrt diese von französischen Schießen, die vor einigen Jahren aus offenen Feuerstellungen ausgeführt wurden.

Gewiß wäre solche Auffassung nicht ganz unberechtigt. Es wäre aber vielleicht doch ein Trugschluß, wenn man die Tätigkeit der Artillerie bei den erwähnten Geländeschießen so leichthin abtun wollte. Denn die dortige Artillerieverwendung läßt sich sehr wohl aus der auch heute noch beliebten Gefechtstaktik der Franzosen überhaupt erklären. Im Gegensatz zu der deutschen Auffassung, daß ein Schlachterfolg sich auf dem mühsamen und zähen Ringen um die Feuerüberlegenheit aufbauen müsse, hält man in Frankreich den frontalen Massenstoß für möglich, der an irgend einer Stelle die feindliche Feuerfront durchbrechen und sie dann von hier aus aufrollen soll. Alles kommt dabei darauf an, die bereitgestellte Masse an den Feind heranzubringen, und dies zu ermöglichen, soll in der Hauptsache die Aufgabe der Artillerie sein. Sie muß dazu ein überwältigendes Feuer gegen die Einbruchsstelle richten und alle dem Massenangriff etwa entgegen geworfenen feindlichen Reserven sofort unter wirksamstes Feuer nehmen können. Es ist gewiß denkbar, daß solche Aufgabe auch aus verdeckter Stellung gelöst werden kann; aber das Betonen der Schnelligkeit deutet schon darauf hin, daß in der Regel diese Art der Aufstellung für die Ermöglichung solchen Massenangriffs unbrauchbar ist. Die Artillerie wird daher zu so intensiver Unterstützung der Infanterie offen auffahren müssen. Wie man sich nun in Frankreich die Mitwirkung der Artillerie beim Infanteriekampf unter höchster Ausnutzung der Feuerkraft der Geschütze aus offener Feuerstellung denkt oder gedacht hat, dafür kann die Beschreibung der Geländeschießen aus den Jahren 1904 und 1905 einen Anhalt bieten. Sie wird auch für die Feldartillerie solcher Heere lehrreich sein, in denen man geringeres Zutrauen zur Möglichkeit des Massenstoßes hegt. Denn sicherlich wird auch dort der an Geschützzahl Überlegene oder auf die

schnellere Durchführung des Gefechts Bedachte häufig von seiner Artillerie verlangen, daß sie unter Verzicht auf Geländedeckung und Täuschung des Feindes versucht, rascher und plötzlicher wirksam in den Infanteriekampf einzugreifen, als aus verdeckter Stellung möglich wäre.

Im Jahre 1904 schossen drei Batterien, 1905 ein ganzes Regiment von sechs Batterien. In beiden Fällen war die taktische Lage in einen ziemlich großen Rahmen eingepaßt. Bei dem ersten Schießen lag der Gedanke eines Begegnungsgefechts zu grunde. Die drei Batterien gehörten zu einem Armeekorps, das selbst Avantgarde einer Armee war. Die Artillerie des Armeekorps steht in zwei Gruppen im Kampfe. Die Korpsartillerie ist geteilt, eine Division hat zu ihren sechs Batterien noch drei, die andere noch acht Batterien erhalten. Von den drei schießenden Batterien gehört anfänglich eine zu der Artillerie einer Division, jede andere zu je einem Teil der verteilten Korpsartillerie. Die Batterien schießen also nicht im Abteilungsverbande. Die einzelnen schießtechnischen Aufgaben sind von geringerer Bedeutung. Eine angenommene taktische Lage wird durchgespielt, und dabei werden einzelne Schießaufgaben herausgegriffen und praktisch durchgeführt. Es handelt sich um Entfernungsermittlungen nach Punkten im Gelände und um Wirkungsschießen gegen dargestellte Ziele. Hierbei feuert meist nur ein Geschütz jeder Batterie scharf, damit Munition gespart wird. Von wesentlich größerer Bedeutung ist aber die Art des angenommenen Einsatzes der artilleristischen Feuerkraft. Der Feind ist an Artillerie erheblich unterlegen; daher kann das Armeekorps bald im Gefechtsstreifen einer Division den entscheidenden Angriff — l'attaque décisive — ansetzen, den die Artillerie vorbereiten und unterstützen soll. Der Artillerieführer erfährt, daß die Reserve des kommandierenden Generals — eine Infanterie-Brigade — in einer Stunde sich aus einem vorliegenden Gehölz zum entscheidenden Angriff entwickeln wird. Zur Vorbereitung dieses Angriffs wird ihm die Artillerie seiner Division und die gesamte Korpsartillerie — also auch ihre bisher der anderen Division zugewiesenen Batterien — unterstellt. Aber er muß auch gleich drei Batterien als batteries d'accompagnement dem Führer der angreifenden Brigade zur Verfügung stellen. Seine übrigen Batterien teilt er folgendermaßen ein: drei Batterien feuern auf die Einbruchsstelle (batterie de brèche), acht Batterien halten die feindliche Artillerie nieder (contrebatteries) eine Batterie sichert gegen einen feindlichen Gegenangriff auf die linke Flanke der Angriffstruppen, zwei andere Batterien gegen einen entsprechenden Angriff auf die rechte Flanke. Von vornherein werden also die verschiedenen Aufgaben der Artillerie auch verschiedenen Batterien übertragen. Die Sorge vor feindlichen Flankenangriffen, auch auf dem inneren Flügel der Angriffstruppen, führt dazu, daß drei Batterien von der Angriffsvorbereitung ausgeschaltet werden und wahrscheinlich überhaupt untätig bleiben, wenn ein solcher Flankenangriff nicht erfolgt. Lehrreich ist ebenfalls das Verhalten der Batterien, die zur Begleitung der angreifenden Infanterie bestimmt sind. Der

Infanterie-Brigadekommandeur weist ihnen beim Vorgehen einen Platz an zwischen dem rechten Flügel des vorderen Regiments und dem Bataillon, welches dies Regiment als rechte Seitendeckung abgezweigt vorgehen läßt. Die Batterien bleiben also rein örtlich von vornherein in innigem Zusammenhang mit der Infanterie. Sie fahren während des Angriffs der Infanterie-Brigade in drei verschiedenen Feuerstellungen auf, auf etwa 2000 m, 1000 m und 500 m Entfernung von der feindlichen Infanterielinie. Es wird gesagt, daß sie am besten wirken, wenn sie sprungweise, von Welle zu Welle der Infanterie folgend, vorgehen; dies Vorgehen muß schnell geschehen, da jeder Stellungswechsel die Wirkung unterbricht. Daher wird auch ausdrücklich hervorgehoben, daß es besser sei, nur mit der Hälfte der Geschütze vorn anzukommen, als zu spät wieder in Stellung zu sein. Während nun diese „Begleitbatterien" abwechselnd schießen und fahren, feuern die „Batterien gegen die Einbruchsstelle" aus ihrer früheren Stellung weiter und versuchen die feindliche Infanterie dadurch „blind" zu machen, daß sie sie in Rauch hüllen oder sie in ihren Deckungsgräben niederhalten.

Die schießtechnische Aufgabe der einzelnen Batterie bestand in der Hauptsache darin, günstige Feuermomente, wie das Herankommen von Verstärkungen, rechtzeitig zu erkennen und die Feuergeschwindigkeit entsprechend dem Verhalten des Feindes und in Einklang mit der Lage der eigenen Infanterie abzustimmen. So sollen, wenn die eigene Infanterie von der Wirkung des feindlichen Feuers gezwungen wird, halt zu machen und sich hinzuwerfen, die batteries de brèche den Feind sofort derartig mit Feuer zudecken, daß er sich schleunigst selbst deckt und das Schießen aufgibt. Dadurch bekommt die eigene Infanterie wieder Luft zu neuem Vorgehen. Es wird hervorgehoben, daß dies Kaltblütigkeit des Batterieführers, rasches Erfassen der Lage, Geistesgegenwart und bestimmten festen Entschluß fordert. — Da ein Gegenangriff des Feindes gegen die Flanke der Angriffstruppen deren Vorwärtskommen sofort in Frage stellt, so muß mit allen Mitteln dahin gestrebt werden, solchen Gegenangriff beim ersten Erscheinen mit wirksamstem Feuer zu empfangen. Die hierfür angesetzten Batterien sollen sich daher auf die Geländeteile, von denen her der Feind etwa angreifen könnte, genau einschießen, stellenweise sogar jeder Zug für sich, um so das losbrechende Feuer noch genauer und wirksamer vorzubereiten. Während des Vorgehens der Infanterie stehen diese Batterien dann mit gerichteten Geschützen auf der Lauer.

Es ist einleuchtend, daß, wenn es der Artillerie wirklich möglich wäre, jeden längeren, durch die Rücksicht auf feindliche Waffenwirkung erzwungenen Stillstand in der Vorwärtsbewegung der Infanterie grundlos zu machen und die Angriffstruppen vor jedem wirksamen Gegenangriff zu beschützen, die Durchführung des Angriffs nur wenig Zeit erfordern würde. Es ist aber andererseits auch klar, daß ein derartiges Herantragen der angreifenden Infanterie an den Feind den

batteries d'accompagnement große Verluste und der Gesamtartillerie sehr erhebliche Munition kosten muß, daß also vielleicht ihre Kraft erlahmen könnte, wenn der Einbruch sich wider Erwarten doch längere Zeit verzögerte. Es wird nun versucht, rein rechnerisch zu beweisen, daß ein solcher Frontalangriff nicht mehr Munition kostet, als die französische Feldartillerie bei sich führt. Denn die Vorbereitung des Angriffs darf erst kurz vor dem Vorbrechen der Angriffstruppen erfolgen, damit der Feind nicht vorzeitig aufmerksam wird und Reserven an die bedrohte Stelle heranführt. Immerhin gilt es für die „Batterien gegen die Einbruchsstelle", sich genau einzuschießen (angenommen wird eine 50 m-Gabel) und einige Salven — rafales — dorthin zu senden. Etwa 22 Schüsse sollen sie pro Geschütz in dieser Viertelstunde verbrauchen. Die Batterien, welche die feindliche Artillerie niederhalten sollen, müssen sich auch genauer einschießen und dann ein ziemlich lebhaftes Feuer gegen einen Zielraum von etwa je 200 m unterhalten; für sie werden 44 Schüsse pro Geschütz in Rechnung gestellt. Dagegen verbrauchen die gegen feindliche Gegenangriffe bereitgestellten Batterien vorläufig sehr viel weniger Munition. Sie schießen sich gegen verschiedene Stellen im Gelände ein und werden dabei mit 12 Schüssen pro Geschütz auskommen. Bei der eigentlichen Durchführung des Frontalangriffs hat die Infanterie in der angenommenen und durchgespielten Lage nur etwa 800 m ungedecktes Gelände zu durcheilen: an einzelnen Stellen kann sie sogar die Deckung noch einige 100 m weiter ausnutzen. Es wird nun angenommen, daß die Schützen in Sprüngen von etwa 50 m vorgehen und nach jedem Sprung etwa 1 bis 1½ Minuten Atempause machen. Dann dauert der ganze Angriff etwa 20 Minuten. In dieser Zeit feuern die Batterien gegen die Einbruchsstelle ununterbrochen, und zwar während des Vorlaufens der Infanterie jedes Geschütz 4 Schüsse in jeder Minute, während jeder Minute Atempause aber etwa 9 bis 10 Schüsse. Jedes Geschütz verbraucht dann während des Angriffs etwa 136 Schüsse. Gegen die feindliche Artillerie werden fortdauernd von jedem gegen sie eingesetzten Geschütz in der Minute 4 Schüsse abgegeben, also in den 20 Angriffsminuten von jedem Geschütz 80 Schüsse. Was die Batterien gegen einen feindlichen Flankenangriff verbrauchen, ist nicht abzuschätzen; aber da das Feuer hierbei zwar heftig, jedoch nur kurz sein kann, wird die Geschoßzahl nicht erheblich sein. Von den Batterien, welche die Infanterie begleiten, wird angenommen, daß sie in den 20 Minuten zwei Stellungen nehmen und dann sofort in die eroberte Stellung voreilen. Die Zeit, während der sie feuern, ist also nicht lang. Ihr Munitionsverbrauch wird mit 60 Schüssen pro Geschütz in Rechnung gestellt. Keine Batterie verbraucht also mehr, als sie in den Munitionswagen der Gefechtsbatterie mit sich führt, wohl aber manche mehr, als sie in der Feuerstellung bei sich hat. Normal sind in der Feuerstellung für jedes Geschütz 108 Schüsse vorhanden; die gegen die Einbruchsstelle und auf die feindliche Artillerie feuernden Geschütze verfeuern aber während der Vorbereitung und Unterstützung des Angriffs etwa 158 und 120

Schüsse; die Batteriemunition müßte also unmittelbar vor dem Vorbrechen des Angriffs ergänzt werden, oder es müßten Munitionswagen der Staffel vorher mit in die Feuerstellung vorgezogen werden. Dies Verfahren dürfte sich wohl bei allen Batterien empfehlen; denn es ist doch unwahrscheinlich, daß sie bei Beginn dieser entscheidenden Gefechtsphase, der attaque décisive, gerade noch ihre volle planmäßige Munitionsausrüstung in der Feuerstellung unverbraucht zur Hand haben sollten. Die vorausgehende Ergänzung geschieht dann am besten derartig, daß ein zweiter Munitionswagen rechts neben jedes Geschütz gefahren wird. Hierdurch wird außerdem noch der Vorteil größerer Deckung für die Mannschaften erreicht. Es ist berechnet, daß in der kurzen Zeit des entscheidenden Angriffs von allen 17 Batterien etwa 9120 Schüsse verfeuert werden, das ist der Inhalt von 95 Munitionswagen oder von etwa fünf Munitionskolonnen, also immerhin 5/7 von dem, was das Armeekorps überhaupt in seinen Munitionskolonnen nachführt. Und das alles in etwa 35 Minuten! Will man also einigermaßen sicher gehen, so wird man gut tun, vor Ansetzen eines solchen entscheidenden Angriffs alle Artillerie-Munitionskolonnen des Armeekorps zu den Staffeln der Batterien heranzuführen und von diesen aus frühzeitig die Munitionsbestände der Feuerstellung zu erhöhen. Mit großer Deutlichkeit zeigt dieses Beispiel, wieviel beim modernen schnellfeuernden Feldgeschütz auf ausreichende Munitionsausstattung und rechtzeitige Heranführung der Munitionsergänzung ankommt. Gefechtshandlungen, die wie solche frontale attaque décisive ganz ausgesprochen auf die tatkräftigste Unterstützung der Artillerie aufgebaut sind, — denn nirgends ist davon die Rede, daß sich die Infanterie mit ihrem eigenen Feuer den Weg zur Einbruchsstelle bahnt (die angenommene Zeit würde hierfür auch nicht ausreichen), — solche Gefechtshandlungen müssen zusammenbrechen, wenn der Artillerie die Munition ausgeht. In dem Beispiel dieses Geländeschießens würde dann für die Infanterie aus 20 Minuten Vorstürmen mit Atempausen ein mühsames, stundenlanges Ringen um die Feuerüberlegenheit über die feindliche Infanterie werden. Der in seiner Anlage auf Überraschung und Schnelligkeit gegründete Frontalstoß dürfte dann schwerlich die erhoffte Wirkung haben.

Es scheint ein Lieblingsgedanke der französischen Artilleristen zu sein, unter dem Schutze des Massenfeuers ihrer Geschütze die Infanterie fast ungefährdet und ungestört an den Feind heranzubringen. So bringt das Geländeschießen aus dem Jahre 1905, das sich mit der Tätigkeit der Artillerie beim Begegnungsgefecht und beim Rückzuge befaßt, einen plötzlichen Gegenstoß — retour offensif —, der sich als ein von der Artillerie beschützter Frontalangriff darstellt. An diesem Schießen nahmen sechs Batterien teil. Sie gehörten in der Annahme zu einer Division, die als Flankendeckung einer Armee entsandt war. Drei Batterien waren in der Avantgarde, drei im Gros. Die Avantgarden-Infanterie traf auf überlegene Kräfte. Eine Batterie wurde sofort zur Unterstützung der Infanterie bereitgestellt. Sie eröffnete aber das Feuer nicht so-

gleich, denn man befand sich in der unangenehmen Lage, noch keinerlei Kenntnis über Stärke und Stellung der feindlichen Artillerie zu haben, weil diese noch nicht feuerte und sich auch nirgends zeigte. Deshalb wird zunächst die Abteilung aus dem Gros vorgezogen und verdeckt bereitgestellt, mit ihr räumlich vereint eine Batterie der Avantgardenabteilung. Eine andere Batterie der Avantgardenabteilung soll inzwischen die feindliche Artillerie herauslocken. Sie fährt mit großen Geschützzwischenräumen etwa 300 m weiter südlich auf und eröffnet das Feuer. Natürlich geht die feindliche Artillerie in diese Falle, sie nimmt das Feuer gegen die „Köderbatterie“ — batterie-amorce — auf und gibt nun den vier unter einheitlichem Kommando weiter nördlich auf der Lauer liegenden Batterien die ersehnte Gelegenheit, überraschend über sie herzufallen. Die mit der Unterstützung der Infanterie beauftragte Batterie eröffnet mittlerweile auch das Feuer, aber ihre Kraft wird nicht mit gegen die feindliche Artillerie eingesetzt; ihr Ziel bleibt vielmehr dauernd Infanterie, und zwar auch dann, als der Feind sich allmählich an Artillerie erheblich überlegen erweist.

Die Division hatte bisher eine Infanterie-Brigade eingesetzt. Sie entschließt sich nun, diese zurückzunehmen und die andere Brigade für einen möglichen Gegenstoß gegen den demnächst vorgehenden Feind rechts gestaffelt verdeckt bereitzustellen. Die Artillerie wird auch zurückgenommen; aber nur die vier vereinigten Batterien gehen staffelweise in eine etwa 200 m zurückliegende Aufnahmestellung, die beiden anderen, nämlich die „Köderbatterie“ und die ursprünglich gegen die Infanterie eingesetzte Batterie, werden sogleich der Gegenstoß-Brigade zur Verfügung gestellt und ziehen sich an diese heran; sie gehen hier in eine Lauerstellung, etwa 900 m hinter ihrer bisherigen Feuerstellung. Der Gegenstoß kommt dann wirklich zur Ausführung. Der Divisionskommandeur teilt dem Artilleriekommandeur die Formation mit, in welcher die Brigade angreifen wird — ein Bataillon in vorderer Linie, drei Bataillone rechts rückwärts gestaffelt, zwei Bataillone links rückwärts gestaffelt — und befiehlt gleichzeitig, daß die gesamte Artillerie, also auch die vier weiter zurückgegangenen Batterien, den Gegenstoß unterstützen sollen. Bei der erheblichen Überlegenheit der feindlichen Artillerie kann die Hilfe der vier entfernteren Batterien freilich nur in der Beschäftigung der feindlichen Batterien bestehen. Die beiden anderen Batterien schießen von vornherein dauernd auf die feindliche Infanterie an der gewählten Einbruchsstelle. Ihre ausdrückliche Aufgabe ist es, die Infanterie hier zu lähmen (neutraliser) und das Herankommen von Unterstützungen zu verhindern. Sobald die feindliche Schützenlinie geworfen ist, eilen alle sechs Batterien wieder in ihre früheren Feuerstellungen vor.

Es ist einleuchtend, daß eine derartige Unterstützung der Infanterie, wie sie an beiden Schießtagen von der Artillerie verlangt ist, nur aus offenen Feuerstellungen, die vollste Übersicht gewähren, möglich ist, und daß man sie einnehmen muß, ganz gleich, ob man feindliche Artillerie mit Schilden oder ohne Schilde gegenüber hat. Der Schild spielt hier nicht als Minderer der eigenen Wirkung beim Feinde, sondern

als eigener Schutz eine große Rolle. Hält man solche attaque décisive und solchen retour offensif überhaupt für möglich, dann sind sie jedenfalls um so aussichtsreicher, je besser sie von der Artillerie unterstützt werden, und es ist wohl kaum möglich, sich eine noch intensivere Feuerunterstützung zu denken, als die hier von der französischen Artillerie durchgespielte. Eine derartige Feuerverwendung der Artillerie wird man aber nur dann nachmachen können, wenn man die einzelnen Artillerieführer bis zum Batterie- und Zugführer herab zu größter Selbständigkeit erzogen hat. Alles kommt hier darauf an, den Augenblick zu erfassen und im Einklang mit der Tätigkeit der eigenen Infanterie die volle Feuerkraft des Schnellfeuergeschützes auf die wichtigsten Ziele loszulassen. Eine Feuerleitung seitens des höheren Artillerieführers ist während eines solchen Gefechtsabschnitts unmöglich. Daher dürfte hier die uns sonst so fremd anmutende vorherige eingehende Rollenverteilung bis auf kleinste Einheiten durchaus am Platze sein. Für die Artillerie muß eine solche Aufgabe, die Infanterie durch ihr Feuer an den Feind heranzutragen, sehr schwer sein. Sie kann nur mit einiger Aussicht auf Erfolg übernommen werden, wenn sie gut geübt ist. Aber ihre Lösung würde ehrenvoll sein.

Schwierig, aber auch rühmlich muß fernerhin die Aufgabe einer Batterie sein, die bestimmt ist, dem Feinde als „Köder" hingeworfen zu werden, um seine Artillerie herauszulocken. Auch hierin haben die Franzosen einige Friedenserfahrungen gesammelt, und darum sind die Bemerkungen lehrreich, in denen der Leitende am zweiten Schießtage seine Ansichten über das Verhalten solcher „Köderbatterie" zum Ausdruck brachte.

Die Batterie sollte ganz verdeckt in einem Raum von 200 bis 300 m Breite auffahren; das würden also Geschützzwischenräume von 65 bis 95 m sein. Jedes Geschütz schießt für sich, und zwar immer 4 Schüsse rasch hintereinander, um beim Feinde den Eindruck einer Batteriesalve zu erwecken. Es ist von untergeordneter Bedeutung, auf welches Ziel diese Köderbatterie schießt; es kann Infanterie sein, oder die Höhe, hinter der man die feindliche Artillerie vermutet, oder auch ein beliebiger Streifen im Gelände. Wichtig ist es dagegen, daß diese Batterie ihr Feuer nicht früher eröffnet, als bis die übrigen Batterien in verdeckter Stellung feuerbereit sind, um sofort über die feindliche Artillerie herzufallen, wenn sie sich tatsächlich herauslocken läßt. In der Theorie erscheint dies meist recht unwahrscheinlich, da man annimmt, daß der Feind auf das Auftreten solcher Köderbatterien gefaßt ist und also nicht in solche Falle geht. In der Aufregung des wirklichen Krieges jedoch wird es gewiß häufig vorkommen, daß, wenn sich die einzelne Batterie sehr geschickt benimmt, der Gegner mit Sicherheit zu erkennen glaubt, hierbei keine Falle fürchten zu müssen. Dann wird es sich sicher bezahlt machen, solche vielleicht nur selten vorkommende Sondertätigkeit einer Batterie im Frieden geübt zu haben. Sicherlich erzieht eine derartige Übung zur Selbständigkeit, die um so nötiger wird, wenn es

gilt, die Feuerkraft der Batterie weiter auszunutzen, nachdem sie ihre Aufgabe als „Köder“ erfüllt hat. Sie dann wieder zusammen- und an andere Verbände heranzuziehen, dürfte jedenfalls selten glücken.

Das Schießen am zweiten Tage hat nach Ansicht des Leitenden ferner gezeigt, wie wichtig es ist, immer noch Teile der Artillerie verwendungsbereit in Reserve zu haben, wenigstens solange die Möglichkeit besteht, daß noch neue feindliche Artillerie auftritt. Es ist möglich, daß in Frankreich besondere im Geschützmaterial liegende Gründe die Bedeutung einer Artillerie-Reserve schärfer hervortreten lassen als anderswo. Denn ein Zielwechsel mit erheblicher Änderung der Seitenrichtung ist für die französische Batterie wegen der Verankerung der Geschütze schwierig und zeitraubend. Solange man feuerbereit auf der Lauer lag, dauerte bei dem Geländeschießen die Feuereröffnung auf ein auftauchendes feindliches Artillerieziel kaum eine Minute; als aber eine schon feuernde Batterie ihr Feuer auf feindliche Batterien umlenken mußte, die etwa 500 m weiter seitwärts auftraten, fiel der erste Schuß auf das neue Ziel erst nach 4 Minuten 25 Sekunden. Dagegen hatte bei der artilleristischen Vorbereitung des frontalen Gegenstoßes die Feuereröffnung auf die in die aufgegebene Stellung vorgeeilte feindliche Infanterie und Artillerie wiederum nur 10 bis 20 Sekunden gedauert. Man sieht also, daß die Verankerung der Lafetten schwere Nachteile im Gefolge hat. Sie will zu einem Schnellfeuer-Feldgeschütz eigentlich nicht recht passen. Und doch mußte man sie in Frankreich in Kauf nehmen, denn bei der gewählten hohen Anfangsgeschwindigkeit (530 m gegen 465 m in Deutschland) gelang es nicht, ohne solche Feststellung der Räder ein Stillstehen des Geschützes zu erreichen. General Langlois erzählt in der „Armée et Marine“ vom 15. und 30. März 1907 recht anschaulich, wie die nachträglich aufgestellte Forderung so hoher Anfangsgeschwindigkeit die ursprünglichen Konstruktionsabsichten gestört hat. Man hatte anfänglich daran gedacht, ein Schnellfeuergeschütz herzustellen, das nicht schwerer wäre, als das frühere 80 mm Geschütz der reitenden Batterien, d. h. etwa 1600 kg. Das hätte dann wohl auch die Beweglichkeit gehabt, wie sie anscheinend für die Begleitung des Infanterieangriffs, für Rückzug und Wiedervorgehen auch bei den erwähnten Geländeschießen verlangt worden ist. Das abgeprotzte Geschütz sollte mit Schilden etwa 970 kg wiegen, die Protze 630 kg. Dabei sollte das Geschoß eine Anfangsgeschwindigkeit von 480 m haben. Dies hätte sich zur Zeit der ersten Versuche, d. h. um das Jahr 1886, mit einem Schrapnel von 6,5 kg erreichen lassen. Nun aber wurde während der Vorstudien die Forderung erhoben, die Anfangsgeschwindigkeit solle gesteigert werden, möglichst bis 600 m, das Geschoß aber bei etwa 75 mm Durchmesser annähernd 7 kg wiegen. Diese ballistischen Wünsche ließen sich nur auf Kosten der Beweglichkeit erfüllen. Als Kompromiß ergab sich bei 530 m Anfangsgeschwindigkeit und 7,25 kg Geschoßgewicht ein Geschütz, das abgeprotzt 1135 kg, aufgeprotzt 1885 kg schwer geworden

war. General Langlois nennt dieses Gewicht übertrieben hoch und bezeichnet seine Annahme als einen Fehler. Wenn man freilich berücksichtigt, daß auf der französischen Feldlafette keine Mannschaften sitzen, daß das Geschütz also nur drei Mann fortschafft, so kann man dem fahrenden Geschütz kein wesentlich höheres Gewicht als dem neuen deutschen Rohrrücklaufgeschütz und damit auch kaum geringere Beweglichkeit zusprechen. Wohl aber wird der Gewichtsunterschied der Lafetten nach dem Abprotzen erheblich. Dann wird es deutlich, daß das französische Feldgeschütz zu schwer ist. Alle Bewegungen der Lafette durch Menschenkraft in einem einigermaßen tiefen Boden sind schwierig und zeitraubend, daher müssen Frontveränderungen, wie sie Zielwechsel mit erheblicher Änderung der Seitenrichtung notwendig im Gefolge haben, tunlichst vermieden werden. Hieraus erklärt sich dann zum Teil wohl das Streben, Artillerie-Reserven zum Einsatz gegen neue Ziele möglichst lange aufgeprotzt in der Hand zu behalten. Andererseits wird auch das Vorbringen der Geschütze aus einer verdeckten oder fast verdeckten Stellung in eine offene, damit auf nähere Infanterieziele direkt gerichtet werden kann, mit Anwachsen des Lafettengewichts schwieriger. Es ist nur natürlich, daß deshalb auch das Mittel, Hilfsziele zu benutzen und auf direktes Richten zu verzichten, in der französischen Feldartillerie viel häufiger angewandt wird, als in der deutschen, deren Lafette leichter zu bewegen ist. Ganz allmählich mag dann die größere Übung und Fertigkeit im Schießen und in der Benutzung von Hilfszielen die Bedenken gegen ganz verdeckte Feuerstellungen in Frankreich in den Hintergrund gedrängt haben. Man sah ein, daß man der schießtechnischen Schwierigkeiten Herr werden konnte. Ihre taktischen Vorteile konnten darum mehr und mehr betont und ihre Ausnutzung mehr und mehr Grundsatz werden. Ob diese Anschauung sich auch dann durchgerungen hätte, wenn das Material beweglicher wäre, steht dahin. Die bei den erwähnten Geländeschießen 1904 und 1905 verfolgte Taktik war ganz auf Ausnutzung der Beweglichkeit und der offenen Feuerstellung aufgebaut; es scheint jedoch, als ob die neuerdings mehr bemerkte Verwendung der Geschütze in verdeckter Stellung dem französischen Material mehr gerecht würde.

Daß viele artilleristische Autoritäten weder mit solcher Artillerieverwendung noch mit solch hohem Materialgewicht einverstanden sind, steht fest. Der Kampf zwischen Wirkung und Beweglichkeit dauert auch heute noch an. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn man immer wieder hört, daß in Frankreich an der Konstruktion eines erleichterten Feldgeschützes gearbeitet würde. Der „Spectateur militaire“ vom Juni 1907 behauptet, die Ansicht mehrerer Generale wiederzugeben, wenn er sagt, daß es in einer Zeit der Umfassungstaktik sehr wichtig wäre, um schnell vorwärts zu kommen, „eine leichte Artillerie zu erfinden, die der Infanterie überall folgen kann, ein 75 mm-Geschütz von geringerem Gewicht“. In erster Linie dürfte es sich dabei um ein Geschütz für die reitenden Batterien handeln; es leuchtet ja auch ein, daß besonders der Artillerie der Kavallerie-Divisionen Geschütze von 1885 kg Gewicht Schwierig-

keiten machen müssen. Da die Forderung sehr hoher Anfangsgeschwindigkeit das jetzige Geschütz schwer gemacht hat, wird man vermutlich durch ihre Herabsetzung das Zukunftsgeschütz zu erleichtern suchen. Ob man unter Beibehalt des 75 mm-Kalibers aber bis zu einem Gewicht von 1500 kg kommen wird, wie es oft als wünschenswert für reitende Artillerie bezeichnet ist, erscheint doch noch recht zweifelhaft. General Langlois selbst sucht ja den Ausweg in anderer Richtung; er will wenigstens für die Masse der fahrenden Batterien das jetzige schwere Feldgeschütz beibehalten. Es soll aber durch ein leichtes Schnellfeuergeschütz ergänzt werden, ein Pompom-Geschütz, das nur Aufschlaggeschosse verfeuert. Ein solches Geschütz ist natürlich sehr beweglich, sowohl aufgeprotzt wie abgeprotzt. Es ist zu raschen Zielwechseln und zur schnellen Unterstützung bedrohter Stellen befähigt. Es gehört also auf die Flügel von Artilleriegruppen, zur Artillerie, die den Infanterieangriff begleitet, und zur Artillerie der Kavallerie-Divisionen. Nebenbei soll dieses Granatgeschütz die Aufgabe erfüllen, mit dem genauen Feuer seines Aufschlagschusses die Schilde sichtbarer feindlicher Geschütze zu zertrümmern.

Es ist unbekannt, wie sich die maßgebenden Stellen in Frankreich zu dem Vorschlage Langlois' stellen; daß sie sich ihm anschließen, ist aber nicht sehr wahrscheinlich. Häufig wird als wesentlicher Vorzug eines solchen leichten Geschützes von etwa 5 cm Kaliber angeführt, daß mit ihm die Frage einer starken Munitionsausrüstung und des glatten Munitionsnachschubs leichter zu lösen wäre. Das träfe jedoch nur zu, wenn dies leichte Geschütz das Einheitsgeschütz der Armee würde. Würde es neben dem jetzigen 75 mm-Geschütz eingeführt, gäbe es in der Feldartillerie also wieder zwei verschiedene Kaliber, dann würde gerade der Munitionsnachschub nicht unwesentlich schwieriger werden. Die alten 120 mm-Haubitzen können hier bei der französischen Feldartillerie nicht gut mitgezählt werden, da sie ja im Kriege von der Feldartillerie abgezweigt und der schweren Artillerie des Feldheeres zugewiesen werden. Nun hat freilich auch Deutschland bei Aufstellung der leichten Feldhaubitz-Abteilungen die Nachteile zweier verschiedener Kaliber bei seiner Feldartillerie bewußt in den Kauf genommen, und wenn man in Frankreich, wie es den Anschein hat, die neue kurze 155 mm-Kanone Rimailho zum Teil in die Feldartillerie-Regimenter einstellt, dann hat man auch dort, schon ohne die Pompom-Kanone bei der Feldartillerie zwei verschiedene Geschütze; mit dieser hätte man dann sogar drei verschiedene Kaliber. Bei einer Übung, die in der „Revue d'artillerie" vom März 1907 beschrieben ist, sind allerdings die beteiligten neuen 155 mm-Batterien noch zusammen mit den alten kurzen 120 mm-Batterien als schwere Artillerie der „Armee" aufgetreten; sie wurden erst in der Nacht nach dem ersten Gefechtstage dem Generalkommando zur Verfügung gestellt; dieses ließ sie dann unter Leitung seines Kommandeurs der Artillerie des Armeekorps gegen die Stützpunkte der Einbruchsstelle mitwirken. Das späte Eingreifen dieser schweren Batterien läßt aber auch den Nachteil der Organisation solcher

„Armee-Artillerie" klar in die Erscheinung treten und könnte die im „Spectateur militaire" ausgesprochene Ansicht über schwere Artillerie des Feldheeres unterstützen: „In der Schlacht ist es mehr als wahrscheinlich, daß man sie in 99 von 100 Fällen niemals im erwünschten Augenblicke zur Hand haben wird." Aus solchen Erwägungen heraus könnte man daher wohl dazu kommen, die neuen beweglichen 155 mm-Geschütze der Feldartillerie der Armeekorps anzugliedern. Im übrigen fällt bei den in der „Revue d'artillerie" beschriebenen vier Übungen im Gelände, die im Jahre 1906 stattgefunden haben, zweierlei besonders auf: die starke Betonung des Kampfes „Artillerie gegen Artillerie", von dem man doch nach französischem Vorbilde nun auch in Deutschland vielfach nichts mehr wissen will, und die Leichtigkeit, mit der man die Truppenverbände zerreißt, sobald die artilleristische Feuerleitung dabei gewinnt und einfacher wird.

Bei der ersten Übung handelt es sich um ein Begegnungsgefecht, der Feind hat einen Vorsprung in der Artillerieentwicklung. Trotzdem eröffnet die Artillerie-Abteilung der Avantgarde das Feuer auf die feindliche Artillerie nur mit zwei Batterien und beauftragt eine Batterie mit der Unterstützung der Infanterie. Das rächt sich sofort: unter dem überlegenen Feuer der feindlichen Batterien muß die Artillerie der Avantgarde das Feuer einstellen und sich vorübergehend dicht hinter den Schilden decken. Erst als die andere Abteilung der Divisionsartillerie heran ist und das Feuer aus verdeckter Stellung gegen die feindliche Artillerie eröffnet, kann auch die Avantgardenartillerie wieder das Feuer aufnehmen. Aber auch jetzt noch wird man der feindlichen Batterien nicht Herr; die der Division beigegebene „fraction" (das ist die Hälfte) der Korpsartillerie muß auch noch in den Artilleriekampf eingesetzt werden; erst jetzt erkämpft man die Freiheit wieder, zwei Batterien mit der direkten Unterstützung der Infanterie zu beauftragen. Der Feind greift an; die Division entschließt sich, mit einem Regiment einen Gegenangriff zu machen und es durch zwei reitende Batterien begleiten zu lassen. Es ist dabei auffallend, daß die eine der beiden reitenden Batterien ihr Feuer nicht auf die feindliche Infanterie richtet, sondern auf eine diese begleitende Batterie, trotzdem letztere auch noch von der in Stellung gebliebenen Artillerie unter Feuer genommen wird.

Am zweiten Übungstage wird die Fortsetzung eines durch die Nacht unterbrochenen Gefechts dargestellt. Als die feindliche Artillerie das Feuer wieder aufnimmt, sind beide Divisionsartillerien schon in Stellung. Alle ihre Batterien und nun auch die der gesamten Korpsartillerie werden gegen die feindliche Artillerie eingesetzt, so daß es zu einem regelrechten Kampf um die artilleristische Feuerüberlegenheit kommt. Keine Batterie der Feldartillerie feuert auf die feindliche Infanterie; nur die mittlerweile herangezogene schwere Artillerie des Feldheeres wird gegen die Stützpunkte der feindlichen Infanteriestellung eingesetzt. Auch später zur Vorbereitung des entscheidenden Infanterieangriffs werden nur sechs Feldbatterien mit dem Feuer auf

die feindlichen Schützenlinien beauftragt; alle anderen Batterien des Armeekorps feuern weiter auf die feindliche Artillerie. Erst während der Durchführung des Angriffs erhalten noch fünf Batterien die feindliche Infanterie als Ziel; davon werden zwei Batterien zur Begleitung der Angriffstruppen bestimmt, und je eine wird mit den Vorbereitungen zur sofortigen Abwehr eines feindlichen Gegenangriffs auf die rechte oder linke Flanke der angreifenden Brigade beauftragt. (Dieser artilleristische Flankenschutz jeder mit der Durchführung eines Sturmangriffs betrauten Truppe scheint fast zum Schema geworden zu sein). Dabei ist immer noch die Hälfte der Batterien des Armeekorps auch während des entscheidenden Infanterieangriffs im Feuer auf die feindliche Artillerie verblieben; sie hatten gleichzeitig den Auftrag, das Gelände zu überwachen, wo etwa jetzt noch neue feindliche Batterien auftreten könnten.

Wenn man die hier geübte Feuerverteilung mit den im Anfang behandelten Geländeschießen vergleicht, so erkennt man deutlich, wieviel mehr Bedeutung der feindlichen Artillerie beigemessen wird, wieviel weniger man damit rechnet, sie rasch abtun und dann nur mit schwachen Kräften weiter niederhalten zu können. Bei den Geländeschießen 1904 und 1905 schien man noch in erster Linie zu fragen, wieviel Batterien müssen auf die feindliche Infanterie feuern? Der Rest wird dann schon mit der gegnerischen Artillerie fertig werden. Bei den besprochenen Übungen 1906 dagegen fragt man, wieviel Geschütze werden gegen die feindliche Artillerie gebraucht und wieviel können dann allenfalls zur Unterstützung der Infanterie frei gemacht werden? Nach denselben Gesichtspunkten wird die Artillerie auch am dritten und vierten Übungstage verwandt; einmal werden von zwölf vorhandenen Batterien elf gegen die feindliche Artillerie eingesetzt; ein anderes Mal sind wieder die Batterien der Avantgarde in überlegenes Artilleriefeuer geraten, und nun wird alles, was an Artillerie vorhanden ist, nacheinander, sobald es heran ist, auch gegen die feindliche Artillerie in Stellung gebracht; erst soll die ganze Divisionsartillerie, dann auch die zugeteilte „fraction“ der Korpsartillerie den „Kampf mit der feindlichen Artillerie“ aufnehmen; nur eine Batterie der letzten Gruppe muß dann schließlich notwendigerweise auf gegnerische Infanterie feuern. Man könnte ja nun glauben, daß diese stärkere Betonung des „Artilleriekampfes“ eine ziemlich vereinzelte Privatansicht des Leiters der Übungen gewesen wäre, des damaligen Kommandeurs der 19. Feldartillerie-Brigade, General Goiran, der jetzt die 25. Division in St. Etienne befehligt. Dann ist es jedenfalls merkwürdig, daß gleichzeitig in einem anderen Artikel, der sich mit der Art der Abhaltung von Schießübungen befaßt, ein Oberstleutnant der Artillerie des XII. Armeekorps, Potel, ebenfalls den „Artilleriekampf“ hervorhebt. Er läßt bei einem Abteilungsschießen den Kommandeur auf höheren Befehl seine Avantgardenabteilung in eine „Infanterie-Batterie“ und zwei „Batterien gegen Artillerie“ gliedern. Diese Teilung der Aufgaben wird verfügt, ehe der Feind Artillerie gezeigt hat, und sie bewährt sich auch so lange, als der Feind nur unterlegene Artillerie entwickelt. Als

aber eine ebenbürtige Geschützzahl beim Gegner auftritt, da müssen alle drei Batterien sich gegen sie wenden: „auch die als Infanterie-Batterie abgeteilte Batterie muß am Artilleriekampf teilnehmen, denn wenn dieser Kampf sich bis zu solchem Grade zuspitzt, der Infanteriekampf dagegen noch in den Anfangsstadien ist, dann gibt es keine ständige Infanterie-Batterie; zuerst muß die feindliche Artillerie zum Schweigen gebracht werden; das ist zu dieser Zeit das einzige Mittel, um sich den Erfolg zu sichern." Diese Auffassung entspricht durchaus den Bestimmungen des deutschen Artillerie-Reglements, wonach es bei der Wahl der Ziele kein Schema geben darf, sondern jedesmal die Lage entscheidet, ob man die eigene Infanterie besser durch Feuer auf die Artillerie oder auf die Schützenlinien des Feindes unterstützen kann. Aber es ist doch sonderbar, daß zu gleicher Zeit, wo in Deutschland der Gedanke an das zuerst durchzuführende Artillerieduell, d. h. der Glaube an die Notwendigkeit der Erkämpfung der artilleristischen Feuerüberlegenheit vor Beginn des Infanterie-Angriffs glücklich aufgegeben ist, daß da in Frankreich hier und da gerade dem vorherigen Niederringen der feindlichen Artillerie anscheinend wieder größere Bedeutung für den Gefechtsausgang beigemessen wird.

Man könnte daraus vielleicht die Lehre ziehen, daß dem vielseitigen, schildgeschützten Rohrrücklaufgeschütz keine Verwendungsart ganz zu widersprechen scheint. Es kann seine Schuldigkeit als gut und genau schießende Fernkampfwaffe auch dann tun, wenn es nach Art seiner langsamer feuernden Vorgänger in Massen eingesetzt wird, um die feindliche Artillerie zum Schweigen zu bringen. Freilich scheint es, als ob seine Fähigkeiten als Schnellfeuerwaffe besser ausgenutzt würden, wenn die Umstände gestatten, es mehr in kleinen Gruppen zum Feuern zu bringen. Auch für diese Art der Verwendung gibt Oberstleutnant Potel einen ganz lehrreichen Fingerzeig in seinen Bemerkungen über die wünschenswerte Taktik der „Infanterie-Batterie". Sie soll nicht unter ihrem Batteriechef geschlossen bleiben, sondern sich gewissermaßen in vier kleine Batterien unter je einem Offizier zerlegen, jede aus einem Geschütz und drei Munitionswagen bestehend. Diese „Geschützbatterien" scheiden aus der höheren Feuerleitung aus; sie verteilen sich über einen weiten Raum mit oft mehreren hundert Metern Zwischenraum und handeln ganz selbständig, nur nach dem einen Gesichtspunkt, die Infanterie überall und jederzeit so gut als irgend möglich zu unterstützen. Hier hätte man also einen Anhalt für die Art, wie eine bei Gefechtsbeginn als „Köder" eingesetzte Batterie ihre verstreuten Geschütze im weiteren Gefechtsverlaufe zu nutzbringender Tätigkeit bringen könnte. Zweifellos sind solche kleinen „Geschütz-Batterien" sehr beweglich, auch sehr schwer zu sehen und deshalb schwer zu bekämpfen, wenn sie erst in Stellung sind. Es mag auch wahr sein, wie Oberstleutnant Potel meint, daß sie es nötigenfalls auch der Avantgardeninfanterie erleichtern würden, ein Gefecht wieder abzubrechen. Aber die Gefahr, die solch Zerreißen der Verbände mit sich bringt, ist doch nicht zu unterschätzen. Solange

man für jedes Geschütz einen Offizier hat, und solange dieser am Leben bleibt, mag es noch gehen; aber auch dann sind wohl die Bedenken gegen ein derartiges Ausderhandgeben von Batterien schon beim Beginn eines Gefechts und damit für seinen ganzen Verlauf noch recht erheblich. Etwas anderes ist es, wenn man in der Krisis des Gefechts zur Begleitung des Infanterieangriffs einzelne Geschütze vorwirft.

In dem von Oberstleutnant Potel angeführten Beispiel sind überdies diese Geschütze schon im Laufe des Gefechts „einzeln" geworden; sie gehören da zu den im Artilleriekampf außer Gefecht gesetzten. Nun sind sieben solche Geschütze notdürftig wiederhergestellt; gleichzeitig kommt der Befehl, daß Artillerie zur Begleitung der Infanterie vorgehen soll. Da ist es wohl begreiflich, daß der Regimentskommandeur hierfür diese sieben einzelnen Geschütze bestimmt. Er gibt jedem einen Offizier oder „guten" Unteroffizier als Führer, setzt sie auf die gesamte Front des Angriffs verteilt an und bricht dann, selbst an ihrer Spitze, mit ihnen aus der Deckung vor. Jedes Geschütz eilt so weit vorwärts, als es nur irgend kommen kann, und feuert dann auf den ihm gegenüberliegenden Teil der feindlichen Schützenlinie. Wenn man dabei voraussetzt, daß jedes Geschütz wenigstens seinen Munitionswagen bei sich hat, so kann man dies Verfahren wohl für kriegsmäßig halten und auch für zweckmäßig, bis auf das Mitvorjagen des Regimentskommandeurs; dieser hat doch wohl auch in diesem Stadium des Gefechts noch wichtigere Aufgaben. Das deutsche Feldartillerie-Reglement erkennt das Auftreten einzelner Züge und Geschütze nur in seltenen Ausnahmefällen als gerechtfertigt an. Regel ist, daß die Batterie als taktische Einheit geschlossen und fest in der Hand ihres Führers bleibt. Das Reglement gesteht wohl zu: „Unter Umständen kann das feindliche Feuer dazu zwingen, deckungslose Strecken zug- oder geschützweise zu überschreiten." Aber hier wird dann damit gerechnet, daß in der nächsten Deckung, oder spätestens in der neuen Feuerstellung die Batterie sich wieder zusammenfindet, und daß damit die Selbständigkeit der einzelnen Züge und Geschütze wieder aufhört. Im Gegensatz dazu geht Oberstleutnant Potel sogar so weit, die Teile einer einzelnen Batterie selbst dann ziemlich selbständig schießen zu lassen, wenn die Batterie vereinigt in Feuerstellung steht. Er läßt den Batterieführer dann mehr die Tätigkeit eines höheren Artilleriekommandeurs ausüben, der seine Offiziere oder einen alten, gewandten Unteroffizier mit Zügen oder einzelnen Geschützen auf kleinere Infanterieabteilungen und Schützenlinien schießen läßt. Er selbst bleibt aber möglichst lange frei, um sich die Fähigkeit zu erhalten, der Gefechtsentwicklung folgen und jeder Veränderung der Lage rasch Rechnung tragen zu können. Erst wenn es gilt, feindliche Artillerie zu bekämpfen, zögert der Batteriechef nicht länger, seine Truppe wieder in die Hand zu nehmen und die Batterie nach seinem Kommando einheitlich feuern zu lassen. In Deutschland ist dagegen grundsätzlich die Batterie die Feuereinheit und der Batteriechef der Schießende.

Wenn irgend angängig, wird man auch die höheren Verbände, die Abteilung

und das Regiment, nicht aus Gründen der Feuerleitung zerreißen. Denn einen großen Teil der in mühsamer Friedensarbeit erreichten Geschicklichkeit im Zusammenwirken würde man damit wieder aufgeben. Anders in Frankreich. Dort scheint man geradezu Wert darauf zu legen, immer wieder bei neuer Zielverteilung auch neue Feuerverbände zu schaffen; darauf deuten zahlreiche Nachrichten hin, und auch die Übungen des Generals Goiran sowie die Abhandlung des Oberstleutnants Potel sprechen für diese Auffassung.

Gewiß, wenn eine Teilung der Artillerie sich durch das Gelände ergibt, dann wird man auch in Deutschland mit der französischen Auffassung einverstanden sein, für die Feuerleitung entsprechende Artilleriegruppen zusammenzufassen. So teilt bei General Goiran am zweiten Übungstage ein Bach die Front der Artillerie des Armeekorps; nördlich und südlich sind die Batterien je einer Division entwickelt. Als nun die Korpsartillerie eingesetzt wird, fahren nördlich des Baches drei Abteilungen, südlich nur eine reitende Abteilung auf. Letztere tritt unter die Befehle des Kommandeurs der dortigen Divisionsartillerie; nördlich des Baches dagegen übernimmt der „Kommandeur der Artillerie des Armeekorps" selbst die Feuerleitung der gesamten dortigen Artillerie. Der einzige Verband, der zerrissen ist, ist eine „fraction" (= zwei Abteilungen) der Korpsartillerie; dieser Verband soll aber seinem Wesen nach überhaupt mehr ein wirtschaftlicher zu Verwaltungszwecken, als eine taktische Kampfeinheit sein. Im Gefechtsstreifen jeder Division handelt die Artillerie jetzt unabhängig von der andern. Es ist also im großen ein Kommandoverhältnis erreicht, wie es in Deutschland die Regel bildet, wo der kommandierende General nur in besonderen Fällen den ältesten Feldartillerie-Brigadekommandeur mit der einheitlichen Feuerleitung der gesamten Artillerie des Armeekorps beauftragt (383 Ex. R. f. d. Fa.). Vielleicht hätte an dem Übungstage solch ein „besonderer Fall" vorgelegen. Als nämlich nunmehr die Division südlich des Baches, da wo nur drei Abteilungen entwickelt waren, den Befehl zum entscheidenden Angriff erhielt, wurde dem „Kommandeur der Artillerie des Armeekorps" befohlen, diesen Angriff mit der gesamten Korpsartillerie und noch einer Abteilung der Divisionsartillerie der Division nördlich des Baches zu unterstützen.

Der Verband eines Divisionsartillerie Regiments wird also zerrissen; $1^1/_2$ Divisionsartillerien und die ganze Korpsartillerie erhalten einen einheitlichen, kurzfristigen Auftrag: die Unterstützung des entscheidenden Angriffs der Infanterie einer Division. Einheitliche Leitung des Feuers dieser Artilleriemasse hätte sich jetzt gewiß empfohlen; trotzdem bleibt die Trennung durch den Bach entscheidend: das Generalkommando befiehlt dem Kommandeur der Artillerie des Armeekorps nur, die zur Unterstützung des Angriffs aus der Gegend nördlich des Baches mitwirkende Artillerie unter seiner unmittelbaren Feuerleitung zusammenzufassen. Der Machtbereich dieser Führerstelle wird also in diesem Augenblick nicht nochmals erweitert, sondern verringert; eine Abteilung der Divisionsartillerie nördlich des Baches wird

selbständig; der Regimentskommandeur der Divisionsartillerie muß somit anderweitig beschäftigt werden. Bedenklicher aber ist es, daß der Kommandeur der angreifenden Division nun seiner Divisionsartillerie bestimmt befiehlt, wohin sie feuern soll, dem Kommandeur der Artillerie des Armeekorps aber nur die beabsichtigte Art und Form seines Angriffs, später auch die Wahrscheinlichkeit eines bevorstehenden feindlichen Gegenangriffs mitteilt, damit er danach von nördlich des Baches her die artilleristische Feuerunterstützung leiten kann. So kommt es, daß zunächst acht Batterien südlich des Baches und fünf nördlich auf die Artillerie im Gefechtsstreifen der angreifenden Division feuern. Wie sollen deren Zielräume abgegrenzt werden, damit die Schüsse auseinandergehalten werden können? Es ginge noch, wenn es so gemacht würde, wie Oberstleutnant Potel einmal empfiehlt, daß nämlich die nördlichste Batterie der Artillerie südlich des Baches auf der kurzen Gabelentfernung gegen ihr Ziel mehrere durch längere Pausen geschiedene Salven abgäbe, um so, wie mit einem Finger, auf das Ende des Zielraums der Südartillerie hinzuweisen. Wie aber, wenn etwa ein Kreuzen des Feuers, an das bei anderen Übungen so oft gedacht wird, hier im großen zweckmäßig wäre? Dann käme man doch wohl kaum ohne einheitliche Feuerleitung aus.

Sehr häufig haben die Batterien derselben Abteilung verschiedene Ziele, zwei Batterien feuern auf Artillerie und eine auf Infanterie, oder umgekehrt. Gewiß ist es anzustreben, wenn man von sechs auf Artillerie feuernden Batterien z. B. zwei auf Infanterie übergehen lassen muß, diese beiden Batterien derselben Abteilung zu entnehmen, um die andere geschlossen zu behalten. Aber das läßt sich nicht immer machen, und auch bei den Übungen des Generals Goiran kommt es mehrfach vor, daß von zwei nahe beieinander stehenden Abteilungen z. B. je zwei Batterien auf Infanterie, je eine auf Artillerie feuert. Sollte man in einer solchen Lage wohl wirklich gut tun, den Abteilungsverband der Kriegsgliederung rasch aufzugeben und nun wieder neu unter dem einen Abteilungskommandeur die auf Artillerie feuernden Batterien, unter dem andern die gegen die Infanterie eingesetzten zusammenzufassen? Bei den anfangs erwähnten Geländeschießen aus den Jahren 1904 und 1905 ist es vorgekommen, und auch Oberstleutnant Potel hält es in vielen Lagen für praktisch; ja er meint geradezu, daß man vielleicht nicht oft genug daran dächte, einzelne Batterien ihren Abteilungskommandeur tauschen zu lassen, was doch im Laufe des Gefechts häufig vorkommen könnte. Als Beispiel führt er dazu eine Divisionsartillerie an, die mit je einer Abteilung auf Avantgarde und Gros verteilt ist. Die Avantgardenabteilung hat zuerst auf Infanterie und Artillerie gefeuert. Als nun die Abteilung des Gros herankommt und die Avantgardenabteilung zur Infanterieunterstützung mit vorgehen soll, da schlägt er vor, doch lieber eine Batterie der Avantgarde, die bisher schon auf Artillerie gefeuert hat, stehen und zur andern, ankommenden Abteilung übertreten zu lassen und dafür von der Abteilung des Gros eine Batterie zur

Infanterieunterstützung an die Avantgardenabteilung abzugeben. Für den Augenblick und für den nächstliegenden Zweck, hier für den glatteren Verlauf des Feuers auf die feindliche Artillerie, mag eine solche Maßnahme ja wohl einmal zweckmäßig sein; aber ob sie sich im weiteren Gefechtsverlaufe nicht rächen wird, ist doch noch fraglich. Bei der jetzigen Waffenwirkung spielt die durch Friedensarbeit erreichte leichte Verständigung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, zwischen Führer und Truppe auch bei der Artillerie eine große Rolle, weil man bei der Einnahme der Feuerstellung und bei der Feuerleitung kaum noch ohne Winke und verabredete Zeichen auskommen kann.

General Goiran scheint freilich noch viel vom schriftlichen Feuerbefehl zu erwarten: denn er sagt schon bei der Besprechung seines ersten Übungstages, der ihm erwünschte Gelegenheit zur Übermittlung vielfacher Befehle gegeben hat: „Die Übung hat erlaubt, sich über die Schwierigkeiten Rechenschaft zu geben, die man auf dem Schlachtfelde antreffen wird, und hat den Vorteil der Anwendung schriftlicher Befehle über jede andere Art der Mitteilung klar hervortreten lassen, wenigstens für die höheren Stellen."

Wenn diese Einschränkung die Befehle und Meldungen betrifft, die zwischen den Artilleriekommandeuren und -Führern ausgetauscht werden, deren Beobachtungsstellen außerhalb der eigentlichen Feuerlinie liegen, so kann man die Möglichkeit schriftlichen Verkehrs wohl zugeben; immerhin ist aber auch zu berücksichtigen, daß viel Zeit verbraucht wird. Überall da aber, wo ein Feuerbefehl an eine in Feuerstellung befindliche Batterie gerichtet ist, die nicht völlig verdeckt steht, sondern selber das Feuer feindlicher Geschütze oder feindlicher Infanterie zu ertragen hat, dürfte die Übermittlung schriftlicher Befehle leicht versagen. Hier würden Telephon und Winkerflaggen doch bessere Dienste leisten. Von beiden aber hören wir bei allen erwähnten Geländeschießen und Übungen nichts. Ja, auch in Berichten über größere Truppenübungen und Manöver, in denen viel von den ganz verdeckten Stellungen der Artillerie die Rede ist, wird fast nie ein anderes Verbindungsmittel zwischen der Beobachtungsstelle und der entfernten Batterie erwähnt, als die menschliche Stimme. Geschickt verteilte und sich versteckende Zwischenposten rufen die Feuerbefehle dem ältesten Offizier in der Batterie zu. Bei guter Übung mag dies im Frieden gehen; aber ob es auch im Getöse platzender feindlicher Artilleriegeschosse ein sicheres Verbindungsmittel ist, kann wohl bezweifelt werden. Man müßte eigentlich annehmen, daß die französische Artillerie, die schon so viel länger als die deutsche die Ausnutzung ganz verdeckter Feuerstellungen übt, auch in der Ausgestaltung der dafür nützlichen technischen Hilfsmittel einen Vorsprung hätte. Statt dessen scheint es, daß, abgesehen von gelegentlich versuchten Beobachtungsleitern, solche technischen Hilfsmittel in der französischen Feldartillerie bisher nur wenig zur Geltung kamen. Und doch werden sie zweifellos um so bessere Dienste leisten, je mehr man sich im Frieden mit ihnen vertraut macht, je besser man ihre Eigenarten kennen lernt und je gründlicher man ihr Bedienungspersonal ausbildet.

Gewiß kann man auch anderer Ansicht sein und gerade darin einen großen Vorzug sehen, wenn die Friedensausbildung nicht durch technische Hilfsmittel erleichtert wird, die im Kriege möglicherweise versagen. In der „Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung“ war sogar zu lesen, daß es „eine schwere Verirrung“ sei, zu glauben, „daß Führung und Truppe mit all den Hilfsmitteln zur Unterhaltung der Verbindungen ausgerüstet sein muß, welche der erfinderische Geist unserer Zeit zutage fördert (Telephon, Telegraph, Funkentelegraphie, Winkerflaggen, Brieftauben usw.)“, daß auch „aus der Befolgung der Theorie über den Gebrauch moderner Verbindungsmittel in der Schlacht die allerverderblichsten Folgen für die Friedenserziehung der Truppenführer emporwachsen, und daß dieses sich unabwendbar auf das ganze Gebiet der Truppenerziehung und Ausbildung überträgt.“ Es wäre ja möglich, wenn auch wenig wahrscheinlich, daß die französische Feldartillerie, aus solchen Anschauungen heraus, absichtlich auf technische Verbindungsmittel verzichtete. Andererseits wird der Schießdienst nun einmal mit der Vervollkommnung des Geschützmaterials und der Verbesserung aller Richtinstrumente etwas verwickelter als früher. Bedeutende Leistungen wird man heute um so eher erreichen, wenn man sich für die schwierigeren Tätigkeiten Spezialisten ausbildet. Die Franzosen selbst haben ja gewissermaßen den ersten Schritt auf diesem Wege getan, indem sie durch Einführung der unabhängigen Visierlinie ihren Richtkanonier von allen rein mechanischen Arbeiten befreiten; nun konnte von ihm auf seinem eigentlichen Gebiet besonderes verlangt werden. In ähnlicher Weise werden vielleicht demnächst die Telephonisten und Winker als Spezialisten in ihrer Tätigkeit für das gesamte Schießen der Batterie eine besondere Bedeutung gewinnen, wie der Richtkanonier für das einzelne Geschütz. Das Exerzier-Reglement für die deutsche Feldartillerie spricht an verschiedenen Stellen von Befehlsübermittlung durch Winke und Fernsprecher; aber die dafür nötigen Mannschaften werden noch nicht als Spezialisten behandelt; der ganze Verbindungsdienst wird noch nicht, als etwas Besonderes, organisatorisch zusammengefaßt.

Die amerikanische Feldartillerie.

Erheblich weiter sind hierin die Amerikaner gegangen. Sie haben in den „Zusätzen zum Exerzier-Reglement für die Feldartillerie vom Jahre 1905“, die Ende Juli 1906 herausgegeben sind, den Aufklärungs-, Verbindungs- und Signaldienst ganz besonders eingehend behandelt. Bestimmte Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften sind in der Truppe für diesen Dienst vorgesehen und werden in ihm abteilungsweise besonders ausgebildet. In jeder Batterie gibt es einen Signaltrupp von 1 Unteroffizier und 4 Mann, einen Unteroffizier als Verbindungsmann zwischen Batterie und Abteilungskommandeur und außerdem einen Unteroffizier mit 1 oder 2 berittenen Gemeinen als Aufklärer. Der Signaltrupp richtet Fernsprechverbindungen oder Verbindungen durch Winkerflaggen ein und bedient sie. Der Unteroffizier dieses Trupps, der Telephonunteroffizier, ist für den ordnungsmäßigen Betrieb auf den Ver-

bindungen innerhalb der Batterie verantwortlich. Wie mit diesen Signaltrupps der Batterien die Verbindungen innerhalb der Abteilung oder im Regiment hergestellt werden sollen, bestimmt der in jedem Regiments- und Abteilungsstabe als Gehilfe des Adjutanten anwesende Oberwachtmeister. Das Material für umfangreichere Telephonverbindungen wird auf dem „Draht- und Instrumentenwagen“ jedes Abteilungsstabes mitgeführt. An Personal zur Ausnutzung der hergestellten Verbindungen ist bei jeder Abteilung dauernd ein Sergeant zur Verbindung mit dem Regimentsstabe abgeteilt, beim Regiment zur Verbindung mit dem nächsthöheren Artillerie- oder Truppenführer ein Offizier. Ihre Tätigkeit entspricht der eines Ordonnanz- und eines Nachrichtenoffiziers: sie übermitteln ihrer Truppe Befehle und halten die höhere Stelle über die Tätigkeit und die Lage der Truppe auf dem laufenden. Bei jeder Batterie ist ein Offizier als Erkundungs- und Signaloffizier eingeteilt; bei den Stäben sollen die Adjutanten diesen Dienst versehen, und sie können das auch wohl leisten, da z. B. allein in einem Abteilungsstabe außer dem Adjutanten (Hauptmann) noch ein Leutnant, ein Oberwachtmeister, ein Sergeant und ein Hornist vorhanden sind.

Die Tätigkeit der Aufklärer ist nun so gedacht, daß sie nicht etwa batterieweise verzettelt, sondern abteilungsweise einheitlich eingesetzt werden. Zu besonders wichtigen Aufgaben sollen sie zusammen als Artilleriepatrouille unter einem Erkundungsoffizier verwandt werden. In der Regel werden die Aufklärer beim Vormarsch den vordersten Truppenteilen der Avantgarde angeschlossen, damit sie Zeit haben, bis die Artillerieführer zu persönlicher Erkundung der Stellung und des Zielraumes vorkommen, schon die für das Auffahren der Batterien und die erste Feuerverteilung wichtigen Beobachtungen über den Feind und über das Gelände zu machen. Im Gefecht sollen sie dann über Stellung und Stärke des Feindes genauere Nachrichten liefern, die Wirkung der eigenen Artillerie beobachten und sich und ihre Dienststelle dauernd über die Lage bei der Infanterie unterrichten. Dazu wird ein Teil der Abteilungsaufklärer sich mit einem Erkundungsoffizier vorn in der Schützenlinie aufhalten; zwischen ihm und der Truppe wird dann Telephon- oder Winkerverbindung hergestellt. Der Artillerieführer selbst wird dadurch nicht der Pflicht enthoben, sich auch durch eigene Wahrnehmung ein Bild von dem Bedürfnis der Infanterie nach artilleristischer Feuerhilfe zu machen. Ob es aber einfach „eine Lächerlichkeit ist“, wie in der „Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung“ ausgeführt wird, „zu glauben, daß er darüber durch artilleristische Aufklärungspatrouillen, die er nach vorne gesendet hat, auch nur einigermaßen brauchbar unterrichtet werden könne,“ das ist doch wohl noch zweifelhaft. Die Amerikaner scheinen jedenfalls anderer Ansicht zu sein. Ein weiterer Teil ihrer Aufklärer wird sowohl im Gefecht, als auch schon auf dem Vormarsch mit der Nahaufklärung zur Sicherung der Flanken der Artillerie beauftragt. Für alle diese Aufgaben enthalten die „Zusätze zum Exerzier-Reglement“ recht eingehende Anweisungen. Die Hauptsache aber ist doch wohl, daß das gesamte Personal,

das für Verbindung, Signaldienst und Aufklärung bestimmt ist, gemeinsam unter Leitung der Adjutanten für seine Gefechtstätigkeit ausgebildet wird, und noch wichtiger ist es, daß es überhaupt vorhanden ist. Auch in der deutschen Feldartillerie werden schon seit vielen Jahren die Aufgaben der „Artilleriepatrouille“ geübt und Ordonnanzoffiziere und Reiter zur Verbindung mit allen möglichen Dienststellen entsandt. Aber stets kann das nur auf Kosten des Dienstes in den Batterien selbst geschehen, denen auf diese Weise zahlreiche Offiziere und Unteroffiziere — und meist die umsichtigsten — mit vielen guten Pferden entzogen werden. Es ist daher nicht erstaunlich, daß erfahrene Batteriechefs dem Aufklärungs- und Verbindungsdienst, dessen Notwendigkeit sie sehr wohl einsehen, doch nur geringe Begeisterung entgegenbringen, weil ihnen mit den hierfür verwendeten Offizieren und Unteroffizieren (Geschützführer) wichtige Organe für den Dienst in der Batterie selbst verloren gehen. Aus diesem Grunde wird hierin wohl noch nicht das geleistet, was für eine tadellose Mitwirkung der Artillerie im Kriege wünschenswert ist. Dies würde sich mit einem Schlage ändern, wenn der Etat der Batterie um einige Unteroffiziere, Mannschaften und Pferde erhöht würde. Dann könnte sie sich, wie die amerikanische Batterie, einen besonderen „Signaltrupp“ und besondere „Aufklärer“ und „Verbindungsleute“ ausscheiden und ausbilden zum Nutzen ihrer Tätigkeit im Kriege, wo noch immer das Personal ausschlaggebender war als das Material.

Über dieses Material gehen außerdem die Ansichten sehr auseinander. Oft wird Telephon-, oft Winkerverbindung bessere Dienste leisten, jedenfalls ist es gut, wenn man mit beiden Hilfsmitteln ausgerüstet und ausgebildet ist. Immer wieder tauchen in Zeitschriften auch Vorschläge auf, wie man bei der Artillerie am zweckmäßigsten die wenigen, aber stets wiederkehrenden Mitteilungen und Befehle abkürzen und in Sehzeichen umsetzen könnte. Hierin wird wohl jede Truppe ihre eigenen Erfahrungen sammeln müssen und demgemäß ihr Winkerpersonal einspielen. Allgemeine Anweisungen dürften sich kaum für einen solchen Dienstzweig empfehlen. Er muß nur schnell und sicher arbeiten, und das wird umsomehr der Fall sein, je einfacher sich eine Kontrolle der gegebenen Zeichen durchführen läßt. Hierfür scheint ein in Holland geübtes Verfahren praktisch zu sein. Ein Winker steht bei dem Batterieführer und einer in der Nähe des Flügels der Batterie. Letzterer steht so, daß er von allen Geschützen und vom Batterieführer, dem er den Rücken zukehrt, gesehen werden kann. Alle Kommandos des Batterieführers werden nun von seinem Winker in Zeichen umgesetzt; ein Offizier oder Unteroffizier auf dem Flügel der Batterie nimmt sie auf und gibt sie mit der Stimme wieder, worauf der Winker bei der Batterie sie in Zeichen umsetzt. Da alle Geschütze und der Batterieführer diese Zeichen sehen können, so wird einerseits ein Nachkommandieren innerhalb der Batterie überflüssig, was bei heftigem Wind und großen Geschützzwischenräumen nicht immer einfach ist, jedenfalls die Ruhe in der Batterie nicht fördert, andererseits er-

führt der Batterieführer, was nun in der Batterie kommandiert ist. Besteht zwischen der Beobachtungsstelle des Batterieführers und der Batterie keine Augenverbindung, dann müssen Zwischenposten eingeschoben werden. Ihre Zahl wird aber bei Übermittlung sichtbarer Zeichen wohl immer geringer sein können, als wenn man gerufene Kommandos durch die Stimme von Zwischenposten weitergeben müßte.

Die eingehendsten Erfahrungen in der Anwendung des Signalwesens hat wohl die englische Armee. Man hat den Wert dieser Art der Nachrichtenübermittlung klar erkannt und systematisch geregelt Dabei geht der Winkerdienst mit Telephon und Telegraph Hand in Hand. Auf einer besonderen Schule in Aldershot werden für jedes Infanterie-Bataillon, für jede Eskadron eine Anzahl Leute als Spezialisten im Winken ausgebildet. Sie lernen sowohl den Dienst mit Winkerflaggen wie mit der Signallampe. Allen höheren Stäben werden kleine Trupps solcher ausgebildeter Winker unter dem Kommando von Offizieren und älteren Unteroffizieren zugeteilt. Daneben verstehen alle Offiziere und Unteroffiziere sowie ein großer Teil der Mannschaften den Dienst mit Winkerflaggen. Bei der Artillerie und den technischen Truppen ist fast jeder Mann darin ausgebildet. Die englische Feldartillerie.

Soll der Winkerdienst wirklich nützen, so muß er eben Allgemeingut der Armee geworden sein, sonst werden häufig im entscheidenden Augenblicke die Signalverständigen nicht zur Stelle sein. In England ist dieser Standpunkt ziemlich erreicht. Die Winkerverbindung arbeitet gut und wird deshalb auch gern und viel angewendet.

Bei der in England üblichen Verwendung der Artillerie ist diese Einrichtung besonders notwendig.

Zusammenhängende Artillerielinien kennt man nicht, man findet einzelne Abteilungen auf dem ganzen Gefechtsfelde. Selbst einzelne Batterien stellt man ebenso, wie neuerdings in Frankreich, räumlich getrennt auf. Trotzdem wird eine einheitliche Feuerleitung angestrebt.

Um die Nachrichtenübermittlung zwischen den getrennten Teilen einwandsfrei sicher zu stellen, sucht man mindestens zwei verschiedene Verbindungen aufrechtzuerhalten. Neben der zu voller Zufriedenheit arbeitenden Winkerverbindung ist der Gefechtsfernsprecher in Gebrauch. Jede Artillerieabteilung hat einen Wagen mit reichlichem Fernsprechergerät. Dieses vermittelt die Verbindung mit der Führung, den nächsten Infanterieabteilungen, mit dem Artillerieführer und nach rückwärts mit den Munitionskolonnen. Daneben sind Lichtfernsprecher und Telegraphenleitungen im Gebrauch. Ohne diese zahlreichen, gut ausgebildeten Zweige der Nachrichtenübermittlung wäre eine auch nur einigermaßen einheitliche Feuerleitung bei der englischen Art der Artillerieaufstellung ganz ausgeschlossen.

Der Meldereiter oder Ordonnanzoffizier bleibt immer noch als Aushilfe. Man denke sich aber nur einmal bei uns die Batterien einer Abteilung räumlich weit ge-

trennt und den Meldereiter oder Adjutanten beauftragt, einen Befehl von einer Batterie zur anderen zu überbringen. Wahrscheinlich wird er nur in der Hälfte der Fälle bei der zweiten, kaum je rechtzeitig bei der dritten Batterie ankommen. Ein Reiter in der Artilleriefeuerlinie ist bei der heutigen Feuerwirkung kaum denkbar. Die wenigen als Winker ausgebildeten Leute sind anderweitig beschäftigt oder vielleicht kampfunfähig geworden. Jede brauchbare Verbindung hört damit auf. Gewiß wird die Einführung des Gefechtsfernsprechers hier eine große Verbesserung bedeuten, allein, solange nicht der Nachrichtenübermittlungsdienst der ganzen Truppe vollkommen in Fleisch und Blut übergegangen ist, bleiben alle derartigen Verbindungen unsicher.

Man hofft in England durch die Ausnutzung der verschiedenen Arten der Nachrichtenübermittlung die Nachteile einer weit zerstreuten Artillerieaufstellung zu vermeiden und aus dieser Verwendungsart einen doppelten Vorteil zu ziehen. Einmal soll dem Gegner das Bekämpfen der Artillerie erschwert werden, sodann denkt man durch einheitliche Feuerleitung weit getrennter Batterien zu konzentrischer Feuerwirkung zu gelangen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß verstreut in Stellung gebrachte Batterien schwerer zu bekämpfen sind als lange Artillerielinien. Das Einschießen gegen sie ist erschwert, sie fallen weniger auf und können kleine Vorteile des Geländes besser ausnutzen. Damit wird ein gewisser Schutz gegen Verluste erreicht. Große Verluste scheut man aber in der englischen Armee seit dem Burenkriege ganz besonders. Die ganze englische Taktik beweist das. In der Artillerie hat man daher den Schutz durch Schilde und die verdeckte Aufstellung bereitwilligst angenommen und die Einzelaufstellung hinzugefügt. Dazu verfährt man beim Einnehmen der Stellung mit äußerster Vorsicht, ohne Rücksicht auf Zeitverlust. Alle Vorbereitungen werden mit größter Ruhe, ja Langsamkeit getroffen. Dafür soll dann das Einschießen, das vielfach mit Bz. erfolgt, möglichst beschleunigt werden. Das englische Reglement empfiehlt verdeckte Stellungen nur für gewisse Fälle: gegen überlegene Artillerie, bei längerer Zeit zum Vorbereiten und Einschießen (in Verteidigungsstellungen). Tatsächlich wird aber in der englischen Artillerie fast ausschließlich von der verdeckten Aufstellung Gebrauch gemacht.

Es sind gegen diese Übertreibung manche Stimmen in der englischen Armee laut geworden. Unter anderem meint Oberst Wing, ein bekannter tüchtiger Artillerieoffizier mit reicher Kriegserfahrung, eine Erziehung zu so übertriebener Vorsicht könne sich bitter rächen. Es sei leicht, eine Truppe zu ängstlicher Vorsicht zu erziehen, aber schwer, sie im entscheidenden Augenblicke zu kühnem Handeln ohne Rücksicht auf Verluste fortzureißen. Gewiß würden einzelne Führer, wie der General Hamilton, die nötige Energie dazu haben, aber „mit dem Durchschnittsgeneral habe man doch üble Erfahrungen gemacht." Der müsse schon durch die Friedenspraxis davor bewahrt werden, aus übergroßer Vorsicht in kritischen Momenten den Übergang zu offener

Aufstellung zu verhindern. Dabei sei man doch darin einig, daß verdeckte Stellung einen Verlust an Feuerwirkung bedeute. Es sei auch leicht, im Manöver das aus verdeckter Stellung abgegebene Feuer auf ein anderes Ziel überzulenken und zu behaupten, man träfe nun dieses. In Wirklichkeit sei das nicht so leicht getan.

Wie dem auch sei, in den maßgebenden Kreisen denkt man der Schwierigkeiten Herr zu werden, die das Feuer aus verdeckter Stellung mit sich bringt. So bestätigt auch Oberst Wing, daß General Hamilton der Ansicht sei, man müsse gerade wegen der Schwierigkeiten das Schießen aus solchen verstreuten und verdeckten Stellungen im Frieden besonders üben. Die technischen Hilfsmittel müßten auch unter diesen Umständen eine gute Feuerleitung gewährleisten. Zudem ermöglichten sie den bereits erwähnten Vorteil einer konzentrischen Feuerwirkung. Vor allem gedenkt man, auf diese Art wirksam Schildbatterien zu bekämpfen, gegen die im übrigen ein Präzisionsschießen mit Volltreffern angestrebt wird. Hierfür ist die Artillerie allerdings nur auf Schrapnelaufschlag angewiesen, da sie keine Granaten hat. Das Zusammenfassen des Feuers mehrerer weit zerstreuter Batterien gegen ein Ziel muß natürlich in größerem Rahmen zu vielfachem Kreuzen des Feuers führen. Es ist dies ein Punkt, wo die kleineren Verhältnisse der englischen Armee ihren Einfluß auf die Anschauungen deutlich geltend machen. Die Divisionen fechten auf breitestem Raum, nirgends durch Nachbartruppen beengt. Nach unseren Anschauungen sind die Frontausdehnungen übertrieben groß. Ganz schwache Kräfte beschäftigen die Front des Feindes, während die Masse zum Flanken- und Flügelangriff weit ausholt. Da fehlt es denn natürlich nie an Raum für die Artillerie, sich in kleinen Gruppen weit voneinander aufzustellen.

Auf ein Erhalten der Verbände wird in keiner Weise Rücksicht genommen. Im Frieden ist schon die Abteilung die höchste Einheit — aber auch die wird nicht immer gewahrt. Die Batterien sind viel selbständiger als bei uns. Der Abteilungskommandeur weist ihnen nur die zu bekämpfenden Ziele zu, das weitere, auch die Wahl der Stellung, bleibt den Batterien überlassen. Der Abteilungskommandeur ist lediglich höherer Artillerieführer. Für den Krieg ist außerdem für jede Division ein höherer Artilleriestab vorgesehen.

Das Zusammenwirken mit der Infanterie ist so gedacht, daß beide Waffen dauernd nebeneinander wirken. Ein Artillerieduell mit nachfolgendem Unterstützen des Infanterieangriffs wird verworfen. Der Angreifer — ein Begegnungsgefecht kennt man in England nicht — versucht zunächst durch die Artillerie seiner Avantgarde das Feuer des Verteidigers herauszulocken. Die Avantgarden-Batterien sollen sich zu diesem Zweck weit verteilen und das Feuer eröffnen. Man sieht hierin viel Ähnlichkeit mit den französischen Anschauungen. Gelingt der Plan, so werden aus verdeckten Stellungen soviel Geschütze eingesetzt, als zur Erreichung des jeweiligen Gefechtszwecks erforderlich sind. Hält der Gegner aber sein Feuer zurück, so muß

die Infanterie ihn durch ihr Vorgehen zwingen, sich in seinen Stellungen zu zeigen. Als beste Entfernung für die Feuereröffnung der Artillerie wird 3000 m bezeichnet. Im weiteren Verlaufe des Kampfes soll die Artillerie die Infanterie dauernd unterstützen. Stets wird aber eine Reserve, vielfach auch an Artillerie, zurückgehalten, um gegen Überraschungen und Rückschläge gesichert zu sein und für die Verfolgung frische Kräfte zur Verfügung zu haben.

Zur Begleitung des Infanterieangriffs werden gleichfalls von vornherein Batterien ausgeschieden. Sie sollen ohne Rücksicht auf Verluste vorgehen — batterieweise oder zugweise. Man hofft, daß der Stellungswechsel möglichst kleiner Einheiten der Beobachtung des im Kampfe stehenden Feindes zum großen Teil entgehen werde. Bricht ein Geschütz dabei zusammen und bleibt liegen, so nimmt es von dem Punkt, wo es gerade ist, nach Möglichkeit den Kampf auf*). Hat sich die Infanterie auf nahe Entfernung an den Feind herangearbeitet und die Nacht benutzt, auf Sturmentfernung an den Feind heranzugehen, so werden auch einzelne Batterien und Geschütze vorgeholt und in der Sturmstellung eingebaut. Bei Tagesgrauen beginnt der Angreifer dann, den Gegner zu beschießen.

In der Verteidigung wird die ganze Artillerie mit Ausnahme einiger, zur Begleitung des Gegenstoßes bestimmter Batterien in Stellung gebracht. Das Feuer wird aber nur mit der zur Abwehr erforderlichen Geschützzahl aufgenommen. Bei überlegenem Artilleriefeuer des Angreifers können die Batterien des Verteidigers das Feuer zeitweise ganz einstellen. Gegen die Infanterie des Angreifers soll dauernd gefeuert werden, rafales werden zu diesem Zweck nicht angewendet. In welligem, unübersichtlichem Gelände sucht man sich vorgehender Schützen dadurch zu erwehren, daß man einen Streifen von etwa 400 m Tiefe dauernd unter Streufeuer hält.

Während der Angreifer die Front des Feindes stets nur beschäftigt, fast niemals ernst anfaßt, und seinen Gegner am liebsten aus seiner Stellung herausmarschiert, zeigt die Verteidigung große Vorliebe für vorgeschobene und Scheinstellungen. Der Angreifer soll dadurch aufgehalten und verleitet werden, sich in falscher Richtung zu entwickeln. Dann will man aus der Hauptstellung mit überlegenem Artilleriefeuer, möglichst flankierend, über ihn herfallen. Um dem Gegner die Scheinstellung wahrscheinlich zu machen, teilt man den zu ihrer Besetzung mit Vorliebe verwendeten berittenen Truppen Feld- und namentlich reitende Artillerie zu. Bei der mangelhaften Aufklärung in der englischen Armee gelingt die Absicht häufig, zumal die berittenen Truppen in Anzug und Bewaffnung von der Infanterie nicht zu unterscheiden sind und auch vom Spaten reichlichen Gebrauch machen.

*) Im Gegensatz zu den Vorschlägen des französischen Generals Langlois, der zur Begleitung des Infanterieangriffs ein leichtes Granatgeschütz fordert, sind die Engländer von dem Gebrauch eines solchen zurückgekommen und haben das „Pompom"-Geschütz wieder abgeschafft. Sie behaupten, es mache viel Lärm, habe aber nur geringe Wirkung. Die Erfahrungen des Burenkrieges sprechen für diese Behauptung.

Die reitende Artillerie gilt in England mit Recht als Elitewaffe. Sie hat vorzüglichen Mannschafts- und Offiziersersatz und ein ausgezeichnetes Pferdematerial. Man hat sich entschlossen, der reitenden Artillerie ein besonderes Geschütz zu belassen, um sie zu ihren Spezialaufgaben zu befähigen. Es ist erheblich leichter als das der fahrenden Batterien. Bei einem Kaliber von 7,62 cm wiegt es 1530 kg, das der fahrenden Batterie 1960 kg. Wie das Geschütz der fahrenden Batterien hat es Schutzschilde, gepanzerte Munitionswagen und Rohrrücklauf; das Geschoß wiegt 5,6 kg, das der fahrenden Batterie 8,4 kg, und hat 497 m Anfangsgeschwindigkeit.

England hat die Neubewaffnung mit modernen Geschützen in einem Jahre durchgeführt, soweit die Feldarmee der Heimat in Betracht kommt. Sein neues 8,4 cm-Geschütz ist ein Kompromiß zwischen der Armstrongschen Konstruktion und der von der Artillerie-Werkstatt vorgeschlagenen. Eigentümlich ist die Lage der Bremszylinder über den Rohren. Nach englischer Ansicht ist es das beste aller bestehenden Feldgeschütze. Lange Zeit hat man ängstlich das Geheimnis der verschiedenen Proben gewahrt und hält auch jetzt noch Schießübungen und gemachte Erfahrungen geheim. Daher fehlt eine Literatur über diese Gegenstände im Gegensatz zu Frankreich fast vollkommen. Mit Rücksicht auf die größere Wirkung des Einzelschusses hat man das Geschütz bewußt schwer gewählt. Bei dem vorzüglichen Pferdematerial sind Mängel in bezug auf Beweglichkeit durch das hohe Gewicht in keiner Weise hervorgetreten. Nach Berichten von Augenzeugen waren die Gespanne hervorragend gleichmäßig in Aussehen und Zug und bewältigten die Last spielend.

Schlimmer steht es mit dem Bewegen des abgeprotzten Geschützes. Die Mannschaften sollen zwar darin ausgezeichnetes leisten, englische Sachverständige behaupten aber, ein Vorbringen des abgeprotzten Geschützes aus halbverdeckten Stellungen — etwa zur Abwehr oder Unterstützung eines Infanterieangriffs — sei bei einigermaßen tiefem Boden vollkommen ausgeschlossen. Man tue da besser, aufzuprotzen und das Geschütz durch Gespanne vorzubringen. Im übrigen geht aus Kritiken englischer Generale hervor, daß die Ausbildung der Mannschaften noch zu wünschen übrig läßt, namentlich was die Ausnutzung der Feuergeschwindigkeit des Geschützes angeht.

Die Ausrüstung der Artillerie mit zwei verschiedenen Geschützen bringt naturgemäß Schwierigkeiten im Munitionsersatze mit sich. Die kleineren Verhältnisse der englischen Armee lassen aber in Verbindung mit der besonderen Organisation die Nachteile weniger erheblich erscheinen. Einmal ist die Munitionsausrüstung der Batterien eine ganz außerordentlich große. Die Batterie führt in sechs Protzen und zwölf Munitionswagen für jedes Geschütz 176 Schuß mit. Von diesen Fahrzeugen bleiben in der Feuerstellung sechs abgespannte, aber aufgeprotzte Munitionswagen, links von jedem Geschütz einer, und außerdem die Protzen der beiden Flügelgeschütze. Es sind damit in der Schießbatterie 504 Schuß vorhanden. Später einfahrende Munitionswagen der Staffel werden rechts vom Geschütz auf-

gestellt. In den Munitionskolonnen der Abteilungen, entsprechend unseren leichten Munitionskolonnen, die übrigens auch Infanteriemunition mitführen, sind für jedes Geschütz 204 Schuß enthalten.

Die Munitionskolonnen der Division führen aber Geschosse für beide Geschützarten, und zwar 128 Schuß pro Geschütz. Im ganzen sind also für jedes Geschütz 508 Schuß in erreichbarer Nähe, eine außerordentlich hohe Zahl. Dazu kommt, daß, wie schon erwähnt, die englische Artillerie nur ein Geschoß, das Schrapnel, kennt. Das vereinfacht den Munitionsersatz naturgemäß. Ob aber im übrigen diese Einheitlichkeit praktisch ist, darüber gehen die Ansichten auseinander. So können z. B. gegen Schildbatterien im Aufschlag verfeuerte Granaten wirkungsvoller sein. Großen Erfolg verspricht man sich in dieser Hinsicht von dem Brennzünderfeuer der 12,7 cm-Haubitzen, die organisatorisch im Frieden zur Feldartillerie zählen, in Wirklichkeit aber im Kriege zur schweren Artillerie des Feldheeres zu rechnen sind. Jede Division hat als schwere Artillerie zwei Haubitz-Batterien und eine leichte Kanonen-Batterie. Obschon das Reglement vor Munitionsverschwendung warnt, macht man in der englischen Artillerie vom Streuen ausgiebigen Gebrauch. Die maßgebenden Behörden rechnen übrigens auch mit sehr lange dauernden Gefechten und mit demgemäß großem Munitionsverbrauche.

Die Engländer haben überall die Erfahrungen der beiden letzten Kriege in weitgehendster Weise nutzbar gemacht. Die Erfahrungen der Japaner sind ihnen wohl vollkommen zugänglich gemacht worden. Die englischen Vorschriften weichen in manchen Punkten von dem im übrigen benutzten französischen Vorbilde ab. Sie betonen aber immer sehr sachlich das für den Krieg Brauchbare und Wertvolle, und es kann kein Zweifel sein, daß die englische Feldartillerie auf der Höhe steht. Sie wird im Kriege sich wohl sicher allen modernen Anforderungen gewachsen zeigen und ihren Ruf als Elitewaffe der Armee zu rechtfertigen in der Lage sein.





Über das Verlorengehen von Kriegserfahrungen.

Am Morgen des 18. August 1870 äußerte sich der Kommandierende General des III. Armeekorps, Generalleutnant v. Alvensleben, dem Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Division, Generalmajor v. Pape, gegenüber hinsichtlich der von ihm zwei Tage zuvor bei Vionville gemachten Erfahrungen, wie folgt: „Es ist das Chassepotfeuer unterschätzt worden, auch einigermaßen die Mitrailleusen. Es ist unmöglich, mit unserer auf den Exerzierplätzen eingeübten Taktik vorwärts zu kommen, man muß mehr manövrieren, man muß jede, auch die geringfügigste Deckung im Terrain aufsuchen und benutzen, vor allem muß man die Artillerie lange und nachhaltig wirken lassen." *) Als die Engländer am 18. Februar 1900 bei Paardeberg unter schweren Verlusten abgewiesen worden waren, sagte Lord Kitchener am folgenden Tage: „Wenn ich gestern früh das gewußt hätte, was ich heute weiß, würde ich die Buren im Flußtal nicht angegriffen haben, es ist eben unmöglich gegen das moderne Gewehr."

Da hervorragende Führer wie Alvensleben und Kitchener in solcher Weise von der feindlichen Feuerwirkung überrascht wurden, liegt die Frage nahe, ob solches zu vermeiden war, und die weitere, wie es möglich war, daß kriegserfahrenen Generalen dergleichen begegnen konnte. Die Erklärung liegt zum großen Teil in den Ereignissen selbst, denen die jüngsten Kriegserfahrungen der beiden beteiligten Armeen entnommen waren. Unsere Infanterie hatte 1866 mit der österreichischen, die noch Vorderlader führte und der Stoßtaktik huldigte, meist leichtes Spiel gehabt. Die Bedeutung des Schützenmassenfeuers ist erst an der Wirkung des Chassepot-Gewehrs 1870 offenbar geworden. Sagt doch selbst Moltke, der, seit er an die Spitze des Generalstabes getreten war, sich unausgesetzt bemühte, richtige Vorstellungen über die Wirkung der verbesserten Feuerwaffen in der Armee zu erwecken, in den Verordnungen für die höheren Truppenführer von 1869 noch: „Mit Ausnahme der eigens zum Fernschießen designierten Leute schießt auch die Tirailleurlinie erst auf Kommando und wenn der Gegner auf 300 Schritt herankommt."

*) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. V. Der 18. August 1870. S. 407.

Die Engländer aber hatten vor dem Burenkriege in ihren Kolonialkriegen keinen ebenbürtigen Gegner zu bekämpfen gehabt, sie dachten daher auch mit den Buren in schnellem Andrang fertig zu werden, umsomehr als sie durch Annahme lichter Formen der guten Bewaffnung und Schießausbildung ihres neuen zivilisierten Gegners zur Genüge Rechnung zu tragen glaubten.

War für uns 1870 die Wirkung des Massenfeuers eine neue Erscheinung, so für die Engländer in Südafrika diejenige des kleinkalibrigen Mehrladers. Hier wie dort folgten die Armeen ihren letzten Kriegserfahrungen, denn es liegt in der Natur der Dinge, daß der Mensch nach dem ihm zunächst liegenden Selbsterlebten urteilt und handelt. Bezeichnend ist hierfür u. a. auch, daß die Österreicher auf Grund der örtlichen Erfahrungen des oberitalienischen Kriegsschauplatzes von 1859 zu einer Zeit, in der eine wesentliche Verbesserung der Feuerwaffen anhub, zu einer ausgesprochenen Stoßtaktik gelangten, die ihnen 1866 dem preußischen Hinterladergewehr gegenüber im höchsten Maße verderblich wurde. Auch der heute unter allen Armeen herrschende Wetteifer, auf der Höhe kriegsgemäßer Ausbildung zu bleiben, sich die Erfahrungen der letzten Kriege anderer Völker und die neuesten Errungenschaften der Technik nutzbar zu machen, wird der in der menschlichen Natur begründeten Vergeßlichkeit nicht abhelfen.

Es ist freilich im Vergleich zu ehedem sehr viel leichter geworden, Ereignisse auch auf entlegenen Kriegsschauplätzen zu verfolgen. Die Welt erscheint kleiner, die Völker sind näher aneinandergerückt. Die weit verbreitete Öffentlichkeit erleichtert es, fremde Armeen zu verfolgen. Der Schleier des Geheimnisses vermag auf die Dauer nicht zu schützen, und so werden Fortschritte in der Technik und Taktik bald Gemeingut aller Armeen. Bei den Verkehrsverhältnissen, wie sie noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beschaffen waren, verhielt sich das anders. Dieser Umstand wird immer übersehen, wenn der preußischen Armee des Jahres 1806 vorgeworfen wird, daß sie es nicht verstanden habe, mit der Zeit mitzugehen und sich die Napoleonische Kriegs- und Fechtweise anzueignen. Ganz abgesehen davon, daß in einer Armee Eingelebtes, wenn nicht zwingende äußere Umstände, wie hier die gewaltige Erschütterung von Jena, eintreten, sich nur schwer wandeln läßt, ist zu bedenken, daß neue Gedanken damals sehr viel mehr Zeit brauchten, um bis in die zum Teil entlegenen Garnisonen durchzudringen. Ein gerechtes Urteil wird auch der heutigen russischen Armee nach dieser Richtung mildernde Umstände zubilligen müssen. Die klimatischen und Unterkunftsverhältnisse des weiten Reiches sind der raschen Verbreitung militärischer Neuerungen sowie der kriegsgemäßen Durchbildung von Führern und Truppen hinderlich, die russische Armee ist daher im Vergleich zu denjenigen westeuropäischer Kulturstaaten offenbar benachteiligt.

Für diese besteht andererseits in dem überall regen Streben, sich jede Neuerung zunutze zu machen, jede auf fremden Kriegsschauplätzen zutage tretende Erscheinung

alsbald in ihren Vorschriften zu berücksichtigen, offenbar heute eine gewisse Gefahr. Es sei nur daran erinnert, wie der Südafrikanische Krieg sogleich die sogenannte Burentaktik aufleben ließ, und wie die weitgehendsten Hoffnungen auf diese gesetzt wurden. Sie hatte freilich ihr Gutes, indem sie die Infanterie wieder auf sorgfältige Benutzung des Geländes und auf die Anwendbarkeit lichter Schützenlinien überall da, wo eine entscheidungsuchende Feuerwirkung nicht beabsichtigt ist, hinwies. Daß es hierzu des Burenkrieges bedurfte, ist aber ein erneuter Beweis, wie rasch Kriegserfahrungen vergessen werden. Es war durch nichts gerechtfertigt, daß wir uns vor dem Burenkriege fast durchgängig in übertrieben dichten Schützenlinien bewegten. Bereits unser damaliges Reglement, der Niederschlag der Erfahrungen des Krieges 1870/71, gestattete ausdrücklich, die Dichtigkeit der Schützenlinie von Fall zu Fall zu bemessen, und selbst die Friedensausbildung vor 1866 und 1870 kannte in der sogenannten Walderseeschen Methode eine sorgfältige Schützenausbildung in der Gruppe. Wir hätten schon auf Grund der Erfahrungen von Gravelotte—St. Privat zu ganz denselben Folgerungen gelangen müssen, die wir aus dem Burenkriege zogen, umsomehr als wir im zweiten Teile des Krieges 1870/71 bereits tatsächlich in wesentlich anderen Formen gefochten haben. Ohne Zweifel hat die Vorstellung, daß der Schützenschwarm zur Hauptkampfform der Infanterie geworden ist und daß im Schützenmassenfeuer die Entscheidung des heutigen Kampfes liegt, so richtig auch beides an sich ist, dazu beigetragen, die grundsätzliche Bildung starker Schützenlinien zu begünstigen; sie hat auch jenen schematischen und willkürlichen Begriff der Hauptfeuerstation entstehen lassen.

Auch aus dem Mandschurischen Kriege waren manche militärische Federn sofort bereit Folgerungen zu ziehen, deren Berechtigung, soweit diese Folgerungen sich nicht ohnehin auf Erscheinungen rein örtlicher Natur bezogen, doch erst durch vergleichsweise Betrachtung früherer Kriege festgestellt werden mußte. Unzweifelhaft hat dieser Krieg auf die Kriegstechnik in hohem Maße fördernd gewirkt. Ohne die durch ihn mittelbar und unmittelbar gegebenen Anregungen wären wir auf manchem technischen Gebiete wohl kaum so weit wie jetzt. Bei alledem ist aber doch zu bedenken, daß bei aller ihr zukommenden Wichtigkeit nicht die Technik, sondern, abgesehen von moralischen Faktoren, die Taktik im Kriege den Ausschlag gibt, und auf diesem Gebiet ist zwar nicht alles, was sich in der Mandschurei ereignete, aber doch sehr vieles, wenn auch in anderer Form, schon dagewesen. Das wird auch dort stets zu beherzigen sein, wo mitten in einem langen Frieden Vorschläge auf taktischem oder kriegstechnischem Gebiet auftauchen. So wurden beispielsweise bei uns Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts im Manöver Versuche im Marschieren mit breiten Kolonnen angeordnet. Daß sie unbefriedigend ausfallen mußten, war vorauszusehen, wie wir denn jetzt den gleichen Zweck durch Nebeneinandersetzen mehrerer Marschkolonnen zu erreichen suchen. Daß ein Marschieren in breiten Kolonnen, wenn auch unter

entsprechend größerem Kräfteverbrauch der Truppe, möglich ist, hätte aber schon ein Blick auf frühere Kriege dartun können. Die Armeen des 18. Jahrhunderts bewegten sich, um jederzeit die Schlachtordnung herstellen zu können, stets in Zugfront und großenteils querfeldein fort. Die Franzosen unter Napoleon marschierten häufig so, u. a. legte das Korps des Marschalls Soult auf der Verfolgung nach Jena am 16. Oktober 1806 etwa 30 km in breiten Kolonnen zurück, denn es heißt ausdrücklich im Korpsbefehl:*) „Die Herren Generale haben während des Marsches so viel als möglich alle Wegeengen zu vermeiden und die Dörfer so weit angängig zu umgehen. Die Bataillone marschieren in Zugfront, wenn möglich, haben die Divisionen mehrere Kolonnenanfänge zu bilden."

Als vor nicht langer Zeit schwere Artillerie zum Feldheere trat, wurden vielfache Bedenken hiergegen laut. Soweit sich diese gegen die vermehrte Belastung der Armeen, insbesondere durch die mitzuführende Munition, richteten, waren sie unzweifelhaft begründet und fanden ihre Widerlegung nur in dem Nutzen, den man sich andererseits von den schweren Batterien versprach. Es wurde aber auch bezweifelt, daß diese Batterien eine für den Feldkrieg ausreichende Beweglichkeit besitzen sollten. Hierbei wurde außer acht gelassen, daß Friedrich der Große in den späteren Jahren des Siebenjährigen Krieges, weil ihn die vortreffliche Positionsartillerie der Österreicher dazu zwang, stets schwere Artillerie mit sich führte, und zwar in der Regel zehn schwere Zwölfpfünder bei jeder Infanterie-Brigade, Geschütze, die erheblich weniger beweglich und schlechter bespannt waren als die heutige schwere Artillerie des Feldheeres. Bei Leuthen wurden solche schweren Batterien sogar improvisiert, es waren von Bauernpferden gezogene Glogauer Festungsgeschütze. Sie sind gleichwohl nicht nur rechtzeitig in die Feuerstellung gelangt, sondern haben sogar, als der Angriff fortschritt, einen Stellungswechsel vorgenommen. Man wende nicht ein, daß solche Verwendung nur bei der damaligen geringen und wenig weit reichenden Wirkung des feindlichen Feuers möglich gewesen sei. Die große Nähe am Feinde, in der man sich zu jener Zeit befand, gestaltete dessen Feuerwirkung gelegentlich recht empfindlich. So berichtet Tempelhoff von zwei preußischen schweren Batterien, die bei Torgau zuerst in Stellung gingen, sie seien vom feindlichen Feuer vollständig zugedeckt, Offiziere, Kanoniere, Knechte und Pferde binnen kürzester Frist niedergestreckt worden.

Es gilt, an jede einzuführende Neuerung, mag sie der Anregung jüngster kriegerischer Ereignisse oder organisatorischen Bedürfnissen entsprungen sein, den Prüfstein früherer Kriegserfahrung zu legen, auch solche mehr zurückliegender Zeiten darf nicht übersehen werden, wenigstens nicht diejenige der Napoleonischen Kriege. Wie überall, so bewahrt auch hier nur der Blick auf das Allgemeine vor schädlicher Einseitigkeit. Vermittlerin nach dieser Richtung ist die Kriegsgeschichte. In der Weise,

---

*) Foucart, Prenzlau—Lübeck.

wie sie noch bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts betrieben wurde, indem sie, auf unzureichendes Quellenmaterial gestützt, Tatsachen aneinanderreihte und an diese eine schwach begründete Kritik knüpfte, konnte sie allerdings diesem Zwecke nicht voll genügen. Erst seit sie sich auf das seitdem überall reichlicher erschlossene amtliche Material stützt, vermag sie wahrhaft Nutzen zu stiften. Moltke hat auch auf diesem Gebiet bahnbrechend gewirkt. Das 1861 erschienene, zum großen Teil seiner Feder entstammende Geschichtswerk des preußischen Generalstabes über den Feldzug 1859 in Italien kann noch heute als Vorbild kriegsgeschichtlicher Darstellung gelten. Der Feldmarschall sah sich im übrigen hinsichtlich der aus der letzten großen kriegerischen Epoche, aus der Napoleonischen Zeit, zu ziehenden Folgerungen nur auf sehr dürftiges Quellenmaterial angewiesen, es konnte daher nicht ausbleiben, daß manche seiner Schlüsse auf die Kriegführung unter Napoleon, die bei dem Ansehen, das Moltke genoß, Schule gemacht haben, heute nicht mehr völlig zutreffend sind. Erst das 1858 beginnende Erscheinen der Korrespondenz Napoleons und später die Veröffentlichungen Foucarts und des französischen Generalstabes haben uns ein völlig einwandfreies Bild von dem Getriebe innerhalb der Armee des ersten Kaiserreichs gewinnen lassen.

Mit der Veröffentlichung von Sammlungen amtlicher Schriftstücke aus ihrer großen kriegerischen Zeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts haben sich die heutigen Franzosen ein wahrhaftes Verdienst erworben, denn diese Akten enthalten eine überaus reiche Kriegserfahrung. Um unmittelbar nutzbar zu werden, bedürfen sie allerdings der Überarbeitung. Die eigentliche kriegsgeschichtliche Forschung kann immer nur Sache weniger sein, dem Offizierkorps als solchem ist lediglich mit den Ergebnissen gedient. In dieser Hinsicht ist aber gerade dem deutschen Offizier jetzt das kriegsgeschichtliche Studium im Vergleich zu ehedem sehr erleichtert, seitdem die kriegsgeschichtliche Darstellung sich bei uns vorzugsweise in essayistischer Form bewegt. Noch zu keiner Zeit ist es dem Offizier jeden Dienstgrades so leicht gemacht worden, sich die Erfahrungen früherer Kriege zu eigen zu machen wie heute. Er möge sich daher hüten, die wissenschaftliche Fortbildung, die ihm geboten wird, gering zu achten. Napoleon hat es bitter bereut, daß er unter seinen Generalen und in ihren Stäben über so wenige geschulte Köpfe verfügte, und Friedrich der Große vergleicht gelegentlich in seiner drastischen Art den Mann der bloßen Routine einem Maultier, das in zehn Feldzügen des Prinzen Eugen den Packsattel getragen, dadurch aber noch kein besserer Taktiker geworden sei. Welche Fehler und Unterlassungen durch Unkenntnis oder Nichtbeachtung von Kriegslehren der Vergangenheit begangen worden sind, wird durch einige Beispiele besonders deutlich werden.

Die preußische Armee von 1806 ermangelte weit weniger der Kriegserfahrung, als vielfach behauptet worden ist. Seit dem Siebenjährigen Kriege war sie noch unter Friedrich dem Großen mit ihrer Masse am Bayerischen Erbfolgekriege beteiligt gewesen. Unter Friedrich Wilhelm II. hatten der Zug nach Holland, die Revolutions-

kriege und die Kämpfe in Polen mehr oder weniger starken Teilen der Armee Gelegenheit gegeben, den Krieg kennen zu lernen. Diese Feldzüge aber waren alle nicht dazu angetan, die moralische Kraft der Armee zu steigern, denn sie wurden nicht wie der Siebenjährige Krieg um die Existenz Preußens geführt. Nicht die Handlungsweise König Friedrichs zu Beginn dieses Krieges, die sich von dem gesunden Naturalismus und der Energie neuerer Kriege nur wenig unterschied, sondern sein Verhalten im tatenarmen Bayerischen Erbfolgekriege, der dem Könige mehr eine durch Waffengewalt unterstützte politische Demonstration war, galt dem Geschlecht von 1806 als maßgebend. Darüber war ihm die eigentliche Bedeutung der blutigen Waffenentscheidung so weit verloren gegangen, daß General v. Grawert bei Jena dem Fürsten Hohenlohe zur „gewonnenen Bataille" gratulierte, als die vordere feindliche Linie um ein weniges zurückgeworfen, sonst aber noch nichts entschieden war, die preußische Infanterie vielmehr ratlos vor Vierzehnheiligen stand, bis Napoleon genügende Kräfte zur Stelle hatte, um die Armeeabteilung Hohenlohes zu erdrücken.

Man rühmte sich Friderizianischer Traditionen, suchte sie aber in der Beachtung von Äußerlichkeiten, das innere Wesen der Kriegführung des Königs war in Vergessenheit geraten. Die großen Marschleistungen, die einst Friedrich seinen Truppen zugemutet hatte, als er von Roßbach nach Leuthen und von Schlesien nach Zorndorf eilte, waren in der preußischen Armee vergessen, ebenso wie der Marsch des Prinzen Heinrich vom September 1759, der in der Lausitz binnen 48 Stunden 75 km bei Tag und Nacht marschierend zurücklegte und hierbei nur zweimal eine dreistündige Rast einschaltete. So konnte am 29. Oktober 1806 der Marschall Lannes Napoleon mit Recht schreiben: „Wenn die Preußen 25 bis 30 km marschiert sind, glauben sie alles getan zu haben, was möglich ist, und wollen nicht glauben, daß wir 50 bis 55 km täglich leisten."

Von der Beteiligung am ersten Feldzuge nach langem Frieden im Jahre 1864 war nur ein Teil unserer Armee betroffen, und die besonderen Verhältnisse, unter denen der Krieg sich abspielte, ließen es nicht dazu kommen, Erfahrungen im großen zu sammeln. So fußten denn 1866 und, bei der kurzen Dauer dieses Krieges, darüber hinaus noch 1870 die Anschauungen unserer Führer wesentlich noch in den Erfahrungen der Befreiungskriege. Auch Moltke besaß für den großen Krieg keine anderen Vorbilder, während er aber — und darin liegt seine Größe — über diese Vorbilder hinausschritt, gewahren wir sonst auf den meisten Gebieten einen Rückschritt.

Die Verhältnisse hinter der Front waren keineswegs erfreulich. Das bureaukratische Gezänk der Intendanturen nahm einen breiten Raum ein, nicht zum Vorteil der Verpflegung der Truppe. Die mangelhaften Verpflegungsverhältnisse drohten mehrfach zur Fessel für die Operationen zu werden und deren Fortgang zu stören, wobei freilich die Truppenführer keineswegs ohne Schuld waren. In seinen Aufzeichnungen klagt General v. Blumenthal mehrfach über unkriegsmäßiges Verhalten

der Truppen. Wenn auch das Napoleonische Vorbild rücksichtslosester Ausraubung des feindlichen Landes und großer Sorglosigkeit hinsichtlich der Heeresverpflegung nicht maßgebend sein konnte und durfte, so besaß man doch bereits in der eigenen Armee rühmliche Vorbilder. Der Intendant der Schlesischen Armee während der Befreiungskriege, Staatsrat Ribbentrop, hatte es auch unter den schwierigsten Verhältnissen verstanden, den Anforderungen Blüchers und Gneisenaus so weit gerecht zu werden, daß die Führung in ihren Entschlüssen durch keine Rücksicht auf die Verpflegungsverhältnisse beengt wurde. Man ermißt erst, was das sagen will, wenn man bedenkt, daß im Herbst 1813 die Schlesische Armee sich auf einem vom Kriege völlig ausgesogenen Gebiet bewegte, sonach gänzlich auf den Nachschub angewiesen war, daß ferner Blücher Ende September aus der Oberlausitz rechts abmarschierte und bei Wartenburg über die Elbe ging, was eine Verlegung der bisher ostwärts nach Schlesien führenden Verbindungen erforderte. Als dann Napoleon an der Mulde abwärts gegen die Schlesische und Nordarmee heranzog, wich Blücher vor dem feindlichen Gegenstoße seitwärts nach dem linken Saale-Ufer aus, wechselte sonach abermals seine Verbindungen.

Die preußische Infanterie sah ihre Arbeit 1866 infolge der Überlegenheit, die ihr Zündnadelgewehr überall gegen den österreichischen Vorderlader zeigte, erleichtert, wiewohl sie durch ihre Artillerie nicht immer ausgiebig unterstützt wurde. Es lag das teilweise an der Verschiedenheit in der Bewaffnung der Artillerie, die z. T. noch glatte Rohre führte und infolgedessen auf verschiedenen Entfernungen zur Wirkung sowie zu keiner einheitlichen Massenverwendung gelangte, wie sie bei der österreichischen Artillerie vorteilhaft hervortrat. Abgesehen von der Verschiedenheit der Bewaffnung innerhalb der preußischen Artillerie war ihr aber auch die Erinnerung an die großen Batterien von 80 und mehr Geschützen, wie sie Napoleon anwandte, abhanden gekommen, obwohl eine Instruktion König Friedrich Wilhelms III. vom 10. August 1813 dieses Zusammenfassen der Artillerie in große Massen bereits empfohlen hatte.

Während unsere Artillerie sich überraschend schnell die Erfahrungen von 1866 zunutze machte und 1870 die dem Chassepotgewehr unterlegene Bewaffnung der Infanterie zum Teil ausgeglichen hat, läßt sich das gleiche nicht von der Kavallerie sagen.

Diese Waffe zeigte sich 1866 am meisten rückständig, sie hatte in dem kurzen Feldzuge wenig Gelegenheit, Erfahrungen im großen Stile zu sammeln, und die Mängel ihrer Ausbildung und Verwendung, die an maßgebender Stelle erkannt worden waren, konnten in den wenigen Jahren bis zum Kriege 1870 in der Truppe nicht durchdringen. Es hat indessen nicht an der Waffe allein gelegen, wenn sie nicht den an sie gestellten Anforderungen entsprach. Ihre Masse wurde 1866 hinter der Infanterie zurückgehalten, sowohl das Kavallerie-Korps der Ersten als die Kavallerie-Division der Zweiten Armee. Für die Aufstellung der Kavallerie-Korps sind offenbar die Kavallerie-Massenbildungen der Napoleonischen Zeit maßgebend gewesen. Die Verwendung dieser Reitermasse entsprach aber mehr derjenigen der Kürassier-Divisionen

der Kavallerie-Reserve Napoleons, die als Schlachtenreiterei zurückgehalten wurde, während den Dragoner-Divisionen und der leichten Kavallerie die operativen Aufgaben vor der Front der Armee zufielen. Was Napoleon nach dieser letzteren Richtung erstrebt hat, beruht auf Grundsätzen, die, gleich demjenigen taktischen Masseneinsatzes der Kavallerie, erst im Jahre 1870 gewissermaßen wieder neu entdeckt wurden. Was seitdem durch andauernde Friedensarbeit auf Grund der Erfahrungen von 1870 unserer Reiterei zur Gewohnheit geworden ist, Aufklärung im großen, Sicherung, Verschleierung, Verwendung vorgeschobener Eskadrons, Zusammenhalten der Masse einer Kavallerie-Division auf der Hauptstraße, es findet sich alles bereits in den Weisungen Napoleons niedergelegt, die freilich in ihrem Wortlaut erst durch das Erscheinen seiner Korrespondenz sowie durch die neueren französischen Veröffentlichungen bekannt geworden sind. In der Kriegspraxis selbst ist allerdings Napoleon niemals dahin gelangt, das Gewollte ganz zur Durchführung zu bringen, und so kam es, daß die ungeheure Kriegserfahrung seiner Zeit der Reiterwaffe verloren ging, denn an sichtbaren Erscheinungen haftet der Geist stets lieber, als daß er ihren verborgenen Gründen nachspürt. Lobte man doch auch bei uns stets gern die Taten der Katzlerschen Avantgarde in den Feldzügen der Schlesischen Armee 1813 und 1814, wie aber Katzler mit der Kavallerie dieser Avantgarde die Aufgabe einer Kavallerie-Division vor der Front der Armee löste, blieb unbeachtet. Und doch stehen die Leistungen der preußischen Kavallerie jener Zeit nach dieser Richtung hoch über denjenigen des Jahres 1866 und zu Anfang des Feldzuges 1870, wiederum ein Beweis, wie die Friedensarbeit, wenn sie nicht durch kriegsgeschichtliches Studium ergänzt wird, leicht auf Abwege gerät.

Auch in der Bewaffnungsfrage tritt das hervor. Sie ist mehrfach wechselnden Strömungen unterworfen gewesen. Wiewohl die Lanze bereits in den Befreiungskriegen die Kasaken zu gefürchteten Gegnern gemacht hatte, widerstrebte man ihrer Einführung in kavalleristischen Kreisen anfänglich allgemein. Die gesamte Friderizianische und Napoleonische Kavallerie hatte Karabiner geführt, gleichwohl rückte 1870 nur etwa der dritte Teil der deutschen Reiterei mit Karabinern ins Feld, und ganze Divisionen waren ohne solche. Die Selbständigkeit ihres Auftretens vor der Front der Armee und ihre Leistungen im allgemeinen sind dadurch erheblich beeinträchtigt worden. Die Erklärung, wie es dahin kam, ist nicht schwer. Es galt für unkavalleristisch, zu Fuß zu fechten, und die reiterliche Ausbildung schien einer im Frieden aufgewachsenen Generation durch die Schußwaffe nur erschwert. Darüber wurde vergessen, daß die großen Gesichtspunkte des Krieges in der Ausbildung stets voranzustellen sind. Eine eindringliche Warnung, in dergleichen Dingen nicht vorübergehenden Stimmungen zu folgen.

Die zum Teil durch ihre unzureichende Bewaffnung veranlaßte geringe Selb-

ständigkeit der Kavallerie verursachte denn auch bei den höheren Führern immer wieder Bedenken, sie in Masse vor der Front zu verwenden. 1870 werden die Kavallerie-Divisionen bei der Ersten Armee zurückgehalten, weil das waldige Gelände zwischen Saar und Mosel ihre Verwendung behindern soll, und bei der Dritten Armee ruft das Oberkommando die 4. Kavallerie-Division von der Verfolgung nach Wörth ab, aus Furcht, sie in den Vogesen einer Gefahr auszusetzen. Wiederum war es nur Moltke, der fort und fort auf einem weiten Vortreiben der Reitermassen bestand.

Aber nicht nur diese eigenste Waffe der Verfolgung hielt man damals zurück. Der Begriff der Verfolgung war der Armee überhaupt abhanden gekommen. Die Friedensmanöver fanden ihren Abschluß mit Herstellung der Ordnung auf beiden Seiten, den zurückgehenden Gegner ließ man ziehen, rückte ihm nicht, wie es bei dem jetzigen kriegsmäßigen Abbrechen des Gefechts geschieht, weite Strecken über Sturzacker nach. Es ist begreiflich, daß Truppen, die im Frieden nicht dazu erzogen sind, dem Feinde nachzudrängen, es auch im Kriege nicht tun. Das gänzliche Unterlassen einer Verfolgung nach Königgrätz findet, wenn dabei allerdings auch andere Gründe mitgesprochen haben, hierin seine Erklärung. Bei Weißenburg ließ man die Trümmer der geschlagenen Division Douay ziehen und das Signal „Das Ganze Halt“ über das Gefechtsfeld erschallen. Die Verfolgung bis zum letzten Hauch von Mann und Roß, die Gneisenau am Abend von Belle-Alliance einleitete, hatte man vergessen.

Waren uns 1866 und 1870 die Erfahrungen einer großen kriegerischen Vergangenheit zum Teil abhanden gekommen, so war es bei den Franzosen in noch höherem Maße der Fall. Ihre Führer und ihr Generalstab besaßen überhaupt keinen klaren Begriff von den Bedingungen des großen Krieges. Man berief sich in Frankreich gern auf Napoleon, aber das Wesen seiner Kriegskunst hatte man nicht erfaßt. Mit vollem Recht ist stets betont worden, daß der Kleinkrieg in Algier wohl eine gute Schulung für die Truppe gebildet habe, daß die Führer dort aber die Gewohnheit des großen Krieges verloren hätten. Und doch besaß die Kaiserliche Armee, die 1870 unterlag, aus jüngster Zeit die stolzen Erinnerungen des Malachow-Sturmes, von Magenta und Solferino, ein Zeichen, daß selbst Erfolge, wenn sie nicht richtig eingeschätzt und nach ihren Ursachen gewürdigt werden, irreführen können, denn auch sie bilden immer nur einen Ausschnitt aus der Geschichte der Kriege, und es gilt deren Gesamtheit in Betracht zu ziehen.

Hierzu brauchen wir keine gelehrten Offiziere. Sind doch, wie schon Clausewitz sagt:*) „die ausgezeichneten Feldherren niemals aus der Klasse der viel wissenden oder gar gelehrten Offiziere hervorgegangen,“ und darf doch, wie er an anderer

*) Vom Kriege, II. Buch, 2. Kap.

Stelle sagt:*) „wer sich in einem Element bewegen will, wie es der Krieg ist, aus den Büchern durchaus nichts mitbringen als die Erziehung seines Geistes." Gleichwohl bedarf er dieser Erziehung durch die Bücher. Sie wird dem Offizier nicht durch erhöhte Schulanforderungen zuteil. Nicht auf Vermehrung der Abiturienten unter unserem Offiziersersatz sollten wir vornehmlich unser Augenmerk richten, wohl aber uns die Förderung einer tüchtigen Fachbildung unter unseren jüngeren Offizieren in vermehrter Weise angelegen sein lassen. Die Kriegsschule, selbst wenn man die auf ihr zu verbringende Zeit verlängern und ihren Lehrplan erweitern wollte, kann immer nur eine Grundlage zur Weiterbildung geben. Diese bleibt im allgemeinen dem jungen Offizier völlig überlassen, und nicht jeder ist imstande, sich dabei selbst zu helfen, zumal auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte, das auf der Kriegsschule immer nur gestreift werden kann.

Die Winterarbeiten, wie sie meist gehandhabt werden, fördern wenig. Es mag ja nützlich sein, dem jungen Offizier ein Thema zu stellen, das ihn nötigt, sich in die Dienstvorschriften zu vertiefen, aber sollte er hierzu nicht beim praktischen Dienst, bei Kriegsspielen und taktischen Übungen im Gelände ausreichend angehalten werden können? Sind sie nicht ohnehin sein tägliches Brot? Er bedarf vielmehr der Anregung, indem ihm ein anderer Stoff geboten wird, der ihm den Ausblick auf die großen Seiten seines Berufs öffnet, der seinen Geist inmitten eines langen Friedens auf die hohen Aufgaben seines kriegerischen Berufes hinlenkt. Nur darf man hierbei nicht übertreiben. Es ist schwerlich angebracht, wenn ihm ein Thema über große organisatorische oder operative Fragen gestellt wird, womöglich unter Anknüpfung an die neuesten Ereignisse auf einem fernen Kriegsschauplatz, noch bevor diese eine eingehende Bearbeitung erfahren haben. Es gilt, im Offizierkorps die Neigung zu kriegsgeschichtlichen Studien sachgemäß zu entwickeln. Die Schulung auf der Kriegsakademie kommt verhältnismäßig nur wenigen zugute, und sie setzt auch für den zu ihr Einberufenen erst ein, wenn er bereits eine Reihe von Jahren als Offizier tätig war.

In jedem Offizierkorps dürfte sich eine geeignete Persönlichkeit finden, der die Leitung der wissenschaftlichen Beschäftigung der jüngeren Offiziere, die an Stelle der Winterarbeiten zu treten hätte, mit Nutzen übertragen werden kann, sei es, daß diese in dem gemeinsamen Durcharbeiten von Episoden eines neueren Feldzuges, oder in Vorträgen und Besprechungen neuerer Erscheinungen der Militärliteratur, oder in beidem besteht. Nach einer bestimmten Methode hierbei zu verfahren, ist keineswegs erforderlich, ja nicht einmal vorteilhaft, denn jedes Lehren ist individuell. In größeren Garnisonen könnten sich, wie das bereits vielfach geschieht, die Offizierkorps hierbei gegenseitig unterstützen. Es würde Sache des höheren Vorgesetzten sein, dahin zu

*) Bd. VII. Feldzug von 1812.

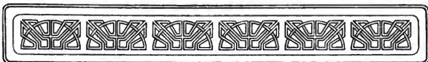
merken, daß diesen Beschäftigungen die nötige Vielseitigkeit gewahrt bleibt, damit sie den wahren Zweck allen kriegsgeschichtlichen Studiums erfüllen, die Erfahrungen früherer Feldzüge dem heutigen Soldaten stets erneut wieder vorzuführen.

Nicht um die Förderung theoretischer Kenntnisse in der Armee handelt es sich, sondern darum, Wissen in die Praxis umzusetzen, denn mit Recht sagt Willisen:*) „Vom Wissen zum Können ist immer ein Sprung, aber doch einer vom Wissen aus und nicht vom Nichtwissen."

*) Theorie des großen Krieges.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
Oberst und Kommandeur des Grenadier-Regiments
Prinz Carl von Preußen (2. Brandenb.) Nr. 12.





Zur Lösung der Pferdefrage in Südwestafrika.

Die China-Expedition hatte die deutsche Heeresleitung bereits vor die schwierige, bisher noch ungewohnte Aufgabe gestellt, eine große Anzahl Pferde über See auf einen fernen Kriegsschauplatz zu versenden oder daselbst zu beschaffen.

Die hierbei gesammelten Erfahrungen bildeten zum Teil hinsichtlich der Seetransporte und der Behandlung an Bord eine wertvolle Unterlage bei unserem ersten größeren Kolonialkriege in Südwestafrika. Gänzlich anders gestalteten sich aber die Verhältnisse mit dem Augenblick, da die Tiere den Boden unserer Kolonie betraten. Der eigenartige Charakter des Landes, vor allem das absolute Fehlen von Kunststraßen, Eisenbahnen und schiffbaren Flüssen sowie die Beweglichkeit unserer Gegner hatten zur Folge, daß, ähnlich wie im Burenkriege, auch hier die Pferdefrage eine ausschlaggebende Bedeutung gewann.

Die Art der Transportschiffe.

Was zunächst den Transport der Pferde über See anbetrifft, so hatten die Engländer im Burenkriege den großen Vorteil, daß wegen der bedeutenden Einfuhr von Vieh als Handelsartikel, zahlreiche eingerichtete Viehdampfer für den Pferdetransport zur Verfügung standen. Auch waren infolge der häufigen Verlegung ganzer Kavallerie-Regimenter von und nach den Kolonien, sowie durch die Remontierung für Indien eine Menge eingerichteter Pferdetransportschiffe vorhanden, während bei uns Frachtdampfer für diesen Zweck erst hergerichtet und mit den nötigen Einrichtungen versehen werden mußten.

Hinsichtlich der Auswahl des Schiffes hat es sich auch diesmal wieder gezeigt, daß nur Dampfer mit normalen, hohen Laderäumen und zahlreichen Luken (Schächten zum Herablassen der Ladung) für einen Pferdetransport in Frage kommen. Die Schiffe müssen genügende Breite haben, um den Tieren alle irgend mögliche Bequemlichkeit in der Unterbringung zu bieten. Breite Schiffe haben ferner den Vorteil, daß sie bei bewegter See ruhiger liegen. Auch die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes ist von Wichtigkeit. Je schneller es fährt, je kürzer die Seefahrt und der Aufenthalt an Bord ist, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, den Transport ohne Ver-

luste an seinen Bestimmungsort zu bringen. Außerdem bedeutet schon die größere Zufuhr von frischer Luft bei den schnell fahrenden Dampfern besonders in den Tropen einen wesentlichen Vorteil für die Gesundheit der Pferde. Auch die Engländer betonen in ihren Berichten stets den Wert der ständigen Zufuhr frischer Luft in die unteren Räume und erwähnen als besonders wichtig, daß diese vor allem in heißem Klima kühl gehalten werden müssen. Um dies zu erreichen, hat sich auch der weiße Anstrich der Schiffe in den Tropen gut bewährt.

Die Unterbringung an Bord.

Für die Unterbringung der Pferde kommen namentlich das Zwischendeck und das Hauptdeck in Betracht. Bei einem Pferdetransport nach Ostasien ist es auch vorgekommen, daß Pferde in dem tiefer gelegenen Laderaum mit gutem Erfolge untergebracht wurden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Wert der Ställe sich einzig und allein nach der in ihnen vorhandenen Luft richtet. In dieser Beziehung ist nur die Höhe der Unterkunftsräume maßgebend, und es ist günstiger, die Pferde im hohen Laderaum als in einem niedrigen Zwischen- oder Spardeck unterzubringen.

Oben auf Deck sollten niemals Ställe gebaut werden, da dieses zum täglichen Bewegen der Pferde unbedingt frei bleiben muß. Auch kann hier die Temperatur nicht so gleichmäßig sein, wie in den unteren Räumen, und die Tiere leiden entweder unter der Zugluft oder dem Sonnenbrand. Allerdings hat es sich sehr bewährt, die Pferde zeitweise in heißen Nächten aus den dumpfigen Ställen auf Deck unterzubringen, nur müssen dann durch Anbringen von Segelvorhängen die nötigen Vorkehrungen gegen Zugluft getroffen werden. Der Führer eines Pferdetransports hat die Pflicht, die Unterbringung der Pferde je nach ihrem Befinden zu regeln. Es ist zu berücksichtigen, daß die Fahrt im Zwischendeck bedeutend anstrengender ist, als in dem besser ventilierten Oberdeck. Er muß also unterwegs häufig die Plätze der Pferde ändern, derart, daß die kräftigen Tiere zeitweise weniger gute, die schwächeren aber die besten Plätze erhalten.

Zur Unterbringung der Pferde in den Schiffsräumen sind Einzelstände mit den Planken in Höhe des Pferdekörpers und abnehmbaren Krippen zu bauen. Die Pferde müssen mit den Köpfen mittschiffs, d. h. nach innen gestellt werden. Zunächst wird dadurch an Platz gespart, dann empfinden die Tiere so die unangenehme Bewegung des „Rollens“ des Schiffes nicht so sehr. Ebenso ist die Bewegung des Schiffes in der Längsrichtung, das „Stampfen“, weniger fühlbar. Der Boden der Ställe ist mit Trittleisten, die Schwanzbretter sowie die oberen Ränder niedriger Türen sind tunlichst mit einer breiten Polsterung aus Segeltuch mit Strohfüllung zu versehen. Die Seitenbretter, die dazu dienen, den Tieren auf beiden Seiten einen Halt zu geben, müssen mindestens 4 Zentimeter stark und möglichst astfrei sein. Sie werden ebenso wie die Krippen, die an den Brustbrettern anzubringen sind, derart befestigt, daß sie sich an Nuten leicht herausnehmen lassen. Im Vergleich zu Holzkrippen, die

häufig von den Pferden am Boden durchgefressen werden, bieten Blechkrippen den Vorteil, daß sie gleichzeitig zum Tränken benutzt werden können.

An den Pfosten der Pferdestände werden Ringe zum Befestigen der Halfterriemen angebracht. Eine Polsterung der Brustbretter hat nicht immer stattgefunden. Es hat sich gezeigt, daß man sie bei einer Überfahrt während der guten Jahreszeit entbehren kann. Etwas anderes ist es bei anhaltendem Sturm, da die Pferde dann infolge Schwankens des Schiffes schlapp werden, sich nicht mehr halten können und sich bei ungepolsterten Brustbrettern schwere Verletzungen zuziehen. Bei Transporten, die voraussichtlich längere Zeit schlechtes Wetter haben werden, kann es sich empfehlen, bei den Ständen in Höhe der Sprunggelenke der Pferde ein zweites Seitenschutzbrett anzubringen. Bricht dann ein Pferd infolge des Stoßes oder eintretender Erschlaffung zusammen, so kann es nicht gleichzeitig die Nebenpferde mit umreißen. Brust- und Seitenbretter müssen unbedingt fest sein, da sie bestimmt sind, den Pferden bei hohem Seegang dadurch eine Stütze zu geben, daß sie sich stark dagegen anstemmen können. Brechen die Stützen, so haben die Tiere keinen Halt und können durch die heftigen Bewegungen des Schiffes schwer verletzt oder getötet werden. So ereignete es sich, daß während des Burenkrieges von einem englischen Pferdetransport von 415 Pferden 191 bei einem Sturme umkamen.

Die Engländer pflegen bei ihren Transporten bei gutem Wetter häufig die Brustbretter ganz zu entfernen. Sie gebrauchen dann außer dem üblichen Anbindezügel noch einen breiten, genügend langen Brustgurt, der für jedes Pferd an beiden Seitenständen anzubinden ist. Der Gurt selbst wird durch einen Halsriemen in der richtigen Lage gehalten. Diese Maßregel hat den großen Vorteil, den Pferden in heißen Gegenden freiere Bewegungen zu gewähren. Der Transportführer muß nur bei eintretendem schlechten Wetter rechtzeitig die Brustbretter einlegen lassen.

In den Ställen müssen Vorrichtungen mit Gurten zum Aufhängen der Pferde bei schlechtem Wetter vorhanden sein. Es hat sich bewährt, die Ringe zum Befestigen der Gurte nicht über der Mitte des Pferdes, sondern mehr nach dem Kopfende zu anzubringen. Die vorderen Holzteile der Stände werden zweckmäßig mit Teer bestrichen, um das Benagen durch die Pferde zu verhindern.

Wie bereits erwähnt wurde, muß der Boden der Ställe mit Trittleisten versehen sein. Die Tiere bekommen dadurch einen besseren Halt und das Ausgleiten wird leichter vermieden. Die Latten müssen aber so weit auseinander sein, daß die Hufe zwischen ihnen bequem stehen können. Sie dürfen auch nicht ununterbrochen in der Längsrichtung der Ställe fortlaufen, sondern müssen häufige Lücken lassen, damit die Jauche abfließen kann. Dies ist zur Erhaltung einer guten Streu besonders wichtig.

Als Streu ist in erster Linie Torfmull zu empfehlen. Auch Kokosmatten leisten gute Dienste, da sie infolge ihrer rauhen Oberfläche den Füßen einen guten Halt

geben. Diese Matten sind aber nur dann brauchbar, wenn sie, ähnlich unseren Turnmatratzen, dick und stark genug sind.

Eine der größten Schwierigkeiten bei allen Pferdetransporten auf Schiffen, die nicht ausdrücklich für diesen Zweck gebaut sind, bereitet der Abfluß der Jauche. Schon bei der Auswahl des Dampfers muß beachtet werden, daß die nötige Zahl von Abflußröhren besonders in den Zwischendecks vorhanden ist. Da die Jauche nicht unmittelbar abgeleitet werden kann, so muß sie durch die Röhren in Sammelbassins im untersten Schiffsraum und von hier aus mit Hilfe von Dampfpumpen ins Meer befördert werden.

Die Regelung des Abflusses ist von größter Wichtigkeit, da der scharfe Jauchegeruch vor allem in den Tropen unerträglich ist und den Transport nachteilig beeinflußt. Auch werden die Hufe der Pferde durch nichts mehr geschädigt als durch nasse, schlecht gehaltene Streu. Um den Ammoniakgehalt zu binden, werden die Stände mit gebranntem Gips eingestreut. Billiger gestaltet sich allerdings die Anwendung von Torfmullstreu, da das Einstreuen von Gips täglich erfolgen muß. Versuche, mit Hilfe von zerkleinerter Maschinenasche trockene Ställe zu erzielen, haben sich nicht bewährt.

Auf Entfernung des Dungs muß ebenfalls zur Erzielung guter Luft und zur Erhaltung der Hufe peinlich geachtet werden. Hinter den Ständen muß daher genügender Raum gelassen sein, damit ein Mann der Stallwache vorbeikriechen und jederzeit den Dung beseitigen kann. Im Interesse der Pferdepflege hat die Anordnung des Stalldienstes, die Einteilung in Beritte, Verteilung der Pferde auf die Mannschaften in der sonst üblichen Weise stattzufinden. Zur Förderung der Hauttätigkeit ist dem Putzen erhöhte Sorgfalt zu widmen.

Der Ventilation der Ställe ist besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, da die Luft infolge der engen Raumverhältnisse und der Schwierigkeiten, die eine gründliche Reinigung der Ställe bereitet, leicht dumpfig wird. Die seitlichen, runden Fensteröffnungen (sogenannte Bullaugen) und die Windschornsteine erfüllen diese Aufgabe nur unvollkommen. Die Anlage besonderer Luftzuführungseinrichtungen, wie Windschläuche, die sich überall gut bewährt haben, ist erforderlich. Mit einem Durchmesser von etwa 50 cm aus Segeltuch hergestellt und am oberen Ende mit zwei Flügeln zum Auffangen des Windes ausgestattet, werden die Schläuche durch die Luken geführt und mit ihrer Öffnung dem jeweiligen Winde entsprechend gedreht.

Die nach den Ställen führenden Windsäcke müssen lang genug sein, um sie auch in die äußersten Ecken leiten zu können. Es empfiehlt sich, hierzu eingeknickte Röhren, ähnlich großen im Winkel laufenden Ofenröhren anzufertigen, so daß man den Windsack beliebig im Winkel führen kann, ohne die Luft abzukneifen. Unter allen Umständen ist jedoch vom Aufsichtspersonal zu beachten, daß einzelne Pferde nicht unmittelbar dem Zuge ausgesetzt sind.

Zahlreiche im Schiffsinnern anzubringende und möglichst durch Elektrizität zu treibende Ventilatoren sorgen für eine Erneuerung der Luft, indem sie den Ställen frische Luft zuführen und durch eine Saugvorrichtung die schlechte Luft aus den unteren Räumen entfernen.

Im allgemeinen braucht man mit dem Durchzug nicht so ängstlich zu sein wie bei den Ställen auf dem Lande. Während hier Zugluft geradezu schädlich wirkt, ist es an Bord, namentlich während der Seefahrt in den Tropen, eine Bedingung für die Gesundheit der Pferde, wenn zeitweise in den Ställen Durchzug erzeugt wird und dadurch eine Auffrischung der Temperatur erfolgt. Der Transportführer muß bei heißem Wetter unablässig bemüht sein, alle Mittel auszunutzen, um den Pferden Kühlung zu verschaffen. Denn abgesehen von der Wärme, die so viele Tiere in den engen Räumen ausströmen, abgesehen von dem durch die Streu hervorgerufenen Geruch, wird die Luft in den Ställen an Bord noch dadurch wesentlich wärmer, daß die Außenwände der Dampfer von Eisen hergestellt und außer dem erwähnten weißen Anstrich keinerlei Schutzmittel gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen vorhanden sind. Vor allem ist zu vermeiden, daß die Sonne beim Öffnen der Bullaugen und der Seitenpforten unmittelbar den Körper der Pferde trifft und daß diese womöglich zu nahe an der heißen, eisernen Maschinenwand stehen.

Hinsichtlich der Beleuchtung ist es unbedingt nötig, daß das elektrische Licht in den Ställen während der Nacht gedämpft werden kann. Gefärbte Lampen haben sich nicht bewährt. Am zweckmäßigsten ist es, wenn die Lampen durch eiserne Klappen abgeblendet werden können. Diese sind am Tage geschlossen und verhindern dadurch jede Beschädigung. Morgens und abends kann der Stall durch Öffnen der Klappen zum Dienst hell erleuchtet werden. Nachts werden sie bis auf einen kleinen Spalt geschlossen, so daß der Stall halbdunkel ist und die Pferde gut ruhen können. Entsteht Unruhe im Stall, so kann durch Öffnen der Klappen die betreffende Stelle sofort hell erleuchtet werden. Für den Fall eines plötzlich eintretenden Defekts an der elektrischen Maschine empfiehlt es sich, in allen Ställen eine Anzahl mit Öl gespeister Lampen bereitzuhalten.

Zum Anhalftern der Pferde eignen sich starke Zeughalfter, die so beschaffen sind, daß die Tiere bei heftigen Bewegungen des Schiffes an ihnen einen Halt finden können. Zum Anbinden sind Stricke und nicht Ketten zu verwenden. Abgesehen von dem Lärm, den diese verursachen, werden durch sie zahlreiche Verletzungen hervorgerufen. Dem Benagen der Halfterstricke kann man durch Teeren vorbeugen.

Das Füttern und Tränken an Bord

Von besonderer Bedeutung ist an Bord die Regelung der Futterfrage. Als Futtermittel kommen Hafer, Heu und Kleie in Betracht. Während der China-Expedition war man vielfach der Ansicht, daß es vorteilhaft sei, den Pferden, entsprechend ihrer geringeren Arbeitsleistung an Bord, nur wenig Hafer zu geben. Vielfach gab man zu Anfang des Transports täglich 2 Pfund und erhöhte diesen Satz bis zur Landung

nicht über 4 Pfund. Während der Pferdetransporte nach Südwestafrika ist in vielen Fällen die tägliche Ration bis auf etwa 8 Pfund Hafer und 7½ Pfund Heu pro Pferd erhöht worden. Hierbei ging man von der Ansicht aus, daß die Pferde, wenn sie gleichzeitig genügend getränkt und täglich ordentlich bewegt werden, nach der Ankunft kräftiger und lebensfähiger sind. Bekanntlich sterben bei normalen Transporten Pferde nach der Landung viel eher als während der Fahrt.

Um eine Schädigung des Kräftezustandes der Pferde zu vermeiden, müssen sie an Bord täglich die erforderliche Hafermenge erhalten. Keinesfalls erscheint es angebracht, den Tieren, die in der Pferdesammelstelle wochenlang täglich 8 Pfund erhalten haben, an Bord in den ersten Tagen zunächst jeglichen Hafer zu verweigern. Natürlich muß auch das Futtern individualisiert werden. Besonders dicke Pferde müssen in heißen Gegenden und schon vorher eine ganz geringe Ration erhalten, da sich sonst leicht Atemnot einstellt. Als Beifutter sind Mohrrüben mit gutem Erfolg auch bei den Pferdetransporten der Engländer angewendet worden. Bei der Kleie ist vor allem zu beachten, daß sie nicht dumpfig oder sauer schmeckt. Um das zeitraubende Häckselschneiden an Bord zu vermeiden, empfiehlt es sich, diesen in gepreßter Form mitzunehmen. Er ist jedenfalls für die Kautätigkeit und Verdauung der Pferde unentbehrlich.

Dem **Tränken** muß vor allem in den Tropen besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Es gilt als Regel, den Pferden an Bord so viel Wasser zu geben, als sie trinken wollen. Es wird nötig sein, außer dem Wasser, das die Dampfer meist auch als Ballast mitnehmen, einen Teil des erforderlichen Wassers durch Kondensieren aus Seewasser zu gewinnen. Dieses kondensierte Wasser ist aber ebenso wenig für die Mannschaften wie für die Pferde bekömmlich und sollte so selten wie möglich, jedenfalls aber nur mit einem Zusatz von Süßwasser gebraucht werden. Die Wichtigkeit der Wasserfrage ergibt sich aus der bedeutenden Menge, die jedesmal bei einem Pferdetransport an Bord mitgeführt wird. Die Engländer haben im Burenkriege die Erfahrung gemacht, daß einzelne Dampfer, denen der Wasservorrat knapp geworden war, mit zahlreichen toten und sterbenden Pferden ankamen. Da die Schiffe auf ihren sonstigen Fahrten häufig als Ballast Salzwasser in den Wassertanks aufnehmen, müssen letztere vor der Übernahme von Süßwasser sorgfältig gereinigt werden. Der in den Tanks enthaltene Rückstand von Rost färbt das Wasser häufig ganz rot; wenn man es eine Weile in den Eimern stehen läßt, setzt sich der Rost. Dieser Zusatz hat auch weiter nichts zu sagen, da die Pferde das Wasser trotzdem gern trinken und nachteilige Folgen sich nicht einstellen. Vielfach hat sich bei längeren Transporten sogar eine günstige Wirkung des Rostwassers auf die Verdauung gezeigt.

Sollen die Pferde bald nach ihrer Ankunft gebraucht werden, so ist es vorteilhaft, ihnen den **Beschlag** an den Vorderbeinen zu lassen. Die Hintereisen werden Das Beschlagen an Bord.

meist abgenommen, da sonst zu viele Verletzungen vorkommen. Das Beschlagen der Pferde an Bord war mehrfach wegen der Feuersgefahr nicht möglich. Dieser Übelstand machte sich vor allem nach der Landung insofern geltend, als in Swakopmund weder genügend Zeit noch das nötige Personal vorhanden waren, um das Beschlagen bald nachzuholen. Es wäre sehr vorteilhaft gewesen, wenn der Beschlag unterwegs hätte erneuert werden können.

Das Bewegen an Bord.

Von größter Bedeutung für den Gesundheitszustand der Pferde ist ihre regelmäßige Bewegung während der Überfahrt. Je länger sie täglich an die frische Luft gebracht und bewegt werden können, desto besser ist es. Pferde, die während der Seereise lange Zeit nur gestanden haben, sind nach ihrer Ausladung schlapp und unbrauchbar, und es dauert Wochen, bis sie sich erholt haben und Anstrengungen aushalten können. Das Bewegen der Pferde erfolgt auf den Führdecks. Hierzu werden die Tiere aus den unteren Räumen auf hölzernen, mit Trittleisten versehenen Aufgängen heraufgebracht. Auch der Einbau von Fahrstühlen, in denen je zwei Pferde auf einmal befördert werden konnten, hat sich bewährt. Bei dem Transport auf dem Dampfer „Palatia" (ab Hamburg 6. Dezember 1904), der 996 Pferde enthielt, gelang es, zum täglichen Bewegen der Pferde vier Führbahnen einzubauen. Es konnten auf diesen zu gleicher Zeit 225 Pferde bewegt werden. Hierdurch wurde erreicht, daß bis Mittag das Führen sämtlicher Pferde beendet werden konnte und der Nachmittag zu allen anderen dienstlichen Zwecken verfügbar wurde. Ein weiterer, wesentlicher Vorteil bestand darin, daß die Pferde während der heißen Zeit, wenn nicht geführt wurde, vor allem auch nachts, aus den unteren Ställen auf die Führdecks heraufgebracht werden konnten. Um ein Ausgleiten der Pferde zu verhindern, wird das Führdeck mit Asche oder Kokosmatten bedeckt. Die zur Anlage des Hufschlages benutzte Maschinenasche hat allerdings den Nachteil, daß sie die Hufe angreift, solange sie noch nicht zerkleinert ist. Es wird daher die Anwendung von Torfmull, zerkleinerter Maschinenasche und Sand empfohlen.

Zum Schutze der Pferde gegen die tropische Sonne werden über das Führdeck Sonnensegel gespannt. Dieses Dach aus Segeltuch wird während der Nacht entfernt, damit die frische Luft über das Deck streichen kann und das Schiff auskühlt. Das Sonnensegel muß so eingerichtet sein, daß es nicht nötig ist, die nach den Ställen führenden Windsäcke während des Spannens des Segels zu entfernen. Mit der Zeit gewinnen die Pferde eine solche Sicherheit im Gehen an Bord, daß sie auch bei unruhiger See bewegt werden können. Auch die Engländer befürworten in ihren Berichten langes Bewegen der Tiere als eins der besten Hilfsmittel, um unterwegs Verluste zu vermeiden.

Es muß besonders darauf geachtet werden, daß die Ställe während des Aufenthalts der Pferde auf der Führbahn täglich gründlich gereinigt und desinfiziert werden. Gute Luft in den Ställen kann außer durch genügende Ventilation nur auf

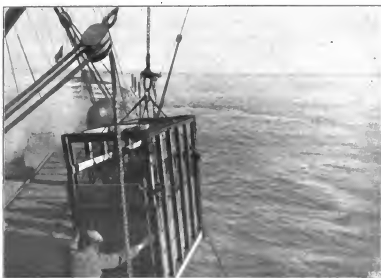
diesem Wege erreicht werden. Kein Mittel, das hierzu beiträgt, darf unversucht bleiben. Nur dadurch, daß beim Reinigen der Ställe die Streu häufig aufgenommen wird, kann diese auf die Dauer trocken gehalten werden, und nur unter dieser Bedingung ist eine gute Pflege der Hufe möglich. Außer dem bereits erwähnten Gipsen der Stände muß beim Oberdeck häufiges Ausspritzen mit Wasserpumpspritzen erfolgen. Da sich im Zwischendeck keine Abflußröhren für das Wasser befinden, so muß das Reinigen hier trocken geschehen und sich auf Entfernen des Dungs sowie gründliches Aussegen beschränken. Zum Desinfizieren der Ställe muß Kreolin in ausreichender Menge bereitgehalten und täglich, vor allem in den Ställen des Zwischendecks, angewendet werden. Zur Herabsetzung der Temperatur ist es besonders in heißen Gegenden vorteilhaft, den gesamten Stall, wenn die Pferde auf Deck sind, mit Wasser zu besprengen. Auch gründliches Abwaschen der Pferde muß während der heißen Jahreszeit täglich stattfinden.

Das Ein- und Ausladen der Pferde vollzieht sich am besten, wenn der Dampfer an einem Kai anlegen kann, wie dies bei den Verladungen in Hamburg möglich war. Die Pferde werden dann über eine an beiden Seiten mit Holzwänden versehene Brücke herein- bzw. herausgeführt. Sind indes, wie bei den meisten Häfen weder „Piers“ (Anlegebrücken) noch Kais vorhanden, so muß das Aus- und Einladen mit Hilfe von Leichtern (kleineren Dampfern oder Flößen) erfolgen. Das Überladen der Pferde geschieht unter Benutzung gepolsterter Pferdekästen (Boxen). Diese müssen aus gutem, festem Holze gebaut, mit Eisenschienen beschlagen und können mit Strohfüllungen gepolstert sein, um Verletzungen der Pferde zu verhindern. Es ist praktisch, die Wände so hoch zu machen, daß das Pferd in der Box von der Außenwelt nichts mehr sehen kann. Auf jeder Seite der Box ist eine Tür, die an kräftigen Angeln befestigt ist und durch einen starken Riegel verschlossen werden kann. Das Ein- und Ausladen.

Nachdem das Pferd in den Kasten hineingeführt und dieser fest verschlossen ist, wird er mittels eines Dampfkrans über Bord gehoben und auf das Floß niedergelassen.*)

Die schwierigen Landungsverhältnisse in Swakopmund machten es ebenfalls nötig, daß die Transportschiffe auf der Reede liegen bleiben und durch Boote ausgeladen werden mußten. Die in der ersten Zeit benutzten Leichter führten zu Beschädigungen der Tiere und zu Verlusten durch Kentern. Erst seit Einführung der unter Leitung eines Technikers der Woermann-Linie angefertigten Flöße, auf denen jedesmal 25 Pferde bequem Platz fanden, wurde dieser Nachteil beseitigt. Ähnliche Flöße werden von den Engländern schon seit längerer Zeit auf ihren Transportschiffen mitgeführt. Die Ausladung erfolgte derart, daß die Tiere mittels der oben genannten Boxen aus dem Dampfer in die Flöße herabgelassen und diese mittels einer Dampfwinde an Land gezogen wurden. Das Herablassen auf die Flöße muß sehr behutsam erfolgen, da sonst schwere Stauchungen der Pferde eintreten können.

*) Seite 48.



Hängende Pferdebox.



Pferdeflols.

Je nach dem Seegang mußten die Pferde die Flöße vorzeitig verlassen und eine Strecke von 20 bis 30 Schritt durch Wasser gehen.

Die Engländer haben vielfach mit gutem Erfolg zum Aus- und Einladen der Pferde sogenannte „Schlingen" (slings) angewandt. Diese sind eine Art von Hängematten aus Segeltuch, die um den Leib der Pferde gelegt werden und in denen sie wie in einem breiten Leibgurt hängen. Die oben geschilderten Boxen sind den Schlingen entschieden vorzuziehen, wenn auch bei ihrer Verwendung längere Zeit zum Aus- und Einladen der Pferde erforderlich ist. Schlingen drücken stets sehr stark auf die Eingeweide der Tiere, verursachen häufig Rippenbrüche und bringen,



Die Pferde verlassen das Floß.

wenn sie sich fest zuziehen, das Pferd in die Gefahr, zu ersticken. Außerdem können die Pferde aus den Schlingen herausrutschen und sich beim Aufschlagen auf das Floß oder Schiff schwere Verletzungen zuziehen. Auch das Niederlassen auf den Boden ist namentlich bei unruhigen Tieren sehr erschwert.

Das Ausladen hat stets unter Aufsicht eines Offiziers des Transportkommandos nach Anweisung eines Offiziers vom Pferdedepot stattzufinden. Im Interesse der schnellen Ausladung muß ein Wechsel des Ausladekommandos vermieden werden. Alles unnötige Schreien und Stoßen hat zu unterbleiben. Je größer die Ruhe aller Beteiligten ist, desto ruhiger werden auch die Tiere sein. Die Mannschaften gewinnen mit der Zeit im Ein- und Ausladen große Übung. Bedingung hierzu ist aber, daß jeder Mann von Anfang an gründlich und richtig instruiert ist.

Je schneller sich das Ausladen der Pferde vollzieht, desto besser ist es; denn nichts ist den Tieren schädlicher als langes Stilliegen im Hafen. Gerade in dieser Zeit ist auf sorgfältige Ventilation der Ställe zu achten. Auch das Bewegen an Bord

wird bis zur Ausladung fortgesetzt. Gerade im Hafen muß der Pflege der Pferde die größte Aufmerksamkeit gewidmet werden, da die Pfleger häufig unter dem Einfluß der neuen Eindrücke in ihrem Eifer nachlassen. Bei der Ausladung ist es wichtig, daß die Tiere aus den am schlechtesten ventilierten Räumen des Schiffes als erste von Bord kommen.

Allgemeine Erfahrungen bei Seetransporten.

Im allgemeinen ist über die Seetransporte von Pferden zu sagen, daß Transporte in kleineren Mengen bei einiger Sorgfalt sich ohne alle Schwierigkeiten vollziehen. Schwerer ist es, eine große Anzahl, etwa 400 bis 500 Tiere, gesund und ohne Verluste zu landen. Auch während des Burenkrieges hat es sich gezeigt, daß Maultiere die Seefahrt besser aushalten als Pferde. Sie sind einmal zäher und besitzen größere Widerstandsfähigkeit, dann kommt auch in Betracht, daß das auf den ziemlich gleich starken Beinen und Füßen lastende Gewicht bei Pferden bedeutend größer ist als bei Maultieren. Auch ist bei diesen infolge des kleineren Körpers die Blutzirkulation eine günstigere. Dennoch hat es sich erwiesen, daß auch große Pferdetransporte ohne Verluste gelandet werden können, wenn den oben erwähnten Grundsätzen genügend Rechnung getragen wird. Trotzdem wir bisher nur auf der China-Expedition Erfahrungen hatten sammeln können, dürfen wir nun nach Abschluß des Feldzuges in Südwestafrika mit dem Resultat unserer Pferdetransporte im Vergleich mit dem der Engländer im Burenkriege durchaus zufrieden sein.

Soweit die Tiere bei ihrer Einladung gesund waren, sind die Verluste auf ein Geringes beschränkt geblieben. Sie beliefen sich bei solchen Transporten in Stärke von 500 Tieren im Durchschnitt auf 0 bis 3 Pferde. Es kann indes an dieser Stelle nicht genug betont werden, wie notwendig es ist, die Tiere während des Transports kräftig im Futter zu erhalten, nicht mit dem Hafer zu sparen und den vorhandenen Torfmull (Kokosmatten usw.) in ausgiebiger Weise zu benutzen, um es den Tieren nach Möglichkeit bequem zu machen. Die Furcht vor Kolikfällen darf den Transportführer nicht davon abhalten, die Pferde reichlich zu futtern. Er hat gegen Kolik andere wirksame Mittel: Langes Bewegen an Bord, häufiges Umstellen in besser gelüftete Ställe, Zugabe von Kleie zum Futter und dergl. Der Gesamtzustand der Pferde darf nicht unter der Besorgnis leiden, vielleicht ein einzelnes Tier zu verlieren. Bezeichnend war es, daß bei einem Transport, der täglich nur zwei Pfund Hafer gefuttert hatte, sämtliche Tiere nach der Landung wochenlang geschont werden mußten, bis sie sich in ihrem Futterzustand wieder genügend gekräftigt hatten.

Die Organisation der Pferdedepots.

Die in Deutschland von der Militärverwaltung angekauften Pferde wurden zunächst auf dem Truppenübungsplatz Munster gesammelt und hierzu eine Pferdesammelstelle errichtet. Darauf wurde durch Verfügung des Kriegsministeriums ein Pferdedepot gebildet und dessen Führung dem Oberleutnant Gr. v. Königsmarck übertragen. Das Pferdedepot trat am 20. Mai 1904 die Ausreise von Hamburg an und erreichte am 11. Juni Swakopmund. Hier wurde es als Bestandteil des

Etappenkommandos dem neu ernannten Kommandanten des Etappenorts Swakopmund unterstellt.

Die Aufgabe des Pferdedepots bestand im wesentlichen darin, die Pferde nach ihrer Ankunft auf der Reede in Swakopmund zu landen, dafür zu sorgen, daß sie sich an die gänzlich veränderte Lebensweise gewöhnten, demnächst die Tiere je nach Bedarf den Truppen zuzuführen und den Rest in den einzelnen Sammelstellen bereitzuhalten. Der Führer des Pferdedepots muß von Anfang an darauf bedacht sein, die Tiere sorgsam und systematisch zu den ihnen fremdartigen Anforderungen zu erziehen. Ohne Pferde ist eine Kriegführung und vor allem eine gründliche Ausnutzung errungener Erfolge nicht denkbar. Vernachlässigungen in der ersten Zeit infolge schlechter Anordnungen und mangelhafter Pflege im Pferdedepot werden sich später bei der Truppe empfindlich rächen.

Bis zum Mai 1905 war zunächst das aus Ochsen, Lastkamelen und dem gesamten Schlachtvieh bestehende Viehdepot mit dem Pferdedepot vereinigt. Die großen Schwierigkeiten, die sich jedoch aus dieser Maßregel ergaben, nötigten dazu, das Pferdedepot später selbständig zu machen. Zunächst erfolgte zur Erleichterung des Abtransports der Tiere in das Innere die Errichtung von Zweig-Pferde- und Viehdepots in Karibib, Okahandja und Windhuk. Zur Gewöhnung der Pferde an den Weidegang war im Juli 1904 ein Pferdeposten in Friedrichsfelde, 20 km östlich Karibib, errichtet worden. Hier sollten die Pferde für den Feldgebrauch vorbereitet werden. Gleichzeitig diente dieser Posten als Erholungsort für Pferde und Maultiere.

Die zu Anfang Dezember 1904 erwartete Ankunft größerer Transporte preußischer Pferde in Swakopmund und das Bedürfnis, sie sobald als möglich auszuladen, machte die Anwesenheit aller Mannschaften des Pferdedepots daselbst für diese Zeit nötig. Sie wurden daher unter Heranziehung der Zweigdepots mit der Bahn nach Swakopmund geschafft und der Führer beauftragt, das Ausschiffen und Bereitstellen der Pferde, ferner das Formieren der Pferde- und Viehtransporte, sowie die Gestellung der Begleitmannschaften zu veranlassen. Außerdem erhielt er den Befehl, dem ersten heraufkommenden Transporte geeignetes Personal anzuschließen, um in Okahandja ein größeres Pferdedepot des Etappenkommandos einzurichten. Bei diesem sollte nach Beendigung der Pferdetransporte das gesamte Personal versammelt werden. Die bisherigen Zweigdepots gingen unter der Bezeichnung „Pferde- und Viehdepot der Etappenkommandantur X" ganz an die betreffenden Etappenkommandanturen über. Die Durchführung dieses Befehls hatte zur Folge, daß das Pferdedepot in Okahandja sich allmählich mit den neuankommenden Pferden füllte, während die Depots der Kommandanturen Okahandja und Windhuk hauptsächlich aus Eseln, Zugochsen und Schlachtvieh bestanden.

In der zweiten Hälfte des Monats März 1905 hatten die größeren Pferde-

transporte ihr Ende erreicht. Gleichzeitig mit der Übersiedelung des Etappenkommandos nach Windhuk wurde nun eine Neuformierung des Pferdedepots vorgenommen, derart, daß in Swakopmund und Windhuk Pferdesammelstellen gebildet wurden, die unter den Befehl des Kommandeurs des Pferdedepots in Windhuk traten. Eine endgültige Neuregelung der Befehlsverhältnisse erfolgte dann durch eine Verfügung des Etappenkommandos vom 22. Mai 1905, nach der das Pferdedepot selbständig gemacht, und, ähnlich diesem, ein besonderes Viehdepot gebildet wurde. Nunmehr übernahm ersteres nach der Landung sämtliche Einhufer, letzteres alle Ochsen, Lastkamele und das Schlachtvieh.

Der Feldzug gegen die Hottentotten hatte im Februar 1905 die Einrichtung einer Südetappenlinie und Bildung eines zweiten Pferdedepots für die in Lüderitzbucht gelandeten Tiere nötig gemacht. Dieses wurde dem Kommando der Südetappenlinie in Lüderitzbucht als „Pferdedepot Süd“ unterstellt, während das bisherige Pferdedepot in Windhuk die Bezeichnung „Pferdedepot Nord“ erhielt.

Solange sich die kriegerischen Ereignisse vornehmlich im Norden abspielten, genügte die Einrichtung des Pferdeerholungspostens in Friedrichsfelde. Das Fortschreiten der Operationen nach Süden machte indes die Bereitstellung zahlreicher Pferde in der weiteren Umgebung von Windhuk nötig. In Windhuk selbst war die Einstellung einer größeren Zahl Tiere infolge des Mangels an Weide in der Umgegend unmöglich. Je nach der Jahreszeit und dem Wassermangel trat ein Wechsel in der Besetzung der Stationen ein. Auch der Pferdeposten Friedrichsfelde wurde im November 1905 durch das Kaiserliche Gouvernement für eigene Zwecke zurückverlangt. Es wurde deshalb ein neuer Posten in Okawayo (17 km nordöstlich Karibib) errichtet, und später in Anbetracht seines großen Tierbestandes als selbständige Pferdesammelstelle unmittelbar dem Pferdedepot unterstellt.

Soweit die Tiere nicht im Inlande requiriert oder aus Deutschland geliefert wurden, gelangten sie aus der Kapkolonie sowie aus Argentinien zur Einfuhr und wurden zunächst durch Vermittlung der Generalkonsuln von Händlern beschafft. Infolge der vielen schlechten Lieferungen erschien es indes geboten, selbständige Ankaufskommissionen, bestehend aus Offizieren und Veterinären, nach beiden Ländern zu entsenden. So begab sich Oberleutnant Gr. v. Königsmarck im Mai 1905 mit dem nötigen Personal nach Argentinien. An seiner Stelle übernahm zunächst der Hauptmann Clemm das Kommando des Pferdedepots „Nord“. Als dieser im Oktober 1905 zum Ankauf von Pferden nach der Kapkolonie gesandt wurde, erfolgte die Ernennung des Hauptmanns Bender zum stellvertretenden Kommandeur dieses Pferdedepots. Diese Entsendung von Offizieren zum Ankauf der Tiere im Ausland hatte den Erfolg, daß von nun an bedeutend besseres Material geliefert wurde.

Gleichzeitig mit der bis Anfang 1905 erfolgten Unterstellung des Pferdedepots

„Kerd" unter den Kommandanten von Swakopmund, wurde dem Kommandeur die Ausladung und Weiterbeförderung der Pferde, Maulesel und Ochsen übertragen. In Swakopmund wurden die Tiere in die von der Etappen-Kommandantur erbauten Krale eingestellt. Die Aufgabe des Pferdedepots bestand nun zunächst darin, die gelandeten Tiere nach erfolgtem Beschlagen und Brennen sowie nach stattgehabter roßärztlicher Untersuchung ins Innere abzutransportieren. Dann wurde die Landung neu ankommender Transporte fortgesetzt. Das Brennen hatte den Zweck, die Tiere als zur Truppe gehörig zu kennzeichnen und eine Unterscheidung der einzelnen Schiffstransporte zu ermöglichen. Sämtliche Tiere erhielten den „Kronen"-Brand auf der



Pferdekral.

linken Seite der Hinterhand, die Pferde außerdem einen Hufbrand und zwar derart, daß die preußischen Pferde auf dem rechten Vorderhuf den Buchstaben ihres Transports und auf dem linken die durchlaufende Nummer 1 bis 999, die afrikanischen Pferde auf dem linken Vorderhuf den Buchstaben A, B, C usw. und auf dem rechten die Nummer 1 bis 999 erhielten.

Gleich der erste Transport afrikanischer Pferde war mit Rotz und Räude behaftet. Dieser Umstand sowie das Anstauen größerer Transporte, die nicht sofort ins Innere abgeleitet werden konnten, machte den Bau von Isolier-Kralen nötig. Ferner wurden noch fünf zusammenhängende Krale, in denen etwa 1000 Tiere untergebracht werden konnten, mit Schmiede und Galoppierbahn am Swakop errichtet.

Die nach dem Innern abgehenden Transporte richteten sich in der ersten Zeit nach dem jeweiligen Bedürfnis der Truppen, die ihre Mobilmachung in Swakopmund vollendeten und mit der Bahn nach Karibib bzw. Okahandja abtransportiert wurden.

Der Bahntransport.

Der **Bahntransport** der Pferde wurde auf das Allernötigste beschränkt. Einmal ließen die Schmalspurbahnen nur eine sehr beschränkte Zahl von Achsen zu, dann konnten auch auf den Wagen selbst nur je vier Tiere verladen werden. Außerdem war die Staatsbahn durch den Proviantnachschub nach Windhuk vollauf in Anspruch genommen, die Otavibahn aber erst seit Ende 1905 bis Karibib betriebsfähig und der Transport auf ihr sehr teuer. Die weitaus größte Zahl der Tiere ging daher als sogenannter Schlepptransport nach dem Innern. Hierbei wurden die afrikanischen Pferde, Maultiere und Esel in Rudeln lose getrieben, die preußischen und argentinischen Pferde gekoppelt und zu dreien und vieren geführt.

Die Futterfrage an Land.

Das **Futter** der Pferde bestand in Swakopmund und auf dem Marsche bis Karibib aus Hafer, Heu, das aus Deutschland, Argentinien oder dem Innern geliefert wurde, und, je nach dem Bedürfnis, aus Kleie, Melasse usw. Diese Verpflegungsart ließ sich jedoch im Innern des Landes und vor allem bei der Feldtruppe nicht durchführen. Hier mußten die Tiere lernen, sich bei verminderter, oft gänzlich fehlender Haferration ihr Futter selbst auf der **Weide** zu suchen. Dabei ergaben sich bei den preußischen und argentinischen Pferden oft große Schwierigkeiten. Während die übrigen Tiere diese Ernährungsweise aus ihrer Heimat kannten, wußten die Preußen und Argentinier sich zuerst in losgelassenem Zustande gar nicht zu benehmen, standen im schönsten Grase ohne zu fressen, erschraken vor der geringsten Kleinigkeit und brachen dann nach allen Seiten aus. Das Wiedereinfangen, das nur durch spurenkundige Leute möglich war, bereitete stets große Mühe. So kam es vor, daß einmal drei preußische Pferde, die am Tage 32 km marschiert waren, des Abends ausbrachen und in der Nacht sowie am anderen Tage ohne Wasser 140 km weit bis Windhuk zurückliefen. Es ist also nötig, die Tiere systematisch an den Weidegang zu gewöhnen, was dadurch geschieht, daß man sie zuerst an der Hand weiden läßt. Je nach ihrem Benehmen läßt man sie dann mit Spannfesseln los, bis sie zuletzt in Herden auf die Weide gehen. Die Notwendigkeit, die Pferde hierin zu erziehen, führte zur Einrichtung besonderer Pferdeposten und Pferdestationen, von denen, wie oben erwähnt, als erste Friedrichsfelde im Juli 1904 belegt wurde. Diese Stationen hatten in der ersten Zeit nur zum geringen Teil Häuser, Krale, Brunnen u. dgl. Derartige Anlagen mußten meistens erst neu geschaffen oder ausgebaut werden. Hierzu wurden Reiter des Pferdedepots, ferner Zivilarbeiter und die zugewiesenen Gefangenen herangezogen.

Im weiteren Verlauf der Operationen wurden zur Pflege kranker oder erholungsbedürftiger Pferde Pferdelazarette in Friedrichsfelde, Okawayo und Windhuk eingerichtet. Nach ihrer Wiederherstellung gingen die Tiere zur Feldtruppe und wurden gegen kranke umgetauscht.

Die Tätigkeit des Pferdedepots.

Die Tätigkeit des Pferdedepots regelte sich derart, daß diesem die Verwaltung der sämtlichen noch nicht an die Truppe ausgegebenen sowie der von Truppen oder Truppenangehörigen abgegebenen, zugelaufenen oder irgendwie überzählig gewordenen Ein-

hufer nach Direktiven des Etappenkommandos oblag. Der Kommandeur des Pferdedepots war mit der Verwaltung und Verrechnung des gesamten Tierbestandes des Depots beauftragt. Er traf sämtliche im Interesse der Marschfähigkeit und Gesundheitspflege nötigen Anordnungen. Seine Aufgabe bestand ebenfalls in der Fürsorge, daß stets die nötige Anzahl kriegsbrauchbarer Pferde am Bestimmungsort zur Ausgabe bereit stand. Ferner traf er Bestimmungen über Einstellung von Zivilarbeitern und Eingeborenen und regelte auf Grund direkten Vortrages beim Etappenkommandeur alle Fragen der Behandlung und Verwendung der Einhufer.

Die in Swakopmund gelandeten Tiere wurden von der Etappenkommandantur bzw. von der Woermann-Linie am Strande dem Führer der dortigen Pferdesammelstelle übergeben. Von diesem Augenblick an bis zur Abgabe an die Truppe unterstanden sie ausschließlich dem Pferdedepot. Die Pferdesammelstelle Swakopmund übernahm die Tiere auf Grund der vorhandenen Listen, prüfte ihren Gesundheits- und Futterzustand und berichtete darüber an den Kommandeur des Pferdedepots nach Windhuk, der gegebenenfalls Quarantänemaßregeln anordnete. Hauptaufgabe der Pferdesammelstelle Swakopmund war es dann, die Pferde durch sachgemäße Pflege und Wartung, durch allmählich gesteigerte Bewegung und vor allem gründliche Instandsetzung des Beschlags für den Marsch ins Innere vorzubereiten. Die von Swakopmund heraufkommenden Transporte nahm die Pferdesammelstelle Okawayo in Empfang. Hier wurden die Tiere unter allmählicher Herabsetzung der Haferration an den Weidegang gewöhnt. Gleichzeitig erfolgte eine Ausscheidung erholungsbedürftiger Pferde. Während letztere in Behandlung genommen wurden, erfolgte der Weitermarsch der kriegsbrauchbaren Tiere nach Windhuk oder unmittelbar zu den Truppen.

Die Pferdesammelstellen.

Die Pferdesammelstelle Windhuk übernahm alle aus Okawayo ankommenden frischen Pferde sowie diejenigen, die von den Truppen abgegeben waren, ferner zugelaufene oder überzählig gewordene Tiere. Diese behielt sie bis zur Abgabe an die Truppe im Depot. Soweit die Tiere nicht zur Ausgabe in Windhuk selbst bereitgehalten wurden, erfolgte ihre Überweisung an Außenstationen. Dort wurden sie bis zum Gebrauch auf Weide gestellt. In der Regenzeit mußten hierzu hochgelegene, gegen Pferdesterbe gesicherte Plätze gewählt werden.

Die Verausgabung der Pferde an die Truppe erfolgte entsprechend den Bestimmungen der Dienstanweisung für Bagagen, Munitionskolonnen und Trains im allgemeinen durch die Führer der Pferdesammelstellen. In besonderen Fällen hatte der Kommandeur des Pferdedepots zu entscheiden.

Die Ergänzung des Personals durch Hilfskräfte.

Der ursprüngliche Etat an Mannschaften genügte beim Pferdedepot in keiner Weise den zahlreichen Anforderungen. Es ergab sich daher die Notwendigkeit, zunächst fremde Hilfskräfte anzuwerben. Sämtliche Zivilangestellte wurden durch Handschlag verpflichtet, mit Ausnahme der zur Beaufsichtigung angestellten, kontraktlich

verpflichteten Konduktoren. Letztere wurden auf Grund ihrer Vertrautheit mit Pferden sowie ihres Gewerbes und nach Prüfung der Papiere, soweit solche vorhanden waren, oder nach Auskunft durch die Polizei, angenommen. Ihre Entlassung konnte bei mangelhaften Leistungen sofort erfolgen. Sie waren kontraktlich auf zwei bis sechs Monate verpflichtet. Ihre Einstellung unterlag der Genehmigung der Feldintendantur oder des Etappenkommandos.

Die Lohnsätze der Zivilangestellten waren folgende: Das weiße Personal erhielt 4 Mark Tagelohn bei freier Verpflegung und Unterkunft. Bei vorwurfsfreier Dienstzeit konnte durch die Feldintendantur eine Lohnerhöhung auf 6 Mark täglich genehmigt werden. Die Konduktoren erhielten einen vertraglichen Monatslohn von etwa 200 Mark bei freier Verpflegung und Unterkunft. Farbige Treiber aus der Kapkolonie (Kapboys) erhielten monatlich 100 Mark. Freie Eingeborene monatlich 15 Mark steigend bis zu 30 Mark, ebenso wie die Kapboys bei freier Unterkunft und Verpflegung. Die Annahme farbiger Treiber zur Erhöhung des Personals bei dem Pferdedepot hat sich nicht bewährt. Einmal standen die Leistungen dieser Leute nicht im Verhältnis zu ihren hohen Löhnen von 100 Mark im Monat (während die Löhnung unserer Reiter monatlich nur 83,33 Mark betrug). Dann wurde durch deren Anwerbung auch viel Gesindel in die Kolonie gezogen, das nach dem Kriege wieder mühsam abgeschoben werden mußte. Soweit nicht Eingeborene zu geringem Lohn angeworben werden können, ist der Vorschlag gemacht worden, in künftigen Fällen von Staats wegen heimatliche Arbeiter heranzuziehen. Sie werden auch als Maurer, Schlosser, Sattler u. dgl. nützliche Beschäftigung finden.

Auch nach der später erfolgten Erhöhung des Etats beim Pferdedepot genügte das vorhandene Personal nicht. So kamen im Juni 1906, als das Pferdedepot „Nord" einen Bestand von rund 4000 Tieren hatte, bei den zu leistenden Transporten auf den Kopf rund 30 Tiere. Aus diesem Mangel ergaben sich naturgemäß große Übelstände in der Pflege und Wartung sowie zahlreiche Verluste, die unter anderen Umständen wohl hätten vermieden werden können. Es muß daher Grundsatz sein, zahlreiches, gut ausgebildetes Personal im Etappenbereich heranzuziehen und alles anzuwenden, was zur Wartung und Pflege der Pferde nützlich sein kann. Nur dadurch wird, im Gegensatz zu unseren Erfahrungen in Südwestafrika, die außergewöhnlich hohe Sterblichkeitsziffer an Pferden in künftigen Fällen vermieden werden können. Die Vermehrung des Personals durch zum Teil gänzlich ungeübte Zivilkräfte oder durch vorübergehende Kommandierung von fremden Mannschaften, die an einem Gedeihen der Pferde selbst nicht interessiert sind, kann diesem Mangel nicht abhelfen.

Jeder einzelne Mann muß aus eigenem Gefühl der Pflicht, Freudigkeit und Verantwortung mitarbeiten, sonst bleibt der Erfolg aus. Wie schon die China-Expedition bewiesen hat, muß der Mannschaftsetat nicht schematisch nach den Stärke-

nachweisungen in der Heimat berechnet werden, wo die Pferdedepots eine ganz andere, einfachere Aufgabe haben. Sie müssen sich nach der Zahl der für die Truppe vorzubildenden Tiere richten und je nach dem Lande, in dem Krieg geführt wird, verschieden sein. Grundsätzlich sollten aber nur Mannschaften der berittenen Waffen zu den Pferdedepots kommandiert werden.

Es empfiehlt sich, als Leiter der gesamten Pferdeangelegenheiten einen nach Rang und Diensterfahrung bewährten älteren Offizier zu bestimmen. Nur ein verantwortlicher Leiter kann der Sache zum Vorteil gereichen.

Der Tierbestand des Pferdedepots muß so groß sein, daß man nicht darauf angewiesen ist, von der Hand in den Mund zu leben, sondern stets die nötige Anzahl Pferde zur Verfügung hat. Die Tiere müssen deshalb rechtzeitig bestellt und geliefert werden, damit sie Zeit haben, sich vor ihrer Verwendung im Felde an das Klima und die neue Lebensweise zu gewöhnen. In demselben Sinne muß aber auch die Lieferung aus der Heimat, die ohne unmittelbaren Auftrag erfolgt, sich nach den tatsächlichen Bedürfnissen und der Möglichkeit sachgemäßer Unterbringung richten, derart, daß vorher Erkundigungen bei der Truppe im Etappengebiet eingezogen werden, wann und in welcher Höhe die Transporte erwünscht sind. Es kann sonst leicht vorkommen, daß sich Transporte in einer kaum zu bewältigenden Weise im Hafen anstauen. Die Bereitstellung einer Reserve von Pferden im Etappengebiete bedeutet keine Verteuerung des Krieges. Es bietet sich dadurch vielmehr eine Gelegenheit, durch sachgemäße Vorbildung der Tiere, dem sonst unausbleiblichen Mehrverbrauch zu steuern. Die zur Formierung des Pferdedepots in der Heimat bestimmten Reiter müssen in der kurzen Zeit vor ihrer Ausreise für ihre künftige Tätigkeit in richtiger Weise vorgebildet werden. Es hat keinen Wert, diese Zeit zu Gefechtsübungen zu verwenden. Jeder freie Augenblick muß dazu ausgenutzt werden, den Reiter zum tüchtigen Pferdepfleger zu erziehen. Außerdem sind Reitübungen in ausgedehntem Maße von Nutzen. Sie heben die Lust und Liebe zu dem neuen Berufe. Vor allem müssen sämtliche Mannschaften das Beschlagen erlernen. Wichtig ist auch eine Unterweisung in der Behandlung von Räude, Kolik und anderen Pferdekrankheiten.

Der Tierbestand des Pferdedepots.

Nach Ankunft des Transports auf der Reede wurden die Tiere zunächst an Bord auf ihren Gesundheitszustand, auf Unterbringung, Pflege und Wartung durch einen Offizier sowie einen Veterinär des Pferdedepots geprüft. Kamen die Pferde nach der Ausschiffung aus den Flößen an Land, so wurden sie in ruhiger Weise gegriffen, gekoppelt und in gut aufgeschlossenem Transport nach den Kralen geführt. Meist waren sie durch die Vorgänge während der Ausschiffung derart verängstigt, daß sie willig alles mit sich geschehen ließen. Nur in einzelnen Fällen kam es vor, daß Tiere scheu wurden und zu entlaufen suchten. In den Kralen wurden die Pferde nochmals transportweise durch den Veterinär gründlich untersucht, demnächst wurden die für den Schiffstransport abgenommenen Hintereisen wieder aufgeschlagen und

Die Behandlung der Pferde nach der Ankunft.

der ganze Beschlag in Ordnung gebracht. Den Tieren wurde täglich bei gutem Futter genügende Bewegung gegeben. Hierzu wurden sie meistens in Rudeln getrieben. Vor ihrem Abtransport in das Innere sollten die Pferde nach der Landung, wenn irgend möglich, eine Erholungszeit von mindestens 14 Tagen erhalten. Diese Ruhe macht sich später reichlich bezahlt. Stellt sich bei den gelandeten Tieren nachträglich eine Seuche heraus, so sind sie zu isolieren und in der Quarantäne zu behandeln.

Ideal wäre es, wenn jeder aus der Heimat eintreffende Mannschaftstransport seine eigenen Pferde mitbrächte. Hierdurch würde das Interesse und die Sorgfalt für das einzelne Tier wesentlich gehoben. Dieses ist aber nur bei einzelnen Transporten erreicht worden. In den meisten Fällen wird es sich nicht ermöglichen lassen, da Tiere zum Teil auch aus anderen Ländern eingeführt werden müssen, Krankheiten an Bord die Verlängerung der Quarantäne an Land nötig machen und die Truppen früher ins Innere abrücken müssen, als bis sich die Tiere an Land genügend erholt haben. Dazu kommt, daß im weiteren Verlauf des Feldzuges ganze Pferdetransporte zur Deckung der bei der Truppe am Feinde eintretenden Abgänge gebraucht werden.

Der Nachschub hat sich nach der Landung der Transporte im allgemeinen derart geregelt, daß nach den ersten vierzehn Tagen die nunmehr an das Klima gewöhnten, marschfähigen Pferde von der Küste zunächst nach einem der Pferdeerholungsplätze gebracht wurden. Nachdem sie sich hier an die neue Ernährungsweise gewöhnt hatten und der Beschlag nochmals gründlich erneuert war, erfolgte meistens je nach Bedarf die Ausgabe an die Truppe.

Dem Kommandeur des Pferdedepots muß es überlassen bleiben, nach eigenem Ermessen diejenigen Tiere nach dem Innern zur Truppe in Marsch zu setzen, die er hierzu für genügend vorbereitet hält. Das oft viele hundert Kilometer entfernte Truppenkommando kann nur ganz kurz telegraphisch über den Zustand jedes Transports orientiert werden. Dieser Zustand kann sich aber oft in kurzer Zeit ändern. Der Befehl, eine gewisse Anzahl von Pferden eines Dampfers bis zu einem bestimmten Zeitpunkt im Innern bereitzustellen, ist daher meistens unausführbar oder erfordert längere telegraphische Auseinandersetzungen.

Was die Brauchbarkeit der Pferde bei ihrer Einstellung in die Truppe anbetrifft, so hat es sich gezeigt, daß fast immer diejenigen Tiere am meisten aushielten, die nach ihrer Landung genügend Zeit gehabt hatten, sich zu akklimatisieren. Nach der anstrengenden Seereise tritt bei den meisten Pferden die richtige Erschlaffung erst nach einigen Tagen ein, wenn die neuen Eindrücke nicht mehr so wirksam sind und der Einfluß des ungewohnten Klimas, Futters, Wassers usw. beginnt. Dieselbe Erfahrung wurde auch bei den übrigen Reit- und Zugtieren gemacht. Die ersten Ochsen, die übereilt nach dem Innern die schweren Wagen durch den Wüstengürtel ziehen mußten, brachen bereits nach einigen Tagen zusammen und mußten liegen bleiben. Andererseits sind die im März 1906 gelandeten preußischen Pferde, die wegen Brust-

jedoch bis Mai in Swakopmund stehen bleiben mußten, nach dem 400 km langen Marsch in ganz vorzüglichem Zustande im Juni 1906 in Windhuk eingetroffen. Auch die Engländer empfehlen in ihren Berichten über Erfahrungen mit Pferdetransporten im Burenkriege gründliche Schonung der Tiere in der ersten Zeit nach der Landung. Bei sofortiger Inanspruchnahme traten schnell sehr große Verluste ein. Als praktisch bewährte es sich, wenn die Zeit es gestattete, nach der Landung den Pferden 8 bis 10 Tage Ruhe am Ausschiffungsort zu geben. Dann erfolgte meist der Marsch nach dem Zentralpferdedepot. Hier wurden die Pferde 3 bis 4 Wochen lang in sorgfältige Pflege und Arbeit genommen und allmählich systematisch trainiert. Nachdem sie dann in den letzten Tagen täglich lange Trabreprisen zurückgelegt hatten, erfolgte ihre Einstellung in die Truppe. Auch bei unseren Pferden in Südwestafrika hätte sich letztere Maßregel sehr belohnt gemacht. Leider konnte sie indes in Ermangelung des nötigen Personals nicht ausgeführt werden.

Der Abtransport ins Innere.

Der erste Transport der Pferde ins Innere muß in ruhigen Märschen erfolgen und darf nicht übereilt werden. Es müssen möglichst viele Ruhetage eingelegt, Tiere, die irgendwie durch Mattigkeit, Mangel an Gehlust, Wunden oder Druckstellen auffallen, bis zu einem der nächsten Transporte auf einer der Stationen stehen gelassen werden.

Der Kommandeur des Pferdedepots muß von der Truppe möglichst frühzeitig über Zeitpunkt und Ort, an dem Tiere gebraucht werden, Nachricht erhalten, damit er dementsprechend seine Maßnahmen treffen kann. Die Erfahrung hat gezeigt, daß es vorteilhaft ist, wenn ein ständiges, gut eingeübtes Transportkommando unter erfahrenen Führern derart gebildet wird, daß jeder Führer möglichst immer wieder dieselben Leute erhält. Pferdetransporte, die durch ungeübte, zum Teil des Reitens unkundige, frisch gelandete Mannschaften ins Innere gebracht wurden, kamen in schlechter Verfassung zur Truppe.

Für den Marsch muß jeder Transportführer eine schriftliche, gut ausgearbeitete Instruktion erhalten. Ein Muster, das auf Grund der gemachten Erfahrungen aufgestellt und für das Pferdedepot „Nord“ gültig war, enthielt folgende Hauptpunkte:

„Der Transportführer erhält in Swakopmund seinen Transport, bestehend aus kriegsbrauchbaren Pferden, Reitern, Zivilarbeitern, Eingeborenen nebst dem nötigen Sattelzeug zugewiesen. Er hat sich zunächst zu überzeugen, daß alle Pferde gut beschlagen und gebrannt sind, sowie nach Nummer und Zahl mit dem ihm übergebenen Verzeichnis übereinstimmen. Bleiben später auf dem Marsch Pferde stehen oder werden sie umgetauscht oder anderweitig verwendet, so ist dies sofort telegraphisch an das Pferdekommando zu melden, mit Angabe, auf wessen Befehl die Anordnung stattgefunden hat.

Auf dem Marsche reiten die dem Pferdedepot überwiesenen gefangenen Witbois in der Mitte des Transports, vorn und hinten je eine Hälfte der Reiter. Die

Zivilarbeiter sind zwischen die Reiter zu verteilen. Die einzelnen Koppeln reiten mit vier Schritt Abstand, worauf mit Strenge zu halten ist. Keine Koppel darf ohne Erlaubnis zurückbleiben. Ist dieses ausnahmsweise notwendig, so bleibt einer der Reiter ebenfalls zurück und sorgt für schleuniges Nachkommen. Der Transportführer reitet möglichst am Ende des Transports. Er muß seine Märsche derart einrichten, daß er mit einer möglichst großen Zahl geschonter und sofort verwendbarer Pferde das Endziel erreicht. Er muß daher ruhig, im allgemeinen im Schritt marschieren. Die Transporte brechen gewöhnlich um 6^{00} vormittags auf, jedenfalls auch bei längeren Märschen nicht vor Eintritt der Helligkeit. Ob in besonderen Fällen nach 10^{00} vormittags oder vor 4^{00} nachmittags marschiert werden kann und muß, hat der Transportführer nach der Witterung und der Länge des Marsches zu bestimmen. Im allgemeinen darf zwischen 10^{00} vormittags und 4^{00} nachmittags nicht marschiert werden. Das jedesmalige Marschziel ist noch bei hellem Tage mit trockenen Pferden zu erreichen. Die Pferde sind zweimal täglich und nicht bei Dunkelheit zu tränken. Der Hafer ist abends nach beendetem Marsch zu verabreichen, um die Tiere daran zu gewöhnen, beim Trupp zu bleiben. Nach einer bestimmten Zeit sind die Pferde täglich 1 bis 2 Stunden an der Hand zu weiden. Zunächst nimmt jeder Mann nur zwei Pferde. Haben sich die Tiere an das Weiden gewöhnt, so können sie allmählich losgelassen werden. In der Nacht sind die Pferde entweder gut anzubinden oder in die zum Teil vorhandenen festen Krale einzustellen. Brechen Pferde aus, so sind sofort Patrouillen (3 bis 4 Mann) auf die Spur zu setzen. Sämtliche umliegenden Stationen sind im Bedarfsfalle telegraphisch zu benachrichtigen.

Die Reiter marschieren mit geladenem Gewehr und legen es nachts schußbereit neben sich. Die Pferdewache behält auch die Gefangenen im Auge. Der Transportführer überzeugt sich auf den einzelnen Stationen von dem Zustande derjenigen Pferde, die dort von früheren Transporten stehen geblieben sind und nimmt marschfähige Pferde beim Weitermarsch mit."

Es hat sich als nützlich erwiesen, die Stationen, an denen die Transporte rasteten, mit Mannschaften des Pferdedepots zu besetzen. Hierdurch wurde einerseits eine gute Zustandhaltung der Krale und pünktliche Bereitstellung von Proviant, Fourage und Wasser für die ankommenden Transporte, andererseits eine sachgemäße Pflege der stehengebliebenen Tiere gewährleistet.

Die Pferderassen.

Nunmehr seien noch einige Worte über die einzelnen Pferderassen und ihre Brauchbarkeit gesagt.

Es würde zu einem falschen Urteil führen, wollte man nach dem Prozentverhältnis der Verluste auf die Brauchbarkeit der Rassen schließen. Danach hätten sich am wenigsten die afrikanischen Pferde bewährt, deren Verlustzahl 87,41 vH. betrug. Bei der großen Verschiedenheit in der örtlichen und zeitlichen Verwendung der Tiere ist eine derartige Statistik, selbst bei kleineren Verbänden, zur Beurteilung des Pferdeschlages wertlos.

Was äußere Kennzeichen anbetrifft, so hatten nur die Argentinier einen nicht zu verkennenden Typus, während bei Deutschen und Afrikanern die verschiedensten Gebäude zu finden waren. Von Argentiniern kamen zwei scharf getrennte Sorten zur Verwendung: Das große, vielfach plumpe Niederungspferd und das kleinere Höhenpferd; das erstere genügt zwar in seinem Äußeren den an ein Reitpferd zu stellenden Anforderungen, es hat sich indessen gezeigt, daß es für den Gebrauch in Südwestafrika durchaus nicht geeignet war. Auch das Temperament dieser Pferde war schwierig, Schläger und Beißer fanden sich häufig vor. Wohl bietet der große Argentinier, wenn er gut ausgeruht und genährt ist, ein stolzes Bild. Der Eindruck wird aber bald ein anderer, sobald Leistungen an ihn herantreten und das Futter knapp wird. Die Tiere fallen dann merkwürdig schnell ab, ermüden leicht und erholen sich selbst bei bester Pflege merkwürdig langsam. Nur dort, wo sie bei wenig Arbeit viel Futter erhalten, wird sich ihre Verwendung empfehlen. Das argentinische Pferd.

Der kleine Argentinier fällt sofort durch sein typisches Gebäude auf. Die Urteile über ihn lauten günstiger. Er ist nicht größer als der mittelgroße Afrikaner, hat fast ausnahmslos einen großen Kopf mit Rammsnase, einen schweren, gut gebogenen Hals, gute, klare Beine und guten Huf. Sein Rücken ist sehr tragfähig, manchmal etwas zu sehr gewölbt, zum Karpfenrücken neigend. Vielfach findet sich eine zu schmale Niere und zu wenig Hose. Die Ernährung dieses Pferdeschlages war leicht. Mäßig angestrengt hat sich der kleine Argentinier als Reittier gut bewährt und sein Temperament war im allgemeinen besser als das der größeren Pferde. Aber auch er versagte sofort, wenn Arbeit und Ernährungsverhältnisse schwieriger wurden. Fast alle Berichte stimmen darin überein, daß die Argentinier mit ihrer schlaffen Konstitution das bei weitem schlechteste Material darstellten. Auch im Burenkriege sind diese Tiere ähnlich bewertet worden. Merkwürdig ist es allerdings, daß trotz dieser Erfahrungen die Engländer noch so viele Argentinier als Remonten in die Kapkolonie einführen. Diese Tatsache läßt sich nur durch den großen Bedarf und die geringen Preise der Argentinier erklären. Vor allem handelt es sich hier meist um Pferde aus den Kordilleren, also aus dem gebirgigen Teil von Argentinien. Diese sind jedoch in unserer Schutztruppe niemals verwendet worden.

Am meisten von allen Reittieren wurde in Südwestafrika das gute afrikanische Pferd geschätzt. Dieses entstammte entweder dem Lande selbst oder der Kapkolonie. Leider haben aber dort der Burenkrieg wie auch unsere Kämpfe einen großen Teil der guten Tiere hinweggerafft. Sowohl die über See wie auch über Land hereingebrachten Transporte wurden mit der Dauer des Feldzuges immer minderwertiger. Das afrikanische Pferd.

In den Berichten der in der Kapkolonie reisenden Ankaufskommission wird geklagt, daß der Markt ausverkauft und eine genügende Anzahl guter Tiere nicht zu finden sei. Vor allem konnten mit der Zeit nicht mehr die mittelgroßen, tiefen Tiere geliefert werden, die bei der Fähigkeit, ein verhältnismäßig großes Gewicht zu tragen, den Vorzug der leichten Ernährung hatten.

Das südafrikanische Pferd ist edel, meist sehr gutmütig und ist leicht zu reiten. Diese Eigenschaft war bei der großen Zahl im Reiten kaum ausgebildeter Leute besonders wertvoll. Es hat einen kleinen Kopf, feinen Hals, gute Gurtentiefe, einen gut gewölbten, kurz geschlossenen Rücken mit breiter Niere, eine vorzügliche Hinterhand mit viel Hose und langen, kräftigen, dem Vollblut annähernd gleichen Muskeln, sowie kräftige Beine mit festen Hufen.

Die Hinterhand und die Rückenform sind die markantesten Merkmale dieser Pferdesorte. Die Tiere erwiesen sich stets ausdauernd und gewandt im schwierigsten Gelände. Eine besonders wichtige Eigenschaft war ihre Fähigkeit, bei einigermaßen guter Weide auch einmal längere Zeit mit wenig Hafer sich auf der Höhe zu halten. Bei ihrer drahtigen Konstitution besitzen sie vorzügliche Verdauungsorgane und sind vor allem auch beim Weiden lebhaft und findig. Letzteres ist eine Grundbedingung für die Brauchbarkeit eines Pferdes in einem Gelände, wie es der südwestafrikanische Kriegsschauplatz darbot. Ein Pferd mit trägem Temperament und flachen Hufen, die das Gehen auf Steinen erschweren, kann sich auf der Weide dieses Landes, deren vielfach meterweit voneinander entfernte Grasbüschel aufmerksames Gehen verlangen trotz guten Appetits nicht so gut ernähren, wie das Tier, dessen Hufe dem steinigen Boden auch in unbeschlagenem Zustand angepaßt sind.

Diese vorzüglichen Eigenschaften zeichnen jedoch nur den starken, gut gebauten Afrikaner aus. In den einzelnen Transporten, vor allem in den letzten, befand sich ein erheblicher Prozentsatz von Tieren, die viel zu klein und dabei schmächtig waren. Bei geringer Tiefe hatten sie wenig Muskulatur und brachen unter dem Gewicht, das ihnen aufgebürdet werden mußte, trotz des Vorzuges ihres lebhaften Temperaments zusammen. Man brauchte einen Afrikanertransport nur von hinten anzusehen, um die leistungsfähigen Pferde von den minderwertigen zu unterscheiden, da Hose und Kruppenmuskulatur maßgebend waren. Zeigten sie hierin keine Fehler, so konnten sie vorn manches zu wünschen übrig lassen, ohne an ihrer Brauchbarkeit einzubüßen.

Das von den Eingeborenen gezüchtete Basutopferd ist klein und sieht gemeiner aus, als der eigentliche Afrikaner. Es hat einen kräftigen, tiefen Körper auf starken, kurzen Beinen.

Der große Vorteil der afrikanischen Pferde bestand darin, daß sie dem Lande selbst entstammten und schon von Geburt auf, an Klima, Ernährungsweise und Entbehrungen gewöhnt waren. Sie litten nicht in demselben Maße unter dem fortgesetzten Biwakieren, kannten den Weidegang und zeigten sich auch unempfindlich gegen das harte, scharfe Steppengras, das anfangs bei den übrigen Pferden vielfach Verletzungen des Kauwerkzeuges und dadurch Schwierigkeiten in der Ernährung herbeiführte.

Das deutsche Pferd.

Die aus Deutschland herübergebrachten Pferde waren sehr verschieden. Zum

Teil waren sie sehr gut, ein großer Prozentsatz war aber schon nach seinem Gebäude zum Reiten wenig geeignet. Viele aus Deutschland bezogene Pferde brachten durch ihre Bezeichnung als „Preuße" unser gutes preußisches Pferd in Mißkredit. Der kleine edle Ostpreuße, der noch etwas kleiner sein kann, als die Durchschnittsremonte der leichten Kavallerie, hat sich sehr gut bewährt. Er ist dem Afrikaner in bezug auf Ausdauer und Tragfähigkeit gleich zu achten. Beim Ankauf ist an das in Südwestafrika als Reitpferd zu verwendende Tier derselbe Maßstab, wie für seine Verwendung in der Heimat anzulegen. Es muß nur berücksichtigt werden, daß kleine Pferde den Vorzug der leichteren Ernährung auf der Weide haben. Der Wert von gut geschlossenen Rücken und kräftiger Muskulatur kann nicht genug betont werden. Die zuerst gelieferten Truppenpferde haben sich vorzüglich bewährt. Vielfach trat nur gerade bei den preußischen Pferden der große Nachteil zu Tage, daß sie nicht genügend Zeit fanden, sich an das Klima und die ganz veränderte Lebensweise zu gewöhnen, sondern zu frühzeitig bei der Truppe verwendet wurden.

Hinsichtlich der Pferderassen haben die Engländer nach übereinstimmendem Urteil auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz dieselben Anforderungen gestellt. Sie verlangten bei ihren Pferden eine kleine, gedrungene Gestalt, möglichst nicht größer als 1,40 bis 1,50 m. Die Tiere durften nicht zu dick, mußten jedoch gut im Fleisch und mit entwickelten Muskeln bereits an harte Arbeit im Ziehen oder unter dem Sattel gewöhnt sein. Als bestes Alter galt das von 5 bis 10 Jahren. Besonders erwünscht waren genügsame Pferde, die auch an Grasen, jedoch nicht ausschließlich an Grasfütterung gewöhnt waren, da sie bei dieser Ernährung als nicht genug entwickelt galten, um größere Anstrengungen zu ertragen. Außer dem einheimischen Kap- und Basutopferd, das indes nicht zahlreich genug vorhanden war, wurde das kleine englische Pferd für das beste erklärt. Bei ersterem wird als Nachteil erwähnt, daß es nicht galoppieren kann, sondern nur einen natürlichen, kurzen Kanter geht, was der europäische Reiter zuerst sehr unangenehm empfindet.

Zusammenfassend kann das Urteil über unser in Südwestafrika verwendetes Pferdematerial folgendermaßen lauten: Das gut ausgesuchte afrikanische Pferd steht für den dortigen Dienst an erster Stelle. Der Ostpreuße, mit den Eigenschaften einer Husaren-Remonte, ist ihm ungefähr gleichwertig. Tiere mit schlechten Hufen sind wertlos, da ihnen das Weiden zu schwer wird. Gemeine Pferdeschläge sind, zumal wenn ihr Gebäude ihnen nicht einmal die Fähigkeit gibt, ein hohes Gewicht zu tragen, nicht geeignet. Der Argentinier hat sich in Südwestafrika nicht bewährt.

Die Ernährungsverhältnisse.

Was die Ernährungsverhältnisse der Pferde anbetrifft, so muß beachtet werden, daß auch bei guten Weideverhältnissen Pferde und Maultiere, sobald Leistungen von ihnen verlangt werden sollen, mit Kraftfutter, und zwar mit Hafer oder Mais, gefüttert werden müssen. Etwas anderes ist es bei der Ernährung der Ochsen, die ausschließlich von Weide leben und auch ohne anderes Futter brauchbar sind.

Hafer und Mais sind als Kraftfutter ziemlich gleichwertig. Mais kann im Lande gebaut oder billig und gut aus Togo bezogen werden. Im Frieden wird sich also Maisfütterung empfehlen. Etwas anderes ist es im Kriege. Sobald der Süden, wo kein Mais gebaut wird, in Frage kommt, kann das Kraftfutter nur aus Hafer bestehen, da der Nachschub von Mais auf Landwegen schwieriger ist.

Über das Maß, das den Pferden an Hafer zu verabreichen ist, gehen die Ansichten auseinander. Hierbei muß berücksichtigt werden, daß der Faktor Weide, der je nach den Gegenden wechselt, ohne Gefährdung der Schlagfertigkeit der Truppe nicht allzu hoch bewertet werden darf. Viel mehr als einen guten Ersatz für das in der Heimat den Pferden gegebene Rauhfutter wird dem arbeitenden Tiere auch gute Weide während des größten Teils des Jahres nicht leisten.

Nach den Erfahrungen der letzten Jahre scheint eine Tagesration von 4 kg Hafer für die Pferde ausreichend zu sein. Unter dieses Maß indes herabzugehen, erscheint nicht angebracht und es ist zu berücksichtigen, daß diese Ration schon niedriger ist, als der niedrigste Satz in der Heimat. Der Umstand, daß die Pferde während des Krieges infolge der erschwerten Zufuhr im allgemeinen mit nur 2 kg Hafer auskommen mußten, hat wesentlich zu den außerordentlich hohen Verlustzahlen beigetragen. Vielfach wird demgegenüber bemerkt, daß die Hottentotten mit ihren Pferden sehr beweglich gewesen seien, obwohl sie doch fast nie über Hafer verfügten. Dagegen ist zu sagen, daß einmal bei den Hottentotten der Verbrauch an Pferden noch viel höher als bei uns war, und daß die erbeuteten Pferde sich immer in einem geradezu bejammernswerten Zustande befanden.

Die Krankheiten.

An Krankheiten hatten unsere Pferde in Südwestafrika vor allem unter Rotz, Räude, Brustseuche, Druse und Pferdesterbe zu leiden, doch standen die hierdurch eingetretenen Verluste in keinem Verhältnis zu denen durch mangelhafte Ernährung und Anstrengungen.

Rotz trat, soweit er nicht durch Afrikanertransporte eingeschleppt wurde, verhältnismäßig selten auf und zwar häufiger bei Pferden, weniger bei Maultieren, bei Eseln gar nicht. Bei ausgesprochenem Rotz erfolgte sofortige Tötung, beim Verdacht strenge Isolierung. Eine besondere Art von Rotz, der sogenannte Hautrotz (Lymphangitis), an dem viele Tiere litten, muß hier noch erwähnt werden.

Räude kam ziemlich häufig vor. Die mit dieser Krankheit behafteten Tiere wurden sorgfältig allein gehalten und mit gutem Erfolg durch Waschungen behandelt.

Brustseuche wurde durch die letzten 4300 aus Deutschland importierten Pferde nach Südwestafrika eingeschleppt. Sie verlief zuerst sehr schwer und führte auch bei einer Anzahl zum Tode. Sobald die Pferde indes aus dem naßkalten Küstenklima in die trockene Höhenluft des Innern transportiert wurden, trat sofort eine erhebliche Besserung ein. Von den 1500 nach dem Innern gebrachten Tieren ist nur eins, offenbar infolge der ungewohnten Marschanstrengungen, eingegangen.

Druse zeigte sich nur sehr vereinzelt bei Pferden, Maultieren und Eseln und verlief im allgemeinen gutartig. Meist waren es im letzten Stadium befindliche Erkrankungen vom Schiffstransport her.

Am meisten war unter Pferden und Maultieren die Pferdesterbe gefürchtet. Sie trat in allen drei Jahren sehr früh und in den Jahren 1904 und 1905 besonders heftig auf. Die befallenen Pferde starben sämtlich, die Maultiere größtenteils trotz Behandlung. Obwohl neuerdings Versuche mit einer Serumimpfung gemacht werden, kann vorläufig als sicheres Vorbeugungsmittel nur das rechtzeitige Beziehen von sterbefreien Plätzen vor Beginn der kleinen Regenzeit gelten.

Während fast alle Esel unter ansteckender Hornhautentzündung zu leiden hatten, wurde diese Krankheit bei Pferden und Maultieren selten und auch dann nur in leichter Form festgestellt. Gewöhnlich trat nach etwa vier Wochen Besserung, in schweren Fällen häufig Erblindung ein. Bei der Menge der erkrankten Tiere wurden nur die schwerkranken behandelt.

Eine Krankheit, an der hauptsächlich die frisch eingeführten Pferde, besonders Preußen und Argentinier, litten, war Verschlag. Die Tiere erkrankten aber meist nur leicht, selten schwer oder tödlich. Behandelt wurden erkrankte Pferde mit denselben Mitteln wie in der Heimat und mit gleichem Erfolge.

Im allgemeinen haben wir auch hinsichtlich der Erkrankungen dieselben Erfahrungen wie die Engländer in Südafrika gemacht, daß die Pferde sich gegen ansteckende Krankheiten wenig empfänglich zeigten, und daß die großen Verluste auf Erschöpfung und besonders auch auf mangelhafte Ernährung zurückzuführen waren.

Entsprechend dem eigenartigen Charakter des Geländes sind als Ersatz für Pferde, vor allem als Zugtiere, Maultiere und Esel verwendet worden. Maultiere wurden in großer Zahl aus der Kapkolonie und aus Argentinien bezogen. Die afrikanischen Maultiere waren fast sämtlich gut. Leider konnte aber schon nach kurzer Zeit der afrikanische Markt nicht mehr die genügende Anzahl liefern, so daß Ankäufe in Argentinien nötig wurden. Die argentinischen Maultiere waren meist nicht so kräftig und vor allem nicht so willig wie die einheimischen. Sie machten teilweise sehr große Schwierigkeiten beim Schirren und Satteln und setzten den ungeübten Reiter, wenn er noch so schwer war, mit Leichtigkeit ab. Im übrigen zeigten sich keine wesentlichen Unterschiede. Von der Verwendung einer größeren Anzahl von Maultieren als Reittiere innerhalb der Truppe muß abgesehen werden, da sie meist kleben und nicht aus dem Gliede herauszubringen sind. Es ist aber zu berücksichtigen, daß sie besser klettern als die Pferde, bedeutend anspruchsloser sind und nicht so leicht an der Pferdesterbe fallen. Bezüglich ihrer Verwendung wird das Verhältnis von etwa $^1/_3$ an Maultieren zu $^2/_3$ an Pferden das richtige sein.

Die Maultiere und Esel als Ersatz für Pferde.

Die Esel wurden zum größten Teil in der Kapkolonie angekauft und fanden als Zug- und Tragetiere gute Verwendung. Sie verlangten allerdings erfahrene

Treiber, weshalb anfangs bei unseren im Treiben gänzlich unerfahrenen Reitern zahlreiche Tiere auf der sandigen Pad den Anstrengungen erlagen. Unter sachgemäßer Leitung leisteten indes die fleißigen und genügsamen Tiere in stetem, ruhigem Zuge Vorzügliches.

Die Verluste. Wenn wir die Verlustzahlen an Pferden und Maultieren in unserem Kriege in Südwestafrika mit denen der Engländer im Burenkriege vergleichen, so ergibt sich auf deutscher Seite im Verhältnis zur Truppenstärke eine außerordentlich hohe Sterblichkeitsziffer.

Vom Beginn des Aufstandes bis zum Mai 1907 haben wir von 30 962 Pferden 25 200 = 81,39 v. H. und von 33 844 Maultieren 22 412 = 66,22 v. H. verloren. Der Verlust der Engländer in Südafrika betrug von 518 794 Pferden 360 151 = 69,42 v. H. von 150 781 Maultieren 56 155 = 37,24 v. H.

Wenn diese Zahlen auch äußerlich betrachtet zu unseren Ungunsten ausfallen, so muß beachtet werden, daß wir den Krieg in Südwestafrika unter wesentlich anderen Bedingungen geführt haben, als die Engländer den Burenkrieg.

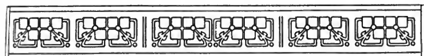
Während damals das Land selbst ganz andere Hilfsmittel auch für den Unterhalt der Tiere bot, das Vorhandensein mehrerer Bahnlinien und Straßen das Heranschaffen der Verpflegung erleichterte, galt es in Südwestafrika, die Pferde in größtenteils unkultivierten Gegenden bei völlig unzureichenden Verbindungen zu ernähren, wobei ungewöhnliche Strapazen das äußerste von ihren Kräften verlangten. Vor allem war in Südafrika die Lösung der Wasserfrage wesentlich einfacher, während in unserem Kriege der Mangel genügenden Wassers die größten Verluste herbeiführte.

Endlich muß berücksichtigt werden, daß dieses der erste größere Kolonialkrieg war, den wir auf afrikanischem Boden zu führen hatten, und daß Reibungen und Schwierigkeiten aller Art auch uns ebenso wie anderen Mächten in ähnlicher Lage nicht erspart geblieben sind.

Nunmehr ist es gelungen, auch auf dem Gebiet der Pferdefrage wichtige Lehren und Erfahrungen zu sammeln. Aufgabe der Zukunft wird es sein, sie zu verwerten und zur Erhöhung der Schlagfertigkeit unseres Heeres nutzbringend zu gestalten.

Frhr. v. Maltzahn,
Oberleutnant im Ulanen-Regiment Kaiser Alexander II. von Rußland (1. Brandenb.) Nr. 3,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.





Die Kämpfe um die Kin tschou-Enge im Mai 1904.*)

Die von Port Arthur etwa 50 km entfernte Kin tschou-Enge, an der die Liao tung-Halbinsel auf kaum 4 km eingeschnürt ist, mußte in einem russisch-japanischen Kriege sowohl für den Verteidiger wie für den Angreifer von Port Arthur eine ungewöhnliche Bedeutung gewinnen. Denn die Hafenplätze Dalni und Ta liën wan lagen zu nahe an der Festung, als daß eine japanische Transportflotte es hätte wagen können, sie anzulaufen, ehe nicht die Halbinsel selbst bis fast nach Port Arthur sich in japanischem Besitze befand. Wenn man den russischen Führern nur einige Unternehmungslust und Tatkraft zutraute, so mußte die Ausschiffung der ersten Truppen, das erste Fußfassen an Land in größerer Entfernung von der feindlichen Festung erfolgen. Der weitere Weg führte alsdann die gelandeten Truppen mit Notwendigkeit über die Kin tschou-Enge, und so war der Besitz dieser Enge fast eine Vorbedingung für die Benutzung von Dalni zum Ausladen des Belagerungsgerätes. Daraus ergab sich aber die Bedeutung der Enge auch für den Verteidiger; solange er sie hielt, war an die Durchführung einer Belagerung von Port Arthur nicht zu denken. Es mußte also russischerseits alles getan werden, um die Enge möglichst lange zu behaupten.

Die Stellung auf dem Nan schan.

Skizze 1.

Diese Verhältnisse wurden auch in Port Arthur von verschiedenen Personen, namentlich vom General Kondratenko, klar erkannt. Er fuhr schon Anfang Januar 1904, also noch einen Monat vor Beginn des Krieges, aus eigenem Entschluß nach Kin tschou und besichtigte die gesamte Stellung in eingehendster Weise. Am 3. Februar wiederholte er die Erkundung mit dem Kommandeur des am Nan schan und in Kin tschou in Garnison stehenden 5. Ostsibirischen Schützen-Regiments, dem Obersten

*) Die folgende Darstellung der Kämpfe um die Kin tschou-Enge 1904 fußt, außer auf der „Kriegsgeschichtlichen Einzelschrift" des Großen Generalstabes über Port Arthur Heft 37—38, vornehmlich auf neueren russischen Veröffentlichungen, Vorträgen von Mitkämpfern und den Verhandlungen des Stössel-Prozesses. Erst jetzt sind namentlich die Vorgänge auf russischer Seite klar gestellt, so daß manche Einzelheiten berichtigt werden konnten, die nur auf Angaben der japanischen Sieger gegründet waren. Die Darstellung der Einzelschrift ist dadurch hier und da ergänzt worden; einer Berichtigung in wesentlichen Punkten bedarf sie auch nach den neueren Veröffentlichungen nicht.

Tretjakow, und mit dem Ingenieur-Hauptmann v. Schwarz aus Port Arthur. Sie stellten einen Befestigungsentwurf auf und legten ihn am 6. Februar dem „Rate des Militärbezirks Kwan tung" zur Genehmigung vor. Wegen der Höhe der veranschlagten Arbeitskosten — 19 000 Rubel — wurde die Genehmigung versagt: nur 5000 Rubel seien für diesen Zweck verfügbar. Aber schon in der Nacht vom 8. zum 9. Februar war diese Entscheidung durch den japanischen Torpedoangriff auf Port Arthur überholt, und man sah sich gezwungen, eiligst zur Ausführung des Kondratenko-Schwarzschen Entwurfes zu schreiten. Nach den notwendigen Vorbereitungen



Blick vom Nan schan (Punkt 117) auf Batterie 2 und 3.

am 9. und 10. wurde die Arbeit am 11. Februar begonnen und bis zum 2. April beendet.*)

Skizze 2. Die Stellung wurde auf dem Nan schan, teilweise unter Benutzung verfallener Reste von alten Batterien und Schützengräben, angelegt. Der Nan schan liegt mit seiner ganzen Masse dicht vorwärts der schmalsten Stelle der Landenge. Von seinem 117 m hohen Gipfel ziehen sich „wie die Finger von der Handwurzel" mehrere

*) Die durch die Arbeit wirklich entstandenen Kosten haben 63 000 Rubel betragen. Die Ausführung erfolgte durch Chinesen, von denen sich im Laufe der Zeit immer mehr, seit Ende Februar täglich an 5000, stellten. Nur ausnahmsweise und zur Aushilfe wurden Truppen zur Arbeit verwendet.

Höhenrücken nach beiden Küsten und in Richtung nach Kin tschou. Die Senken zwischen ihnen sind tief und steil eingeschnitten und haben vielfach schluchtartigen Charakter; auch nach Osten, Westen und Süden sind die Hänge steil; nach Norden fallen sie sanfter ab.

Die Ebene vorwärts des Nan schan, in der die Stadt Kin tschou und einige chinesische Dörfer liegen, im übrigen nur kleine Waldstücke und einzelne Bäume stehen, ist ebenso wie die beiden Küstenstreifen vom Nan schan gut zu übersehen; im Nordosten und Norden wird der Horizont — größtenteils erst an der Grenze der Artillerieschußweiten und darüber hinaus — vom Sam son-Berg mit seinen Vorbergen und Ausläufern und durch die Höhen bei Su san li tai*) begrenzt. Es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser guten Übersicht und dem vorzüglichen Schußfeld für Artillerie wie Infanterie der Nan schan gewisse Eigenschaften einer guten Verteidigungsstellung besaß. Nach russischem Urteile war eine befestigte Stellung hier durchaus geeignet, bei hartnäckiger Verteidigung den Gegner lange Zeit aufzuhalten, sofern durch schwere Batterien auf den Flügeln das Eingreifen feindlicher Schiffe verhindert wurde.

Indessen stand jenen Vorzügen doch der große Nachteil gegenüber, daß die Stellung über die eigentliche Enge hinaus in einem spitzen Winkel weit vorsprang. Sie war dadurch dem Angriffe von verschiedenen Seiten umsomehr ausgesetzt, als unmittelbar jenseits der eigentlichen Enge, schon von der Wurzel des Nan schan aus, die beiden Küsten sich weit voneinander entfernen; ein Gegner, der Kräfte genug besaß, um sich von Küste zu Küste auszudehnen, stand fast im Halbkreis um den Berg. Die Wirkung einer Umfassung wurde durch die geringe Ausdehnung des von der Stellung umschlossenen Raumes noch verschärft, und hieran konnte es nicht allzuviel ändern, daß einzelne Teile, wie die Schützengräben am Fuße der Ostfront, durch hinter ihnen sich erhebende Bergwände einen gewissen Rückenschutz gegen das Feuer des Feindes auf den andern Fronten hatten. Wenn die Stellung mit starken Kräften und schwerem Steilfeuer angegriffen wurde, so konnte nach unseren Anschauungen die Dauer ihrer Verteidigung von vornherein nur sehr beschränkt sein.

Es kam dazu, daß der Übergang aus der Verteidigung zu einem die Entscheidung suchenden Angriff kaum möglich war, sofern der Feind das Gelände ganz ausnutzen konnte. Denn selbst wenn dieser Gegenangriff über einen der beiden Küstenstreifen geführt wurde, mußte er sich aus der Enge heraus entfalten und konnte nicht in die Flanke, sondern nur auf eine entwickelte Front des Feindes stoßen. Höchstens konnte ein Angriff an der Hand-Bucht entlang durch Artillerie von der Ta lien wan-Halbinsel unterstützt werden. Aber auch dieser Bedrohung hätte sich der Gegner schon durch ein leichtes Zurückbiegen des Flügels entziehen können.

Bei der geringen Breite der Stellung wie des Angriffsfeldes war für Flotten-

*) Russische Bezeichnung: Schi sa li te sa.

abteilungen eine selten günstige Gelegenheit gegeben, in den Kampf einzugreifen. Wenn es russische Schiffe waren, die aus den beiden angrenzenden Küstengewässern mitwirkten, so wurde dadurch die Front der Nan schan-Stellung gewissermaßen verlängert; der Angreifer wurde verhindert, sich bis an die Küsten auszudehnen, und die Gefahr der Umfassung wurde zum Teil abgewendet. Dadurch wäre also der gewählten Stellung ein wesentlicher Kraftzuschuß erwachsen. Wenn aber japanische Fahrzeuge sich ungehindert beteiligen konnten, so wurde der umfassende Kreis des Angreifers fast geschlossen, und die oben erwähnten Nachteile wurden beinahe bis zur Unhaltbarkeit der Stellung gesteigert.

Die Hand-Bucht ist schmal. Sie kann durch Minen an der Einfahrt unzugänglich gemacht oder durch Artillerie auf der Ta lien wan-Halbinsel für feindliche Schiffe leicht gesperrt werden. Hier war also mehr ein Feld der Tätigkeit für russische Boote.

Die Kin tschou-Bucht dagegen liegt offen. Und wenn sie auch nach ihrer geringen Tiefe nur für flach gehende Kanonen- und Torpedoboote zugänglich ist, so kann doch diesen vom Lande aus die Einfahrt in die Bucht und die Beteiligung an einem Angriff auf die Kin tschou-Enge nicht völlig verwehrt werden. Hier war es also eine Frage der Seeherrschaft, ob russische oder japanische Schiffe erscheinen würden. Und da ein japanisches Übergewicht zur See die erste Voraussetzung für das Gelingen japanischer Landungen überhaupt war, so ließ sich hier der Angriff einer Armee kaum anders denken, als verbunden mit dem Eingreifen japanischer Schiffe aus der Kin tschou-Bucht. Die Umfassung des linken Flügels war also nicht abzuwenden.

Günstiger wäre eine Verteidigungsstellung hinter der Enge auf dem Nan kwan ling-Rücken gewesen. Er liegt von der schmalsten Einschnürung der Halbinsel in Linie Ti dia ten—Su dia ten nur etwa 3 km entfernt und ist in seiner Ausdehnung von Höhe 96 östlich Scho dia san sin bis nach Tu tschen tsze nicht wesentlich länger als die Summe der Ost-, Nord- und Westfronten der Nan schan-Stellung. Die Raumverhältnisse für Angreifer und Verteidiger, die am Nan schan für die Russen so ungünstig waren, lagen vor einer Nan kwan ling-Stellung gerade umgekehrt. Hier mußten sich die Japaner aus einer Enge heraus entwickeln, die sie selbst in allerdichtesten Schützenlinien kaum mit mehr als einer bis anderthalb Divisionen überschreiten konnten. Und nur im wirksamsten russischen Artilleriefeuer!

Die Nan kwan ling-Stellung bot gute Übersicht und gutes Schußfeld. Der vom Nan schan gerade auf die Front zuführende Höhenrücken teilt zwar das Gelände in eine östliche und eine westliche Hälfte, kann aber das Schußfeld jedes einzelnen Teiles nicht beeinträchtigen. Der Nan schan selbst behindert die Sicht über die Enge hinaus nur teilweise; denn wenn man von den Endpunkten des Nan kwan ling-Rückens an dem schmalen Berge vorbei die Küstenstreifen überblickt, so treffen sich die Sichtlinien

noch südlich der Stadt Kin tschou. Darüber hinaus wird die Fernsicht erst durch dieselben Höhen begrenzt, die auch den Horizont der Nan schan-Stellung bildeten. So waren japanische Marschbewegungen zur Enge hin bei klarem Wetter von der Nan kwan ling-Stellung aus größtenteils zu erkennen, und nur Truppen, die sich in den Falten und Schluchten des Nan schan gedeckt hatten, waren geborgen, aber auch nur so lange, bis sie zum Angriff die schützenden Höhen überschreiten mußten.

Japanische Artillerie fand nur auf der Hauptkuppe 117 des Nan schan eine überhöhende Stellung, die aber nach ihrer Breite kaum für mehr als ein Feldartillerie-Regiment Raum bot. Der Vorteil der Überhöhung wäre für dieses Regiment durch konzentrisches Feuer der Russen ausgeglichen worden. Überhaupt aber waren japanische Batterien, die auf dem Nan schan oder verdeckt hinter seiner Kammlinie, oder solche, die jenseits der Hand-Bucht in Stellung gingen, schon reichlich weit von der russischen Stellung entfernt, um wirksam in die Entscheidung des Infanteriekampfes eingreifen zu können. Ein Vorführen von Batterien über den Nan schan hinaus war aber nur unter dem Feuer der russischen Geschütze möglich.

Auch der Schutz gegen japanische Schiffe in der Kin tschou-Bucht wäre auf der Nan kwan ling-Stellung besser gewesen als am Nan schan. Namentlich der wichtige äußerste Flügel fand in den Kuppen 40, 43 und 64 dicht an der Steilküste eine vorzügliche Stütze. Andererseits wurde durch russische Kanonenboote in der Hand-Bucht ein über die Enge zu führender japanischer Angriff im östlichen Teil des Gefechtsfeldes noch ungleich wirksamer flankiert als das Vorgehen gegen die Ostfront des Nan schan. Ein Gegenangriff hätte auch aus der Nan kwan ling-Stellung keineswegs ideale Vorbedingungen gefunden, zweifellos aber günstigere als am Nan schan, weil eben am Nan kwan ling-Rücken von vornherein der Verteidiger in breiterer Aufstellung stand, als der Angreifer sie jemals erreichen konnte.*)

Die „Kin tschou-Stellung" auf dem Nan schan spielte indessen schon seit Jahren eine gewisse Rolle in den militärischen Erwägungen der Russen und scheint infolge ihres Alters eine Wertschätzung genossen zu haben, die sie unberechtigter Weise ohne Unterschied für alle Lagen geeignet erscheinen ließ. Auch Kondratenko ist wohl von dieser Überschätzung der Stellung nicht ganz frei gewesen.

Die alten Befestigungen auf der Höhe der Nan schan-Rücken stammten aus dem Jahre 1900. Nach dem chinesisch-japanischen Kriege (1894/95) war die Liao tung-Halbinsel bis über die Linie Pi tsze wo—Port Adams von Japan erworben, dann

*) Wenn die Enge für etwaigen Vormarsch starker russischer Kräfte hätte offen gehalten werden müssen, dann wäre weder die Nan kwan ling- noch die Nan schan-Stellung geeignet gewesen. Man hätte auch, mit Rücksicht auf heutige Waffenwirkung und Schußweiten, noch über die Linie der alten chinesischen Forts hinausgehen und den Sam son-Berg und die Höhen bei Su san li tai besetzen müssen. Man wäre aber dann zu einer Ausdehnung von etwa 25 km von Küste zu Küste gekommen.

aber unter dem Drängen der europäischen Mächte, namentlich Rußlands, an China zurückgegeben und schließlich im Frühjahr 1898 von China an Rußland auf 25 Jahre verpachtet worden. In dem Pachtvertrage hatten die Russen der Stadt Kin tschou politische Selbständigkeit eingeräumt. Aber es entwickelte sich dort bald ein Hauptsitz der Agitation gegen die russische Herrschaft, und deshalb sah man sich beim Ausbruch der chinesischen Wirren im Sommer 1900 auch hier zu militärischen Maßnahmen für den Fall offener Empörung gezwungen. Der Nan schan bot dazu die gegebene Stellung, denn von ihm aus konnte man unbedingt eine aufsässige Bevölkerung von Kin tschou zur Unterwerfung zwingen. So wurden auf seinen Höhen im Juni 1900 Batterien, Schanzen und Gräben angelegt, mit einer großen Zahl von Geschützen (91) ausgestattet und dem 12. Ostsibirischen Schützen-Regiment*) als Besatzung anvertraut. Einige Kompagnien wurden in die Stadt selbst gelegt.

Man hatte später auch die Absicht, die Enge mit ständigen Werken auszubauen, wohl für den Kriegsfall als Ergänzung der Festung Port Arthur, und ließ im Sommer 1903 einen Entwurf dazu durch den Hauptmann v. Schwarz bearbeiten. Dieser wollte im ganzen fünf Forts, drei auf dem Nan schan selbst, je eins auf den Flügeln, Batterien in der Mitte der Stellung erbauen und die Forts durch Wall und Graben miteinander verbinden. Zur Ausführung des Entwurfes ist es nicht gekommen.

Bei Betrachtung der Befestigungsanlagen im einzelnen kann natürlich nur die Bedeutung in Frage kommen, die ihnen für die Verteidigung gegen eine japanische Armee innewohnte. Ob sie früher gegen Kin tschou zweckmäßig waren, ist gleichgültig. Auch ist es ohne Einfluß auf die Beurteilung, daß die Russen anfangs fast täglich mit dem Erscheinen der Japaner rechnen mußten. Denn es blieben auch nach Beendigung der Arbeiten Anfang April noch fast zwei Monate Zeit, in denen etwa erkannte Fehler hätten beseitigt werden können.

Die Batterien, fast sämtlich am alten Platze wiederhergestellt, oben auf den Kämmen der Nan schan-Rücken oder noch vor diese Kämme vorgeschoben, mußten durch ihre Lage und die hohe Anschüttung ihrer Brustwehren ein gut sichtbares Ziel für den Feind, besonders für die Beobachter an den Hängen der gegenüberliegenden Berge bieten. Die Russen steckten damals noch in den alten Gewohnheiten aus der Zeit des rauchstarken Pulvers und kannten nur das direkte Richten und Schießen jedes einzelnen Geschützes. Einige, an den vorderen Hängen völlig eingeschnittene Batterien sollen nicht oder nur wenig zu sehen gewesen sein; hinter der so gebauten Batterie 1 hatte man als Maske einen hohen Erdwall angeschüttet, der nach russischer Angabe seinen Zweck der Täuschung gut erfüllt hat. Die Brustwehren sicherten gegen flaches Granatfeuer, vermochten aber nicht, Geschütz und Bedienung gegen Schrapnelkugeln zu schützen.

*) Später durch das 5. Ostsibirische Schützen-Regiment ersetzt.

Für Sicherung der Bedienung während der Gefechtspausen war anscheinend gut gesorgt.

Die Schützengräben — im ganzen 10 Werst, rund $10^1/_2$ km lang — boten in ihrer Gesamtheit das Bild eines bunten Gewirres zahlreicher Linien hintereinander. Indessen sollten nicht alle auf der Höhe liegenden, in früherer Zeit angelegten Gräben besetzt werden. Ursprünglich war nur die Wiederherstellung dieser alten Gräben geplant; doch veranlaßte noch im Februar der General Fock das Ausheben eines durchlaufenden Schützengrabens am Fuße der Ost- und Nordfront mit einigen Schanzen als Stützpunkten. Daß man sich dann die Arbeit sparte, die oberen, nicht zu benutzenden Gräben wieder einzuebnen, ist selbstverständlich; sie konnten als Scheinanlagen oder auch als Deckungsgräben bestehen bleiben. Die Gräben waren durchweg für stehende Schützen eingerichtet.

Das Ausheben des Schützengrabens am Fuße der Ostfront, fast ohne Unterbrechung in der Länge von mehreren Kilometern, bedeutete Kraft- und Munitionsverschwendung, wenn der Graben in seiner ganzen Länge besetzt werden sollte. Die Abschließung der einzelnen Bataillone und Kompagnien voneinander und die Befehlsführung innerhalb dieser Verbände waren erschwert, weil es an klar erkennbaren Grenzen der Abschnitte fehlte. Die Gefahr, daß nach dem Eindringen des Feindes an irgend einer Stelle die Besatzung in der ganzen Länge des Grabens aufgerollt werden konnte, war durch das Einschieben geschlossener Schanzen mit selbständigem Hindernis zum Teil beseitigt, zumal diese Schanzen — über die allgemeine Linie etwas hinausgreifend — auch das nächste Vorgelände flankierten. Aber diese russischen Schanzen mit langen, geraden Linien sind selbst bei niedriger Brustwehr durch ihre Regelmäßigkeit oft leicht für den Feind zu erkennen, bieten also ein gutes Ziel für dessen Artillerie.

Die ganze Stellung war auch nach rückwärts, mit der Front nach Dalni, durch mehrstöckige Schützengräben abgeschlossen. Das konnte schwerlich zur Beruhigung der Verteidiger beitragen. Japanische Landungen in dieser Zeit bei Dalni waren um so unwahrscheinlicher, als schon seit dem 9. Februar die dortige Hafeneinfahrt durch russische Minen gesperrt war. Wären sie aber doch gelungen, so würde für die Russen die Kin tschou-Enge mit und ohne Südfront entweder ein verlorener oder ein durchaus überflüssiger Posten gewesen sein.

In die Schützengräben und Schanzen hatte man Unterstände — teilweise mit Schießscharten — und Schulterwehren in möglichst großer Zahl einbauen wollen; es scheint aber, daß man hierin nicht alles getan hat, was beabsichtigt war. Deckungsgräben für die Unterstützungen der in vorderer Linie einzusetzenden Kompagnien waren nicht ausgehoben; doch konnten als solche hier und da die Schützengräben der oberen Stockwerke benutzt werden. Die Verbindung von den vordersten Gräben nach

rückwärts war teils durch ausgehobene Gräben, teils durch Wasserrisse geführt, soweit diese nicht vom Feinde her einzusehen waren.

Von der Richtigkeit der gewählten Abmessungen hatte man sich am 17. März durch ein scharfes Probeschießen mit Feldgeschützen gegen einen Teil der Schützengräben der Südfront überzeugt. Man hatte dabei festgestellt, daß Volltreffer von Granaten die Brustwehr nicht zerstörten, und daß die Schützen, unmittelbar an die Brustwehr angelehnt, auch gegen Schrapnelkugeln gesichert sein würden. Wäre ein solches Schießen auch gegen die Batterien unternommen worden, so hätten sich manche wichtige Fingerzeige daraus ergeben können.

Hindernisse, meist Drahtnetze, stellenweise Fladderminen oder beides hintereinander, waren vor der ganzen Ost- und Nordfront fast ohne Lücke angelegt. Vor der Westfront hatte man sich mit der Sperrung nicht eingesehener Wasserrisse begnügt, weil man einen Angriff hier an sich und wegen des Kreuzfeuers aus den Batterien 10, 11, 12 und 15 für wenig wahrscheinlich hielt. Man übersah dabei, daß diese Batterien wahrscheinlich gezwungen sein würden, gegen See zu schießen. Die Entfernung der Hindernisse von der Feuerlinie schwankte zwischen 130 und etwa 300 m. Die Drahtnetze waren größtenteils für den Angreifer sichtbar, nur an einzelnen Stellen, so vor dem Infanteriewerke 4, in Sandgruben verdeckt.

Auf dem Nan kwan ling-Rücken waren nach russischen Quellen keine Befestigungen ausgeführt. Die äußerste Batterie lag bei Tschan din di sai an der Hand-Bucht.*)

Im ganzen betrachtet, machen die Batterien und Gräben am Nan schan in ihrer Anlage einen veralteten Eindruck. Sie lassen eine klare Verteilung der Waffenwirkung vermissen, und einem russischen Gegenangriff war von vornherein durch die fast lückenlosen Gräben und Hindernisse der Weg versperrt.

Auch die Stadt Kin tschou wurde durch Anschütten von Erdbrustwehren auf der Stadtmauer und Herrichten von Unterständen gegen Steilfeuer in den Torzwingern noch besonders zur Verteidigung eingerichtet. Ehedem Hafenstadt mit lebhaftem Handel, später durch Versandung der Bucht an Bedeutung zurückgegangen (25 000 Einwohner 1904), ist Kin tschou in einem Rechteck von 1100 und 960 m Seitenlänge erbaut und von einer Mauer der üblichen chinesischen Art umschlossen. Diese Mauer ist bis zur Krone 8 m hoch, unten 7½ m, oben über 5½ m stark; sie besteht aus gestampftem Lehm und ist mit Ziegelsteinwänden bekleidet, die sich über die Krone als Zinnenmauern mit Schießscharten fortsetzen. Auf der Stadtseite führen hier und da Rampen zur Krone hinauf. In jeder Front war nur ein einziger Toreingang mit zwingerartigem Vorbau an der Außenseite; aus ihm führt etwa so wie bei den alten deutschen Städtetoren die Straße seitlich hinaus, so daß der Eingang von der Stadtmauer aus flankiert wird. Vorspringende Bastionen an den Stadtecken, hier und

*) Sie war im Gefechte am 26. Mai nicht besetzt.

da auch an den Längsseiten, gestatten ebenso wie die Torzwinger, den äußeren Mauerfuß von oben her längs zu bestreichen. Vor der Mauer zog sich ein Graben um die Stadt, der von der Krone her frontal beschossen werden konnte, aber anscheinend, nach Tiefe und Steilheit der Ränder zu urteilen, kein bedeutendes Hindernis war. Jenseits des Grabens wurde das Schußfeld stellenweise durch nah herantretende Vorstädte beschränkt. In diese Stadtmauern würde mit heutigen schweren Artilleriegeschossen nach und nach wohl Bresche gelegt werden können, aber gegen andere Mittel der Feldarmee bieten sie einen bedeutenden Schutz.



Chinesische Stadtmauer von aussen gesehen.

Zur Besetzung der russischen Stellung wurde das 5. Ostsibirische Schützen-Regiment (drei Bataillone)*) bestimmt, das bis auf einige in der Stadt Kin tschou untergebrachte Kompagnien unmittelbar südwestlich des Nan schan kaserniert war.**)

Über die ständige Geschützausrüstung der Stellung stimmen die russischen Angaben nicht völlig überein. Man scheint im ganzen 50 bis 60 Stellungsgeschütze gehabt zu haben, darunter eine ganze Anzahl alter Feldgeschütze, mehrere alte chinesische Kanonen sowie einige 15 cm-Kanonen und -Mörser. Bedienung war ausreichend durch Fußartillerie aus Port Arthur gestellt.

*) Das III. Bataillon traf erst in den ersten Apriltagen aus Rußland ein.

**) Seite 72.

Die 4. Ostsibirische Schützen-Division (General Fock, 13. bis 16. Schützen-Regiment und vier Batterien) stand in Dalni und Ta lien wan und hatte als Aufgabe die Verteidigung des Vorgeländes von Port Arthur; das 5. Schützen-Regiment, ursprünglich zu einem Korps der Mandschurei-Armee gehörend, war der 4. Division dauernd unterstellt. Die 7. Ostsibirische Schützen-Division (General Kondratenko, 25. bis 28. Schützen-Regiment und fünf Batterien) gehörte zur Besatzung von Port Arthur.

Die Landung der Japaner.

Skizze 1.

Die Japaner wählten zur Ausschiffung ihrer gegen Port Arthur bestimmten Zweiten Armee die Yen tou wa-Bucht, die durch die vorliegenden Elliot-Inseln und die weitreichende Spitze des Terminal Point einen gewissen Abschluß gegen das offene Meer hat und von der Kin tschou-Enge etwa 40 km in der Luftlinie entfernt liegt.

Die Transportschiffe mit den Truppen lagen bereits seit Ende April bei Tschi nam po an der Westküste Koreas bereit und warteten, bis die Erste Armee den Ya lu-Übergang erzwungen hätte. Nachdem dies am 1. Mai geschehen war, nahm die Transportflotte mit der Zweiten Armee ihren Kurs nach den Elliot-Inseln. Diese Inseln bildeten den Stützpunkt für das Gros der japanischen Schlachtflotte, deren Vorpostenschiffe den Hafen von Port Arthur beobachteten.

Die Landungen in der Yen tou wa-Bucht begannen am 5. Mai morgens. Zuerst wurde die 3. Division gelandet, vom 7. Mai ab die 1., vom 10. Mai ab die 4. Division. Das Armee-Oberkommando ging am 8. Mai an Land; in der Nacht vom 13. zum 14. Mai war die Ausladung der eigentlichen Zweiten Armee einschließlich der selbständigen 1. Feldartillerie-Brigade beendet. Später sollten noch die 5. und 11. Division und die selbständige 1. Kavallerie-Brigade nachgeführt werden.

Die Landung bot große Schwierigkeiten, weil die Küste auf mehrere Kilometer hinaus so flach war, daß das eigentliche Ausladen schon weit draußen stattfinden mußte. Die Ausführung innerhalb der genannten Zeit, wobei noch ein Tag infolge stürmischen Wetters gänzlich ausfiel, soll eine vorzügliche Leistung gewesen sein und die Erwartung der leitenden japanischen Stellen weit übertroffen haben.

Eine Störung der Landung wurde von den Russen weder zu Lande noch zur See versucht, obwohl schon am 4. Mai in Port Arthur eine Meldung vom Erscheinen japanischer Transportschiffe in der Gegend von Pi tsze wo eingegangen war. Posten berittener Jagdkommandos und der Grenzwache, die vorwärts Kin tschou an der Küste aufgestellt waren und mit entsprechenden Posten der Mandschurei-Armee Verbindung aufgenommen hatten, wichen vor den japanischen Abteilungen zurück.

Die ersten japanischen Maßnahmen vom 5. Mai ab umfaßten nur den unmittelbaren Schutz der Landung, Aufklärung gegen Norden und Süden und Störung der Verbindungen zwischen den Kwan tung-Truppen und der russischen Hauptarmee. Eisenbahn und Telegraph wurden am 6. Mai bei Port Adams, am 8. bei Lung kou zerstört.

Nach Beendigung der Landung am 13. Mai wurde für den 15. der Vormarsch der 1. Division auf Kin tschou befohlen, der 3. und 4. Division die Sicherung nach Norden in der Linie Ta scha ho—An tsze ho—Port Adams übertragen. Als dann Nachrichten eingegangen waren, daß von Norden zunächst keine größere Gefahr drohe, wurde am 15. Mai der 4. Division der Befehl nachgeschickt, eine Infanterie-Brigade und das der Division zugeteilte Feldartillerie-Regiment Nr. 13 der selbständigen 1. Feldartillerie-Brigade ebenfalls auf Kin tschou in Marsch zu setzen.

Die 1. Division, die bereits am 14. Mai Aufklärungsabteilungen vorschickte, erreichte auf der großen, von Pi tsze wo nach Kin tschou führenden Straße am 15. Yi tia tun, suchte am 16. Verbindung mit der 4. Division und stieß um Mittag dieses Tages an den Höhen bei Su san li tai und Scha fang schön*) auf Teile der 4. Ostsibirischen Schützen-Division. General Fock hatte nämlich die Meldung vom japanischen Anmarsch auf den beiden großen Straßen von Pi tsze wo und Port Adams am Abend des 15. erhalten; er hatte sich darauf — nach russischen Quellen — entschlossen, in der Linie Turmruine**)—Su san li tai ein Gefecht zu liefern, „mit dem Zweck, den Gegner nach Norden zurückzuwerfen." Merkwürdigerweise nahm er aber zu dieser Aufgabe nicht seine sämtlichen fünf Regimenter, sondern nur acht Bataillone und zwei Batterien mit. Infolgedessen mußte er bald nach Beginn des japanischen Angriffs seine Stellung räumen, zumal er beim Gegner zwei Divisionen und eine Reserve-Brigade erkannt zu haben meinte. Tatsächlich hatte von japanischen Kräften nur die 1. Division gekämpft, denn die halbe 4. traf verspätet ein. Das Gefecht hat auf jeder Seite annähernd 200 Mann gekostet.***) 16. Mai.

Die 4. Division hatte den nachgesandten Befehl am 15. Mai erst erhalten, als sie bereits auf dem Marsche nach Port Adams war; sie hatte dann etwa südöstlich des Tai kiu schan die 7. Brigade mit dem Feldartillerie-Regiment Nr. 13 abgezweigt. Auf regendurchweichten Wegen, verschiedene Bäche und Flüßchen überschreitend, dann auf schmalem Gebirgspfade über die südlichen Ausläufer des Hsiau hu schan kletternd, hatte diese verstärkte Brigade nach großen Beschwerden am selben Tage die Straße Port Adams—Kin tschou in der Gegend von Lung kou erreicht. Am 16. Mai, nach umständlicher Aufklärung der Gegend von San schi li pu, traf die Brigade nachmittags auf dem Gefechtsfelde von Su san li tai ein, aber erst als das Gefecht bereits beendet und der Gegner abgezogen war.

Der Kommandeur der 1. Division, Prinz Fushima, besetzte sodann mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kräften (1. und ½ 4. Division) die drei großen, von Kin tschou ausgehenden Straßen, etwa im Zuge der die Ebene von Kin tschou umschließenden Höhen: ½ 4. Division bei Pa li tschwang an der Mandarinenstraße und

*) Russische Bezeichnung: Tscha san tan.
**) 1 km nördlich Scha fang schön.
***) 1. jap. Div.: 9 Offz., 162 Mann; Russen: 198 Mann.

der Bahn; 1. Division auf den Höhen östlich Kin tschou, ein Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 2 von der 1. Division bei Zai dse ho südöstlich des Sam son-Berges. Nach sorgfältiger Erkundung der feindlichen Stellung in der Kin tschou-Enge hielt der Prinz zur Fortführung des Angriffs noch weitere Verstärkungen für erforderlich. Die Zeit bis zu deren Eintreffen wurde zur Vervollständigung der Erkundungen benutzt. Auf den Höhen nördlich der Stadt gruben sich die Japaner ein, ohne von der Artillerie aus Kin tschou daran gehindert werden zu können; auch die nördliche Vorstadt wurde besetzt und gehalten. Aber Versuche, von hier aus mit Sprengladungen an das Stadttor heranzukommen oder die Stadt zu stürmen, schlugen wiederholt fehl.

General Oku konnte indessen erst für den 22. Mai, nachdem am 19., nach andern Quellen am 20. die Landung der 5. Division begonnen hatte, die andere Hälfte der 4. und die 3. Division nach Süden nachziehen und mußte selbst dann noch einige Bataillone, Schwadronen und Batterien am Ta scha ho und bei Port Adams zurücklassen und dem Kommandeur der erst nach und nach in diese Linie einrückenden 5. Division unterstellen.*)

Mit Ausnahme dieser Teile wurde die ganze Zweite Armee bis zum Abend des 23. Mai vor Kin tschou versammelt.

Von den russischen Truppen waren nach dem Gefecht bei Scha fang schön und Su jan li tai das 5. Schützen-Regiment in die Schützengräben und Schanzen der Nan schan-Stellung, das 13. und 14. Regiment mit der Feldartillerie zum Bahnhof Nan kwan ling zurückgegangen, wo auch der Stab der 4. Division lag. Von dort konnte die Division nach allen etwa bedrohten Küstenpunkten der kleinen Kwan tung-Halbinsel leicht und schnell abmarschieren. In der Beobachtung der Küsten rückwärts des Bahnhofs Nan kwan ling wurde sie durch Abteilungen der 7. Division aus Port Arthur unterstützt.

Die russischen Vorposten, berittene Jagdkommandos des 5. und 13. Schützen-Regiments, standen in der Zeit vom 17. bis 23. Mai von Küste zu Küste in Linie Kin tschou—Sam son-Berg—Hand-Bucht. Am 22. wurde von diesen Jagdkommandos festgestellt, daß sich Japaner jenseits des Sam son-Berges zusammenzogen; die Stärke wurde nicht erkannt.

Zu größeren Unternehmungen hat sich General Fock nach dem Gefecht vom 16. Mai zunächst nicht mehr entschlossen. Erst auf die eben genannte Meldung vom 22. hin beabsichtigte er, mit dem 13., 14., 15. Schützen-Regiment in der Nacht vom 24. zum 25. eine gewaltsame Erkundung längs der nach Su jan li tai führenden Mandarinenstraße auszuführen. Die Regimenter sollten sich an der Nan schan-Stellung sammeln und von dort aus 2^{00} morgens antreten. Zu ihrem Glück aber wurde der Befehl

*) Die Stärke dieser Abteilungen der 3. und 4. Division wird in verschiedenen Quellen verschieden auf 4 Bataillone, 4 Eskadrons, 3 Batterien oder auf 6 Bataillone, 2 Eskadrons, 3 Batterien oder auch auf 9 Bataillone, 9 Eskadrons, 4 Batterien angegeben.

durch General Stössel telegraphisch aufgehoben, als schon alle Vorbereitungen getroffen waren. So wie die Verhältnisse lagen und wie sich aus den weiteren Darlegungen ergibt, wären die drei Regimenter in die ausgebreiteten Arme Okus hineingelaufen, von ihnen umfaßt und wahrscheinlich erdrückt worden. Auf die Entwickelung der Ereignisse hat der Entschluß Focks keinen Einfluß gehabt, weil er nicht zur Ausführung kam.

Für die Untätigkeit der Russen zur Zeit der japanischen Landung ist es schwer einen Grund zu finden. Die in jener Zeit vielfach hervorgetretene, weitgehende Unterschätzung der Japaner kann in Port Arthur nicht vorgeherrscht haben, denn der erste Torpedoangriff im Februar wirkte wie ein Donnerschlag, und täglich fürchtete man die Landung einer japanischen Armee auf der Liao tung-Halbinsel. Auch die Hast, mit der man an die Befestigung der Kin tschou-Enge heranging, und manche Einzelheiten der dortigen Arbeitsausführungen verraten deutlich diese Besorgnis vor Landungen. Posten zur Beobachtung der Küste waren ausgestellt. Wenn diese — wie es bis zu gewissem Grade der Fall gewesen zu sein scheint — durch ein gut eingerichtetes Fernsprech- oder Telegraphennetz mit Meldesammelstellen in ihrem Rücken und mit Kin tschou verbunden waren, so mußte der Führer dauernd auf das genaueste über alle etwaigen Landungsversuche unterrichtet sein. Man sollte meinen, daß die russische Flotte überhaupt, spätestens aber im Mai, d. h. drei Monate nach Kriegsbeginn, hätte Bescheid wissen müssen, daß Landungen an der Liao tung-Küste schwierig, und an welchen Stellen sie noch am ehesten möglich waren. Daß man nicht völlig überraschend starke Truppenmassen an beliebiger Stelle an Land „werfen" konnte, mußte der Marine und mußte auch dem Verteidiger des Vorgeländes von Port Arthur bekannt sein.

Betrachtungen.

Freilich war das ausgesprochen bergige, wenig wegsame Gelände einem schnellen Eintreffen von einer zentralen Stellung an bedrohten Küstenpunkten der langgestreckten Liao tung-Halbinsel nicht allzu günstig. Aber der Feind hatte noch größere Schwierigkeiten und war für seine Landungen nur auf wenige Strecken angewiesen, zumal ein Teil der Buchten an der Südostküste der Halbinsel durch russische Seeminen gesperrt war. Es ist deshalb nicht einzusehen, warum ein Verteidiger, der sein Gelände kannte und ein gut arbeitendes Aufklärungsnetz eingerichtet hatte, die Landung einer ganzen Armee nicht hätte verhindern oder mindestens aufs äußerste hätte erschweren können. Wenn diese Landung überhaupt in einigermaßen erreichbarer Entfernung von Kin tschou ausgeführt wurde, so mußte sich der erste Akt der Verteidigung von Port Arthur unbedingt am Landungsplatz der japanischen Armee abspielen.

Allerdings hat es auch an der Mitwirkung der Flotte gefehlt. Wie die Landtruppen an der Kin tschou-Enge klebten, so die Flotte an dem schützenden Hafen der Festung. Die Ausfahrt aus dem Hafen war allerdings durch japanische Brander und Seeminen zum Teil gesperrt und dadurch namentlich für große Schiffe erschwert.

Es ist aber Tatsache, daß das Auslaufen für Torpedoboote möglich war, und daß eine Beratung der russischen Schiffskommandanten stattgefunden hat, ob man die Torpedoboote zur Störung der japanischen Landungen voll einsetzen sollte. Das Ergebnis war verneinend, weil man Verluste durch die Minen oder die Überlegenheit des Gegners fürchtete. „Die Führer waren so im Bann der Idee, ihre Streitkräfte für eine spätere Entscheidung aufsparen zu müssen, daß jede energische Unternehmung in Bedenken und Zaudern erstickte. Von einzelnen Offizieren ist zwar ausgesprochen worden, daß man den nachgeschickten Flottenteilen am meisten nützen würde, wenn man, auch mit Verlust der eingesetzten Kräfte, Kampfeinheiten des Gegners vernichtete. Dieser Gedanke hat aber keinen Anklang gefunden." *) Trotzdem ist das Versagen der Flotte keine völlige Entlastung für das Heer, und unberechtigt sind die Klagen in Berichten russischer Offiziere, in denen die Schuld am Gelingen der japanischen Landung ausschließlich der Flotte zugeschoben wird.

Daß auf die Meldung vom Anmarsch japanischer Kräfte der Verteidiger über Kin tschou hinaus vorging, war ein großer Entschluß; aber leider wurde er nur mit halben Maßregeln ausgeführt. Warum nahm der Führer nicht seine ganze Division mit sich, in der er über 15 Bataillone und vier Batterien verfügte? War er damit den anmarschierenden japanischen Kräften überlegen, so konnte sein Zweck, „den Gegner nach Norden zurückzuwerfen", nur um so sicherer erreicht, ja konnte darüber hinaus vielleicht noch die Vernichtung eines Teiles dieser feindlichen Kräfte ermöglicht werden. So wie er ausgeführt wurde, hat der Zug nach Su san li tai erkennbaren Nutzen nicht gehabt.

Die japanischen Operationen bis zum 23. Mai können leicht den Eindruck der Langsamkeit, der übergroßen Bedächtigkeit machen. Vergingen doch volle 19 Tage vom Beginn der Landungen bis zum Eintreffen der Hauptkräfte vor Kin tschou bei 35 km Entfernung zwischen den Landungsplätzen und der Gegend des Sam son-Berges. Doch war gerade hier Bedächtigkeit am Platze.

Für die Zweite japanische Armee handelte es sich zunächst darum, alle ihre Truppen an Land zu bringen und auf dem Lande unbedingt festen Fuß zu fassen, denn ein Rückschlag konnte leicht zur Vernichtung der ganzen Armee führen. Daher zunächst nur die unmittelbare Sicherung der Ausladeplätze, aber verbunden mit weit ausgreifender Aufklärung gegen die Hauptverbindungslinie der russischen Heeresgruppen und Unterbrechung von Eisenbahn und Telegraph auf dieser Verbindungslinie, sobald sie irgend zu erreichen war; dann, als von der 1., 3. und 4. Division genügend starke Kräfte gelandet waren, Sicherung des Landungsgebietes in erweitertem Rahmen, gegen Norden da, wo unter Ausnutzung des Unterlaufes des Ta scha ho ein Auskommen mit verhältnismäßig geringen Kräften möglich war, und gegen Süden durch

*) „Marine-Rundschau" Juni 1907.

unmittelbares Vorlegen vor die Kin tschou-Enge. Zwar lagen hier die Truppen vom 17. bis 23. Mai sieben Tage lang, ohne größere Unternehmungen auszuführen, aber nicht aus Mangel an Entschluß, vielmehr in klarer Erkenntnis der Unzulänglichkeit der verfügbaren Kräfte. Daß schon im Februar und März mit Eifer am Ausbau der Stellung gearbeitet worden war, wußten die Japaner sicher durch Kundschafter. Nach dem Gefechte von Su san li tai wurde bald erkannt, daß es sich um einen schwierigen und langwierigen Angriff handeln würde, und schließlich war die Möglichkeit, daß russische Truppen aus dem nur 50 km entfernten Port Arthur rechtzeitig eingesetzt wurden, bereits am 17. ebenso gegeben wie für einen späteren Tag. Die Aussichten der Verteidigung konnten sich also in den nächsten Tagen nicht mehr wesentlich bessern, die des Angriffs mußten aber gewinnen, wenn Verstärkungen zu Lande und namentlich die Mitwirkung der Flotte abgewartet wurden. General Prinz Fushima und General Oku taten also wohl daran, wenn sie den Angriff auf die Kin tschou-Enge nicht übereilten, sondern abwarteten, bis sie genügend Kräfte einzusetzen hatten.

Die beiderseitigen Streitkräfte.

Japaner.

Zweite Armee: General Oku.

4. Division	7. Brigade	J. R. 8*)	— II. —	= 9 Bataillone, Feldart. Regt. 13 = 6 Batterien. Feldart. Regt. 4 = 6 Batterien.
		J. R. 37	I., II, III.	
	19. Brigade	J. R. 9	I. — III.	
		J. R. 38*)	I. — III.	
	Res. der Div.	J. R. 9	— II. —	
1. Division	1. Brigade	J. R. 1	I., II. —	= 9 Bataillone, Feldart. Regt. 1 = 6 Batterien.
		J. R. 15	I., II. —	
	2. Brigade	J. R. 2	I., II., III.	
	Res. der Div.	J. R. 1	— — III.	
		J. R. 15	— — III.	
1. selbständige Feldart. Brig.				(Feldart. Regt. 13 bei der 4. Division). Feldart. Regt. 14 = 6 Batterien. Feldart. Regt. 15 = 6 Batterien.
3. Division	5. Brigade	J. R. 6	— II., III.	= 9 Bataillone, eine Abteilung Feldart. Regts. 3 = 3 Batterien.
		J. R. 33	I., II., III.	
	17. Brigade*)	J. R. 18	I., II., III.	
	Res. der Div.	J. R. 6	I. — —	

Armeereserve: von der 2. Brigade Inf. Regt. 3 I., II., III. = 3 Bataillone.

zusammen . . . 30 Bataillone, 33 Batterien (= 198 Feldgeschütze).

*) In Linie Ta scha ho—Port Adams waren zurückgelassen: von der 4. Division Infanterie-Regiments 8 I., III. (nach anderen Quellen Infanterie-Regiments 37 I., II.), Infanterie-Regiments 38 II., 2 Eskadrons; von der 3. Division Infanterie-Regiments 34 I., II., III. (von der 17. Brigade), eine Abteilung Feldartillerie-Regiments 3.

Außerdem hatte jede Division ein Kavallerie-Regiment und ein Pionier-Bataillon; der selbständigen 1. Feldartillerie-Brigade waren 2/3 Pionier-Bataillon Nr. 5 der 5. Division zugeteilt.

Flottenabteilung: Kanonenboote Akagi, Tsokai, Tiefgang 3 m, Kanonenboote Tsukushi, Heiyen, Tiefgang 4½ m, durchschnittlich ausgerüstet mit je einem Geschütz von etwa 24 cm, einigen mittleren und mehreren leichten Kalibern, dazu eine Torpedoboots-Abteilung.

Russen.

4. Ostsibirische Schützen-Division: General Fock.

Skizze 2. In Kin tschou:

vom 5. Regiment ½ 9., 10. Kompagnie, 2. und 3. Fußjagdkommando, 2 Geschütze; im ganzen etwa 400 Mann.

In der Nan schan-Stellung:

im rechten Flügelabschnitt bis nahe an Infanteriewerk 3: 2., 12., 3. Kompagnie des 5. Regiments;

im Mittelabschnitt bis ausschließlich Infanteriewerk 9: 4., 6., 8. Kompagnie des 5. Regiments;

im linken Flügelabschnitt bis einschließlich Batterie 15: 5., 7. Kompagnie des 5. Regiments, je ein Jagdkommando des 13. und 14. Regiments;

außerdem im ganzen 10 Maschinengewehre;

in Reserve:

½ 9. und 11. Kompagnie des 5. Regiments,

2. und 4. Kompagnie des 13. Regiments*);

im ganzen in der Nan schan-Stellung: etwa 2700 Mann.

Führer: Oberst Tretjakow, Kommandeur des 5. Regiments.**)

Rückwärts der Nan schan-Stellung am Nan kwan ling-Rücken:

auf den Höhen von Ta liën wan***) 1 Feldbatterie;

bei Tsiën nan kwan ling 14. Regiment*);

zwischen Tsiën- und Hou nan kwan ling†) 15. Regiment, davor 1 Feldbatterie††);

*) Nach anderer Quelle stand das 13. Ostsibirische Schützen-Regiment bei Tsiën, das 14. bei Hou nan kwan ling, und es gehörten daher diese beiden Kompagnien der Reserve des Obersten Tretjakow dem 14. Regiment an.

**) Wo die 1. Kompagnie des 5. Ostsibirischen Schützen-Regiments war, ist unbekannt.

***) Es ist nicht bekannt, ob die Höhen am Ende der Halbinsel gemeint sind, von denen die Einfahrt in die Hand-Bucht beherrscht wurde, oder die Höhen nordwestlich der Stadt Ta liën wan, östlich von Scho dia fan sin.

†) Russische Bezeichnung: Mo yi dsy.

††) Einzelne Feldbatterien gehörten zur 7. Ostsibirischen Schützen-Division, z. B. 2 von den 3 Batterien beim Regiment 13.

bei Hou nan kwan ling 13. Regiment (ohne 2. und 4. Kompagnie) und 3 Feldbatterien.

Beim Bahnhof Nan kwan ling*): 16. Regiment mit 1 Feldbatterie.

Stellungsgeschütze:

	Hauptschußrichtung	Alte Feldgeschütze oder chinesische 8,7 cm	10,6 cm	15 cm-Kan. oder -Mörser
Infanteriewerk 2	Nordost	2	—	—
Batterie 1	Ost	8	—	—
2	Ost	4	—	—
= 3	Nordost	—	4	—
= 4	Ost	2	—	—
= 5	Nordost	—	—	4
= 6	Südost und Nordost	—	—	4
= 7	Ost und Nordost		nicht besetzt	
= 9**)	Nordost	4 oder 5	—	—
= 10	Nordost und Nord	4	—	—
= 11	Nordwest und Südwest	4 oder 8	—	—
= 12	Nordwest und Südwest		nicht besetzt	
= 15	Nordost, flankierend an der Westfront des Berges, und Nordwest	7 oder 8	—	—
= 13	Südwest	2	—	—
= 14	Südwest und Süd	2	—	—
= 16	Hand-Bucht		nicht besetzt	
		39 bis 45***)	4	8

Am 23. Mai abends standen die japanischen Kräfte in weitem Umkreise um die Ebene von Kin tschou: 23. Mai.

4. Division mit Feldartillerie-Regiment 13 an den Pässen der Mandarinenstraße und Bahn nördlich Kin tschou bei Pa li tschwang und Su san li tai,

1. Division an den Höhen östlich Kin tschou,

3. Division südöstlich des Sam son-Berges bei Zai dse ho, dahinter die 1. Feldartillerie-Brigade (ohne Feldartillerie-Regiment 13).

Die japanischen Erkundungen hatten bis zum 23. Mai ergeben, daß der am 16. zurückgeworfene Feind aus der 4. Ostsibirischen Schützen-Division und dem 5. Ostsibirischen Schützen-Regiment bestanden hatte, gegen Kin tschou und den Nan schan zurückgegangen und dort eifrig beschäftigt war, sich einzugraben.

*) Nach anderen Quellen in Talni, 30 km vom Nan schan.

**) Nr. 8 fehlte in der Bezeichnung der Nan schan-Batterien.

***) Darunter waren 12 Schnellfeuergeschütze.

Auf dem Nan schan waren drei Schanzen erkannt. Der ganze Berg war nach den Beobachtungen von Schützengräben umgeben; auf dem Gipfel waren Scheinwerfer in Tätigkeit. Von der Südostseite des Berges beginnend, umgab ihn ein Drahthindernis, das an der Nordwestseite anscheinend erst halb vollendet war. Nach den Geschossen waren 20 cm- und 15 cm-Mörfer, 10½ cm-Kanonen, 9 cm-Mörser, Schnellfeuerfeldgeschütze und Raketengeschütze festgestellt. Auf der Ta liën wan-Halbinsel glaubte man 8 schwere Geschütze mit Schußrichtung gegen die See und gegen Ma dia ten erkannt zu haben. Östlich Nan kwan ling sah man Erdwerke, die später als Batterien angesprochen wurden. Kin tschou war von Infanterie und Artillerie besetzt; die Mauern wurden auf Ziegelmauern von 6 m Höhe, 3 bis 4 m Stärke geschätzt; die Tore der West-, Nord- und Ostfront waren geschlossen. Der japanische Oberbefehlshaber hatte also ein leidlich richtiges, wenn auch in Einzelheiten nicht völlig zutreffendes Bild.

24. Mai. General Oku hatte schon während der Seefahrt persönlich mit dem Admiral Togo Rücksprache genommen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dabei schon ein Einvernehmen über das gegenseitige Zusammenwirken herbeigeführt wurde. Auch nach der Landung der Zweiten Armee hat ein Nachrichtenaustausch zwischen Togo und Oku stattgefunden. Am Morgen des 24. Mai erhielt dieser die Mitteilung, daß die vier obengenannten Kanonenboote und eine Torpedoabteilung in die Kin tschou-Bucht einlaufen würden, um am 25. und 26. durch Beschießen der feindlichen Stellung den Angriff der Armee zu unterstützen. Darauf gab General Oku am 24. 1⁰⁰ nachmittags folgenden Befehl für die Bereitstellung der Armee zum Angriff:

„Die 1. Division (ohne Infanterie-Regiment Nr. 1) geht in der Nacht vom 24./25. Mai zwischen Linie Tschan yan ſy—Pa li ſon (3½ km südöstlich Kin tschou) und der Hauptstraße Su fan li tai—Kin tschou*) (diese ausschließlich) vor und besetzt vor 3³⁰ morgens die Linie Punkt 500 m nordöstlich Kin tschou—Sjao tsin schan—Tschan dia tun. Ein Teil der Artillerie nimmt Stellung außerhalb des Feuerbereichs der feindlichen Artillerie mit Wirkung gegen Kin tschou.

Die 4. Division geht auf und westlich der Hauptstraße in Fühlung mit der ersten vor und besetzt vor 3³⁰ morgens mit Vortruppen die Gegend von Liu kia tun. Die Artillerie nimmt Stellung außerhalb des Feuerbereichs der feindlichen Artillerie, um gegen Kint schou zu wirken.

Die 3. Division geht südlich des Sam ſon-Gebirges vor und besetzt vor 3³⁰ morgens mit Vortruppen Tschou dia tun. Zwei Kompagnien Infanterie sind an die 1. Feldartillerie-Brigade abzugeben.

Die Gros der Divisionen stellen sich außerhalb der feindlichen Artilleriewirkung zum Angriff bereit.

*) Mandarinenstraße.

Die 1. Feldartillerie-Brigade (ohne Feldartillerie-Regiment Nr. 13) mit zwei Kompagnien Infanterie der 3. Division und 2/3 Pionier-Bataillon Nr. 5 folgt der 3. Division.

Ein Infanterie-Regiment der 1. Division sammelt sich 3[30] morgens bei Scha fang schön."

Nachdem die Truppen rechtzeitig die vorgeschriebenen Aufstellungen erreicht hatten, eröffneten das 13. und 4. japanische Feldartillerie-Regiment, und anscheinend auch ein Teil des 1., mit Tagesanbruch des 25. Mai das Feuer gegen Kin tschou; indessen, wie bei Verwendung der Feldkanonen zu erwarten stand, ohne Erfolg gegen die Stadt. Doch entwickelte sich daraus ein Artilleriekampf, an dem sich bald alle Batterien der russischen Stellung und die Geschütze aus Kin tschou, aber nicht die japanischen Regimenter 14, 15, 3 beteiligten. Zur Beobachtung des Feuers ließen die Russen einen Fesselballon hochgehen, der auf Kondratenkos Veranlassung von der Marine zur Verfügung gestellt worden war; doch wurde der Ballon bald wieder niedergeholt, weil die Japaner sofort ein starkes Feuer auf ihn eröffneten. 25. Mai.

Das angekündigte Einlaufen der Flotte erfolgte nicht; die See war zu stürmisch und hatte die Schiffe gezwungen, an einem geschützten Punkte der flachen Kin tschou-Bucht zu bleiben. General Oku ließ deshalb noch im Laufe des Vormittags das Artilleriefeuer wieder einstellen. Doch scheint es, daß auch im weiteren Verlaufe des Tages dann und wann noch Schüsse gewechselt wurden, und daß auch zwischen den Vortruppen der japanischen 4. Division und der Besatzung von Kin tschou kleine Scharmützel stattgefunden haben.

Im großen und ganzen hatte das Gefecht am 25. Mai für den General Oku mehr den Charakter einer Erkundung angenommen; er hatte alles bereit gestellt, um alles zur Hand zu haben, aber zunächst nur vorgefühlt und so wenig wie möglich gezeigt. Als ihm die Russen den Gefallen getan hatten, die Karten fast völlig aufzudecken, stellte er sein Heranfühlen wieder ein, weil ihm für die Durchführung eines Kampfes ein Hauptfaktor in seiner Rechnung, die Flotte, noch fehlte. Er telegraphierte an das Hauptquartier in Tokio: „Heute, den 25., gingen, wie vorher bestimmt, unsere Kräfte über Liu kia tun, Sa li son, Tschan dia tun und Tschou dia tun vor. Der Angriff auf Kin tschou und der Artilleriekampf dauerten von 5[30] bis 9[00] vormittags; die Lage des Gegners bei Kin tschou und in der Umgebung des Ortes ist unverändert. Die russische Artillerie unterhielt heftiges indirektes Feuer gegen uns und setzte es zeitweilig fort, ohne uns jedoch ernsten Schaden zuzufügen. Unsere Kräfte werden den Angriff morgen erneuern. Die Flottenabteilung, die unsern Angriff unterstützen sollte, ist heute nicht eingetroffen."

Für den 26. Mai ist aber General Oku anscheinend zur Durchführung des Kampfes, nötigenfalls auch ohne Flotte, entschlossen gewesen; denn der Befehl, den der General am 25., 3[00] nachmittags, gab, bestimmte nicht nur das Bereitstellen der

Truppen, wie der Befehl des vorhergehenden Tages, sondern schon das Vorgehen zum Angriff selbst.

Als Ziele wurden der 4. Division die Nord- und Nordwestfront der Nan schan-Stellung mit Umfassung des linken Flügels, der 1. Division die Nordost-, der 3. die Ostfront zugewiesen. Gefechtsanschluß war an die 1. Division zu halten. Das Vorgehen der Infanterie zum Angriff sollte ebenso wie die Eröffnung des Artilleriefeuers 4³⁰ morgens beginnen. Die gesamte Artillerie wurde dem Kommandeur der 1. Feldartillerie-Brigade unterstellt und hatte ihre Plätze nach dessen Anweisung zu nehmen.

Aus den vorliegenden Nachrichten und Befehlen läßt sich leider nicht mit voller Sicherheit die Linie bestimmen, bis zu der die Divisionen in der Nacht vorgehen sollten, aus der also um 4³⁰ morgens der Infanterieangriff anzusetzen war. Anscheinend war es etwa die Grenze des russischen Infanteriefeuers in der Linie Flußbett bei Si da yo—Nan san li—Bahnhof Kin tschou—östlich Yan dia ten—östlich Ma dia ten; auf jeden Fall eine Linie vorwärts Kin tschou, denn diese Stadt sollte, noch vor Beginn des Infanterieangriffs, um Mitternacht durch die 4. Division genommen werden. Die Abschnittsgrenzen der Divisionen waren genau festgesetzt. Die Armeereserve — ein Infanterie-Regiment der 1. Division, wie für den 25. befohlen — sollte 4³⁰ morgens an den Höhen südlich Yan de lu stehen.

Kampf um Kin tschou. 26. Mai.

Das Wetter in der Nacht vom 25./26. Mai war für den Angriff günstig. Gegen 8⁰⁰ abends erhob sich ein immer stärker werdender Sturm, dessen Getöse das Geräusch des japanischen Anmarsches völlig verschlang. Um Mitternacht brach ein heftiges Gewitter mit starkem Regen los. Von Tätigkeit der russischen Scheinwerfer wird nichts berichtet, vielleicht haben sie bei dem Unwetter nicht arbeiten können.

Zum Angriff auf Kin tschou hatte die 4. Division die durch Pioniere verstärkte 19. Brigade bestimmt. Teile der 7. Brigade wollten schon am Abend des 24. zwischen Stadt und See vorgehen, wurden aber von den russischen Vorposten zurückgewiesen. Die 19. Brigade ging kurz vor Mitternacht an das Nordtor der Stadt vor, um es zu sprengen und in die Stadt einzudringen. Aber im Schein der Blitze entdeckt, wurde die Pionier-Abteilung nach mehrmaligem Vorgehen aufgerieben; eine neue Abteilung soll achtmal versucht haben heranzukommen, doch immer ohne Erfolg. Schließlich war auch die Infanterie gezwungen, wieder zurückzugehen; sie soll dabei von ihren eigenen Reserven Feuer erhalten haben.

Diese Mißerfolge wurden dem Führer der benachbarten 1. Brigade, die sich um diese Zeit bereits im Vorgehen nach ihrer Ausgangsstellung für den Infanterieangriff (südöstlich der Stadt) befand, noch im Laufe der Nacht bekannt. Er befahl infolgedessen seinem rechten Flügel-Regiment, dem Infanterie-Regiment Nr. 1, den Eingang durch das Osttor zu erzwingen. Die Sprengung gelang, aber zu einer Zeit, wo die Stadt überhaupt nicht mehr oder doch nicht mehr ernsthaft verteidigt

wurde. Gegen 5[30] vormittags drang ein Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 1 in die Stadt; ein Straßenkampf hat nicht stattgefunden.

Die russische Besatzung von Kin tschou, ½ 9.*) und 10. Kompagnie, 2. und 3. Fuß-Jagdkommando des 5. Ostsibirischen Schützen-Regiments, im ganzen 400 Mann, hatte zwar die Angriffe der 19. Brigade auf das Nordtor abgewiesen. Als aber das Vorgehen anderer Truppen östlich der Stadt (1. Brigade) erkannt wurde, fürchtete der Führer für die Verbindung mit seinem Regiment auf dem Nan schan und meldete an seinen Kommandeur, daß überlegene Kräfte umfassend gegen die Stadt vorgingen. Als Antwort erhielt er den Befehl, die Stadt rechtzeitig zu räumen und die Schützen-



Blick von Batterie 4 der Nan schan-Stellung nach Norden.

gräben an den ihm bereits angewiesenen Stellen zu besetzen. Die Kompagnien begannen darauf um 3[00] morgens, die Stadt durch das Südtor zu verlassen, fanden aber den Weg bereits durch Teile der 1. Brigade versperrt und mußten sich den Rückzug erst erkämpfen. Sie sollen etwa die Hälfte ihrer Stärke verloren haben.**)

*) Die ½ 9. Kompagnie war erst am Abend des 25. zur Verstärkung in die Stadt entsendet worden.

**) Der Kampf muß längere Zeit gedauert haben, sonst würden die japanischen Truppen schon durch das Südtor die Stadt besetzt haben, und die Unternehmungen gegen das Osttor nicht mehr erforderlich gewesen sein.

Stellung der Japaner bei Tagesanbruch.

Infolge der Verzögerungen vor Kin tschou war es der 4. und dem rechten Flügel der 1. Division nicht möglich, die für den Angriff befohlenen Ausgangsstellungen rechtzeitig zu erreichen. Bei Tagesanbruch hat die japanische Infanterie wahrscheinlich im allgemeinen in der Linie Südrand von Kin tschou—Bahnhof Kin tschou—östlich Yan dia ten—östlich Ma dia ten gestanden; sie grub sich ein, soweit nicht natürliche Deckungen gefunden wurden.

Auch die Feldartillerie-Regimenter der 4. und 1. Division hatten unter Einwirkung der Ereignisse vor Kin tschou die Stellungen nicht einnehmen können, die für sie vorgesehen waren. Die Regimenter Nr. 13, Nr. 4 standen noch wie am Tage vorher, etwa 1½ km nördlich Kin tschou, das Regiment Nr. 1 am Sjao tsin schan östlich der Stadt. Die anderen Regimenter, Nr. 14, Nr. 15 und eine Abteilung Nr. 3, nahmen in der Nacht ihre neuen Stellungen ein, das Regiment Nr. 14 und Nr. 15 an den Westhängen des Sam son-Berges, die Abteilung des Regiments Nr. 3 weiter südlich in der Ebene. Die Stellungen waren gut gewählt. Die Russen haben einen Teil der japanischen Batterien nur an dem Mündungsfeuer erkennen können. Die Batterien in der Ebene (wahrscheinlich die Abteilung des Regiments Nr. 3) waren freilich so klar zu sehen, daß sogar die Geschützzwischenräume vom Nan schan aus geschätzt werden konnten (40 Schritt).

Eröffnung des Artilleriefeuers.

Die für 4³⁰ morgens befohlene Eröffnung des Artilleriefeuers mußte wegen ungünstigen Wetters verschoben werden. Das Gewitter der Nacht hatte gegen 3⁰⁰ morgens aufgehört; später hatte auch der Regen nachgelassen. Aber danach war ein dichter Nebel zurückgeblieben, der den Nan schan auch nach Tagesanbruch noch völlig verhüllte. Erst als der Nebel sich bald nach 5⁰⁰ vormittags hob, konnte der erste Schuß fallen, und in wenigen Minuten war beiderseits auf der ganzen Linie ein lebhaftes Artilleriefeuer im Gange. Gegen 6⁰⁰ vormittags griffen auch die japanischen Kanonenboote ein,*) anscheinend etwa zur selben Zeit oder bald danach auch die russischen Feldbatterien auf den Höhen von Hou- und Tsiën nan kwan ling; doch waren sie hier von der japanischen Artillerie zu weit entfernt, um gegen sie Erfolge von Bedeutung erzielen zu können. So lag die ganze Last der Bekämpfung des japanischen Artilleriefeuers ausschließlich auf den wenigen Nan schan-Batterien.

Diese hatten anfangs durch teilweise überhöhende Lage und das den japanischen Feldkanonen überlegene Kaliber einen klar erkennbaren Vorteil und vermochten sogar das Vorgehen der feindlichen Infanterie zu belästigen. Indessen war auf seiten des Angreifers die Leitung und Verteilung des nach Geschützzahl weit überlegenen Feuers so zielbewußt und sicher, daß der Vorteil der Russen nicht lange anhalten konnte.

*) Nach einer Quelle sind zunächst nur Akagi und Tsokai mit den Torpedobooten zur Stelle gewesen, Tsukushi und Heiyen erst gegen 10⁰⁰ vormittags erschienen. Zeitweise wurde das Feuer der Schiffsgeschütze wieder eingestellt, weil man von See aus den Eindruck hatte, daß der japanische Sieg erfochten sei.

Die Batterien der Westfront wurden hauptsächlich von der Flotte beschossen und hatten deren schweren Geschützen keine anderen Kaliber als 8 cm entgegenzusetzen, weil die wenigen 10- und 15 cm-Geschütze der Russen nicht nach der ursprünglichen Absicht auf der Westfront, sondern aus einem nicht ersichtlichen Grunde auf der Ostfront eingestellt waren. Die Erfolge der Westbatterien gegen die japanischen Schiffe waren deshalb ungenügend, wenn auch einige russische Treffer Verluste an Personal auf den Schiffen herbeiführten. Von den Batterien der Ost- und Nordfront wurde jede einzelne konzentrisch aus verschiedenen japanischen Artilleriegruppen unter Feuer genommen und vollständig zugedeckt. Dabei folgte die japanische Leitung auf das genaueste jedem Wechsel in der Stärke des russischen Feuers, und nach Berichten der Verteidiger wurden stets diejenigen Nan schan-Batterien am kräftigsten beschossen, die selbst das stärkste Feuer entwickelten. Besonders starkes Feuer wurde gegen die auf der höchsten Kuppe befindliche Batterie 13 gelegt, den vermutlichen Standpunkt der russischen Führung. Es darf als sicher angenommen werden, daß das japanische Artilleriefeuer durch Fernsprecher geleitet wurde.

Trotz der starken Erdbrustwehren vor den Nan schan-Batterien konnte es nicht ausbleiben, daß die japanischen Schiffsgeschütze und Feldkanonen nach einigen Stunden das Übergewicht erlangten.

Die russischen Batterien stellen ihr Feuer ein.

Schon etwa von 7⁰⁰ vormittags an war das Artilleriefeuer vom Nan schan schwächer geworden. Um 9⁰⁰ vormittags begannen die Batterien der Westfront 15, 11 und 10 zu schweigen; etwa um 10⁰⁰ oder 11⁰⁰ vormittags schwieg als letzte der Nan schan-Batterien die Batterie 5. Die Kommandeure gingen mit den Resten der Bedienung auf Anordnung der Führung nach Bahnhof Ta fan schöng zurück; die Geschütze blieben, weil unbespannt, in der Stellung stehen oder liegen; ein Teil von ihnen war zerschossen, die übrigen wurden unbrauchbar gemacht.

Von da ab beschränkte sich die artilleristische Unterstützung der russischen Infanterie auf einige Geschütze, die bis 3⁰⁰ nachmittags auf den Höhen bei Ta fan schöng standen, und auf eine Feldbatterie, etwa 3 km hinter der Stellung, wohl auf dem Nan kwan ling-Rücken. Wann die übrigen, früher genannten Feldbatterien ihr Feuer eingestellt haben, ist nicht bekannt. Nach russischen Berichten war ein Hauptgrund für das Einstellen des Feuers der Nan schan-Batterieu die ungenügende Munitionsausrüstung, angeblich nur 150 Schuß für jedes Geschütz, und anscheinend völlig mangelnder Munitionsersatz. Immerhin haben sich die Batterien von 5⁰⁰ bis 9⁰⁰, einzelne bis 11⁰⁰ vormittags, also durchschnittlich 5 Stunden lang hinter ihren Deckungen gegen eine um mehr als das Doppelte überlegene Feldartillerie gehalten.

Das Vorgehen der japanischen Infanterie aus der Linie, die sie bei Tagesanbruch, teilweise schon früher erreicht hatte (Südfront Kin tschou—Bahnhof Kin tschou—östlich Yan dia ten—östlich Ma dia ten) hatte anfangs unter dem russischen Artilleriefeuer zu leiden gehabt. Erst in dem Maße, wie dieses nach und nach schwächer

wurde und auch die eigenen Batterien weiter vorgezogen werden konnten, gewann die Infanterie allmählich Raum.

Vorgehen der japanischen Infanterie.

So gelang es im Abschnitte der 4. Division der 19. Brigade, sich nach und nach bis Si da yo vorzuarbeiten und gegen 8^{30} vormittags auch die alte chinesische Kaserne südlich dieses Ortes zu besetzen. Dort aber kam sie in den Bereich des russischen Gewehrfeuers und war gezwungen, sich wieder einzugraben. Dagegen lag vor der 7. Brigade am äußeren Flügel der 4. Division ein völlig deckungsloses Gelände, das — am Nan schan vorbei — dem Feuer der bei Hou nan kwan ling stehenden Feldbatterien ausgesetzt war. Unter diesem Feuer wollte es der Brigade anfangs durchaus nicht gelingen, vorwärts zu kommen, zumal sich auch russische Vortruppen noch vorwärts der Stellung hielten. Erst als bald nach 7^{00} vormittags die beiden Feldartillerie-Regimenter der Division, Nr. 13 und Nr. 4, in eine Stellung dicht westlich der Stadt vorgezogen waren, kam die 7. Brigade nach und nach wieder in gleiche Höhe mit der 19., d. h. etwa bis in Höhe des Dorfes Yan tschen ho.

Gegen die 1. Division war anfangs besonders starkes Artilleriefeuer abgegeben worden. Als es nachließ, arbeitete sie sich allmählich noch etwas weiter vor. Die Artillerie wurde auf den Hang nordwestlich Tschi li son (Regiment Nr. 1) und zum Bahnhof Kin tschou (Regiment Nr. 14) vorgezogen. Die Division soll zwischen 8^{00} und 9^{00} vormittags bis an die Drahthindernisse herangekommen sein, indessen sich dort nicht haben halten können.

Besondere Schwierigkeiten hatte die 3. Division, die dem flankierenden Feuer der Feldbatterien in Gegend des Bahnhofs Ta fan schöng ausgesetzt war. Dazu kam nach 8^{00} vormittags noch Rückenfeuer vom Kanonenboot Bobr, das mit zwei Torpedobooten in die Hand-Bucht eingelaufen war.*) Wenn auch die japanischen Schützen in ihren Gräben gegen dieses Feuer einigermaßen gedeckt waren, so erschwerte es doch jedes weitere Vorgehen. Die 3. Division soll während des ganzen Tages nicht näher als 1000 Schritt an die Stellung herangekommen sein.

Stillstand im Angriff 9^{00} vormittags.

Etwa um 9^{00} vormittags trat ein allgemeiner Stillstand im Angriff ein. Die Infanterie war überall auf mittlere oder nahe Gewehrschußweiten an die russischen Schützengräben herangekommen, lag teilweise nahe an den Hindernissen, vermochte aber nicht mehr weiter vorzudringen und war überall gezwungen gewesen, sich von neuem einzugraben. Das Feuer der Nan schan-Batterien war, wie früher erwähnt, um diese Zeit bereits sehr schwach. Aber jeder Versuch der japanischen Infanterie, sich zu erheben und vorwärts zu stürmen, entfesselte im Augenblick das heftigste Gewehr- und Maschinengewehrfeuer aus den Schützengräben, und die Feldkanonen waren nicht imstande, die Besatzung dieser Gräben mürbe zu machen. Nach japanischen

*) Nach russischer Angabe soll das Feuer des Bobr zwei japanische, nahe an der Küste stehende Batterien gezwungen haben, ihr Schießen einzustellen und in Richtung zum Sam son-Berg abzufahren.

Quellen deshalb, weil die eigene Infanterie zu nahe an den feindlichen Gräben lag. Doch trifft das wohl nur für die kurzen Augenblicke des Vorwärtsstürmens zu, denn wenn die japanische Infanterie wieder in ihre alten Deckungen zurückgeflutet war und festlag, waren auch an den Feuerlinien der feindlichen Gräben die Schützen verschwunden, und die Kanonen fanden kein Ziel, das sie erfolgreich hätten beschießen können.

Die russischen Kompagnien hatten ihre Schützengräben seit Tagesanbruch voll besetzt. In keinem der russischen Berichte wird erwähnt, daß die Kompagnien anfangs nur schwache Kräfte in den vorderen Gräben gehabt und die Unterstützungen dahinter gehalten hätten. Es hätte auch an den notwendigen Deckungsgräben hierfür gefehlt. Die meisten oberen Schützengräben, ferner die des äußersten rechten Flügels südlich Ti dia ten und die vor Batterie 10 bis 15 waren anfangs nicht besetzt.

Die Einwirkung des Regimentskommandeurs, Obersten Tretjakow, konnte sich nur auf das Einsetzen seiner Reserve beschränken. Die 1/2 9. und 11. Kompagnie seines Regiments setzte er schon frühzeitig auf der Ostfront ein, als das Vorgehen der 3. japanischen Division erkannt wurde. Die weiteren Reserven des Regimentskommandeurs wurden zur Besetzung des Schützengrabens bei Batterie 15 und zur Verstärkung der 7. Kompagnie verwendet, als die 7. japanische Brigade nach und nach vordrang. Um 9⁰⁰ vormittags war bereits der letzte Mann der Reserven des Regiments eingesetzt.

Die Lage, wie sie zu dieser Zeit*) bestand, hat ohne wesentliche Veränderungen bis zum Spätnachmittag fortgedauert.

Alle noch unternommenen japanischen Sturmversuche brachen an den Hindernissen oder schon vorher an dem russischen Infanterie- und Maschinengewehrfeuer zusammen. Besonders kritisch wurde die Lage der 3. Division, als in ihrem Rücken um Mittag vom Bobr der Versuch gemacht wurde, mit Dampfkuttern Marinetruppen an Land zu bringen. Die Infanterie-Reserven der Division waren seit lange bereits eingesetzt, und nur mit Mühe gelang es dem Divisionskommandeur, die Landung durch eine kleine Abteilung technischer Truppen zu verhindern. Die Lage der japanischen Armee wird kritisch.

Die Gesamtlage der japanischen Armee wurde um so schwieriger, als nach und nach die Munition, besonders bei der Feldartillerie, zu Ende ging. Gleichwohl verzweifelte General Oku nicht am Erfolg. Als gegen 1⁰⁰ nachmittags eine Division ihm meldete, sie sei nicht mehr imstande, vorzudringen, erhielt sie als Antwort den Befehl, „der Angriff sei durchzuführen, koste es, was es wolle".

Erneut rüsteten sich die japanischen Truppen zum Ansturm. Das Regiment Nr. 1 der 1. Division hat am Nachmittag dreimal mit fliegenden Fahnen den Angriff bis an die Drahthindernisse vorgetragen und hat jedesmal unter großen Verlusten

*) Skizze 2.

die alten Deckungen wieder aufsuchen müssen.*) Es läßt sich gar nicht absehen, was in dieser Lage ein russischer, mit frischen Kräften unternommener Vorstoß längs der Hand-Bucht für Erfolge hätte bringen können.

Oberst Tretjakow hatte nach Einsetzen seiner Reserven wiederholt um weitere Unterstützungen von der 4. Schützen-Division gebeten. General Fock war aber zunächst nicht da; er befand sich an der Yin ken tsze-Bucht nördlich Port Arthur, um dort Verteidigungsstellungen zu erkunden, und traf bald nach Mittag in der Gegend der Kin tschou-Enge wieder ein. In seiner Abwesenheit hatte General Nadjejin zwei Bataillone als Reserve entsenden wollen, doch trafen sie auf General Fock und wurden von ihm zurückgesandt. „General Fock spart seine Reserven für den Bajonettstoß auf", erklärte man sich dessen Zurückhaltung.

Erst später verstand sich Fock dazu, noch zwei Kompagnien in die Stellung zu schicken. Oberst Tretjakow gab davon eine halbe Kompagnie an die Nordostecke zur Unterstützung der 8. Kompagnie seines Regiments und hielt den Rest bereit, um ihn auf der Nordwestfront zur Verstärkung der 5. und 7. Kompagnie einzusetzen. Hier war die Stelle, an der nach und nach die Entscheidung herangereift war.

Die Entscheidung.

Das unausgesetzte und nicht wirksam erwiderte Feuer der schweren Schiffsgeschütze hatte allmählich eine beträchtliche Wirkung gegen die Brustwehren der nordwestlichen Schützengräben, so daß es deren Besatzung immer schwerer wurde, sich in ihnen zu halten. Es kam dazu, daß nach dem Eintreten der Ebbe der rechte Flügel der japanischen 4. Division, die 7. Brigade, noch mehr ausholen und die russischen Abteilungen völlig überflügeln konnte. Die äußersten japanischen Kompagnien wurden bis an die Brust durch das Wasser geführt.

Die in den Schützengräben der Westfront stehende 5. und 7. Kompagnie und die Jagdkommandos sahen sich deshalb nach Verlust der Hälfte ihres Bestandes gezwungen, die durch das Flankenfeuer der Schiffe arg zerschossenen Gräben am Fuß des Berghanges zum Teil um 4^{00}, andere um 5^{00} nachmittags, aufzugeben und sich in die höher gelegenen, bis dahin noch nicht benutzten Gräben zurückzuziehen. Dort wurde die Verteidigung fortgesetzt, bis kurz nach 6^{00} nachmittags der Führer dieser beiden Kompagnien das Mützenschwenken eines auf die Batterie 10 zujagenden Meldereiters als Befehl zum Rückzug auffaßte und seine Stellung verließ.**) Er führte den Rest seiner Leute durch die Schützengräben und Schluchten an den Batterien 11 und 12 vorbei in Richtung auf die Kasernen des Regiments.

*) Besonders erwähnt wird ein Angriff mehrerer Kompagnien, der vom Dorfe Chu an gegen das Infanteriewerk 4 (8. russische Kompagnie) unternommen wurde. Erst in dem trockenen Flußbett gedeckt, dann über freies Feld vorstürmend, sahen sich die Angreifer plötzlich vor dem Drahthindernis, das bei seiner Lage in der Sandgrube bis dahin nicht bemerkt worden war. Die Japaner stutzten und fielen unter dem Hagel der nun einschlagenden Geschosse fast bis auf den letzten Mann.

**) Es wird gesagt, daß General Fock den Rückzug selbst befohlen habe, doch behauptet er, den Befehl erst gegeben zu haben, als die Kompagnien des linken Flügels tatsächlich sich schon im Rückzuge befanden.

Die Schützenlinien der japanischen 7. Brigade, denen es schon nach den ersten rückgängigen Bewegungen der Russen gelungen war, bis auf 200 Schritt an ihren Gegner heranzukommen, machten sich den Abzug dieser Kompagnien sofort zunutze und drangen in die unteren, demnächst in die oberen Schützengräben ein. Als Oberst Tretjakow, der seine 5. und 7. Kompagnie von Batterie 13 aus beobachtet hatte, mit seinem Stabe hinuntereilte, um sie durch seinen persönlichen Einfluß wieder zum Stehen zu bringen, empfing ihn bei Batterie 12 bereits japanisches Feuer von den Batterien 10 und 11 her.

Unter diesem Feuer war es nicht möglich, die zurückgehenden Kompagnien früher zum Stehen zu bringen, als auf einer der nächstgelegenen Höhen hinter der Stellung.

Dagegen hatte der Oberst Tretjakow sofort die anderthalb Kompagnien entwickelt, die ihm von der um 6^{00} nachmittags gesandten Verstärkung noch geblieben waren. Diese anderthalb Kompagnien, vermutlich bei Batterie 12, verhinderten zunächst wenigstens das weitere Vordringen der Japaner über die Batterie 11 hinaus. Dafür schoben diese aber ihre Linien gruppenweise nach Westen gegen die Batterie 15 und nach Osten gegen das Zentrum der Stellung. Sie drangen hier in kurzer Zeit in die Batterien 9, 5 und 4 vor und bedrohten dadurch die Kompagnien der Ostfront mit Rückenfeuer. Diese zogen sich nunmehr, angeblich auf Befehl des Abschnittskommandeurs, in den Gräben entlang nach dem rechten Flügel hin.

Inzwischen waren in die ursprüngliche Einbruchsstelle mehr und mehr japanische Kräfte nachgeführt worden. Die anderthalb russischen Kompagnien waren nicht mehr imstande, sie aufzuhalten, und mußten ebenfalls zurückgehen. Etwa 7^{30} abends wurde die Batterie 13 besetzt, dort die erste japanische Flagge gehißt, und gleichzeitig auch die Batterien 3, 2 und 14 genommen.

Bis zu diesem Zeitpunkt müssen die 8., 6., 4., 3. Kompagnie des nördlichen Teiles der Ostfront ihren Abzug nach dem rechten Flügel hin bereits beendet gehabt haben. Als durch die Einnahme der Batterien 2 und 14 der Besatzung des rechten Flügels Längsfeuer drohte, ging auch diese zurück. „Jetzt begann langsam, in voller Ordnung, der Rückzug der Truppen des rechten Flügels, der letzten Kompagnien des ruhmreichen 5. Regiments. Dieser Rückzug wurde von einer kleinen Abteilung des 5. Regiments unter dem Oberstleutnant Bjelosor und dem Stabskapitän Schastin gedeckt. Die Abteilung blieb bis auf den letzten Mann; beide Offiziere fielen schwer verwundet in Gefangenschaft. Es war 8^{00} abends und fing an dunkel zu werden. Die Stellung war genommen, und es begann der allgemeine Rückzug aller Truppen des befestigten Kwan tung-Gebietes nach Port Arthur." *)

Nachdem der russische Widerstand aufgehört hatte, drangen auch die übrigen japanischen Kräfte weiter vor und in die Stellung ein. —

*) Russ. Ingen. Journal.

Es könnte als ein Spiel des Zufalls gelten, daß das schließliche Räumen der Schützengräben an entscheidender Stelle durch das mißverstandene Mützenschwenken eines Meldereiters veranlaßt wurde. Aber wenn es ein Mißverständnis war, so beweist es, daß die Widerstandskraft der hier fechtenden Kompagnien tatsächlich gebrochen war. Denn eine Truppe, die sich fast den ganzen Tag unter schwierigen Verhältnissen mit zäher Ausdauer gehalten und dadurch ihren entschiedenen Willen zum Widerstand unwiderleglich erwiesen hatte, würde auch die wenigen Reststunden des Tages ausgehalten haben, wenn ihre Nerven noch imstande dazu gewesen wären. Wenn hier rechtzeitig durch Verstärkungen frische Kräfte zugeführt wurden, so wäre die Stellung wahrscheinlich bis zur Dunkelheit gehalten worden und konnte dann planmäßig geräumt werden.

Daß Oberst Tretjakow mit dem 5. Ostsibirischen Schützen-Regimente den von Osten, Norden und Westen angesetzten Angriff von drei japanischen Divisionen und vier Kanonenbooten 14 Stunden lang von 5^{00} vormittags bis 7^{00} abends ausgehalten hat, wird immer eine der größten Ruhmestaten in der Geschichte dieses Regimentes bleiben.

Selbst die Japaner haben die tapfere Haltung ihrer Gegner anerkannt, die ihnen bis zum letzten Augenblick kraftvollen Widerstand geleistet haben. Die Regimenter der 4. Ostsibirischen Schützen-Division aber waren über ihre anfänglichen Stellungen den ganzen Tag nicht hinausgekommen und wurden, ohne einen Schuß getan zu haben, ebenfalls zurückgeführt.

In der eroberten Stellung gab General Oku 8^{00} abends folgenden Befehl zum Übergang zur Ruhe: „Die 4. Division besetzt die Linie von der Beobachtungswarte (Höhe 117) nach Westen, die 1. Division von da nach Osten; die 3. Division nimmt links von der 1. bis zum Ufer Stellung. Die Artillerie bleibt während der Nacht in ihren Stellungen."

Eine Verfolgung über den Nan schan hinaus hat am 26. Mai nicht mehr stattgefunden. Erst am 27. mittags wurde eine Abteilung der 1. Division unter Führung des Brigadegenerals Nakamura zum Folgen bis auf die Nan kwan ling-Höhen entsendet. Doch hatten sich bis zu dieser Zeit die russischen Truppen sämtlich losgelöst; ein nochmaliger Widerstand war von ihrer Seite vorläufig nicht versucht worden.

Die Verluste der Japaner betrugen am 26. Mai:

	Offiziere		Mannschaften	
	tot	verwundet	tot	verwundet
4. Division	8	38	298	1303
1. "	14	41	202	1102
3. "	6	32	161	1222
1. selbständige Feldartillerie-Brigade	—	5	15	43
5. Pionier-Bataillon	1	—	5	8
zusammen . . .	29	116	681	3678

Die Russen büßten ein:

5. Ostsibirisches Schützen-Regiment: Offiziere 56 vH., Mannschaften 38 vH. = etwa 1100 Mann, davon 650 in der kurzen Zeit der letzten Entscheidung. Stellenweise waren die Verluste sehr gering: so hatte die 2. Kompagnie am äußersten rechten Flügel, wo sie hinter Schießscharten focht, während des ganzen Tages keinen Toten und nur einen Verwundeten.

An Munition verbrauchten die Japaner am 26. Mai:

	Granaten	Schrapnels	Patronen
4. Division	806	5 000	1 110 886
1. "	452	6 015	667 010
3. "	462	3 349	425 148
1. selbständige Feldartillerie-Brigade	2 029	16 036	—
zusammen . . .	3 749	30 300	2 203 106

Auf russischer Seite ist der Munitionsverbrauch nur unvollständig bekannt. Die Stellungsgeschütze sollen 7297 Schuß abgegeben haben, d. h. auf ein Geschütz durchschnittlich 130 bis 145 Schuß. Die Feldbatterien auf den Nan kwan ling-Höhen haben angeblich zusammen etwa 2000 Schuß abgegeben. Eine genaue Feststellung des Patronenverbrauchs in den Schützengräben ist kaum möglich, weil ein großer Teil noch nicht verschossener Munition beim Rückzuge liegen blieb. Angegeben wird der Verbrauch auf 738 000 Patronen, d. h. durchschnittlich auf ein Gewehr 250 Schuß.

Es scheint, daß die japanischen Anordnungen für die Wegnahme von Kin tschou der Schwierigkeit der Aufgabe nicht genügend Rechnung getragen haben. Zwar lag an dem Besitze der Stadt nicht viel für die Japaner; denn der Angriff auf den Nan schan gewann mit ihrer Eroberung wohl eine Stütze gegen Rückschläge, aber keinen geeigneten Ausgangspunkt für weiteres Vorschreiten. Doch wäre es unmöglich gewesen, an der Stadt vorbeizugehen, ohne die Russen aus ihr vertrieben zu haben. Die Erfahrungen der vorhergegangenen Tage hätten aber lehren sollen, daß gegen einen aufmerksamen Verteidiger mit Sprengversuchen am Nordtor allein nicht viel zu machen war. Da man nicht auf wirksame Artillerieunterstützung rechnen konnte, so blieb nur übrig, mit Sprengtrupps und Sturmleitern gleichzeitig an so vielen Stellen wie nur irgend möglich, im Dunkel der Nacht oder bei eben beginnender Morgendämmerung vorzugehen. Dann hatte man die Aussicht, an irgend einer von diesen vielen Stellen Erfolg zu haben, und dieser eine Erfolg hätte genügt, die Stadt auch für die andern Kolonnen zu öffnen. Zur Herstellung der nötigen Zahl von Sturmleitern wäre seit dem 17. Mai Zeit gewesen. Es mag hier noch einmal betont werden, daß beim Sprengen des Osttores der Verteidiger bereits abgezogen war. Betrachtungen.

Da der Angreifer nicht wissen konnte, wie stark die Stadt besetzt war, wieviel Stunden der Kampf hier dauern und ob die Einnahme überhaupt schon in der ersten

Nacht gelingen würde, so wäre es besser gewesen, die Unternehmungen gegen Kin tschou schon für eine der vorhergehenden Nächte anzusetzen und von dem allgemeinen Angriff völlig zu trennen. Daß sich die Stadt auch angesichts der besetzten Nan schan-Batterien einen oder zwei Tage lang in japanischem Besitze würde halten können, war durch die Anwesenheit von sechs japanischen Feldartillerie-Regimentern gewährleistet.

Für den russischen Führer ergab sich die Frage, ob er die Stadt halten sollte oder nicht. Sie bildete zweifellos eine vorgeschobene Stellung, wenn man sich auf dem Nan schan schlagen wollte, und ihre ernsthafte Verteidigung hätte alle Nachteile solcher Stellungen zur Folge gehabt. Andererseits aber war die Stadt ein wertvoller Stützpunkt für die russische Vorpostenlinie, und es wäre fast unverzeihlich gewesen, die so leicht zu verteidigenden Tore und Mauern gleich der ersten besten feindlichen Abteilung zu öffnen. Gerade weil die Japaner, wie nachgewiesen, zur Weiterführung ihres Angriffs die Stadt haben mußten, konnten die Russen sie zwingen, auch entsprechende Mittel zu deren Eroberung anzusetzen. War das erreicht, dann war es für die Russen Zeit, die Stadt zu räumen.

Es war deshalb richtig, die Stadt zu besetzen, aber ebenso gerechtfertigt war der Befehl zum Rückzug, nachdem das umfassende Vorgehen überlegener Kräfte erkannt war. Nur war es gewagt, den Kompagnien aus Kin tschou von vornherein bestimmte Plätze in den Schützengräben am Nan schan zuzuweisen; denn auf ihre Rückkehr konnte nicht mit Sicherheit gerechnet werden. Die Kompagnien wären besser für die Reserve bestimmt worden.

Die Artillerie-Verwendung in der Schlacht auf russischer Seite ist zum Teil schon früher bei Besprechung der Nan schan-Stellung gestreift worden, wobei das Ungünstige der Lage der Batterien auf den Bergkämmen hervorgehoben wurde. Man hätte in dieser Beziehung auch eine Lehre aus dem Gefechte bei Su san li tai am 16. Mai ziehen können. Dort hatte eine russische Schnellfeuerbatterie unverdeckt gestanden und binnen einer halben Stunde alle Offiziere und etwa die Hälfte ihrer Mannschaften verloren. Die andere russische Batterie hatte in demselben Gefecht verdeckte Stellung und bei guter Wirkung doch selbst keine Verluste gehabt. Die feindlichen Batterien waren nicht zu sehen, nur an ihrer Wirkung zu erkennen gewesen. Wollte man das beherzigen, so hätte man bis zum 26. Mai noch Zeit genug gehabt, die Nan schan-Batterien hinter die Höhenkämme zu legen. Im weiteren Verlauf des Krieges hat das russische Feldheer bekanntlich viel, oft zu viel Gebrauch von verdeckten Artilleriestellungen gemacht; dagegen haben auch bei Port Arthur die meisten Batterien oben auf den Kämmen gestanden.

Daß man auch die Mörser in hochliegende Batterien wie Nr. 5 oder 6 einstellte, beweist, daß man auf russischer Seite eine der wesentlichsten Eigenschaften des Steilfeuergeschützes nicht beachtet hatte. Und gerade für dieses Geschütz bot der Nan schan

mit seinen zahlreichen Schluchten vorzügliche Plätze. Eine oder einige Mörserbatterien in der Schlucht nordöstlich von Batterie 13 zwischen den beiden Haupthöhenrücken, mit weiten Zwischenräumen und gegen Sicht von Kin tschou gedeckt aufgestellt, durch Fernsprecher von Batterie 13 her geleitet, wären trotz reichlichsten japanischen Munitionsaufwandes den ganzen Tag nicht niedergekämpft worden und hätten sowohl gegen den Angriff zu Lande als auch gegen die Kanonenboote in der Kin tschou-Bucht ergiebigste Wirkung gehabt.

In der ungenügenden Munitionsausrüstung der Nan schan-Batterien lag ein schwerer Fehler. Es ist immerhin denkbar, daß die eine oder die andere von diesen Batterien nur durch Munitionsmangel zum Schweigen verurteilt wurde. Geschoßvorräte sollen auf dem Bahnhof Nan kwan ling oder Ta san schöng gelegen haben und nach dem Kampfe mit der Bahn nach Port Arthur befördert worden sein.

Das Eingreifen der Ostsibirischen Feldbatterien ist anzuerkennen; sie haben stellenweise gute Wirkung auf große Entfernungen gehabt. Wäre es möglich gewesen, sie an günstigerem Platz in Stellung zu bringen, so würden ihre Erfolge wahrscheinlich noch entscheidender gewesen sein.

Vom russischen Standpunkte aus ist es sehr zu bedauern, daß von den Kanonenbooten nur das eine, der Bobr, zur Stelle war.

General Oku hat für seine Artillerie den Vorteil seiner zahlenmäßigen Überlegenheit und seiner umfassenden Stellung zielbewußt ausgenutzt. Durch Unterordnung der gesamten Artillerie unter einheitliche Führung konnte das Feuer bis zum äußersten planmäßig geleitet und jede einzelne Nan schan-Batterie unter das vereinigte Feuer aus verschiedenen japanischen Artilleriegruppen genommen werden. Bei dieser Leitung des Feuers kann es nicht auffallen, daß die Feldkanonen die gegnerischen Batterien hinter deren Brustwehren zum Schweigen brachten. Die russischen Mannschaften waren bei Bedienung der Geschütze zu weit von der deckenden Brustwehr entfernt, um dem Schrapnelfeuer entzogen zu sein, und war erst die Bedienung gefallen, dann war es belanglos, ob leichte oder schwere, Flach- oder Steilfeuergeschütze ihre Mündungen stumm gen Himmel richteten.

Ob die einheitliche Leitung des Artilleriefeuers auch nach völligem Niederkämpfen der Nan schan-Batterien noch aufrecht erhalten wurde, ist nicht bekannt. Ebenso wie vorher die Batterien, hätten nachher die Schützengräben unter Kreuzfeuer aus verschiedenen Artilleriegruppen genommen werden können. Vielleicht hätten dann wenigstens diejenigen Batterien einigen Erfolg gehabt, die in die Schützengräben der Länge nach hineinschossen.

Es ist Tatsache — und das ist für uns die allerwichtigste Lehre aus diesem Gefecht! — daß die japanischen Feldkanonen nicht imstande gewesen sind, die russischen Schützengräben zu zerstören oder den Angriff der eigenen Infanterie auch nur im geringsten zu erleichtern, obwohl das russische Artilleriefeuer in der Stellung von

7^{00} vormittags ab schwächer wurde, von 9^{00} ab stellenweise schwieg und von 11^{00} ab überall eingestellt war! Trotz der bereits*) angeführten, japanischerseits geäußerten Auffassung, daß die Infanterie schon zu nahe am Feinde gelegen hätte, kann gar kein Zweifel darüber sein, daß die japanischen Batterien alles, was sie nur konnten, getan haben, um der Infanterie wieder vorwärts zu helfen. Aber nicht die Feldkanonen, sondern die schweren Schiffsgeschütze haben den Ausschlag gegeben, und auch sie nur, weil sie die Gräben jener beiden Kompagnien, der 5. und 7., flankierten oder zum mindesten schräg beschossen.

Bei der Verwendung der Infanterie fällt auf russischer Seite eine gewisse Regellosigkeit in der Folge der Kompagnien in der Nan schan-Stellung auf. In jedem der drei Abschnitte waren Kompagnien verschiedener Bataillone verwendet.

Wenn die Schützengräben schon vom Beginn des Gefechts an voll besetzt waren, so war das hier berechtigt, weil ein Zweifel über die Angriffsrichtung nicht bestehen konnte. Im einzelnen haben die sibirischen Schützen die Deckung ihrer Brustwehren geschickt ausgenutzt, indem sie nur im Bedarfsfall, dann aber ohne Zögern die Feuerlinie besetzten. Der Verlauf des Tages bringt den unwiderleglichen Beweis, daß die Aufmerksamkeit in den Schützengräben vorzüglich war.

Die japanische Infanterie zeigte schon in diesem Gefechte das Eingraben, das sie im weiteren Verlaufe des Krieges so häufig beim Angriff auf befestigte Stellungen mit gutem Erfolge angewendet hat. Es leuchtet ein, daß die Truppe nur dadurch imstande war, die zahlreichen Rückschläge, die sie beim Ansturm gegen die Schützengräben erlitt, in verhältnismäßig kurzer Entfernung vom Feinde wieder auszugleichen und das einmal gewonnene Gelände trotz aller Wechselfälle unbedingt festzuhalten.

Die Umstände, unter denen die Stellung schließlich fiel, geben erneut einen Beweis für die entscheidende Wirkung einer Umfassung. Nur ein kleiner Bruchteil der russischen Stellung war wirklich erobert, aber die hier eingedrungenen Angreifer stießen unmittelbar in den Rücken der übrigen Teile der Stellung und erreichten die Höhen, von denen sie die Stellung beherrschten. Das allein schon zwang, diese übrigen Teile ohne weiteres zu räumen.

Mit besonderem Interesse betrachten wir die Führung auf beiden Seiten.

Von den vier Regimentern, die dem russischen Befehlshaber außer dem Tretjakowschen Nan schan-Regiment noch blieben, standen drei am Nan kwan ling-Rücken, nur 4 bis 6 km vom Gefechtsfelde entfernt. Diese haben den Donner der Geschütze und das Rollen des Gewehrfeuers den ganzen Tag mitangehört, teilweise, wie ein Offizier des 14. Regiments berichtet, mit eigenen Augen den Verlauf des Kampfes verfolgen können und sind nicht eingesetzt worden! Daß sich der Führer zur Entsendung von zwei einzelnen Kompagnien entschloß, kommt diesen Tatsachen gegenüber nicht in Betracht. Seine Regimenter haben nicht einmal den Rückzug des 5. Regiments gedeckt.

*) Seite 91.

Daß bei der Lage des Nan schan vorwärts der Enge das Gelände keine günstigen Bedingungen für das Vorgehen stärkerer Kräfte bot, ist bereits früher hervorgehoben worden. Doch hatten sich die Verhältnisse so entwickelt, daß trotz der Ungunst des Geländes ein kräftiger Vorstoß längs der Hand-Bucht in den ersten Nachmittagstunden alle Aussichten für einen großen Erfolg gehabt hätte, denn die japanische Infanterie lag fest und hatte keine Reserven mehr, um die bereits erschöpften Kräfte weiter zu verstärken.

Nur zum Teil kann man das Unterlassen eines solchen Vorstoßes dadurch erklären, daß der Gedanke, durch eine zielbewußte Offensive mit starken Kräften eine Entscheidung herbeizuführen, der russischen Taktik bis dahin überhaupt fast völlig fremd war. Die bekannten Gegenstöße erfolgten meist frontal, ohne ein Zusammenfassen aller Kräfte und nur zur unmittelbaren Abwehr des feindlichen Bajonettanlaufs.

Die Gunst der Lage würde dem Führer besser bekannt gewesen sein, wenn er sich vom frühen Morgen an auf dem Gipfel des Nan schan, an der Beobachtungsstelle bei Batterie 13 aufgehalten hätte. Alles spielte sich dort zu seinen Füßen ab. Wer je auf einem Berge gestanden hat, der sich unvermittelt aus weiter, deckungsloser Ebene erhebt, der weiß, daß kaum eine einzelne Gruppe von Schützen sich dort bewegen kann, ohne erkannt zu werden. Der russische Führer hätte also in voller Ruhe und auf einer selten zuverlässigen Grundlage seine Entschlüsse reifen lassen können. Aber selbst als er gegen Mittag von der Yin ken tsze-Bucht zurückkehrte, hielt er sich nur ganz kurze Zeit in der eigentlichen Stellung auf und begab sich dann nach dem Bahnhof Ta fang schöng zurück. Dorthin wurden die Meldungen des 5. Regiments gerichtet.

Wenn es wahr ist, daß zwei von den japanischen Kanonenbooten schon 7⁰⁰ vormittags von der Kin tschou-Bucht in Richtung nach Yin ken tsze abfuhren, und wenn dort wirklich Landungen befürchtet wurden, dann war ihre Verhinderung ein Auftrag für den Kommandeur des zunächst stehenden Schützenregiments, aber nicht für den Divisionskommandeur selbst, der nach den Vorgängen der letzten Tage wissen mußte, daß er am Nan schan eine Armee abzuwehren hatte.

Männer wie Tretjakow oder Kondratenko an der Spitze der 4. Ostsibirischen Schützen-Division würden wahrscheinlich anders gehandelt und eine größere Tätigkeit an richtiger Stelle entfaltet haben.

Bemerkenswert für russische Befehlsverhältnisse sind Telegramme, die am Nachmittage des 26. Mai zwischen den Generalen Fock und Stössel gewechselt wurden, und in denen Fock — bei kritischer Gefechtslage! — sich aus Port Arthur die Entscheidung erbat, ob er die Stellung räumen solle oder nicht.

Nach dem Verluste der Nan schan-Stellung waren die Nan kwan ling-Höhen die gegebene Aufnahmestellung. Sie konnten an den Flügeln besetzt und in der Mitte für den Durchzug des 5. Regiments zunächst freigehalten werden.

Von der Gefechtsführung des Generals Oku wissen wir kaum mehr, als daß er schon vor Tagesanbruch sich auf einer Höhe nahe Kin tschou befand, gegen 10⁰⁰ vormittags seinen Standpunkt gegen einen andern vertauschte, von dem er den weiteren Verlauf des Kampfes besser verfolgen konnte, und daß er die Meldung einer Division von der Unmöglichkeit weiteren Vordringens mit dem Befehl beantwortete, der Angriff sei durchzuführen, koste es, was es wolle.

Also nicht viel mehr, als was uns über seinen Gegner bekannt ist. Aber wie anders! Oku wollte siegen und er führte zum Siege. Er fand den Punkt*), wo er den Verlauf der Schlacht am besten übersehen konnte, und er ließ es sich nicht verdrießen, von den ersten Anfängen bis zum letzten Augenblick dort auszuhalten. Wohl manchmal mag es ihm schwer geworden sein, wenn er von seiner Höhe aus sah, wie seine frisch vorwärts stürmenden Truppen an den Hindernissen stutzten, wie sie durch das plötzliche Gewehr- und Maschinengewehrfeuer niedergestreckt wurden, und wie die Reste in die nächst erreichbaren Deckungen zurückfluteten. Und doch ließ sein Wille nicht nach. Jene einfache Antwort, der Angriff sei durchzuführen, koste es, was es wolle, ist ein Zeichen der unbeugsamen Energie, des festen Vertrauens auf die Richtigkeit der eigenen Führung und auf die unbedingte Zuverlässigkeit der Truppe. Wenn man sich die Lage des Generals Oku vergegenwärtigt, so bietet sein Verhalten ein Beispiel, von dem ein jeder Führer höheren und niederen Grades nur lernen kann.

Der Kampf um die Nan schan-Stellung lehrt in überzeugender Weise die Ohnmacht der Feldkanonen gegen befestigte Stellungen. Er zeigt uns, mit welcher Zuversicht eine eingegrabene Infanterie den Angriff selbst stark überlegener Kräfte erwarten darf. Er zeigt, daß es ohne besondere Mittel, Steilfeuer, schwere Geschütze, Umfassung, auch der schneidigsten und ausdauerndsten Truppe nicht gelingt, eine feldmäßig befestigte und energisch verteidigte Stellung in frontalem Ansturm zu nehmen.

Der Kampf bringt aber auch einen neuen Beweis für die uralte Wahrheit, daß es im letzten Grunde nicht die materiellen Mittel sind, die den Sieg verbürgen, sondern die moralischen Werte. Wir sehen am Nan schan auf der einen Seite, wie bei mangelndem Willen des obersten Führers selbst einer vorzüglichen Truppe der Erfolg versagt bleibt, und wir sehen auf der andern Seite, daß ein fester Wille des obersten Befehlshabers, unterstützt durch Tüchtigkeit der Truppe, den Angriff auch bei ungünstigen Vorbedingungen zum erfolgreichen Ende zu führen imstande ist. Der Wille zum Siege ist die erste Vorbedingung für den Erfolg eines Führers.

*) Bild auf Seite 87.

Tiersch,
Hauptmann im Schlesischen Pionier-Bataillon Nr. 6,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.

Das englische Heer der Gegenwart.

Ein kurzer Rückblick auf seine organisatorische und taktische Entwicklung seit 1899.

Wenn man die großen Wandlungen überschaut, die das englische Heer im letzten Jahrzehnt in organisatorischer und taktischer Beziehung durchlaufen hat, wird man sich zu erinnern haben, daß es vor dieser Zeit seine Hauptaufgabe im Schutz der Kolonien erblickte. Seitdem hat die politische Lage die Möglichkeit seiner Verwendung gegen europäische Heere nahegelegt. Auf den Gefilden Südafrikas hatte es die blutige Lehre gefunden, daß man nicht mit denselben Mitteln halbwilde Eingeborene und mit modernen Waffen ausgerüstete Scharfschützen bekämpfen könne, daß auch treueste Hingebung und todesmutigstes Vorwärtsstürmen dem Bleihagel schnellfeuernder Gewehre gegenüber nutzlos bleiben mußten. So ging man daran, die eigene Kampfesart dem dort für richtig Erkannten anzupassen und suchte gleichzeitig nach einer Organisation, die die schnellere Bereitstellung und Verwendung einer größeren Streitmacht über See ermöglichte. Mehrere Kriegsminister haben sich an dieser Aufgabe versucht, die unter den eigenartigen Verhältnissen Großbritanniens zu lösen, nicht leicht war. Inzwischen zeitigte der Mandschurische Feldzug neue Erfahrungen. Nirgendswo ist man eifriger bestrebt gewesen, sie sich zunutze zu machen als im englischen Heere. Augenblicklich läßt sich sagen, daß seine Entwicklung zu einem gewissen Abschluß gekommen ist. Der energische und geistvolle Kriegsminister Haldane hat ihm eine Organisation gegeben, die es zu einem brauchbaren Werkzeuge unter allen Verhältnissen machen wird und die Verteidigung des englischen Bodens soweit sicherstellt, als es ohne die allgemeine Wehrpflicht überhaupt zu ermöglichen ist. Für diese aber wird das englische Volk in erkennbarer Zeit nicht zu haben sein, trotzdem sich seine ersten Soldaten in eifriger Agitation dafür einsetzen. Die allgemeine Wehrpflicht ist nur da berechtigt, und dann allerdings notwendig, wo es gelten kann, feindliche Heere von den Landesgrenzen fernzuhalten. Woher aber sollte der Feind kommen, der Großbritanniens Boden heute mit Armeen betreten könnte, stark genug, um dies hochentwickelte, kernige und stolze Volk niederzuwerfen?

Denn mit kleinen Abteilungen könnte es natürlich nicht getan sein. Wo ist die Flotte oder vielmehr wo sind die Flotten, mächtig genug, um dieser Invasion den Weg zu bahnen und dauernd für den Nachschub ihrer Bedürfnisse freizuhalten gegen die zahlreichen Panzergeschwader des vereinigten Königreichs, die nie zuvor so kriegsbereit gewesen sind als in unseren Tagen?

So also wird das Werbe- und Freiwilligen-System wie bisher auch in Zukunft die Grundlage des englischen Heeres bleiben. Allerdings haben ja die Ansprüche des Landes an seine Wehrmacht, wie schon erwähnt, für die Zukunft eine Erweiterung erfahren, so daß nunmehr die Aufgaben des Heeres in der Verteidigung des Mutterlandes, seiner Beteiligung an einem europäischen Kriege auf dem Festlande und dem Schutz der Kolonien bestehen.

Um nun das, was Haldane geschaffen hat, in seiner ganzen Bedeutung würdigen zu können, ist es notwendig, einen kurzen Rückblick auf die Bestrebungen seiner Vorgänger, namentlich Arnold Forsters, dessen unmittelbarer Nachfolger er ist, zu werfen.

Die Aufgabe, vor die der Südafrikanische Krieg die englische Heeresverwaltung stellte, war größer, als man vorhergesehen hatte. Damals bestand die Heimatarmee, die ja doch in der Hauptsache die Streitkräfte gegen die Buren liefern mußte, eigentlich nur aus Depots. Sie war zu einer größeren Operation absolut unfähig. Brauchten doch die Bataillone, um auf die kriegsmäßige Etatsstärke von 1008 Mann zu kommen, durchschnittlich 700 Mann Ersatzmannschaften. Der Kavallerie fehlte es an Pferden; bei vielen Regimentern kam immer nur ein Pferd auf 2 Mann. Größere taktische Verbände bestanden de facto nur auf dem Papier. Die Ausbildung war auf kleine Einheiten beschränkt. Sie konnte auch nur eine exerziermäßige sein, da es an Truppen-Übungsplätzen im modernen Sinne fehlte. Um also die Armee in erforderlicher Stärke zu mobilisieren, war bald der letzte Reservemann aufgebraucht, und doch sah man sich noch zur Einstellung einer großen Anzahl von Rekruten gezwungen, die natürlich erst im Laufe der Zeit militärischen Wert erlangen konnten.

Zweierlei hatte also diese Erfahrung hauptsächlich gelehrt. Die Armee mußte schon im Frieden so gegliedert werden, wie man sie im Kriege verwenden wollte; durch die zu schaffende Organisation sollte auch ihre Ausbildung erleichtert und die Mobilmachung beschleunigt werden. Ferner mußte die Dienstzeit, die 1899 7 Jahre bei der Fahne und 5 in der Reserve betrug, so bemessen werden, daß sie eine zahlreichere Reserve sicherstellte. Was den ersten Punkt betrifft, so lag es nahe, daß der damalige Kriegsminister Brodrick, den die Ereignisse in Südafrika ans Ruder gebracht hatten, seine Blicke auf die Militärmächte des Kontinents richtete und ihre bewährten Einrichtungen für seine Zwecke nutzbar zu machen suchte. So schuf er den Verband des Armeekorps für die englische Armee, die sich danach in vier Armeekorps zu drei Divisionen gliedern sollte. Doch nur das um Aldershot stehende I. Armeekorps sollte ganz aus aktiven Truppen bestehen, während die übrigen neben aktiven auch Auxiliar-

Divisionen, die aber erst geschaffen werden mußten, haben sollten, oder selbst innerhalb der Divisionen aktive und Auxiliar-Truppen vermischt wurden. Die aktiven Truppen in der Heimat reichten eben nicht aus, diesen großen Rahmen zu füllen. — Um die zweite Frage zu lösen, führte Brodrick eine lange Dienstzeit in der Reserve, 9 Jahre, und eine sehr kurze, nämlich 3 Jahre, bei der Fahne ein. Sicherlich konnte hierdurch für die Heimatarmee eine starke Reserve im Laufe der Jahre erreicht werden. Dagegen begann es an geeignetem Ersatz für die Kolonien zu fehlen. Der Doppelzweck des englischen Heeres, den die neue Zeit erst recht eigentlich geschaffen, stellte seine schwer zu befriedigenden Forderungen. Man wollte eine starke Heimatarmee haben, die bei europäischen Verwicklungen auf dem Kontinent eingesetzt werden konnte. Diese brauchte eine zahlreiche Reserve und konnte darum eine kürzere Dienstzeit bei der Fahne haben. Andererseits aber verlangt der Schutz der Kolonien eine stets verfügbare, sehr bedeutende Zahl langgedienter Soldaten, was naturgemäß eine starke Reserve nicht ergeben kann. Die Hoffnung des Ministers, daß sich Freiwillige genug zum Weiterdienen über 3 Jahre hinaus finden würden, schlug völlig fehl.

1903 übernahm Arnold Forster, früherer Buchhändler, die Leitung des Kriegsministeriums; er hatte die Reformen seines Vorgängers in Parlament und Presse stets auf das heftigste bekämpft. Der Hauptzweck seiner eigenen Neuerungen war, Rekruten genug zu finden, die sich zu der für den Kolonialdienst unerläßlichen langen Dienstzeit verpflichteten. Im Juli 1904 legte er dem Parlament den Entwurf seiner Armeereform vor, nachdem bereits vorher einige unwesentliche Änderungen verfügt worden waren. Obgleich dieser Plan späterhin verschiedene Abänderungen erfahren hat, soll hier näher darauf eingegangen werden, weil sich in ihm die Schwierigkeiten besonders deutlich spiegeln, die einer Modernisierung des Heeres entgegenstehen.

An der Spitze des Entwurfs wird zunächst von der Regierung die allgemeine Wehrpflicht verworfen. Dann wird ausgeführt, daß die britische Armee, so wie sie Brodrick schaffen wollte, für englische Verhältnisse zu groß sei. Denn immer würde es die Aufgabe der Flotte bleiben, das Vereinigte Königreich gegen eine feindliche Invasion größeren Stils zu schützen, während die Armee in erster Linie seine Herrschaft in den Kolonien gegen innere und äußere Feinde aufrecht zu erhalten habe. Daneben könnte sie höchstens in die Lage kommen, das Mutterland bei vorübergehender Abwesenheit der Flotte gegen feindliche Raids zu schützen. Demgemäß könnte man sowohl die Stärke der regulären Armee wie auch der Auxiliar-Truppen herabsetzen.

Bei der regulären Armee sollte die Friedensstärke der Infanterie um rund 10 000 Mann, also von 172 714 auf 162 153 Mann vermindert werden. Dies sollte aber nicht etwa durch die Auflösung einzelner Einheiten, sondern durch eine Kürzung des Etats der Bataillone, mit Ausnahme der in Indien stehenden, erreicht werden. Die Zahl der Bataillone wollte der Kriegsminister sogar um 14 vermehren, so daß sie statt 171 künftighin 185 betragen sollte. Die Bezeichnung „Armeekorps“

sollte wieder abgeschafft werden, weil, wie es in der Begründung heißt, diese Verbände doch nur auf dem Papier beständen. An ihre Stelle sollten künftig sogenannte Commands treten, an deren Spitze je ein General Officer commanding in chief zu stehen hatte. Vorgreifend sei hier bemerkt, daß nach einer Armeeverordnung vom Januar 1905 Großbritannien in sieben Commands und den selbständigen Londoner Distrikt eingeteilt wurde. Innerhalb dieser Commands wurden die regulären Feldtruppen in neun Divisionen gegliedert; einzelne Truppenteile unterstanden aber unmittelbar dem kommandierenden General oder den Kommandeuren der Küstenverteidigung. In Aldershot wollte Arnold Forster eine starke Division von etwa 16 000 Mann zu sofortiger Verwendung im Auslande bereithalten.

Das Wichtigste seiner Reform lag aber in der Änderung der Dienstzeit, deren Zweck es war, den Kolonien den durchaus nötigen Ersatz von Leuten mit längerer Dienstzeit zu sichern und gleichzeitig der Heimatarmee eine zahlreiche Reserve zu erhalten. Der Kriegsminister schlug vor, daß in Zukunft ein Teil der Mannschaften sich für kurze Zeit, 2 Jahre bei der Fahne und 6 Jahre in der Reserve, verpflichten, der andere Teil sich gleich auf 9 Jahre bei der Fahne und 3 Jahre in der Reserve anwerben lassen sollte. Er hoffte, sich die nötige Anzahl von Leuten mit langer Dienstzeit dadurch zu sichern, daß sie vom ersten Tage an eine etwas höhere Löhnung erhalten sollten; auch konnten sie nach neunjähriger Dienstzeit im Auslande als Instrukteure in der Heimat verwendet werden. Nach diesen Vorschlägen sollte die Armee also je nach der Dienstzeit in zwei völlig getrennte Teile zerfallen, nämlich in die General Service Army mit langer und die Home Service Army mit kurzer Dienstzeit. Die letztere sollte im Frieden ausschließlich im Heimatlande stationiert werden und durfte nur in Fällen dringender Not auch im Auslande Verwendung finden. Die sonstigen Einzelheiten dieses Reformversuches interessieren hier nicht; nur soll noch erwähnt werden, daß er Reserveoffiziere im deutschen Sinne schaffen wollte. Zu jedem Bataillon der Heimatarmee sollten 10 Reserveoffiziere gehören, die nach einjähriger Dienstzeit zur Reserve übertreten und jede Übung der Reservisten ihres Bataillons mitzumachen hatten. Außer der schon erwähnten Verminderung der Auxiliar-Truppen ist noch bemerkenswert, daß die Ausbildungszeit der Miliz von 3 auf 6 Monate verlängert werden sollte. Auch für einen Teil der Freiwilligen war eine etwas erhöhte Ausbildungszeit vorgesehen.

Man hat diesen Forsterschen Reformplan in der Armee und sonst in der öffentlichen Meinung von Anfang an ungünstig beurteilt. Seine Hauptschwäche lag jedenfalls darin, daß es nicht möglich war, der Auslandsarmee die nötigen Mannschaften zu sichern, während die Heimatarmee Überfluß an Rekruten hatte. Dies war so eklatant und das Interesse der Kolonien stand so sehr im Vordergrund, daß schon im Oktober desselben Jahres wieder eine einheitliche Dienstzeit für die gesamte Infanterie, und zwar 9 Jahre bei der Fahne und 3 bei der Reserve festgesetzt wurde;

auch bei der Linien-Kavallerie und der Fußartillerie wurde bald darauf wieder eine lange Dienstzeit eingeführt. Aber hiermit war man wieder auf einem toten Geleise angelangt, denn diese kurze Reservezeit, bei der Infanterie 3 Jahre, konnte nicht annähernd genügend Reservisten liefern. Das aber war eine Hauptlehre des Burenkrieges, daß eine große Anzahl wohlgeschulter Ersatzmannschaften im Falle eines europäischen wie auch jedes größeren Kolonialkrieges ganz unentbehrlich sei. Hatten doch in Südafrika gerade die Reservisten das Rückgrat der Armee gebildet. Ähnliche Gedanken wurden im Dezember 1904 in der Contemporary Review von dem der Opposition angehörenden Parlamentsmitgliede Ch. Hobhouse ausgeführt. Er erklärte auch die von Forster in Aussicht genommene Aufstellung eines stets bereiten Expeditionskorps von 16 000 Mann (Striking Force) für verfehlt. Denn für einen ernsthaften Krieg sei es viel zu schwach, für Expeditionen aber, wie sie in den Kolonien häufig notwendig würden, wieder zu stark. Mit großer Schärfe wendet er sich dann gegen die Verminderung der Miliz und Volunteers. Ihre Einrichtungen sind ja in England durch die Tradition geheiligt, und es ist noch für jede Regierung ein gewagtes Unterfangen gewesen, daran zu rütteln.

Die Stimmung der Armee spiegelt sich vorzüglich in einem Standard-Artikel vom Januar 1905, der von einem General „mit 40jähriger Dienstzeit" eingesandt war. Zunächst wird die Haltung des auch von Forster geschaffenen Heeresrates (Army Council), der einen Teil der Geschäfte des früheren Höchstkommandierenden ausüben sollte, getadelt. Es sei unbegreiflich, wie eine Versammlung, die sich in ihrer Mehrheit aus Offizieren zusammensetze, solchen Plänen, wie der Verringerung der Armee und ihrer Teilung in Heimat- und Auslandstruppen, habe zustimmen können. Auch die Verminderung der Auxiliar-Truppen sei in keiner Weise gerechtfertigt. Selbst wenn wahr wäre, was ein Militärschriftsteller ausgesprochen habe, „daß die Miliz nur ein Haufe halbausgebildeter Jungen mit schlecht ausgebildeten Offizieren sei", könne man daraus doch nur folgern, daß für bessere Ausbildung gesorgt werden müsse. Für jeden Einsichtigen stehe es doch fest, daß eine Verringerung der Streitkräfte die Verteidigungsfähigkeit des Reiches schwäche und damit seine Sicherheit bedrohe. Zusammenfassend spricht der Verfasser dieses Artikels sich dahin aus, daß man die Aufgabe noch immer nicht begriffen habe, die der englischen Armee gegenwärtig und in Zukunft zufalle. Man tröste sich in den maßgebenden Kreisen noch immer damit, daß es ja auch im Burenkriege trotz des unfertigen Zustandes der Rüstung schließlich zu einem Siege gereicht habe. Welch gefährlicher Irrtum! Sei es damals schon doch nur die gewaltige Überlegenheit der Zahl gewesen, die nach jahrelangem Kampfe den Sieg an die englischen Fahnen geknüpft habe, so sei eine gleichgünstige Wendung in einem Kriege der Zukunft mit einem gut gerüsteten starken Gegner des Kontinents mit denselben Mitteln ganz ausgeschlossen. Moderne Heere seien nicht zu improvisieren. Der militärische Wert

jener Leute, die England damals im Augenblick der höchsten Not zusammengerafft habe, sei gleich Null gewesen. Das beweise u. a. besonders deutlich der Brief eines Divisionskommandeurs vom Kriegsschauplatze, in dem es hieß: „Wenn das alles ist, was wir angesichts einer großen Gefahr tun können, dann möge Gott England gnädig sein. Wie will man dann die Mannschaften für einen großen europäischen Krieg aufbringen?" Ja, wie sollte man das machen, ohne gleichzeitig die für die Kolonien erforderlichen Streitkräfte zu schwächen? So lautete die Frage dringender denn je, als der Kabinettswechsel vom Jahre 1905 den gegenwärtigen Kriegsminister Haldane auf seinen schwierigen Posten stellte.

Haldane fand das englische Heer nach Forsters Abgang, der übrigens noch am Schluß seiner Amtszeit einen neuen Versuch mit der Zweiteilung der Armee, entsprechend der in seinem ursprünglichen Plane beabsichtigten, gemacht hatte, in folgender Zusammensetzung vor:

1. Reguläre Armee. Sie gliederte sich in ein Armeekorps zu drei Divisionen (Aldershot), sechs selbständige Divisionen und vier Kavallerie-Brigaden, zusammen 100 000 Mann. Ein Teil dieser Formationen bestand indessen im Frieden nur auf dem Papier, wodurch die Mobilmachung wesentlich erschwert wurde. Außerdem konnte die reguläre Armee, wie schon erwähnt, nicht genug Reserven für die Feldarmee auf Kriegsfuß aufbringen, weil die Dienstzeit in der Reserve zu kurz war. Hierbei ist noch zu berücksichtigen, daß ein großer Teil der zur Reserve übertretenden Mannschaften nicht mehr felddienstfähig ist, weil ihre Gesundheit durch langen Aufenthalt im tropischen Klima erschüttert wurde.

2. Die Freiwilligen-Armee (Auxiliar-Armee). Sie bestand aus der Yeomanry, 25 000 berittenen Freiwilligen, und den Volunteers, 240 000 unberittenen Freiwilligen. Organisation, Ausbildung und Rekrutierung war bei den einzelnen Korps ganz verschieden. Höhere kriegsmäßige Verbände waren nicht vorhanden. Außerdem aber hatte die Auxiliar-Armee keine Feldartillerie und weder Kolonnen noch Trains ihre Ausbildung war völlig unzureichend, so daß ihr militärischer Wert einem ernsthaften Feinde gegenüber sehr gering war.

Haldane war sich zunächst darüber klar, daß eine Reform sich nicht, wie bisher im wesentlichen stets geschehen, auf die reguläre Armee beschränken dürfe. Da an dem Werbe- und Freiwilligen-System nun einmal nicht gerüttelt werden konnte, so mußte man wenigstens versuchen, die Auxiliar-Armee so leistungsfähig wie möglich zu machen und die in ihr schlummernden Kräfte zum Nutzen der regulären Feldarmee heranzuziehen, soweit dies irgend erreichbar war. Hierin war man außerdem durch Sparsamkeitsrücksichten gehemmt, die auf dem Programm der liberalen Regierung im Hinblick auf militärische Ausgaben standen.

Unter diesen Gesichtspunkten war das Streben des Kriegsministers darauf gerichtet, daß alle für den Mobilmachungsfall beabsichtigten Formationen schon im

Frieden vorhanden wären. Wie erinnerlich, war dies bisher im britischen Heere durchaus nicht der Fall gewesen. Alle bisherigen Reformversuche hatten der Mobilmachung die Aufstellung eines mehr oder minder großen Teiles der Stäbe, Truppenteile, Kolonnen und Trains überlassen; der Burenkrieg hatte gezeigt, wie weit man damit kam.

Die Vorschläge Haldanes erstrebten ferner:

1. eine zweckmäßige Neugliederung und Verstärkung der regulären mobilen Feldarmee,
2. Sicherstellung starker Reserven und Ersatzformationen für den Kriegsfall,
3. kriegsmäßige Gliederung und bessere Ausbildung der Auxiliar-Truppen.

Bei der Neugliederung der mobilen Feldarmee hatte der Minister wohl das japanische Vorbild im Auge. Nach seiner Ansicht war für die kleineren englischen Verhältnisse und für überseeische Unternehmungen der Verband des Armeekorps zu groß und unhandlich, während die bisherige Division ihrer Stärke und Zusammensetzung nach wieder zu schwach war, um selbständig verwendet zu werden. So entschloß er sich, die Armee in sechs starke selbständige Divisionen zu gliedern. Jede dieser Divisionen wurde mit schwerer Artillerie des Feldheeres, einer Kanonen- und zwei Haubitz-Batterien, ausgerüstet. Sie besteht aus zwölf Bataillonen in drei Brigaden, zwei Eskadrons und zwölf Batterien, davon drei schwere, und ist also um vier Bataillone, eine Eskadron und sechs Batterien stärker als eine bisherige Division. Die vier Kavallerie-Brigaden sollen zu einer großen, oder nach Umständen scheinbar auch zu zwei kleineren Kavallerie-Divisionen vereinigt werden. Neuformiert sind zwei berittene Brigaden, die aus berittener Infanterie, etwas Kavallerie und Artillerie bestehen. Sie sollen der Kavallerie-Division zur Erfüllung ihrer Aufgabe der strategischen Aufklärung größere Bewegungsfreiheit geben dadurch, daß sie die Verschleierung übernehmen. Den Infanterie-Divisionen werden als Divisionskavallerie, da die gesamte reguläre Kavallerie in vorstehenden Verbänden verbraucht ist, je zwei Eskadrons Yeomanry zugewiesen.

Ganz bedeutend sind die technischen Formationen, sowie die Kolonnen und Trains vermehrt worden. Jede Division hat anstatt einer in Zukunft zwei Pionier-Kompagnien; auch ist ihr noch eine Telegraphen-Kompagnie beigegeben worden. Außerdem soll das Armee-Oberkommando sechs Telegraphen-Kompagnien, davon zwei für drahtlose Telegraphie, erhalten und die einzelnen Truppenteile sind reichlich mit Fernsprechgerät ausgestattet. Man sieht, in wie zielbewußter Weise hier die Konsequenzen aus den Erfahrungen auf den mandschurischen Schlachtfeldern gezogen sind. Mit Kolonnen und Trains war die Armee früher, als man sich ihre Verwendung hauptsächlich in den Kolonien dachte, nur unzureichend ausgerüstet. Sie mußten jetzt in großem Umfange neu aufgestellt werden, wenn man auch für einen europäischen Krieg gerüstet sein wollte. Durch alle diese Maßnahmen wird die Kopf-

stärke der regulären Feldarmee zukünftig 166 000 statt 120 000 Mann betragen. Um diese Kopfstärke zu erreichen, genügt die aktive Armee-Reserve nicht, denn sie zählt im günstigsten Falle 80 000 Mann. Sie reichte schon nicht aus, um die so viel kleinere frühere Feldarmee zu komplettieren. Der Bedarf an Reservisten ist ja im Mobilmachungsfalle viel größer, als es nach der Friedenspräsenzstärke scheinen könnte. Von dieser ist zunächst ein hoher Prozentsatz der Mannschaften, etwa 20 vH., felddienstunfähig, weil er in zu jugendlichem Alter steht. Außerdem haben die Truppenteile in der Heimat immer eine wechselnde Zahl unausgebildeter Leute, weil sie ständig Ersatz für die Kolonien schaffen müssen und dadurch gezwungen sind, fortwährend Rekruten einzustellen. Was aber aus den tropischen Kolonien zurückkehrt, ist mindestens zeitweise felddienstunfähig. Hier nun sah Haldane die Möglichkeit, Teile der Auxiliar-Truppen für die Feldarmee nutzbar zu machen, indem er der bisherigen Miliz im allgemeinen die Aufgabe zuwies, die reguläre Reserve zu verstärken. So ist aus der Miliz die **Special Army Reserve (Special Contingent)** geworden, die also der regulären Armee im Kriegsfalle die fehlenden Reservisten stellen und während des Feldzuges den nötigen Ersatz sichern soll. Ihre Gesamtdienstzeit beträgt 6 Jahre, wovon im ersten Jahr 6 Monate, in den folgenden 5 Jahren 14 Tage jährlich zu Übungen bestimmt sind. Natürlich ist diese geringe Ausbildungszeit nicht geeignet, Soldaten zu liefern, die allen Anforderungen des Krieges genügen, und darum ist die Spezial-Reserve zunächst für die nichtfechtenden Teile des Feldheeres bestimmt. Sie soll aber sogleich bei ausgesprochener Mobilmachung in ganzer Stärke einberufen werden, und man hofft, daß dann Zeit genug sein werde, ihre Ausbildung zu vervollkommnen. Ein großer Fortschritt ist es jedenfalls, daß sie ohne weiteres auch im Auslande verwandt werden kann, während die frühere Miliz lediglich für die Heimat verpflichtet war. Die Ausbildung sollte für die Infanterie in besonderen Depots unter der Leitung aktiver Offiziere und Unteroffiziere erfolgen. Bei der Feldartillerie sollten die 33 Batterien, die über den Etat der Feldarmee (66) vorhanden sind, als Ausbildungsbatterien für die Artillerie-Reserve formiert werden. Für die Kavallerie ist keine Spezial-Reserve nötig, da ihre Friedensstärke größer als der Kriegsbedarf ist (192 Köpfe gegen 160 pro Eskadron).

Dieser das Spezial-Kontingent behandelnde Teil des Haldaneschen Planes sollte nicht ohne heftigen Widerspruch durchgeführt werden. Der Minister wollte nämlich ursprünglich die Miliz ganz auflösen und für seine Zwecke neu formieren, aber die in England so mächtige Tradition war stärker als er. Das Haus der Lords wies die Vorlage zurück und verlangte die Beibehaltung der bestehenden Miliz-Bataillone. So sind sie denn in die neuorganisierte Armee der Zukunft mit übernommen worden und den Regimentern als dritte und vierte Bataillone angegliedert. Indessen ist dadurch an dem Grundgedanken der Haldaneschen Reform nichts geändert und man kann annehmen, daß es auf diese Weise gelungen ist, eine jederzeit bereite, ausreichend starke Reserve für die Feldarmee zu schaffen.

Gleichzeitig mit der Umbildung der regulären Feldtruppen ging Haldane daran, aus der bisherigen Auxiliar-Armee eine Territorial-Armee zu schaffen, die nur zur unmittelbaren Verteidigung der Heimat bestimmt ist. Sie besteht aus Yeomanry und Volunteers. Zum ersten Male wurden jetzt für dieses Freiwilligenheer größere Verbände eingeführt, indem es ebenso wie die reguläre Feldarmee gegliedert ist. Es wird in Zukunft aus 14 Infanterie-Divisionen und 14 berittenen Brigaden bestehen, die mit Artillerie, Kolonnen und Trains ausgerüstet werden sollen. Seine Mannschaften müssen sich auf 4 Jahre verpflichten und jährlich 8 bis 14 Tage üben, die Yeomanry mindestens 18 Tage. Die Ausbildungszeit erhöht sich für die als Divisionskavallerie bei der regulären Feldarmee bestimmte Yeomanry auf 6 Monate im ersten und 15 Tage in den folgenden Jahren. An der Spitze der Territorial-Divisionen stehen aktive Generalmajore und auch die Brigadekommandeure sind zum größten Teil aktive Offiziere. Im übrigen aber setzt sich das Offizierkorps aus den Offizieren der Yeomanry und Volunteers zusammen. Die Territorial-Divisionen unterstehen im Frieden den kommandierenden Generalen der Commands, in denen sie stehen, während alle Verwaltungsangelegenheiten von besonders eingesetzten Behörden der Grafschaften, den County Associations, geregelt werden sollen. Im Mobilmachungsfalle soll die Territorial-Armee sofort zu den Fahnen gerufen werden, und man hofft, daß es dann möglich sein werde, durch vervollkommnete Ausbildung ihren militärischen Wert zu erhöhen; man nimmt an, daß hierzu unter allen Verhältnissen genügend Zeit bleiben werde. Der Kriegsminister erwartet sogar von dem Patriotismus seines Volkes, daß ganze Auxiliar-Divisionen sich im Falle der Not zur Verwendung außer Landes bereit erklären werden.

Wenn diese Haldanesche Reform, wie sie gedacht war und Gesetz geworden ist, sich in allen ihren Teilen als durchführbar erweist, so darf wohl behauptet werden, daß sie alles erreicht hat, was auf dem Fundamente des Werbe- und Freiwilligen-Systems zu erreichen ist. Doch muß allerdings erst die Zukunft lehren, ob das englische Volk dem genialen Organisator seiner Kriegsmacht seine Unterstützung leihen wird. Denn da es keinen gesetzlichen Zwang gibt, durch den eine genügende Zahl von Rekruten sichergestellt werden könnte, so ist man eben auf den guten Willen des einzelnen angewiesen. Darauf muß überhaupt bei allen Heereseinrichtungen in England Rücksicht genommen werden; man kann nicht annähernd dieselben Anforderungen stellen, wie in kontinentalen Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht und wie sie bei einer kurzen Dienstzeit unerläßlich sind. Aber was man hier in 1 bis 2 Jahren lernen muß, kann man dort auf 7 Jahre verteilen. Der Kriegsminister ist sich wohl bewußt, daß besonders die neugebildete Territorial-Armee viel größere Anforderungen an die Opferfreudigkeit der Nation stellt, wie die alte Auxiliar-Armee. Er hofft aber, daß das Land hierzu bereit sein werde. Zunächst hat sich, ein in England ungewöhnlicher Vorgang, König Eduard selbst zum Herold seines Kriegsministers gemacht. Er hat vor kurzem mit großer Feierlichkeit die Lord Lieutenants als Vorsitzende der County

Associations empfangen und ihnen die Erwartung ausgesprochen, daß sie ihre Kräfte der großen Aufgabe widmen würden, die ihnen bei der Territorial-Armee zugefallen sei.

Auch in der Armee sind die tadelnden Stimmen mehr und mehr verstummt. Sir John French, Lord Methuen u. a. haben sich in zustimmendem Sinne geäußert und auch der greise Vorsitzende der National Service League, Lord Roberts, findet manches Annehmbare an Haldanes Werk. So darf man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß es gelingen wird, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und dann wäre folgendes für die Landmacht Englands erreicht:

1. Übereinstimmung von Friedens- und Kriegsgliederung der regulären Armee.
2. Genügend starke Reserve für die reguläre Feldarmee. Hierdurch möglich geworden:
3. Verstärkung der für den Auslandskrieg bestimmten Streitkräfte.
4. Eine einheitlich organisierte, zweckmäßig gegliederte Territorial-Armee zur Verteidigung des Mutterlandes.

Von alledem interessiert den kontinentalen Soldaten naturgemäß am meisten die reguläre Feldarmee, weil sie dazu bestimmt ist, unter Umständen in einem europäischen Kriege mitzuwirken. Daher sollen im folgenden die taktischen Anschauungen, nach denen diese Armee ausgebildet ist und auf dem Schlachtfelde handeln wird, flüchtig beleuchtet werden. Näheres findet sich im dritten Jahrgang dieser Zeitschrift*) in einem Aufsatze des Majors Balck, der etwa dasselbe Thema behandelt.

Die reguläre englische Feldarmee ist ihrem militärischen Werte nach gut. Seitdem vor dem wohlgezielten Feuer der Buren die veraltete Stoßtaktik zusammenbrach, ist man mit großer Energie daran gegangen, die auf blutgetränkten Schlachtfeldern gewonnenen Erfahrungen für die Ausbildung nutzbar zu machen. Mit reger Aufmerksamkeit hat man auch die Ereignisse in Ostasien verfolgt. Englische Offiziere haben auf den Gefechtsfeldern der Mandschurei studiert und überall auf den Manöverfeldern der großen Militärstaaten sind sie, um zu beobachten, zu vergleichen und zu lernen. Und das Erlernte wird in der Heimat von dem in seiner heutigen Gestalt auch erst von Haldane ins Leben gerufenen Generalstab bearbeitet und der Truppe zugänglich gemacht. Von Jahr zu Jahr geschieht mehr für die Ausbildung im gefechtsmäßigen Schießen und im Felddienst. Groß angelegte Manöver sind in England heute ebenso gebräuchlich wie auf dem Kontinent. Die neuesten Vorschriften für die verschiedenen Waffen und das Combined Training von 1905 entsprechen durchaus modernen Anschauungen, wenn sie auch vielfach durch unter außergewöhnlichen Bedingungen entstandene Erscheinungen aus dem Südafrikanischen und Mandschurischen Kriege beeinflußt erscheinen. Vielleicht sind jene Erfahrungen manchmal zu kritiklos

*) 1906, Seite 449 ff.

auf die Verhältnisse europäischer Kriegsschauplätze übertragen; inwieweit das der Fall ist, wird der militärisch gebildete Leser aus den späteren Ausführungen ohne weiteres entnehmen können. Ganz wesentlich wird die Übung der Truppe künftig dadurch erleichtert werden, daß sie durch Haldane eine feste kriegsmäßige Gliederung erhalten hat. Es kann daher auch nicht mehr zutreffen, was in der angezogenen Betrachtung des Majors Balck gesagt ist und früher zweifellos richtig war, daß nämlich selbst hervorragende Führer in England nicht in der Lage wären, der Truppe den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken. Im Gegenteil ist dieses heute vielfach in ausgesprochenem Maße der Fall, so bei den Divisionen Sir John Frenchs, bei Lord Methuens und Sir Jan Hamiltons Truppen. Dies wird auch durch die dauernd für die Kolonien erforderlichen Abgaben (Drafts) nicht wesentlich beeinträchtigt, wenn auch hervorgehoben werden muß, daß diese Drafts ein schweres Hindernis für die Ausbildung der englischen Armee sind.

Der englische Soldat ist im allgemeinen ausdauernd und zäh. Die siebenjährige Dienstzeit bei der Fahne läßt ihn allen Anforderungen des Dienstes genügen; er ist willig und voller Hingabe. Eine ruhmvolle Geschichte lehrt und zahlreiche Schlachtfelder in allen Erdteilen beweisen es, daß er jederzeit für seiner Waffen Ehre zu sterben verstanden hat. Wenn auch die Disziplin auf anderer Grundlage ruht als im deutschen Heere, so hat sie doch die Verwendung der Truppe im Ernstfalle niemals in Frage gestellt.

Die Offiziere ergänzen sich aus den ersten Gesellschaftskreisen des Landes. Gesunder Sport hat ihren Körper gestählt und zur Ertragung großer Strapazen fähig gemacht. Mut und Energie sowie eine ausgesprochene Ritterlichkeit, die sich allerdings weniger in äußeren Formen zeigt, haben das britische Offizierkorps von je ausgezeichnet. Praktischer Sinn und großes Anpassungsvermögen in schwierigen Lagen sind Eigenschaften, die in den zahllosen Kolonialkriegen erworben wurden, wie denn überhaupt die bis auf die niederen Grade ausgedehnte Kriegserfahrung ein beachtenswerter Faktor ist. Durch sie wird zum Teil der Mangel an militärisch-wissenschaftlicher Ausbildung ausgeglichen, der noch vielfach besteht. Alles in allem ist der Eindruck, den der flüchtige Beobachter von dem englischen Offizier empfängt, ein sehr günstiger. Der Verfasser hatte während des letzten Manövers des Aldershot Commands häufig Gelegenheit, seine vornehme Gastfreundschaft, kameradschaftliche Zuvorkommenheit und Gefälligkeit angenehm und dankbar zu empfinden.

Bewaffnung und Ausrüstung der englischen regulären Feldarmee, besonders ihre reiche Ausstattung mit technischen Hilfsmitteln für das Nachrichtenwesen, genügen allen Ansprüchen des modernen Krieges. So ergibt sich das Urteil von selbst, daß diese Armee den meisten kontinentalen gegenüber als gleichwertig angesprochen werden muß. Dies bleibt richtig, trotzdem sie viel Eigenartiges in ihren Anschauungen und Gebräuchen hat, manches Fremde und Andersartige in ihrer Kampfesweise. Man ist

in England eben vielfach zu anderen Schlüssen aus den Ereignissen der letzten Kriege gekommen als in anderen Heeren, die ja aber auch unter sich so viele Verschiedenheiten haben. Wer wollte sagen, wo die Wahrheit liegt? Schließlich kommt es im Kriege auch weniger auf die Mittel zu dem großen Zweck des Sieges an, als vielmehr auf die Art ihrer Anwendung.

Die Formationen der englischen Infanterie im Gefecht sind im allgemeinen dieselben wie in Deutschland. Bezeichnend ist, daß in der Regel sehr frühzeitig zur geöffneten Ordnung übergegangen wird, meist schon weit außerhalb der feindlichen Feuerwirkung; auch die Reserven folgen in aufgelöster Ordnung. Die Schützenlinien sind gewöhnlich sehr dünn, ohne daß eine bestimmte Norm für alle Fälle gegeben ist; vielmehr soll sich die Frontausdehnung, wodurch ja auch die Dichtigkeit der Schützenlinien beeinflußt wird, nach dem Gefechtszwecke richten. Man kommt aber in der Praxis fast immer zu ungeheuer großen Ausdehnungen der Fronten, weil eine Schützenlinie ein um so schlechteres Ziel bietet, je dünner sie ist. Das Reglement für die Infanterie hebt die Bedeutung des Geländes scharf hervor und betont, daß in jedem Falle diejenige Form und Art des Vorgehens die beste sei, durch welche die Bodengestaltung am vollkommensten ausgenutzt werden könne. Demgemäß wird auch der Erziehung des einzelnen Schützen zum selbständigen Handeln der größte Wert beigelegt. Bei der Feuereröffnung soll berücksichtigt werden, daß von Anfang an eine überlegene Zahl von Gewehren einzusetzen ist. Die Hauptfeuerstation soll möglichst nahe an den Feind herangelegt werden. Das Reglement rechnet mit einer langen Dauer des Feuergefechtes, deshalb ist die englische Infanterie mit einem bedeutenden Patronenvorrat ausgestattet. Der Mann verfügt über 415 Patronen, nämlich 115 in den Taschen, 100 bei der großen Bagage des Bataillons, 100 in der leichten Munitionskolonne und 100 bei den Munitionskolonnen der Division. Der Schießausbildung im gefechtsmäßigen Schießen ist seit dem Burenkriege größere Aufmerksamkeit zugewandt worden, wenngleich in England die Verhältnisse für seine Förderung nicht so günstig liegen als in Deutschland.

Auffallend ist der geringe Wert, der dem Begegnungsverfahren beigelegt wird, das als solches nirgends Erwähnung findet. Dagegen behandeln die Vorschriften sehr ausführlich den Kampf um vorbereitete Stellungen und ihre Verteidigung. Bezeichnend ist, daß die Truppe vor der Entwicklung zum Angriff zu einer Art von Versammlungsformation (Position of Assembly) aufmarschiert, und zwar die Division brigadeweise, die einzelnen Brigaden nebeneinander. Grundsätzlich wird die Infanterie zum Angriff in drei Treffen gegliedert. Das erste Treffen besteht aus den Schützenlinien, Aufklärungspatrouillen und den Unterstützungstrupps, die aber, wie schon erwähnt, auch in aufgelösten Linien folgen. Das zweite Treffen hat die Aufgabe, den Angriff in den Feind zu tragen, während das dritte, das in der Regel etwa ein Viertel der Gesamtstärke betragen soll, als General-Reserve zur Verfügung des Höchstkommandierenden bleibt.

Diese Reserve soll nun grundsätzlich nicht etwa zur Erkämpfung des Sieges mit eingesetzt werden, sondern sie wird vielmehr gegen Überraschungen und Rückschläge zurückgehalten; nach errungenem Siege ist ihr die Verfolgung vorbehalten. In der Praxis zeichnet sich das Angriffsverfahren durch außerordentliche Vorsicht aus; man braucht unverhältnismäßig viel Zeit, um Gelände zu gewinnen, und kommt selten zu dem letzten, den Sieg vollendenden Stoß mit der blanken Waffe. Man darf hier wohl eine Nachwirkung des Südafrikanischen Krieges erblicken, wo man meist über deckungsloses Gelände gegen einen unsichtbaren Feind vorzugehen hatte. Im Sinne der Vorschriften ist ein solches Verfahren aber keineswegs. Sie verlangen vielmehr ausdrücklich, daß jeder Zusammenstoß einen entscheidenden Erfolg bringen müßte. Das Combined Training von 1905 führt außerdem aus, daß ein zögerndes, allzuvorsichtiges Vorgehen auf die Dauer dieselben Verluste brächte wie ein entschlossener, energischer Angriff.

Auf den Manöverfeldern der letzten Jahre bot sich nun von der Stellung des Verteidigers aus im allgemeinen folgendes Bild: Auf weite Entfernungen, vielfach auf 2 km und darüber, wurden hier und da im Gelände dünne Schützenlinien sichtbar. Man sah verschiedentlich mehrere Schützenlinien hintereinander. Jede sich bietende Deckung nutzten sie sorgfältig aus und boten ein um so schlechteres Ziel, als auch die Farbe ihrer Uniform sich wenig von der Bodenbedeckung abhob. Bei wirksamer werdendem feindlichen Feuer nisteten sich die vordersten Schützen im Gelände ein, unaufhörlich verstärkt von folgenden dünnen Linien. Erst nachdem sie so genügend stark geworden waren, eröffneten sie das Feuer. Von jetzt an geschah ihre weitere Vorwärtsbewegung entweder kriechend, gruppenweise oder durch einzelne Leute oder auch in kurzen schnellen Sprüngen größerer und kleinerer Abteilungen, die dem Gegner kaum Zeit ließen, das günstige Ziel zu erfassen. Weder durch ungewöhnliche Bewegung noch durch Kommandos kündigten sich diese Sprünge an. Wo gute Deckung vorhanden war, gingen größere Abteilungen im Schritt oder langen Sprüngen vor. Sobald die vordersten Schützen so nahe herangekommen waren, daß ein weiteres Vorgehen bei Tage nur unter schweren Verlusten möglich erschien, schufen sie sich liegend mit dem Spaten flüchtige Deckung und warteten zu weiterem Vorgehen die Dunkelheit ab. Schon vorher bei einbrechender Dämmerung waren einzelne gewandte Leute vorgekrochen, um sich näher am Feinde an besonders günstigen Punkten festzusetzen. In ihre Linie folgte dann das Gros nach dem Eintritt der Nacht und grub sich ein. Auch wurden Maschinengewehre und einzelne Geschütze bis dorthin mit vorgenommen. Von dieser Stellung aus soll der Feind bei Tagesanbruch mit lebhaftem Feuer kurze Zeit überschüttet werden, worauf alles gleichzeitig zum Sturm vorbricht. Doch ist es hierzu im Manöver selten gekommen, weil der Gegner meist schon vorher, auch unter dem Schutze der Nacht, seine Stellung geräumt hatte.

Bei der Verteidigung gliedert sich die Infanterie ähnlich wie zum Angriff in die vordere Linie mit Unterstützungstrupps, in die Abschnittsreserven und die Hauptreserve. Die Vorschriften betonen, daß nur der aktiven Verteidigung ein Erfolg beschieden sein könne. So ist es denn die Aufgabe der aus allen Waffen zusammengesetzten Hauptreserve, den zum Sturm ansetzenden Angreifer ihrerseits anzugreifen. Im Manöver wurden diese Gegenangriffe meist, jedoch nicht immer, gegen einen feindlichen Flügel gerichtet, wo sie dann aber bei der ungeheuren Ausdehnung der angreifenden Truppen auf den Verlauf des Ganzen nur geringen Einfluß ausüben konnten. Hatten doch im letzten Manöver des Aldershot Commands zwei Flaggen-Territorial-Divisionen, deren Stärke vielleicht 20 000 Mann betragen haben würde, eine Verteidigungsstellung von 11 km eingenommen, der gegenüber sich die beiden schwachen Divisionen des Angreifers auf über 14 km ausdehnten.

Bei der fortifikatorischen Verstärkung einer Stellung wird großer Wert auf Scheinanlagen gelegt. Zweifellos hat wohl der Mandschurische wie auch der Südafrikanische Krieg gezeigt, daß sie häufig von einiger Bedeutung werden können. Auch ein Mittelding zwischen ihnen und vorgeschobenen Stellungen, ebenso hauptsächlich auf Täuschung des Gegners berechnet, findet häufig Anwendung. Es läßt sich schwer eine treffende Bezeichnung dafür finden. Vielleicht aber kann man diese Art Anlagen am besten mit „Scheinstellungen" bezeichnen. Sie werden meist mit Kavallerie oder berittener Infanterie besetzt, auch mit Maschinengewehren und einzelnen Geschützen versehen. Diese Scheinstellungen finden sich sowohl vor der Front der Hauptstellungen, um den Gegner zu frühzeitiger Entwicklung zu zwingen, als auch seitwärts derselben in der Hoffnung, Teile des Angriffs in falscher Richtung abzulenken. Die britische Infanterie besitzt große Fertigkeit in der schnellen Herstellung flüchtiger, schwer erkennbarer Deckungen.

Bei der Ausbildung der Kavallerie wird dem Gefecht zu Fuß die Bedeutung beigelegt, die ihm aller Wahrscheinlichkeit nach in zukünftigen Kriegen zukommt; in ihm hat der englische Reiter eine bemerkenswerte Gewandtheit erlangt. Seine ungemein praktische Uniform, die von der der Infanterie für das Auge des Gegners überhaupt nicht zu unterscheiden ist, das leichte Armeegewehr, welches er führt und die sehr reichliche Munitionsausrüstung, im ganzen 400 Patronen pro Mann einschließlich der bei den Kolonnen der Infanterie-Divisionen befindlichen 100, befähigen ihn zur Durchführung eines ernsthaften Gefechts von längerer Dauer. In den ersten Jahren nach dem Burenkriege wurde das Gefecht zu Fuß so sehr bevorzugt, daß die englische Reiterei mehr eine berittene Infanterie zu werden drohte; wurde doch selbst gegen feindliche Kavallerie mit Vorliebe zum Gewehr gegriffen. Doch hat sich in dieser Beziehung eine starke Reaktion fühlbar gemacht, die auch bereits in dem neuen Reglement für die Kavallerie zum Ausdruck gekommen ist. In den letzten Manövern sind denn auch wieder mehrfach Attacken beobachtet worden. Im allgemeinen scheint

man, abgesehen von der Aufklärungstätigkeit, die Aufgabe der Kavallerie in England in der Täuschung und Beunruhigung des Gegners zu sehen. Sie soll häufig aus Flanke und Rücken ein überraschendes Feuer abgeben, schnell verschwinden, um an anderer Stelle dasselbe zu wiederholen. Zu gleichem Zwecke wird ihr auch empfohlen die Nacht auszunutzen, um irgend einen Punkt im Rücken des Feindes zu erreichen und von hier aus im Morgengrauen den ahnungslosen Gegner mit Feuer zu überfallen. Grundsätzlich soll bei jedem Gefecht zu Fuß eine Reserve zu Pferde ausgeschieden werden, um gegen Überraschungen zu sichern. Auch die Verfolgung ist so gedacht, daß die Kavallerie immer wieder längs der feindlichen Rückzugsstraßen erscheint, ein schnelles Feuer in die Kolonnen wirft und so durch dauernde Beunruhigung die Auflösung der Weichenden herbeizuführen sucht. Im Armeeverbande wird zwischen Aufklärungs- und Sicherungs-Kavallerie ähnlich wie in Frankreich unterschieden. Nach englischer Ansicht kann die Kavallerie-Division, die die Aufklärung im großen zu besorgen hat, die Verschleierung der Bewegungen der eigenen Armee nicht auch noch übernehmen. Dies soll vielmehr Aufgabe der beiden neu geschaffenen berittenen Brigaden sein, die aus je zwei Bataillonen berittener Infanterie, drei Eskadrons und einer Batterie bestehen. Hierdurch wird die Kavallerie-Division von jeder Rücksicht auf die eigene Armee entbunden und erhält somit eine große Bewegungsfreiheit. Die Aufgaben der Divisionskavallerie sollen von den beiden, jeder Infanterie-Division zugeteilten Schwadronen Yeomanry wahrgenommen werden. Diese berittenen Freiwilligen haben eine sehr kurze milizartige Ausbildung genossen, und wenn sie sich auch aus Bevölkerungsschichten ergänzen, die mit dem Pferde vertraut sind, so darf doch bezweifelt werden, ob sie den zu stellenden Anforderungen genügen können. Allerdings werden sie ja bis zu einem gewissen Grade durch die berittenen Brigaden unterstützt.

Eine sehr gute Truppe ist die englische Feldartillerie. Mannschaften und Bespannungen machen einen ausgezeichneten Eindruck. Das Kaliber der fahrenden Batterien beträgt 8,4 cm, der reitenden 7,62 cm; ihre Geschütze sind dementsprechend erheblich schwerer als die deutschen. Man hält diesen Nachteil aber durch die größere Wirkung des Einzelschusses für genügend ausgeglichen. Die englische Feld-Division verfügt über nur 54 Feldgeschütze, hat aber außerdem noch zwei Haubitz- und eine Kanonenbatterie mit 16 schweren Geschützen. — Die Formationen sind etwas zahlreicher als bei uns, weil die Munitionswagen sich unmittelbar bei ihren Geschützen befinden; auch in der Marschkolonne fahren die beiden zugehörigen Munitionswagen unmittelbar hinter ihren Geschützen. In der Feuerstellung stehen nur die ersten Munitionswagen, und zwar aufgeprotzt 15 cm links neben ihren Geschützen, auf dem Flügel außerdem noch die beiden Protzen der Flügelgeschütze; die übrigen Protzen gehen zu der durch die zweiten Munitionswagen gebildeten Staffel zurück, die sich nicht weiter als 900 m rückwärts seitwärts der Batterie aufstellen soll. Man verwendet

die Artillerie in England batterie- oder gruppenweise; lange Artillerielinien werden verworfen. So sieht man auch im Manöver überall einzelne Batterien in weiten Zwischenräumen voneinander unter geschickter Ausnutzung des Geländes aufgestellt. Durch diese weite Aufstellung will man u. a. flankierendes Feuer gegen Schildbatterien ermöglichen. Die isolierte Aufstellung macht die Batterie zur Feuereinheit. Die vorzügliche Verbindung der einzelnen Batterien mit der Abteilung und höher hinauf durch Telephon und Winkerflaggen ermöglicht die einheitliche Feuerleitung. Das Feuer aus ganz verdeckten Stellungen wird im Kampf gegen Artillerie bevorzugt. Besonderer Wert wird auf die ständige Verbindung zwischen Infanterie und Artillerie gelegt; denn die wichtigste Aufgabe der Artillerie sei die dauernde Unterstützung der Infanterie; der Kampf gegen die feindliche Artillerie soll dagegen nur Mittel zum Zweck sein. Besonders hervorgehoben wird im Reglement die Vereinigung eines überwältigenden Feuers auf taktisch besonders wichtige Punkte. Da diese sich vielfach erst im Laufe des Gefechts erkennen lassen werden, so soll eine Anzahl Batterien von vornherein für diese Aufgabe bereit gestellt, also zurückgehalten werden. Das Reglement stellt überhaupt den Grundsatz auf, daß nicht die gesamte Artillerie auf einmal, sondern immer nur soviel eingesetzt werden soll, als der Gefechtszweck erheischt. Dagegen soll bei der Verteidigung mit Ausnahme einiger Batterien für die Hauptreserve die ganze Artillerie von Anfang an in Stellung gebracht werden. Aber auch hier hat die Feuereröffnung nur mit soviel Kräften zu geschehen, als die Umstände erfordern. Da, wo die Infanterie schnelle Unterstützung fordert, sollen die Geschütze jede Deckung rücksichtslos aufgeben und durch direktes Feuer wirken oder selbst bis an die Schützenlinien vorgehen. Einzelne Batterien, Züge oder Geschütze können auch von vornherein bestimmt werden, den Infanterieangriff zu begleiten.

Die schwere Artillerie wird im allgemeinen außerhalb des Wirkungsbereichs der Feldgeschütze eingesetzt. Die neue 12,8 cm Kanone, mit der die Kanonenbatterien ausgerüstet sind, ist ein außergewöhnlich leistungsfähiges Schnellfeuergeschütz mit Rohrrücklauf. Trotz seines hohen Gewichtes ist es verhältnismäßig beweglich; das Rohr kann für den Marsch durch eine einfache Vorrichtung zurückgezogen werden, so daß es auf allen vier Rädern ruht.

Dem fremden Beobachter fällt auf englischen Übungsfeldern ganz besonders die im vorhergehenden schon angedeutete große Ausdehnung der Fronten auf. Sie beträgt das Vielfache der bei uns üblichen. Zum Teil wird sie wohl hervorgerufen durch das Bestreben, Verluste nach Möglichkeit zu vermeiden; daher auch die Auflösung ganzer Divisionen in lange dünne Schützenlinien. Dann aber ist sie auch begründet durch die Sorge des Verteidigers, umgangen zu werden, während der Angreifer wiederum das Vorgehen gegen die Front scheut, das in Südafrika so viel Blut gekostet hat, ohne Erfolge zu liefern. So sucht man in weitausholenden Umgehungen des Gegners Flanke zu treffen. Wohl wird in den Vorschriften hervorgehoben, daß ein solches Verfahren nur Erfolg haben könne, wenn gleichzeitig der Gegner in der

Front festgehalten wird. Doch scheint es, als ob die allzuweite Ausdehnung dies in der Praxis nur in unzureichendem Maße erlaube. Man ist sich übrigens in England vielfach darüber klar, daß eine übertriebene Verlängerung der Fronten zum Nachteil der Tiefenstaffelung nicht allen Verhältnissen genügen könne. Hervorragende Führer haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. Man sieht jenseits des Kanals mit offenen Augen um sich und ist durchaus nicht blind für die Mängel des eigenen Heeres. In dieser Beziehung sind z. B. sehr interessant die Bemerkungen zu den Besichtigungen, die der kommandierende General des Süd=Commands, Sir Jan Hamilton, in einer kleinen Schrift seinen Truppen zugehen ließ. Auszüge hieraus sind seinerzeit in der Tagespresse veröffentlicht worden.

Der General verurteilt hier das übliche Verfahren des allzu frühzeitigen Übergangs zur geöffneten Ordnung und die Gewohnheit, auch die Reserven stets in geöffneten Linien nachzuführen. Dies geschähe selbst da, wo das Gelände ein geschlossenes Vorgehen begünstige. Man müsse doch bedenken, daß die Truppe dadurch leicht aus der Hand der Führer kommen könnte. Überhaupt dürfe das Streben, Verluste zu vermeiden und darum Schutz im Gelände zu suchen, nicht übertrieben werden; denn es sei im Kriege sicher nicht angenehm, eine Truppe zu führen, die immer nur an Deckung denke. Bei der Kavallerie lobt der General das Reiten der einzelnen Mannschaften, tadelt aber die Bewegungen im Verbande. Hier zeige sich häufig Mangel an Geschlossenheit, der besonders bei Entwicklungen und bei der Attacke fühlbar werde. Sehr bemerkenswert ist, was Hamilton über die Führung der Kavallerie sagt. Er meint, daß ihre Führer nicht immer die wünschenswerte Schnelligkeit des Entschlusses gefunden hätten. Vielmehr habe sich häufig eine übergroße Vorsicht geltend gemacht, die eine rechtzeitige Unterstützung der bedrohten Infanterie verhindert habe. Ob dies durch Feuer oder Attacken geschehen solle, sei zunächst gleichgültig, wenn nur überhaupt etwas geschähe. Auch die der Kavallerie beigegebene reitende Artillerie müsse entschlossener und kühner eingesetzt werden. Dies sind Worte, die sich durchaus mit unseren Anschauungen decken. Unwillkürlich wird man dabei an die Einleitung unserer Felddienst=Ordnung erinnert, in der es heißt, „daß Unterlassen und Versäumnis schwerer belasten als ein Fehlgreifen in der Wahl der Mittel". Großes Lob wird der Feldartillerie gespendet, die höchstens von der japanischen übertroffen werde. Sie habe namentlich in der Anwendung des Feuers aus verdeckten Stellungen große Fortschritte gemacht. Diese Art des Feuers sei aber im Gefecht von höchster Bedeutung, da sie die Verluste vermindere und auch eine große moralische Wirkung auf den Feind habe, weil er meist nicht wissen werde, woher das Feuer komme. Noch nicht ganz auf der Höhe sei das Zusammenwirken zwischen Artillerie und Infanterie. Ihm wird auch hier der höchste Wert beigelegt und gesagt, daß es nicht richtig sei, einen vom Infanteriegefecht zeitlich getrennten Artilleriekampf zu führen. Über die Verwendung der Maschinengewehre ist General Hamilton scheinbar anderer Meinung, als zur Zeit in England üblich

ist. Er will sie in Abteilungen zusammenfassen und selbständig verwenden, während sie jetzt zu zweien auf die Bataillone verteilt sind. Hierbei leide im Frieden die einheitliche Ausbildung und im Kriege würden sich häufig Maschinengewehre an Stellen finden, wo sie nicht zu brauchen seien, während sie da, wo sie in größerer Zahl vorzügliche Erfolge haben könnten, fehlen dürften. Schließlich wird noch vor einer Überschätzung des Fesselballons gewarnt. Er müßte doch schon sehr Bedeutendes für die Aufklärung leisten, wenn der schwere Nachteil, daß man sich auf weite Entfernungen dem Feinde verrate, aufgewogen werden solle.

General Sir Jan Hamilton ist eine der hervorstechendsten Erscheinungen der englischen Armee. Er hat mit hoher Auszeichnung in Indien, Ägypten, Südafrika gefochten und ist ein typisches Beispiel für den durch Kriegserfahrung unter den verschiedenartigsten Verhältnissen gebildeten höheren englischen Offizier. Auch am Mandschurischen Feldzuge hat er auf japanischer Seite teilgenommen. Das, was er hier gesehen, ist in seinem interessanten Buche „A Staff Officers Scrap-book, London 1905" niedergelegt. Der General zeigt sich hier als scharfer Beobachter, der mit dem Blick des geborenen Führers alles Wesentliche aus dem bunten Wechsel der Erscheinungen herausgefunden hat. Seine Aufzeichnungen, obgleich naturgemäß vom englischen Standpunkte aus geschrieben und nicht immer fremden Verhältnissen gerecht werdend, sind auch für unsere Armee wertvoll genug. Sir Jan Hamilton steht mit in vorderster Reihe der Männer, die nach dem Versagen der alten Formen in Südafrika zu Bildnern und Erziehern ihres Heeres wurden. Der greise Feldmarschall Lord Roberts war der Erste, der die Konsequenzen aus den Lehren jener Tage zog und noch während des Feldzuges eine neue Taktik schuf, auf deren Grundlage sich die heutigen Anschauungen entwickelt haben. Lord Kitchener of Chartum hat seine bedeutenden Fähigkeiten, seine Energie und unermüdliche Arbeitskraft in demselben Sinne eingesetzt. Auch Lord Methuen, der neue Oberkommandierende in Südafrika, muß zugleich mit diesen Männern genannt werden und vor allem der langjährige Führer des Aldershot Commands, jetzige General-Inspekteur der englischen Armee, Sir John French. Er ist der Nachfolger des Herzogs von Connaught geworden, der sich auf diesem Posten um die Einheitlichkeit der Ausbildung große und anerkannte Verdienste erworben hat und dessen reiche Erfahrung und praktischer militärischer Verstand der Armee von großem Nutzen gewesen sind.

Die Befugnisse eines General-Inspekteurs scheinen freilich nicht sonderlich weitreichende zu sein; er kann sich eigentlich nur auf dem Umwege über den Army Council Einfluß auf den Ausbildungsgang sichern. Die Zukunft wird lehren, ob Sir John French auf die Dauer eine Stellung ertragen wird, die ihm, dem leidenschaftlichen Soldaten, keine direkte Einwirkung auf die Truppe gestattet. Man muß aber in dem jetzigen General-Inspekteur den Oberbefehlshaber der regulären Feldarmee im Kriege sehen, und darum haben, abgesehen von seiner sonstigen Bedeutung, seine taktischen

Anschauungen einen besonderen Wert. Sir John French war im Südafrikanischen Kriege bekanntlich zunächst Führer der Kavallerie-Division; als solcher hat er es verstanden, seinen Namen zu einem der gefürchtetsten beim Feinde zu machen. Damals setzte er seine Division mit kühnem Wagemut und rücksichtsloser Energie ein, und viele haben in ihm einen bloßen Draufgänger sehen wollen. Das ist er sicher nicht. Sir John French ist zwar auch heute noch ein Anhänger des offensiven Gedankens; aber er paart die operative Kühnheit mit großer taktischer Vorsicht. So zeigt er eine große Vorliebe für die Ausnutzung der Nacht beim Angriff. Er selbst äußerte sich hierüber nach einem Vortrage in der Aldershot Military Society etwa in folgendem Sinne: Er sei überzeugt, daß nächtliche Operationen im nächsten Kriege eine große Rolle spielen würden. In den tagelangen Schlachten der Zukunft müßten alle Bewegungen der Infanterie und Artillerie, wie auch die Schanzarbeiten des Nachts ausgeführt werden. General French scheint unbeschadet des offensiven Geistes, der ihn im Großen beseelt, ein Anhänger der taktischen Defensive zu sein, die er allerdings höchst aktiv geführt wissen will. So sagte er bei der erwähnten Gelegenheit, daß der Erfolg im Kriege vom Gegenangriff abhinge. Es ist wohl seine Ansicht, daß die numerisch schwache englische Armee — meist in die Verteidigung gedrängt — durch geschickte Gegenangriffe große Erfolge erringen könne. In seinen Bemerkungen zu den letztjährigen Manövern weist er, ganz im Sinne von Sir Jan Hamilton, darauf hin, daß die wichtigste Aufgabe der Artillerie die Unterstützung der Infanterie sei. Die Artillerie ließe sich immer noch von der feindlichen zu Maßnahmen bestimmen, welche dieser Forderung zuwiderliefen. Im übrigen wird erneut betont, daß sie bestrebt sein müsse, flankierend zu wirken. Ganz besonders sollen sich dies die schweren Kanonenbatterien gesagt sein lassen, die durch die große Tragweite (über 10 km) ihrer Geschütze befähigt werden, auf diese Weise bedeutende Erfolge zu erringen. Zum Schluß seiner Bemerkungen fordert General French die Divisionskommandeure wie alle höheren Führer auf, den Unterführern mehr Freiheit und Selbständigkeit des Handelns zu lassen. Es gäbe immer noch Divisionskommandeure, die jedes Bataillon selbst führen wollten. Das sei in der modernen Schlacht mit ihren großen Ausdehnungen unmöglich und hätte zur Folge, daß die Unterführer in Lagen versagten, die einen raschen selbständigen Entschluß von ihnen forderten.

In diesem letzten Gedanken tritt der weite Abstand besonders hervor, der die taktischen Anschauungen, die bei Beginn des Südafrikanischen Krieges in England maßgebend waren, von denen der Gegenwart trennt. Diese sind ihrer Theorie nach im besten Sinne modern. Die englische Armee, die nach ihnen von berufenen Führern geschult wird, der ein bedeutender Organisator eine kriegsgemäße natürliche Gliederung gegeben hat, steht heute Achtung heischend auch vor den kontinentalen Heeren da.

v. Heydebreck,
Major im Großen Generalstabe.



Heeresentwicklung und Finanzen in Italien.

Wenn auch König Viktor Emanuel II. von Sardinien aus dem Hause Savoyen bereits am 17. März 1861 den Titel eines Königs von Italien annahm und das Jahr 1866 den Anschluß der venezianischen Provinzen an das Reich herbeiführte, so ist doch erst mit der Einnahme von Rom am 29. September 1870 (venti Settembre!) und der Verlegung des Regierungssitzes in die Ewige Stadt die Errichtung des italienischen Nationalstaates nach außen hin vollendet worden.

Es konnten nunmehr erst die Grundlagen des Staates einheitlich geregelt und dauernd sichergestellt werden. Die italienische Armee wurde umgestaltet, und ihre Entwicklung ist natürlich in erster Linie mit abhängig von der Finanzlage des Staates gewesen. Man kann daher nur dann zu einer richtigen Würdigung des italienischen Heeresausbaues gelangen, wenn man ihn im Zusammenhang mit den Finanzen betrachtet.

Das Königreich Sardinien trat mit einer großen Schuldenlast in den Verband des neuen italienischen Nationalstaates ein, eine Folge der Politik Cavours, der wohl als Finanzminister für den Staat gesorgt hatte, aber vor der großen politischen Aufgabe der Einigung Italiens die Sparsamkeit zurücktreten lassen mußte. Die übrigen Staaten, welche sich dem neuen Reiche anschlossen, litten unter einer sehr ungleichen Steuerbelastung und unter schlechten finanziellen Verhältnissen. Im Jahre 1861 belief sich das Defizit des Budgets auf 500 Millionen Lire, das erste Gesamtbudget für alle Teile des Königreichs vom Jahre 1862 schloß mit einem Defizit von über 400 Millionen ab. Außer der Übernahme der im schlechten Zustande befindlichen Finanzen haben die Wehrhaftmachung des Landes, die Kolonialpolitik in Afrika*) und vor allem drei schwere Geld- und Handelskrisen auf die Finanzwirtschaft Einfluß gehabt. Nach 1861 erfolgte der Versuch der Sanierung größtenteils durch Verkauf der geistlichen Güter. Infolge der hoch angeschwollenen Staatsschuld und des Zusammenbruchs verschiedener Unternehmungen trat eine große Krisis ein. Den

*) Nach der Besetzung von Tunis durch Frankreich im Jahre 1881 lenkte Italien seine kolonialen Pläne auf Eritrea und Abessinien. Die Ausgaben für koloniale Zwecke betrugen infolge des unglücklichen Krieges gegen Abessinien allein für das Jahr 1895/96 etwa 120 Millionen.

Höhepunkt des Defizits mit etwa 720 Millionen wies das Kriegsjahr 1866 auf. Durch Verkauf der Staatsdomänen, größte Sparsamkeit, hohe Besteuerung des Brotes trat ein Umschwung ein, besonders nach dem Jahre 1870, so daß sich im Jahre 1874 das Defizit bis auf etwa 35 Millionen verringerte, trotzdem es noch 1873 82 Millionen betragen hatte und eine an der Wiener Börse beginnende große Krisis in den europäischen Ländern eingetreten war. 1875 bestand bereits ein Überschuß von 21 Millionen, der 1881 auf etwa 51 Millionen gestiegen war.

In der folgenden Zeit sind die meisten Aufwendungen für das Heer erfolgt. Infolge der französischen Besetzung von Tunis im Jahre 1881 vollzog sich die Annäherung Italiens an Deutschland und Österreich, die zum Dreibund führte. Wieder trat ein Rückgang der Finanzen ein. Der Staat verkaufte die Eisenbahnen, die erst seit 1905 wieder endgültig in seinen Betrieb getreten sind. Ende der 80er Jahre trat ein großer Bau- und Bankkrach ein, der 1887/88 ein neues Defizit von 57 Millionen, 1888/89 ein solches von 230 Millionen im Gefolge hatte.

Sonnino, der später 1906 kurze Zeit Ministerpräsident war, damals Finanzminister im Ministerium Crispi, rettete die Finanzen des Staates durch sehr drückende Abgaben, wie durch Steuererhöhung, Getreidezölle und Einführung des Salz- und Tabakmonopols, so daß im Jahre 1896 trotz der Niederlage in Afrika das Gleichgewicht wieder hergestellt wurde. Von dieser Zeit ab sind stetig Fortschritte zu verzeichnen. Für das Jahr 1906/07 soll sich ein Überschuß von 75 Millionen ergeben. Man sieht, wie nach einem ungeheueren Defizit und trotz wiederholter Krisen allmählich bessere finanzielle Verhältnisse herbeigeführt werden.

Naturgemäß mußte die Entwicklung des Heerwesens hierauf Rücksicht nehmen. Neuerdings ist die Steuerkraft des Landes im Wachsen, die Industrie hat sich, besonders in Ober-Italien sehr entwickelt. Aber trotzdem ist die günstige Finanzlage zum größten Teil das Ergebnis von:

1. großer Sparsamkeit und Verschiebung notwendiger Ausgaben, wie Eisenbahnen, Heerwesen, Sorge für die in der Entwicklung zurückgebliebenen südlichen Provinzen und für Sardinien;
2. dem drückenden Salz- und Tabakmonopol:
3. den hohen Verbrauchssteuern auf die notwendigsten Nahrungs- und Genußmittel usw., wie Kaffee, Zucker, Petroleum, deren Preise zum Teil dreimal so hoch sind wie bei uns.

Während in Deutschland an direkten Steuern auf den Kopf der Bevölkerung 8,41 Mark, an indirekten Steuern 13,20 Mark entfallen, betragen die Sätze für Italien 15,91 und 20,00 Mark. Die Finanzlage Italiens ist also nicht so glänzend, wie es beim ersten Blick erscheint. Wenn eine bedeutende Erleichterung der Verbrauchssteuern und Monopole erfolgt, würde das Gleichgewicht des Budgets bedroht sein. Man darf daher den finanziellen Aufschwung Italiens in letzter Zeit auch nicht über-

schätzen. Die verzinsliche Staatsschuld betrug im Jahre 1898/99 über 12 Milliarden, so daß in diesem Jahre für die Zinsen etwa 1/2 Milliarde, gleich 1/3 aller Ausgaben verwandt werden mußte. Im allgemeinen ist die Staatsschuld jetzt stabil. Ein Beweis für die Besserung der finanziellen Verhältnisse ist auch die im Jahre 1906 erfolgte allmähliche Konvertierung der 4prozentigen (nominell 5prozentigen) Rente bis auf 3 1/2 % zu einer Zeit, als der Zinsfuß sonst überall im Steigen begriffen war. Das Parlament entschied innerhalb 24 Stunden über die Vorlage. Der größte Teil der Rente war vom Auslande nach Italien zurückgeflossen. Durch die Konvertierung wird eine jährliche Entlastung des Budgets bei 3 3/4 % um 20 Millionen und bei 3 1/2 % um 40 Millionen herbeigeführt.

Das Gesamtvermögen des italienischen Volkes wird nach einer Statistik für die Zeit von 1875 bis 1880 auf 45 1/2 Milliarden, für die Zeit von 1885 bis 1890 auf 54 Milliarden berechnet, während das französische Nationalvermögen 210 Milliarden, das englische 250 Milliarden betragen sollte. Für das Jahr 1905 berechnen andere Quellen das Gesamtvermögen für Italien auf 65 oder 80,9 Milliarden, für Frankreich auf 214 oder 248 Milliarden, für Deutschland auf 184,5 oder 206 Milliarden. Die Bevölkerungszahl betrug 1905 für Italien 32,5 Millionen, für Frankreich 38 Millionen und für Deutschland 56,4 Millionen. Auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet ergeben sich: für Italien 2000 Lire, für Frankreich 5540 Lire, für Deutschland 3270 Lire. Während also Frankreich einen großen Vorsprung besitzt, nähert sich Italien bereits Deutschland.

Das jetzige italienische Heer, das in den Jahren 1859 bis 1861 entstand, und durch Venezien, die oberitalienischen Kleinstaaten, den Kirchenstaat, das Königreich beider Sizilien neuen Zuwachs erhielt, hat seine Hauptwurzel im piemontesischen Heere des Königreichs Sardinien, dessen Dynastie Savoyen seit alters her eng mit dem Lande verwachsen war. Das zur Zeit der Herrschaft Napoleons I. aufgelöste piemontesische Heer entstand 1814 von neuem mit sechs Infanterie-Brigaden und vier Kavallerie-Regimentern. Als sich 1848 Sardinien in den Dienst der nationalen Sache stellte und den Krieg gegen Österreich begann, bestand das Heer aus: 20 Infanterie-Regimentern, einem Bersaglieri-Bataillon*), fünf Kavallerie-Regimentern, einem Feldartillerie-Regiment zu zwölf Batterien. In einer Stärke von 50 000 Mann wurde es 1848 bei Custozza, in einer solchen von 90 000 Mann 1849 bei Novara geschlagen. Infolge der letzten Niederlage dankte König Albert von Sardinien ab, und sein Sohn Viktor Emanuel II. bestieg den Thron. Ihm war es beschieden, die nationale Einigung herbeizuführen.

Da die überall entstehenden Freischaren keine besonderen Erfolge aufzuweisen hatten, war die ganze Hoffnung des Volkes auf das piemontesische Heer gerichtet. Trotz großer finanzieller Schwierigkeiten haben Cavour und Alfonso La Marmora

*) Die Bersaglieri entsprechen den Jägern und Schützen.

das Heer weiter ausgebildet. Es beteiligte sich auch mit 20 000 Mann am Krimkriege auf der Seite der Verbündeten und bekundete so die werdende Großmacht vor aller Welt.

Im Kriege von 1859 kämpften 70 000 Italiener an der Seite von 120 000 Franzosen gegen Österreich. Das Heer war für den Krieg in fünf Divisionen, eine Kavallerie-Division und eine Artillerie-Reserve gegliedert und bestand aus zehn Infanterie-Brigaden zu zwei Regimentern (mit vier Bataillonen), zehn Bersaglieri-Bataillonen, neun Kavallerie-Regimentern, einem Feldartillerie-Regiment zu 15 fahrenden, zwei reitenden und drei Positions-Batterien. Außerdem nahm ein Freikorps, die Alpenjäger unter Garibaldi, am Kriege teil. Der Frieden von Villafranca gab Italien die Lombardei, und von nun an erfolgte die Umwandlung in das italienische Heer. Es wurden neu aufgestellt: sieben Infanterie-Brigaden, sechs Bersaglieri-Bataillone, drei Kavallerie-Regimenter und ein Feldartillerie-Regiment.

1860 wurden infolge von Volksabstimmungen Toskana, die Emilia und Romagna einverleibt und durch Angliederung der dortigen Truppen das Heer auf 52 Infanterie-Regimenter, 27 Bersaglieri-Bataillone, 17 Kavallerie-, vier Feldartillerie-, drei Festungsartillerie-Regimenter gebracht. 190 000 Mann sollten im Kriegsfalle in 14 Infanterie-Divisionen und eine Kavallerie-Division gegliedert werden.

Der Kirchenstaat wollte naturgemäß die Abbröckelung der zu seinem Gebiet gehörenden Romagna nicht dulden und wurde von König Franz II. beider Sizilien unterstützt. Während 1860 Garibaldi durch den Zug der Tausend die Bourbonen-Herrschaft beseitigte, befahl Viktor Emanuel II. den Einmarsch in die Marken und Umbrien, wo die päpstlichen Truppen geschlagen wurden. Durch Volksabstimmung wurden Neapel, Sizilien, die Marken, Umbrien einverleibt und im März 1861 das Königreich Italien proklamiert. Es gab nunmehr ein italienisches Heer. Sechs Infanterie-Brigaden, neun Bersaglieri-Bataillone traten neu hinzu. Bei der Kavallerie wurden die Regimenter zu sechs Eskadrons gebildet.

1862 erfolgte die Aufstellung von sechs neuen Infanterie-Brigaden. Große Schwierigkeiten ergaben sich durch die Aufnahme bzw. Auflösung des alten bourbonischen Heeres und der Freischaren Garibaldis, die von 1000 auf 50 000 angewachsen waren. 1863 und 1864 wurden ein Feldartillerie-Regiment, vier Bersaglieri-Bataillone, zwei Kavallerie-Regimenter neu gebildet.

So standen für den Krieg von 1866 gegen Österreich 20 Infanterie-Divisionen, eine Kavallerie-Division, eine Artillerie-Reserve zur Verfügung, aus denen für den Feldzug vier Armeekorps zu je vier Divisionen und einer Kavallerie-Brignde sowie ein starkes Armeekorps (die Po-Armee) zu acht Divisionen und zwei Kavallerie-Brigaden gebildet wurden. Die Infanterie-Regimenter hatten vier Bataillone. Nach der Niederlage von Custozza wurde das Heer in sieben Armeekorps und daneben das Freikorps unter Garibaldi eingeteilt. Es erfolgten weitere Neubildungen, die

aber bis auf fünf Bersaglieri-Bataillone nach dem Kriege wieder aufgelöst wurden. Auch das Freikorps von Garibaldi verfiel diesem Schicksal.

Mit dem Jahre 1866 war ein gewisser Abschluß erreicht. Der schnelle Zuwachs des italienischen Heeres hörte auf. Es beginnt jetzt die Zeit, wo das alte piemontesische Heer und die neu hinzugetretenen Truppenteile eng miteinander verschmolzen wurden. In der Finanzwirtschaft war, wie schon oben hervorgehoben, äußerste Sparsamkeit erforderlich. Die Vermehrungen waren nur möglich gewesen in stetem Hinblick auf die Forderungen der politischen Lage.

Das Heeresbudget betrug 1867 nur 140 Millionen Lire. Mit der Einnahme Roms im Jahre 1870 war das Königreich Italien in seiner jetzigen Gestaltung geschaffen. Es erfolgte nun die vollständige Reorganisation des italienischen Heeres, hauptsächlich unter Anlehnung an deutsche Verhältnisse und mit möglichst sparsamer Wirtschaft. So werden die Regimenter zu drei anstatt zu vier Bataillonen formiert. Die allgemeine Wehrpflicht wurde durch das Gesetz von 1871 unter Abschaffung von Stellvertretung und Loskauf angebahnt und 1875 endgültig eingeführt.

Im wesentlichen bestehen noch jetzt die Bestimmungen des Wehrgesetzes von 1875*) mit dreijähriger Dienstzeit. Im Jahre 1873 wurde das Land für den Frieden in sieben Armeekorps-Bezirke**) mit 16 Divisionen eingeteilt, während die Kriegsformation zehn Armeekorps mit 20 Divisionen betrug. Erst 1877 wurde letztere Einteilung auch für den Frieden eingeführt.

1883, also zur Zeit der Annäherung Italiens an Deutschland und Österreich und der Bildung des Dreibundes, wurden zwölf Armeekorps mit 25 Divisionen gebildet; diese Einteilung ist bis jetzt geblieben. Aber noch heute fordern viele, darunter auch militärische Kreise die Einteilung des Heeres in zehn Armeekorps einerseits, um Ersparnisse zu erzielen und andererseits, um in der Lage zu sein, die in Italien sehr schwachen Friedensstämme***) zu erhöhen und so eine bessere Ausbildung und Kriegsvorbereitung zu gewährleisten. Die Begründung des Budgets

*) Wehrpflicht vom 20. bis zum 39. Lebensjahre, 8 Jahre im stehenden Heere, davon 3 Jahre bei der Fahne, 4 Jahre bei der Mobilmiliz (Landwehr I), 7 Jahre bei der Territorialmiliz (Landwehr II und Landsturm, z. T. unausgebildet). Die dreijährige Dienstzeit ist aber nicht ganz durchgeführt. Augenblicklich dienen 70 v. H. 3 Jahre, 27 v. H. 2 Jahre, der Rest 1 Jahr. Bei Zurückstellung wird in Italien die Verschiebung der Dienstzeit voll angerechnet, ein zweimal Zurückgestellter dient somit nur 1 Jahr.

**) Italien ist im Frieden in Territorial-Bezirke (Armeekorps und Divisionen) eingeteilt. Die Stärken der Armeekorps sind im Frieden sehr verschieden, die Einteilung entspricht nicht der Kriegsgliederung. In Ober-Italien liegt etwa die Hälfte der Infanterie, ²/₃ der Kavallerie und Artillerie, ³/₄ der Genietruppen. Ein Armeekorps hat im Frieden überhaupt keine Kavallerie und Feldartillerie.

***) Der Friedensstand einer Infanterie-Kampagnie beträgt z. B. 55 bis 100 Mann, je nach der Zeit forza massima (nach Eintritt der Rekruten) oder der Zeit der forza minima (nach der Entlassung des ältesten Jahrgangs).

von 1907/08 (Relazione della Giunta generale del Bilancio 1907/08) tritt daher dieser Frage näher und spricht sich dagegen aus. Einerseits mache die Großmachtstellung Italiens die Beibehaltung von zwölf Armeekorps erforderlich, die ja auch der Kriegsgliederung entsprechen, zumal Italien geringere militärische Lasten wie andere Staaten zu tragen habe, und andererseits seien die zu machenden Ersparnisse nicht im entferntesten so groß, wie man meist annehme. Die etwaige Ersparnis wird auf 15 Millionen Lire, nicht wie angenommen, auf 30 Millionen Lire berechnet. Die Begründung dieses Budgets bringt ferner eine Entwicklung der Heeresausgaben Italiens und interessante Vergleiche mit anderen Staaten. Die folgenden Ausführungen über die Heeresausgaben Italiens seit der Reorganisation nach 1870 stützen sich zum Teil auf die Angaben dieses Budgets.

Jahr	Ordentliche Ausgaben	Außerordentliche Ausgaben	Summe	Bemerkungen
1872	151 957 636	14 083 439	166 041 076	Bildung der Alpinis (15 Komp.).
1873	156 093 609	20 567 456	176 661 065	Vermehrung der Alpinis (24 Komp.).
1874	165 706 381	17 503 226	183 209 607	
1875	164 491 615	14 355 648	178 847 263	
1876	164 226 523	21 503 687	185 730 210	
1877	171 853 857	35 345 489	207 199 346	Bildung von 10 A. K. an Stelle von 7.
1878	169 534 899	37 350 988	206 885 887	Vermehrung der Alpinis (36 Komp.).
1879	172 394 697	14 805 988	187 200 685	
1880	190 037 883	90 862 749	209 900 632	
1881	185 540 091	23 726 666	209 266 757	
1882	188 443 383	44 041 666	232 485 049	Bildung von 12 A. K.
1883	197 394 347	56 931 666	254 236 013	Vermehrung um 2 Kav. Regter. auf 22.
1884 (1. Halbj.)	106 325 872	11 518 912	117 844 784	
1884/85 (1. 7. — 30. 6.)	204 758 827	47 111 400	251 870 227	
1885/86	208 301 327	43 205 000	251 506 327	
1886/87	214 353 591	48 144 403	262 497 994	
1887/88	225 028 688	53 620 000	278 648 688	Verdopplung der Feldart. Regter.
1888/89	235 028 258	152 790 000	387 818 258	Vermehrung um 2 Kav. Regtr.
1889/90	238 762 694	44 684 460	283 447 154	Umbildung der Alpinis zu 7 Regtern.
1890/91	234 898 387	32 548 926	267 447 313	Umbildung der Genie-Truppe zu 4 Regtern.
1891/92	229 038 748	18 018 412	247 057 160	
1892/93	224 768 451	12 993 551	237 762 002	
1893/94	221 448 507	15 376 109	236 824 616	
1894/95	208 968 180	15 229 229	224 197 409	
1895/96	208 088 183	15 767 185	223 855 368	
1896/97	210 695 850	16 274 750	226 970 600	
1897/98	220 907 740	16 727 734	237 635 474	

Jahr	Ordentliche Ausgaben	Außerordentliche Ausgaben	Summe	Bemerkungen
1898/99 . . .	221 268 332	16 274 105	237 542 437	
1899/00 . . .	222 916 770	16 303 390	239 220 160	
1900/01 *) . .	223 033 600	16 031 458	239 065 058	Rationen an Inf. Hauptleute mit Dienstalter von über 4 Jahren.
1901/02 . . .	223 116 547	17 032 685	240 149 232	Umbildung der Genie-Waffe zu 5 Regtern. und 1 Eisenbahn-Batl.
1902/03 . . .	222 856 444	17 333 642	240 190 086	
1903/04 . . .	222 308 991	18 540 958	240 849 949	Gehaltserhöhung der Subalternoffiz. (durch Ersparnis gedeckt).
1904/05 . . .	223 169 058	18 145 258	241 314 316	
1905/06 . . .	227 912 833	23 611 935	251 524 768	Infolge frühzeitiger Rekruteneinberufung (im Herbst statt im Frühjahr) Extrakredit von 11 Millionen.

Die Tabelle gibt die Heeresausgaben für die Zeit von 1872 bis 1906 einschließlich an. Hierbei sind nur die wirklichen Ausgaben für das Heer gerechnet, ohne allgemeine Ausgaben und Pensionen (etwa 35½ Millionen). Zu bemerken ist noch, daß im Budget die Ausgaben für die Gendarmerie (Carabinieri**) mitenthalten sind, die bei anderen Staaten auf das Budget des Innern entfallen und in Italien augenblicklich etwa 29 Millionen betragen. Diese Summe ist also bei Vergleich mit anderen Staaten abzuziehen.

Seit 1873 ist das italienische Heer***) nur um etwa 90 000 Mann vermehrt worden (von 183 000 auf 273 000 Mann vorgeschriebener Stärke — forza organica —), während Deutschland seine Armee um die doppelte Zahl vergrößert hat. Italien hat fünf Armeekorps und neun Divisionen, Österreich 17 Divisionen mit 143 000 Mann, Frankreich 158 000 Mann neu aufgestellt.

Die bedeutende Vermehrung der italienischen Heeresmacht in den Jahren 1882 und 1883 war noch durch die sich stetig bessernde finanzielle Lage, die zu Überschüssen im Budget geführt hatte, sehr begünstigt gewesen. Die innere Ausgestaltung aber litt in der Folge unter dem Rückgange der Finanzen. Gerade in dieser Zeit wurde wieder lebhaft der Gedanke der Wiederauflösung der neu gebildeten Armeekorps geltend gemacht, aber nicht zur Ausführung gebracht. Die andauernd schlechte finanzielle Lage forderte aber gebieterisch zu Ersparnissen auf. Wohl wurde die Vermehrung der Artillerie und der Spezialtruppen nach dem Gesetz vom Jahre 1887 durchgeführt, eine

*) Gesetz des konsolidierten Budgets von 1901, das die Heeresausgaben auf 6 Jahre festlegte.

**) Die Carabinieri sind einschl. Offiziere etwa 30 000 Mann stark (davon etwa 4000 Berittene); im Kriege werden von ihnen die Feldgendarmerie-Trupps bei den höheren Kommando-Behörden und außerdem eine Brigade zu 2 Regimentern aufgestellt.

***) Übersicht der Vermehrung des italienischen Heeres seit 1872, Seite 127.

Vermehrung des italienischen Heeres seit 1872.

Jahr	Armeekorps	Divisionen	Carabinieri	Infanterie: Brigaden	Infanterie: Infanterie-Regter.	Infanterie: Bersaglieri-Regter.	Infanterie: Alpinis	Kavallerie: Brigaden	Kavallerie: Regimenter	Artillerie: Feld-	Artillerie: reitende	Artillerie: Gebirgs-	Artillerie: Küsten-	Artillerie: Festungs-	Genie*)	Bemerkungen
1872	7**)	16	10 Legionen, 1 Elevenlegion	40	80 zu 3 Bat.	10 zu 4 Bat.	15 Komp.	9	20 zu 6 Esk.	11 Regter, das 1. zu 9 pontieri-, 2 Train-Komp., die andern 10 zu 4 Platz-, 9 Feld-Battr., 3 Train-Komp.***)					30 zappatori-, 1 Train-Komp.***)	*) zappatori: für Pionierdienst, bes. Notbrückenbau, pontieri: bes. für Kriegsbrückenbau, lagunari: für den Dienst in den venezianischen Lagunen, telegrafisti: für den Telegraphendienst, specialisti: für den Luftschiffer-photographischen und optischen Dienst, minatori: bes. für Arbeiten im Gebirge. **) Kommandos. ***) Der Train ist in Italien bei der Artillerie und bei der Genietruppe vorhanden.
1873	.	.	11 Legionen 1 Elevenlegion	.	.	.	24 Komp. (1875 in 7 Bat.)	.	.	10 Regter. zu 10 Battr. u. 3 Train-Komp.	.	.	versch. Küsten-Komp.	4 Regter. mit je 15 Komp.	2 Regter. zu 4 pontieri-, 15 zappatori-, 8 Train-Komp.	
1877	10	20	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	
1878	.	.	.	.	.	.	36 Komp. in 10 Bat.	.	.	.	.	.	.	.	.	
1882	.	.	.	48	96 zu 3 Bat.	12 zu 3 Bat.	6 Regter. zu 3 u. 4, zus. 20 Bat., 72 Komp.	9	22 zu 6 Esk.	12 Regter. Feldart. zu 10 Battr. und 3 Train-Komp., 2 reitende Abt. zu 2 Battr.		†)	5 Regter. (zu 12 Fest.- oder Küstenart.-Komp., bei 2 Regtern. †) noch 1 Abt. zu 4 Geb. Battr.)		2 Regter. zu 14 zappatori- und 2 Train-Komp. 1 Regt. zu 8 pontieri-, 2 lagunari-, 4 Train-Komp. 1 Regt. zu 4 Eisenbahn-, 6 telegrafisti-, 4 zappatori-, 2 Train-Komp.	
1883	12	24 u. 1 in Sardinien	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.		
1887	.	.	.	.	.	.	7 Regter. zu 22 Bat., 75 Komp.	.	24 zu 6 Esk.	24 zu 8 Battr. u. 1 Train-K., 12 Regter. haben 2 Train-K.	1 Regt. zu 6 Battr. und 4 Train-Komp.	1 Regt. zu 9 Battr.	5 Regter. (2 zu 16 Komp., 3 zu 12 Komp.)		4 Regter., das 1. und 2. zu 18 zappatori-, 2 Train-, das 3. zu 7 zappatori-, 6 telegrafisti-, 4 specialisti-, 3 Train-, das 4. zu 8 pontieri-, 4 Eisenbahn-, 2 lagunari-, 3 Train-Komp.	
1894	.	.	.	.	.	.	.	.	.	24 Regter. (186 Bttr., 36 Train-Komp.)	.	1 Regt. zu 15 Battr.	22 Abt. (76 Komp.)		5 Regter., das 1. und 2. zu 12 zappatori- und 2 Train-, das 3. zu 12 telegrafisti- oder zappatori-, 2 specialisti-, 2 Train-, das 4. zu 8 pontieri-, 2 lagunari-, 3 Train-, das 5. zu 12 minatori-, 1 Train-Komp., 1 Eisenbahnbat. zu 6 Komp.	
1897	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	22 Abt. (78 Komp.)		.	
1902	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	1 Regt., 1 Venezianische Abt. (15 Battr.)	3 Regter.	3 Regter. 1 Abt. für Sardinien (25 Bttr., 78 K.)	.	
somit jetzt	12	25	14 Legionen und 1 Elevenlegion	48	96 zu 3 Bat.	12 zu 3 Bat.	7 (22 Bat., 75 Komp.)	9	24 zu 6 Esk.	24 Regter. (186 Bttr.)	1 Regt. zu 6 Bttr.	1 Regt., 1 Abt. (15 Battr.)	3 Regter.	3 Regter 1 Abt. für Sardinien (25 Bttr. 78 K.)	5 Regter. zu 60 Komp. und 1 Eisenbahnbat. zu 6 Komp.	

Einschränkung der Heeresausgaben aber u. a. durch folgende Mittel bewirkt: Verminderung der Offizierstellen; Verlängerung der Zeit, die zwischen Entlassung der Reservisten und Einstellung der Rekruten liegt, indem die Entlassung im Herbst, die Einstellung der Rekruten außer bei der Kavallerie und Artillerie erst im März des folgenden Jahres erfolgte; durch die Vermehrung derjenigen Leute, die statt 3 nur 2 Jahre dienten; durch die langsame Herstellung des neuen Gewehrs; durch Ausfall der Manöver usw. Aber immer wieder tauchten radikalere Vorschläge auf, die z. B. auf Einführung gemischter Brigaden an Stelle der Armeekorps oder auf Herabsetzung der Zahl der Armeekorps, Auflösung eines Teiles der Kompagnien, Eskadrons und Batterien hinausgingen; auch Inspektionen, Fabriken usw. sollten vermindert werden. Schließlich war es das Verdienst des Kriegsministers Generals Luigi Pelloux im Jahre 1896, daß alle diese Vorschläge nicht zur Durchführung gelangten. Allerdings war auch, dank Sonninos Tätigkeit als Finanzminister, trotz des Unglücks von Adua gerade zu dieser Zeit das Gleichgewicht im allgemeinen Budget wiederhergestellt. Das Heeresbudget zeigt in seinem Verlauf deutlich den Einfluß der finanziellen Krisen und des Geldmangels.

Mit den vom Gesetz des Jahres 1887 bestimmten Veränderungen war die Zeit der großen Vermehrung im wesentlichen abgeschlossen. Somit konnte jetzt Ende der 90er Jahre nach Besserung der Finanzen auch allmählich mit dem inneren Ausbau der Heereseinrichtungen begonnen werden. Besonders ist das Sparsystem, das Platz gegriffen hatte, durch die verschobene Rekruteneinstellung gekennzeichnet. So betrug z. B. die Sollstärke (forza organica) 1903/04 etwa 265 000 Mann, die Durchschnitts- oder Budgetstärke (forza bilanciata) nur etwa 207 000 Mann. Hier war bei den besseren finanziellen Verhältnissen vor allem ein Wandel nötig, um nicht Kriegsbereitschaft und Ausbildung des Heeres zu gefährden. Aber erst politische Verhältnisse, namentlich der große Eisenbahnstreik 1904 und deswegen die Notwendigkeit der Einberufung der Reserven und der früheren Einstellung der Rekruten, haben dazu geführt, wieder normale Verhältnisse herzustellen. 1904 fand die Rekruteneinstellung im Dezember, 1905 im November, von 1906 ab im Oktober statt. Für das Jahr 1905/06, sowie nachträglich auch für das Jahr 1904/05, wurden für diesen Zweck 11 Millionen besonders bewilligt, und man hält an dieser Maßregel auch fernerhin fest.

Der vorgeschriebene Friedensstand beträgt jetzt 18 600 Offiziere und Beamte, 273 000 Mann, 52 000 Pferde, die Bilanzstärke 18 215 Offiziere und Beamte, 236 212 Mann, 45 972 Pferde.

Das sogenannte konsolidierte Budget von 1900/01 bis 1905/06 hatte somit nicht innegehalten werden können und war um 11 Millionen vermehrt worden. Das Sparsamkeitssystem hatte auch in der technischen Ausrüstung der Armee und im Befestigungswesen seine Spuren hinterlassen. Nur allmählich konnte man an eine

besserung herangehen. In den Bereich des konsolidierten Budgets fällt auch vom Jahre 1900 an nach Maßgabe der für jedes Jahr nur sehr geringen verfügbaren Mittel von 8 bis 14 Millionen die Neubewaffnung der Feldartillerie mit einem 7,5 cm Stahlgeschütz mit Federsporn. Diese war z. T. noch mit einem 1880 eingeführten und 1898 mit Sporn und Metallkartusche versehenen Bronzegeschütz ausgerüstet. Inzwischen hatten die Erfahrungen der anderen Staaten mit dem Rohrrücklaufgeschütz dazu geführt, die Weiterfabrikation des Geschützes einzustellen und nunmehr zur Einführung eines 7,5 cm Rohrrücklaufgeschützes System Krupp mit Schutzschilden zu schreiten. Auch die veralteten Befestigungen an der Ostgrenze wurden umgebaut.

Somit ist es kein Wunder, wenn in den letzten Jahren bei den erstarkten finanziellen Verhältnissen wiederholt Gerüchte von neuen großen Militärvorlagen für diese Zwecke auftauchten. Die Höhe der zu fordernden Summen wurde verschieden angegeben. Angeblich soll in Armeekreisen eine Extraforderung von 600 Millionen in 10 Jahresraten zu 60 Millionen für erforderlich gehalten werden. Bisher betrugen die jährlichen außerordentlichen Ausgaben durchschnittlich nur etwa 16 Millionen. Schließlich wurde der Kammer in diesem Jahre ein Gesetzentwurf von 200 Millionen an außerordentlichen Ausgaben für 10 Jahre bis zum Jahre 1917 vorgelegt, eingeteilt in 9 Raten zu 20 Millionen, eine Rate zu 16 Millionen und Erhöhung der für das Budget 1906/07 ausgeworfenen 16 Millionen um 4 Millionen. Außerdem wollte die Kriegsverwaltung noch über 66 Millionen verfügen, die sich aus Ersparnissen früherer Jahre infolge der Einstellung der Fabrikation des 7,5 cm Stahlgeschützes mit Federsporn, aus Ersparnissen von den ordentlichen Ausgaben, aus dem Erlös vom Verkauf von alten Gebäuden usw. zusammensetzten. Aber auch diese Forderung ist vorläufig von der Kammer nicht bewilligt worden.

Da inzwischen auf Initiative des Ministerpräsidenten Giolitti eine parlamentarische Untersuchungskommission*) über die Zustände im Heere eingesetzt worden war, hat die Budgetkommission erklärt, den Arbeiten dieser Kommission nicht vorgreifen zu wollen, und vorläufig an außerordentlichen Ausgaben nur 60 Millionen bis zum Jahre 1910 bewilligt; und zwar: 4 Millionen Erhöhung der außerordentlichen Ausgaben von 1906/07 von 16 auf 20 Millionen, 16 Millionen für 1907/08 und je 20 Millionen für 1908/09 und 1909/10. Der Kriegsminister Vigano hat sich hiermit einverstanden erklärt, und somit hat man nur ein Zehntel der ursprünglich beantragten Summe erhalten.

Von dieser Summe sind 24,8 Millionen für die neuen Kruppgeschütze und der Rest von 35,2 Millionen für alle übrigen außerordentlichen Ausgaben (Befestigungen

*) Für die Marine ist bereits eine ähnliche Kommission eingesetzt gewesen. Die Untersuchungskommission des Heeres beschäftigt sich augenblicklich mit der Frage des neuen Kruppgeschützes und nahm auch an den Königsmanövern 1907 bei Novara teil.

usw.) bestimmt. Naturgemäß wird diese Summe zur Bezahlung der Kruppgeschütze, mit deren Verteilung bald begonnen werden wird, nicht im entferntesten ausreichen, und es ist für die Stärkung und den Ausbau der italienischen Wehrmacht nur zu wünschen, daß die Untersuchungskommission bald ihre Arbeiten beendigen und die Notwendigkeit weiterer Mittel darlegen werde.

Das Budget 1906/07 beträgt abgerundet:

ordentliche Ausgaben . . 234 Millionen (einschl. 11 Millionen für früher erfolgte Rekruteneinstellung),
außerordentliche Ausgaben 20 Millionen
im ganzen . . 254 Millionen (einschl. Carabinieri- und allgemeine Ausgaben).
Pensionen . . . . 36 Millionen
im ganzen . . 290 Millionen Lire.

Für 1907/08 stellt sich das Gesamtbudget einschl. Pensionen nur auf 286 Millionen, da nur 16 Millionen an außerordentlichen Ausgaben vorgesehen sind.

Für die Jahre 1908/09 und 1909/10 beläuft sich endlich das Budget wieder auf 290 Millionen.

Die Begründung des oben erwähnten Budgets für 1907/08 führt unter anderen folgende statistische Zahlen an:

Das Gesamtbudget für 1905/06 beträgt für Italien 1 721 365 000 Lire, wovon für das Heer allein 219 615 000 ausgegeben werden. Diese Summe enthält die wirklichen Ausgaben ohne Carabinieri, Pensionen und einige allgemeine Ausgaben.

Die entsprechenden Summen stellen sich für

Österreich-Ungarn auf . . 3 039 715 000 und 442 611 000 Lire,
Frankreich auf . . . . 3 700 409 000 „ 640 535 000 „
das Deutsche Reich
(Reichshaushaltsetat) auf 2 640 370 000 „ 899 556 000 „

Bei Berücksichtigung der Budgets der Einzelstaaten erhöht sich die vorletzte Summe auf 7 093 000 000 Lire.

Auf den Kopf der Bevölkerung entfallen an Ausgaben:

in Italien . . . . 53,00 Lire,
„ Österreich-Ungarn . . . . . 66,95 „
„ Frankreich . . . . 95,87 „
„ Deutschland . . . 46,84 oder 125,83 „

(je nachdem das Reichsbudget oder die Budgets aller Staaten betrachtet werden).

An Ausgaben für das Heer kommen auf den Kopf der Bevölkerung:

in Italien . . . . 6,50 Lire,
„ Österreich-Ungarn . . . . . 9,70 „

in Frankreich . . . . 16,60 Lire,
" Deutschland . . . . 15,90 "

Somit beträgt das Heeresbudget in Prozenten des Gesamtbudgets:

in Italien . . . . 12,75 vH.,
" Österreich . . . . 14,55 "
" Frankreich . . . . 17,30 "
" Deutschland . . . . 34,05 "

Bei Deutschland ist hierbei nur das Budget des Reiches berücksichtigt, betrachtet man die Budgets sämtlicher deutscher Staaten, so beträgt die betreffende Summe weniger als die Hälfte.

Im Verhältnis zum Reichtum des Landes beträgt das Heeresbudget:

in Italien . . . . 0,30 vH.
" Österreich . . . . 0,50 "
" Frankreich . . . . 0,30 "
" Deutschland . . . . 0,45 "

Hieraus sind die verhältnismäßig geringen Militärlasten Italiens zu erkennen. Nicht nur bezüglich der Steuerlasten des einzelnen Bürgers, des Verhältnisses des Heeresbudgets zum allgemeinen Budget und zum Reichtum des Landes, sondern auch bezüglich der Ausgaben für den einzelnen Mann steht Italien am günstigsten da. Letztere betragen in Italien 982, in Österreich 1902, in Frankreich 1113, in Deutschland 1309 Lire.

Bei allen diesen Angaben ist nur das Heer, nicht die Marine berücksichtigt. Es sind nur die italienischen Statistiken zum Vergleich herangezogen; Statistiken anderer Staaten würden selbstverständlich einige Verschiebungen der Zahlen herbeiführen, je nachdem besondere Verhältnisse berücksichtigt sind. Die Statistik kann ja niemals ganz genau sein, sondern immer nur einen Anhalt zur Beurteilung geben.

Nach anderen italienischen Angaben wird das Verhältnis des stehenden Heeres (forza bilanciata) zur Bevölkerung gerechnet:

in Italien . . . . auf 0,63 vH.
" Österreich . . . . " 0,88 "
" Frankreich . . . . " 1,30 "
" Deutschland . . . . " 0,95 "

Auch hierbei steht Italien an letzter Stelle. In derselben Statistik wird hervorgehoben, daß vor 1866 bei 22 Millionen Einwohnern zeitweise 300 000 Mann unter Waffen gehalten wurden, jetzt bei über 32 Millionen Einwohnern nur etwas mehr als 200 000 Mann.

Wenn in Italien bisher aus finanziellen Gründen ein Sparsystem Platz greifen mußte, so ist doch nicht zu verkennen, daß trotz der wechselnden Finanzlage und mancherlei Krisen viel geschehen ist, und daß das Heer zu einer Einheit und zu

einem gewissen Abschluß gelangte. Wenn man auch in absehbarer Zeit nicht an eine erhebliche Vermehrung des italienischen Heeres denken kann, zumal ja die bessere Finanzlage nur durch eine hohe Steueranspannung herbeigeführt worden ist, so wird das Königreich doch auf den inneren Ausbau seines Heeres in Zukunft mehr Gewicht legen.

Die schweren Nachteile, die infolge der späten Rekruteneinberufungen eintreten konnten, sind bereits erwähnt und wohl durch die seit 1905 erfolgte Mehreinstellung von 11 Millionen endgültig beseitigt. Neben anderen Fragen von geringerer Bedeutung, wie Gehälter, Gebührnisse usw., bedürfen besonders zwei Fragen der Beachtung: die Bewaffnungsfrage des Heeres und die geringe Etatsstärke der Truppen.

Italien beginnt jetzt erst langsam mit der Einführung eines modernen Schnellfeuergeschützes, ebenso erst jetzt mit der Anschaffung von Maschinengewehren; eine schwere Artillerie des Feldheeres ist überhaupt nicht vorhanden. Allerdings werden augenblicklich Versuche mit Haubitzen Modell Krupp abgehalten, aber die Angelegenheit ist noch lange nicht entschieden. Es ist aber zu wünschen, daß alle diese Fragen bald erledigt und schnell durchgeführt werden.

Eine der wichtigsten Fragen ist die der Stärken der Truppen. Hier ist eine Erhöhung der erwähnten Friedensstärken dringend erforderlich. Das noch jetzt in Kraft befindliche Rekrutierungsgesetz von 1854*) entspricht nicht mehr den modernen Anforderungen. Italien stellte in letzter Zeit alle Tauglichen ein, eine Ersatzreserve (2. Kategorie) besteht nicht mehr.

1904 wurden von	469 860 Stellungspflichtigen	
	191 268 tauglich befunden	= 40,71 vH.
Davon wurden i. d. 1. Kat. eingeteilt:	97 131	= 20,67 „
„ „ 2. „ „	—	—
„ „ 3. „ „	94 136	= 20,04 „

Wenn auch die Zahl der Stellungspflichtigen gemäß des Anwachsens der Bevölkerung in Zunahme begriffen ist, so ist doch eine Abnahme der Tauglichen zu verzeichnen, somit auch eine Abnahme des jährlichen Rekrutenkontingents. Auch die unsicheren Stellungspflichtigen**) vermehren sich. Die große Auswanderung***) spielt nicht nur bei den bereits Entlassenen, sondern auch bei den Rekruten eine Rolle.

*) Die Tauglichen sind eingeteilt in 3 Kategorien: 1. Kategorie, aktive Dienstpflicht, ins Heer eingestellt. 2. Kategorie entspricht der deutschen Ersatzreserve (hohe Losnummer), ist nicht mehr vorhanden. 3. Kategorie, sogleich Territorialmiliz, alle wegen der ausgedehnten Befreiungen nicht Eingestellten. Die 3. Kategorie ist etwa gleich der 1.; die Hälfte der Territorialmiliz ist unausgebildet.

**) Von der Jahresklasse 1880 (eingestellt 1900) haben sich nicht zum Heeresdienst gestellt: 27 353 Mann,
1885 („ 1905) haben sich nicht zum Heeresdienst gestellt: 48 532 Mann.

***) Auswanderung 1905: 726 331 Köpfe, davon 557 244 männliche Personen über 15 Jahre (447 083 nach überseeischen Ländern, 279 248 nach Europa und nach den an das Mittelmeer grenzenden Ländern).

Aber nicht nur die geringen Friedensstämme sind eine Folge dieser Verhältnisse, auch für die Mobilmachung kann nach der Begründung des Gesetzentwurfes für ein neues Rekrutierungsgesetz nicht die erforderliche Stärke aufgebracht werden, wie sich aus folgender Tabelle ergibt:

	Stärke:		
	vorhanden	nötig für die Mobilmachung	fehlend
a) 1. Linie, 8 Jahresklassen:			
Unter den Waffen (3 Jahresklassen) nach Abzug von 10 vH.	207 000	—	—
In der Reserve (5 Jahresklassen) und die nach dem 2. Dienstjahre Entlassenen nach Abzug von 20 vH.	247 000	—	—
b) 2. Linie, 4 Jahresklassen:			
Mobilmiliz nach Abzug von 20 vH.	181 950	—	—
Also Heer 1. und 2. Linie . . .	635 950	790 000	154 050
c) 3. Linie, 7 Jahresklassen:			
Territorialmiliz (Ausgebildete) nach Abzug von 30 vH.. .	263 000	310 000	47 000

Auch diese Zahlen werden durch die Auswanderung noch ungünstiger gestaltet werden, wenn auch ein großer Teil die Stellungspflichtigen nur der periodischen Auswanderung angehört.

Das neue Rekrutierungsgesetz will die zweijährige Dienstzeit für alle Waffen einführen und das jährliche Rekrutenkontingent auf 108 000 Mann festsetzen. Die Bedingungen für Tauglichkeit sollen nicht herabgesetzt, sondern die zahlreichen Befreiungen, die zum Teil den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht illusorisch machen, eingeschränkt und nach dem wirklichen Bedürfnis eingerichtet werden. Ferner soll auch wieder eine 2. Kategorie (Ersatzreserve von etwa 25 000 Mann) geschaffen werden. Letztere wird aber nur dann eine Bedeutung haben, wenn sie auch wirklich zu Übungen einberufen wird.

Man denkt sich die Wirkungen des Gesetzes, welches jetzt gerade erneut der Kammer vorgelegt ist, folgendermaßen:

Unter den Waffen am 1. Juli (2 Jahresklassen der 1. Kategorie)	198 000	Mann
In den Reserven (6 Jahresklassen der 1. Kategorie . . . 8 " " 2. " . . .)	589 000	"
Mobilmiliz (4 Jahresklassen der 1. und 2. Kategorie) . .	333 000	"
Summe . . .	1 120 000	Mann
Nötig für die Mobilmachung	790 000	"
Territorialmiliz (7 Jahresklassen der 1. und 2. Kategorie)	410 000	Mann
Nötig für die Mobilmachung	310 000	"

So ergibt sich, daß Heer und Reservisten allein annähernd die erforderliche Summe von 790 000 Mann aufweisen, daß somit durch die Mobilmiliz noch eine Reserve von etwa 30 vH. vorhanden ist; bei der Territorialmiliz genügen schon die ersten 5 Jahresklassen.

Durch das neue Rekrutierungsgesetz soll keine höhere Belastung des Budgets nötig werden. Es tritt ja auch nur eine Vermehrung der für den Krieg erforderlichen Mannschaften ein, nicht die ebenso dringende Erhöhung des Friedensstandes der Truppen. Es wäre aber sehr erwünscht, eine solche Erhöhung herbeizuführen.

v. Bonin,
Hauptmann, aggregiert dem Generalstabe der Armee.





Russische Bestrebungen in der Mongolei.

Die russische Macht in Asien ist vom Jahre 1581, wo der Kasak Jermak Timofejew mit seinen wilden Scharen den Ural überschritt, bis zum letzten Mandschurischen Kriege in stetem Fortschreiten geblieben. Verschiedentlich hat Rußland hierbei die bewundernden Blicke der ganzen Welt auf sich gelenkt, so bei seinen Kämpfen in Zentral-Asien in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und mehr noch bei den späteren gewaltigen Unternehmungen im „Fernen Osten". Dagegen sind seine Anstrengungen, in den abgeschlossenen und europäischer Kultur kaum eröffneten weiten Gebieten der Mongolei Fuß zu fassen, fast unbeachtet geblieben.

Die Mongolei zeigt den Charakter einer steppenartigen Hochebene, die im Norden und Westen von waldreichen Gebirgszügen durchsetzt ist. Strichweise nur ist wirkliche Wüste vorhanden. Politisch bildet die Mongolei eines der „Außenländer" Chinas, administrativ wird sie in fünf Bezirke eingeteilt: Tarbagatai, Kobdo, Chalcha, Ordos und Alaschan. An der Spitze jedes Bezirks steht ein höherer Beamter des Pekinger Kolonialministeriums mit zwei Gehilfen, Ambanen, von denen der eine stets Mongole, der andere Mandschu sein soll. In Urga residiert außerdem noch der „Mongolische Amban", ein eingeborener Fürst, der nicht von der Pekinger Regierung eingesetzt, sondern von der Bevölkerung gewählt wird. Im übrigen sind die mongolischen Fürsten in ihren Stammesbezirken ganz selbständig. China führt bereits seit Jahrhunderten nur eine nominelle Oberherrschaft; insbesondere hat es anscheinend niemals eine größere Truppenmacht in der Mongolei unterhalten.*) Schwächliche Verwaltungsreformen der chinesischen Mandarine blieben ohne Einfluß. Skizze 3.

Bis zum Mandschurischen Feldzuge hatte Rußland in politischer Hinsicht mit ernsten Konkurrenten in der Mongolei nicht zu rechnen. Japan hatte auf dem asiatischen Kontinent noch nicht festen Fuß gefaßt. Englands Einfluß war durch die abgeschlossenen, weiten Gebiete von Ost-Turkestan und Tibet ferngehalten. Nur eine

*) Auch bei Aufstellung der 36 modernen Divisionen, die nach den neuesten Verordnungen der Zentralregierung in Peking bis 1912 gebildet sein sollen, ist die Mongolei unberücksichtigt geblieben.

Frage der Zeit schien es, daß nach der Mandschurei auch die Mongolei als reife Frucht Rußland in den Schoß fallen mußte.

Die russische Politik begnügte sich infolgedessen damit, durch Subsidien an die einheimischen Fürsten und eine weitgehende Unterstützung von Forschern und Kaufleuten ihren Einfluß zu festigen. Zu statten kam ihr der von alters her bestehende Gegensatz zwischen Mongolen und Chinesen und der in der Mongolei herrschende tibetische Buddhismus, der sogenannte Lamaismus. Zu ihm bekennen sich auch die russischen Grenzanwohner der Mongolei, die Burjäten, die auf wirtschaftlichem wie religiösem Gebiete mit ihren mongolischen Glaubensgenossen in enger Fühlung stehen.

Rußland hat von jeher dem Lamaismus dieselbe Toleranz, wie den übrigen asiatischen Religionsformen entgegengebracht. Der Lamaismus der Burjäten wurde offiziell als eine Staatsreligion anerkannt. Die Zaren bestätigten ihren höchsten Priester, den Bogdo Gegen, der am Hussin-See in Transbaikalien, zwischen der Selenga und dem Baikal-See residiert, als kirchliches Oberhaupt der Burjäten und gestatteten sogar, daß Feldzeichen burjätischer Truppen durch Lamas geweiht wurden. Bezeichnend ist, daß schon Katharina II. von diesen unter die Heiligen erhoben wurde. Auch heute noch gilt der „Weiße Zar“ bei Mongolen und Tibetern als eine Verkörperung göttlichen Wesens.

Für China bedeutet der Lamaismus eine Gefährdung seiner Oberherrschaft in der Mongolei und in Tibet. Auch England findet in ihm den größten Widersacher seiner wirtschaftspolitischen Bestrebungen, die auf eine Erschließung Tibets von Indien aus hinzielen. Wiederholt hat England gewaltsam vorgehen wollen. Es besetzte nach und nach nicht unbeträchtliche Randgebiete von Tibet, trieb aber dadurch auch den Dalai Lama in die Arme Rußlands. Offensichtlich trat dies zum ersten Male Ende des Jahres 1900 zutage. Der Dalai Lama, der seit 1892 wegen unzureichenden Schutzes gegen englische Übergriffe dem Pekinger Hof den Tribut verweigert hatte, entschloß sich, über Urga und Kiachta eine Gesandtschaft mit Geschenken an den „Weißen Zaren“ zu entsenden. Führer dieser bedeutungsvollen Mission war der burjätische Lama Daltiew, der seit 1897 die Stellung eines Sekretärs der auswärtigen Angelegenheiten bei dem Dalai Lama in Lhasa bekleidete. Seinem Wirken wurde es bereits zugeschrieben, daß Anfang 1900 der mongolische Bogdo-Gegen in Urga von Lhasa aus die Weisung erhalten hatte, sich während der chinesischen Boxerunruhen in allen zweifelhaften Fällen nach dem Rate des russischen Konsuls in Urga zu richten.

Welche Zusicherungen der Zar, der dem Dalai Lama unter anderen Gegengeschenken angeblich auch Gewehre gesandt haben soll,*) damals gemacht hat und ob

*) Die Engländer haben bei ihrer Expedition nach Lhasa 1904 russische Gewehre bei den Tibetern vorgefunden.

tatsächlich, wie Pressemeldungen behaupten, ein später von China anerkannter Schutzvertrag zwischen Rußland und Tibet abgeschlossen wurde, ist nicht bekannt geworden. Deutlich zeigte sich aber im Jahre 1904, als der Dalai Lama vor der englischen Strafexpedition von Lhasa nach Urga floh, welches Ansehen sich Rußland in den Ländern des tibetischen Buddhismus erworben hatte.

Noch stiller und für die übrige Welt verborgener, als das Vordringen des politischen Einflusses, erfolgte die wirtschaftliche Erschließung der Mongolei durch Rußland. Noch heute sind die Mongolen Nomaden, die nur wenig Ackerbau treiben und ihren Haupterwerb durch Viehzucht finden.*) Nach Getreide ist starke Nachfrage; es wird ebenso wie Textil- und Metallwaren aus Sibirien bezogen. Die Ausfuhr aus der Mongolei besteht außer lebendem Vieh hauptsächlich in Rohprodukten, deren wichtigste Schaf- und Kamelwolle, Rauchwaren und unbearbeitete Häute sind. Von alters her herrscht zwischen Rußland und der Mongolei ein lebhafter Warenverkehr, der teilweise noch die primitiven Formen des Tauschhandels bewahrt hat.

Westlich der Linie Baikal-See—Uljassutai hat die russische Regierung lange Zeit allein dem Kaufmann das Arbeitsfeld überlassen. In neuerer Zeit versucht sie den Handel dadurch zu leiten, daß sie für die Regulierung des Irtysch Sorge trägt. Eine russische „Ober-Irtysch-Gesellschaft" unterhält mit mehreren Dampfern einen regelmäßigen Handelsverkehr. Ob diese Dampfer schon jetzt den Schwarzen Irtysch über den Saissan-See nach Osten hinauffahren, ist nicht festzustellen gewesen. Der Plan, dies zu tun, soll jedenfalls bestehen.

Außerdem hat die russische Regierung in den letzten Jahren den Ausbau der Handelsstraße in Angriff genommen, die von Biisk im Gouvernement Tomsk ausgeht, dem Laufe des Katun-Flusses und der Tschuja bis zur russischen Zollstation Kosch-agatsch folgt und dann nach den beiden wichtigsten Handelszentren der West-Mongolei, nach Kobdo und Uljassutai abzweigt. Wegen ihres Laufs im Tschuja-Tale führt diese Straße von alters her den Namen: „Tschuisker Trakt". Schon jetzt ist es möglich, zu Wagen von Biisk bis Kobdo und Uljassutai zu gelangen; bei den schlechten Wegeverhältnissen der Mongolei eine bedeutsame Tatsache. Zwischen den letztgenannten mongolischen Städten selbst fehlt zur Zeit noch eine brauchbare Wagen-Verbindung. Jedoch wird sie voraussichtlich bald geschaffen werden, da sich seit 1906 in Uljassutai ein russischer Konsul**) und eine Filiale der russisch-chinesischen Bank befinden, deren Jahresumsatz angeblich 300 000 Rubel beträgt.

*) Nach einer Äußerung des russischen Armee-Intendanten, General Huber, ist während des letzten Kriegsjahres in der Mandschurei der Fleischbedarf der russischen Armeen fast ausschließlich durch Ankauf von Vieh in der Mongolei gedeckt worden.

**) Er war bisher Konsul in Gutschen (Ku tschöng) in der chinesischen Dsungarei, und soll die chinesiche, mongolische und kirgisische Sprache beherrschen.

Nicht ganz so günstig, wie im Westen, lagen die Verhältnisse für das wirtschaftliche Vordringen Rußlands im Osten der Mongolei. Zustatten kam jedoch hier die Nähe der mongolischen Hauptstadt Urga.

Dort laufen zahlreiche Handelsstraßen aus China, aus der Mandschurei und der Mongolei zusammen und leiten den Warenaustausch von alters her über Kiachta nach Sibirien. So ist Urga zur Handelsmetropole der östlichen Mongolei und damit naturgemäß zum Zentralpunkt ihrer Verwaltung geworden. Daneben ist die Stadt aber auch eine Hochburg des mongolischen Lamaismus; hier am Wohnsitz des mongolischen Bogdo-Gegen, des göttliche Verehrung genießenden Stellvertreters des tibetischen Dalai Lama, leben über tausend buddhistische Mönche. Der Zuzug von Pilgern an den Festtagen ist außerordentlich groß.

Rußland hat die kommerzielle und politische Bedeutung von Urga frühzeitig erkannt. Seit langer Zeit besteht dort eine Niederlassung der russisch-chinesischen Bank und ein russisches Konsulat. Über ein Menschenalter hinaus wirkte an letzterem der Generalkonsul Schischmarew, ein geborener Burjäte, dessen politischer Einfluß weit über die Grenzen der Ost-Mongolei hinaus bis nach Uljassutai und Kobdo reichte. Ihm verdankte der unternehmende baltische Großkaufmann v. Grot eine Minenkonzession, die sich von Urga nordwärts bis zur sibirischen Grenze, ostwärts bis zum Kulun-See und westwärts bis halbwegs Uljassutai, also über ein Gebiet von etwa zwei Dritteln der Größe des Deutschen Reiches, erstreckte. Hier hatte Grot das alleinige Recht, Mineralien zu heben und dazu die vorhandenen Wasserkräfte und Waldbestände auszunutzen. Die Bevölkerung geriet bei ihrer wirtschaftlichen Unmündigkeit bald in Abhängigkeit von dem Minenbesitzer, dem sie den Titel „König von Urga“ beilegte. Doch nahm das Unternehmen nicht den glänzenden Aufschwung, den es zu versprechen schien. Es wurde später in eine Aktiengesellschaft mit einem Kapital von zwei Millionen Rubel umgewandelt. Bis 1902 wurden nur Goldwäschereien, keine Bergwerke betrieben. Ein gutes Arbeitsfeld lag im Tal des Iro, östlich der Poststraße Urga—Kiachta, ein zweites etwa 300 km östlich Urga. Der Tagesgewinn soll 1902 einen Wert von 750 Rubel gehabt haben, man hoffte damals ihn in Kürze bis auf 5000 Rubel steigern zu können. Nach neuesten Nachrichten soll das Unternehmen zusammengebrochen sein.

Es litt, ebenso wie der gesamte russische Handel in der Ost-Mongolei, unter den schlechten Wegeverhältnissen. Die wenigen, uralten Verkehrsstraßen genügen in ihrem verwahrlosten Zustande nicht mehr für den von Jahr zu Jahr steigenden Warenumsatz. Seit längerer Zeit plant deshalb Rußland den Bau einer Eisenbahn, die von der sibirischen Bahn bei Werchne-Udinsk abzweigen, der alten Tee-Karawanenstraße folgend, über Kiachta—Urga nach Kalgan führen und hier den Anschluß an die chinesische Bahn Peking—Kalgan gewinnen soll. Vermessungen zur Festlegung der Trace sind 1901 im Regierungsauftrage ausgeführt worden. Es hieß dann, daß

Rußland auf deutsch-englischen Protest hin von dem Bau der Bahn Abstand genommen habe. Wahrscheinlicher ist, daß es damals fürchtete, seinen mandschurischen Linien mit dieser Bahn eine Konkurrenz zu schaffen. Die Rücksicht auf die hohe finanzielle Anspannung, die der Bau der sibirischen und mandschurischen Linien und die Durchführung der Witteschen Wirtschaftspolitik im fernen Osten erforderte, zwangen bis zum Ostasiatischen Kriege überhaupt dazu, die Interessen der Mongolei hinter denen der Mandschurei zurücktreten zu lassen.

Alle bisherigen Erfolge in der Mongolei hatte Rußland, wie ersichtlich, auf friedlichem Wege ohne Aufbietung militärischer Machtmittel erreicht. Nur vorübergehend wurde in den Jahren 1900—1902 während des chinesischen Boxeraufstandes eine schwache Besatzung nach Urga vorgeschoben, die zuerst aus zwei Sotnien Kasaken, später aus einer Kompagnie Infanterie mit einigen Reitern und einem Zuge Artillerie bestand.

Die russischen Soldaten sind, nach einer Schilderung des „Rußki Invalid" vom 18. Juli 1900, bei ihrem Einmarsch in die Mongolei überall freudig begrüßt worden; in Urga haben sie dauernd zur Einwohnerschaft und Regierung des Landes in ausgezeichnetem Verhältnis gestanden. Es waren wohl sämtlich Burjäten.

Während der damaligen Ohnmacht der Pekinger Regierung hat die russische Besatzung die Aufmerksamkeit der mongolischen Bevölkerung auf die starke, weitreichende Macht des „Weißen Zaren" hingelenkt. Dieser Eindruck ist auch zunächst geblieben Erst der russisch-japanische Krieg hat ihn etwas verwischt.

Die Machtverhältnisse in Asien haben sich stark verschoben. Rußland hat es nicht vermocht, die großzügige, mit gewaltigen finanziellen Anstrengungen ins Leben gerufene Wirtschaftspolitik Wittes mit dem Schwerte zu schirmen. Das Pachtgebiet auf der Liau tung-Halbinsel ist an Japan verloren gegangen, und auch in der Mandschurei hat das Inselreich festen Fuß gefaßt.

Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß Rußland seit dem Kriege auch das Interesse an dem ihm verbliebenen nördlichen Teil der Mandschurei zu verlieren beginnt. Die russischen Kaufleute, die gewöhnlich über die Absichten ihrer Regierung gut unterrichtet sind, ziehen sich nach und nach von Charbin und den anderen mandschurischen Handelsplätzen zurück. Auch ist kürzlich die Auflösung einiger nicht unwichtiger russischer Militärbehörden in der Mandschurei, der Linienkommission und der Bahnhofskommandantur in Charbin, sowie der 4. Grenzwach-Brigade in Kwang tschöng tsze amtlich bekannt gegeben worden.

Andererseits wird über eine lebhaftere Tätigkeit der russischen Regierung in der östlichen Mongolei berichtet. Im Juni 1907 wurde dorthin eine handelspolitische Mission mit Geschenken an die mongolischen Fürsten entsandt. Bereits im Jahre 1906 sollen solche „Subsidien" die Höhe von zwei Millionen Rubel erreicht haben.

Zeitungsmeldungen wollen ferner wissen, daß Rußland in einem Geheimabkommen

mit Japan die Mandschurei als dessen ausschließliche Interessensphäre anerkannt habe, während ihm dafür freie Hand in der Mongolei zugesichert worden sei. Allerdings ist ein solches Abkommen von russischer Seite offiziell dementiert worden. Ihm widersprechen auch die verschiedentlich gemeldeten Anstrengungen Japans, sich selbst Einfluß in der Mongolei zu verschaffen. Zahlreiche japanische Agenten in mannigfaltiger Verkleidung, so auch als buddhistische Lamas, sollen das Land durchziehen; Japan soll den mongolischen Fürsten Waffen und Munition liefern.

Inwieweit diese Nachrichten zutreffen, läßt sich nicht übersehen. Schwerlich kann es Japans Bestreben sein, die Mongolei für sich zu erwerben. Seiner Politik wird aber ebensowenig ein Erstarken Chinas in der Mongolei erwünscht sein, wie der überwiegende Einfluß Rußlands.

Die Frage, wie China sich zu alledem stellt, wurde bisher nicht beantwortet. Verlautet hat, daß es offiziell gegen das russisch-japanische Geheimabkommen über die Mongolei, das es mithin für tatsächlich bestehend angesehen haben muß, Protest erhoben habe. Der geschickten russischen Politik müßte es dann aber gelungen sein, die chinesische Regierung für ihre Pläne günstiger zu stimmen. Wenigstens meldete am 17. September 1907 der „Sswjet", ohne daß ein Dementi erfolgt wäre, daß in Kürze zwischen China und Rußland Abmachungen zu erwarten seien, die Rußland den Bau der Urgaer Bahn und die Zulassung von Besatzungen in der Mongolei gewähren sollten. Die bevorstehende Wiederaufnahme der seit dem Portsmouther Vertrage wiederholt abgebrochenen russisch-chinesischen Verhandlungen ist auch von anderer Seite bestätigt worden.

Ob diese Verhandlungen das von dem „Sswjet" angedeutete Programm der russischen Politik in der Mongolei der Verwirklichung zuführen sollen und werden, steht dahin. Nicht unwahrscheinlich ist aber, daß Rußland erstreben wird, sich durch Vereinbarungen mit China dauernd die Stellung zu sichern, die es sich in langer, stiller Arbeit in der Mongolei geschaffen hat.

Heinersdorff,
Oberleutnant im 5. Großherzoglich Hessischen Infanterie-Regiment Nr. 168,
kommandiert zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe.





Zur Geschichte des französischen Kolonialbesitzes in Nordafrika.

Die jüngsten Ereignisse in Marokko fesseln aufs neue das Interesse Europas. Historisch von Wert dürfte dabei auch eine Prüfung der Schwierigkeiten sein, die die Franzosen bisher im Kampfe mit der eingeborenen Bevölkerung zu überwinden hatten, seit sie in dem Marokko benachbarten Teile Nordafrikas festen Fuß gefaßt haben.

Die geographischen und politischen Verhältnisse sind in Marokko und Französisch-Nordafrika sehr ähnlich. Beide Länder liegen unter der gleichen geographischen Breite, besitzen beide eine ausgedehnte Küstenentwicklung, werden von demselben Gebirgssystem durchzogen und von derselben Wüste im Süden begrenzt. Beide Länder zeigen infolgedessen die gleichen klimatischen Verhältnisse. Sie werden von einer naheverwandten Bevölkerung bewohnt. Der gleiche Glaube verbindet alle Völker Nordafrikas. Skizze 4.

In mancher Hinsicht sind jedoch die Bedingungen für das friedliche oder militärische Vordringen einer europäischen Macht in Marokko bedeutend ungünstiger als in Französisch-Nordafrika vor 1830, ehe die Eroberung Algeriens begonnen wurde. Die Gebirge sind höher und unzugänglicher, die Bevölkerung ist zahlreicher und besser bewaffnet. Die Abneigung gegen europäische, christliche Kultur ist stärker entwickelt als in Algerien; dieser Haß hat seinen Grund darin, daß die aus Spanien im 13. Jahrhundert vertriebenen Mauren zum überwiegenden Teil nach Marokko zurückfluteten und die Feindschaft gegen alle Feinde des Halbmondes mit über das Meer brachten und vererbten. Seit dieser Zeit schloß sich auch Marokko als selbständiges Staatswesen nach außen hin ab.

Algerien dagegen hat niemals ein unabhängiges geschlossenes Staatsgebiet gebildet. Es stand schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts unter der Fremdherrschaft der Türken. Die Eroberung des Landes durch die Franzosen bedeutete daher für die eingeborene Bevölkerung nur den Wechsel des Herrn, der als Christ und Europäer ihr allerdings ferner stand als der Türke. Der Marokkaner hat sich

noch niemals unter fremdes Joch gebeugt. Ihm scheint daher der Gedanke der Fremdherrschaft noch viel unerträglicher als den algerischen Eingeborenen. Während die Völker des französischen Nordafrika niemals ein gemeinsames geistliches Oberhaupt besaßen, erkennen auch die freien Stämme Marokkos ihren Sultan als geistlichen Führer an. In weltlicher Hinsicht steht Marokko noch auf dem Standpunkt eines mittelalterlichen Feudalstaates. Nur ein kleiner Teil der Bevölkerung — meist die Stämme des Tieflandes — fügt sich der Zentralgewalt. Aber gerade dieser Umstand würde militärische Erfolge einer europäischen Macht wesentlich erschweren. Der Sultan könnte ihr zwar nur schlecht geschulte Truppen in geringer Zahl entgegenstellen, und taktische Erfolge gegen diese sind durch die gesteigerte Wirksamkeit der modernen Waffen erheblich erleichtert worden, mit dem Siege über die regulären Truppen ist aber noch wenig gewonnen. Jeder Stamm müßte einzeln unterworfen werden. In dem gebirgigen, stark zerklüfteten Lande scheint dies eine fast unlösbare Aufgabe.

Man kann demnach wohl sagen, daß sich etwaige militärische Unternehmungen in Marokko in vieler Beziehung unter sehr ähnlichen Bedingungen abspielen würden, wie die Kämpfe der Franzosen um ihren nordafrikanischen Besitz, daß man in Marokko aber mit erheblich größeren Schwierigkeiten zu rechnen hat.

Bis zur Eroberung durch die Franzosen stand Algerien unter der Herrschaft der türkischen Janitscharen. Diese wählten aus ihrer Mitte einen Dey, der von der Pforte bestätigt wurde. Auf diese Genehmigung beschränkte sich die Oberhoheit der Türkei. 1830 standen dem damaligen Dey Hussein an regulären Truppen 12 000 bis 15 000 türkische Soldaten zur Verfügung, an Hilfstruppen 5000 Kuluglis*). 600 000 bis 700 000 Seelen, die Bewohner der Küstenlandschaften, waren der türkischen Herrschaft unmittelbar unterworfen. Die Stämme im Innern des Landes waren völlig unabhängig. Die Gesamtbevölkerung Algeriens betrug etwa zwei Millionen.**) Die Araber der Steppen und Wüstengebiete, meist Nomadenstämme, lebten von Viehzucht, Raub und Besteuerung der Karawanen, die aus dem Sudan zur Mittelmeerküste zogen. Die vorzugsweise seßhaften Berber bewohnten die Ebenen des fruchtbaren Tell***) und die Gebirgslandschaften Algeriens. Sie nährten sich vorwiegend von Gewerbe und Ackerbau. Die kleinen Berber-Staaten der Küste, die sich unter den Schutz der türkischen Militärherrschaft gestellt hatten, lebten fast ausschließlich vom Seeraub. Seit Jahrhunderten forderten und erhielten sie Tribut von fast allen seefahrenden Nationen. Noch 1817 wagten sich algerische Korsaren bis in die Nordsee.

Frankreich, dem aus Gründen der allgemeinen Politik an der Freundschaft der

*) Mischlinge von Türken mit eingeborenen Frauen.

**) Marokko hat gegenwärtig 7 Millionen Einwohner.

***) Nördliches Randgebirge zwischen der Küste und Hochlandssteppe.

Pforte lag, kam bis 1800 leidlich mit Algerien und Tunesien aus. Allerdings mußte es diese Ruhe ebenso wie die übrigen Staaten durch Geldgeschenke, Kanonen und Munition erkaufen. Seit dem Zuge Napoleons nach Ägypten hatte das Verhältnis zwischen Frankreich und der Türkei bedenklich gelitten. 1827 kam es zum offenen Bruch mit Algerien. Frankreich hatte einen Erpressungsversuch der algerischen Regierung nicht beantwortet. Im Verlaufe der Verhandlungen des Deys Hussein mit dem französischen Konsul wurde dieser vom Dey tätlich beleidigt. Ein französisches Geschwader blockierte hierauf drei Jahre lang erfolglos die Häfen Algeriens. 1830 endlich entschloß sich die französische Regierung zu einer ernsthaften Unternehmung.

Die Franzosen landen am 14. Juni 1830 in Algerien und erobern am 5. Juli 1830 die Stadt Algier.

Am 14. Juni landeten unter dem Befehl des Generals Bourmont 35000 Mann mit 4000 Pferden auf 375 Transportschiffen unter dem Schutze von 100 Kriegsschiffen in der Bucht von Sidi el Ferruch. Die Stadt Algier wurde nach mehreren glücklichen Kämpfen am 5. Juli 1830 eingenommen; Dey Hussein verzichtete auf die Herrschaft. Die türkischen Janitscharen wurden nach Smyrna abgeschoben, die Christensklaven befreit, sämtliche Tribute fremder Staaten und alle Monopole wurden abgeschafft.

Mit geringer Mühe war es demnach gelungen, die Hauptstadt der Räuber zu bezwingen, die durch sechs Jahrhunderte hindurch den Schrecken Europas gebildet hatten. Die 50 Millionen Franks, die man im Staatsschatz vorfand, genügten reichlich, die Kosten der Expedition zu decken. Das Land selbst war durch die lange Mißwirtschaft völlig verarmt. Die gesamte Handelsbewegung erreichte damals höchstens 3¹/₂ Millionen jährlich. Städte von einiger Bedeutung waren nur Algier, Blida, Bône und Cherchel. Dennoch bedurfte es jahrzehntelanger Anstrengungen, um das Land zu unterwerfen. Der Islam bildete das Bindeglied des Widerstandes, Araber und Berber vergaßen vorübergehend ihren alten Rassenhaß.

Frankreich kam während der ersten zehn Jahre zu keinem festen Entschluß, ob es nur einige Küstenpunkte Algeriens besetzen oder das ganze Land erobern sollte; ferner stand in Frage, ob man das Land durch Beys regieren oder unmittelbar unter französische Verwaltung stellen sollte. Diese Unsicherheit verzögerte den Erfolg.

Die Franzosen schließen im August 1830 einen Vertrag mit Tunesien.

Mit Tunesien schloß Frankreich im August 1830 einen Vertrag, in dem dieses sich zur Abschaffung des Seeraubes, der Christensklaverei und zur Zahlung von 800 000 Franks verpflichtete. Die Insel Tabarka trat Tunesien an Frankreich ab. Dagegen wurde das bisher zu Recht bestehende Abhängigkeitsverhältnis Tunesiens von Algerien gelöst.

Hier nahm der Nachfolger Bourmonts, Marschall Clauzel, noch 1830 Blida ein und besetzte Oran, Constantine und Medea.*) Schon an diesen ersten

*) Das Expeditions-Korps gegen Medea war 8000 Mann stark und bestand aus 12 Bat., 2 Esk., 1 Feld-, 1 Gebirgs-Battr., 300 Lasttieren. Der Feind wurde geschlagen. 500 Mann unter dem Scheich Mustafa ergaben sich.

Unternehmungen in Algerien nahmen Eingeborene auf französischer Seite teil. Zuaven und Chasseurs d'Afrique wurden bereits 1830 aufgestellt, und zwar aus Eingeborenen unter französischen Offizieren und Unteroffizieren. Daß solches möglich war, zeigt die geringe Entwicklung des nationalen Gefühls in der Bevölkerung Nordafrikas.

Die französische Regierung nutzte die vom Marschall Clauzel errungenen Erfolge nicht aus. Sie fürchtete den Einspruch Englands und ersetzte deshalb den tatkräftigen Marschall durch den General Berthezene. Die afrikanische Armee wurde bis auf eine Division von 10 000 Mann aufgelöst.*) Unruhen in Medea zwangen zu einer neuen Expedition dorthin. Diese mit 4500 Mann unternommene Operation scheiterte völlig. Medea wurde aufgegeben. Ermutigt durch diesen Erfolg, wuchs die fremdenfeindliche Bewegung im Lande. Zahlreiche Wanderprediger forderten die Bevölkerung zum „heiligen Kriege“ auf. In sieben Tagen versammelten sich 40 Stämme südlich Algier. Da sie indessen ohne Zusammenhalt kämpften, ihre nationale Schwarmtaktik auch der französischen Kampfweise nicht gewachsen war, so vermochten sie keinen entscheidenden Erfolg zu erzielen. Immerhin blieben die Franzosen auf die Verteidigung beschränkt.

Die französischen Truppen wurden deshalb noch 1831 wieder auf 23 000 Mann verstärkt und Savary, dem Herzoge von Rovigo, unterstellt. Dieser eroberte 1832 Bône. Sein Nachfolger, Voirol, besetzte 1833 Arzeu, Mostaganem und Bougie. Durch überstürzte Neuerungen reizte er jedoch Araber und Berber zu gemeinsamem Widerstand, und bald stand ganz Algerien in Aufruhr.

Der Emir von Mascara, Abd el Kader, erklärt im Mai 1833 den Franzosen den „heiligen Krieg“.

Der Emir von Mascara, Abd el Kader, stellte sich an die Spitze der Bewegung und erklärte den Franzosen den „heiligen Krieg“. Aber auch dieser bedeutenden, gewandten und tatkräftigen Persönlichkeit gelang es nicht, die militärischen Kräfte des Landes zum einheitlichen Handeln zusammenzufassen und die Bevölkerung zu einer allgemeinen und opferfreudigen Erhebung zu veranlassen. Zwar stießen die Franzosen überall auf Widerstand, dessen Unterdrückung lange Zeit und große Opfer an Geld und Blut erforderte, aber wohl niemals während der Eroberung Algeriens standen den Franzosen an einer Stelle mehr als höchstens 50 000 Mann gegenüber.

Im Mai 1833 stand Abd el Kader mit 12 000 Mann vor Oran im Felde. Zu entscheidenden Kämpfen kam es jedoch nicht. Religiöser Feste und der Ernte wegen zerstreuten sich die Truppen des Emirs bald wieder. Im Oktober begann der Feldzug indessen von neuem. Die Okkupations-Division wurde allmählich auf 31 000 Mann verstärkt. Nach langem Zögern entschloß sich Frankreich zur Behauptung des bereits eroberten Gebietes, das 1834 einem General-Gouverneur, Graf Drouet d'Erlon, unterstellt wurde.

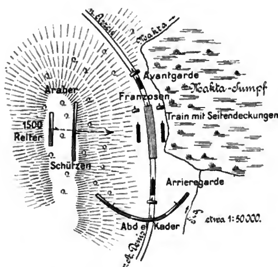
*) 16 Bat., 3 Esk., 7 Battr.

Ehe dieser in Algerien eintraf, schloß Frankreich jedoch mit Abd el Kader Frieden und erkannte ihn als Emir von Algerien an.*) Den Franzosen blieb nur Oran, Arzeu, Mostaganem, Bougie, Bône und Algier. Auf Drängen der Kammer wurde die Armee wieder auf **21 000** Mann verringert.

Abd el Kader schlägt am 28. Juni 1835 die Franzosen am Makta-Fluß.

Durch dieses schwächliche Verhalten der Franzosen ermutigt, brach Abd el Kader bereits 1835 den eben geschlossenen Frieden. Am 28. Juni schlug er die Franzosen an der Makta. In diesem Gefecht standen etwa 2000 Franzosen**) 10 000 Arabern gegenüber. Von diesen waren 6000 bis 7000 Mann beritten. Unter den Fußtruppen war ein Bataillon reguläre Infanterie. Es war von einem Deutschen ausgebildet worden.

Skizze des Gefechtes an der Makta
28.6. 1835 12° mittags.



Das Gefecht an der Makta ist ein gutes Beispiel für die arabische Fechtweise. Die französische Kolonne unter dem Befehl des Generals Trezel war im Marsch von der Sig nach Arzeu gewesen. Abd el Kader hatte in der Nacht vom 27./28. Juni südlich St. Denis gestanden. Seine Reiter umschwärmten am 28. früh die französische Marschkolonne, ohne jedoch einen ernsthaften Angriff zu unternehmen. Als gegen Mittag die Avantgarde Trezels den Nordrand der Ebene erreicht hatte, flammte

*) Textskizze Seite 151.

**) 4 Bat., 4 Esk., 1/2 Feld-, 1 Gebirgs-Battr., 1 Pi.-Kp.

plötzlich das Schilf des in der Sommerglut teilweise ausgetrockneten Makta-Sumpfes, an dem die Kolonne entlang marschierte, in hellen Flammen empor. Die Franzosen wichen nach links in die mit niedrigem Gebüsch bestandene Hügelkette aus. Hier wurden sie unerwartet von starkem feindlichen Feuer empfangen. Abd el Kader hatte 1500 Reiter, von denen jeder einen Infanteristen auf der Kruppe des Pferdes mitnahm, am frühen Morgen vorgeschickt, um den Franzosen den Weg zu verlegen. Die linke Seitendeckung, die sich gegen den Feind entwickeln sollte, flutete nach kurzer Gegenwehr auf die Marschkolonne zurück. Gleichzeitig griffen von Süden her dichte Reiterscharen die Arrieregarde an. Panischer Schrecken verbreitete sich in den französischen Reihen. Die von Abd el Kader vorgesandten 1500 Reiter brachen aus der Hügelkette zur Linken vor und teilten die Franzosen in zwei Gruppen, von denen die eine auf die Arrieregarde, die andere auf die Avantgarde zurückwich. Viele Leute ertranken im Sumpf. Die Araber stürzten sich auf den Train, den die Franzosen im Stich gelassen hatten. Dadurch entging die Truppe der völligen Vernichtung. Mit großen Verlusten erreichte sie am Abend Arzeu. Die dem französischen Detachement zugeteilte Kavallerie hatte sich als zu schwach erwiesen. Abd el Kader war es gelungen, durch den dichten Schleier, mit dem seine starke Reiterei die französische Marschkolonne umgab, die Aufklärung der Franzosen vollkommen zu verhindern. Es hatte sich gezeigt, daß zum Kampfe gegen die Araber-Stämme der Ebene, die zum größten Teile beritten sind, starke Kavallerie erforderlich ist. Sie muß imstande sein, die Aufklärung zu erzwingen, um so das Gros vor Überraschungen zu sichern. Nach der Niederlage an der Makta machten sich die Franzosen diese Lehre zu Nutzen.

Die Franzosen erobern Mascara und Tlemcen und werden im Frühjahr 1836 am Tafna-Fluß geschlagen.

Um die erlittene Scharte wieder auszuwetzen, wurden vier Infanterie-Regimenter aus Frankreich nach Oran gesandt, so daß die Afrika-Armee Ende 1835 aus 30000 regulären und 5000 irregulären Truppen, goums, bestand. Der an der Makta geschlagene General Trezel und der General-Gouverneur Graf Drouet d'Erlon wurden abberufen und durch den zum General-Gouverneur ernannten Marschall Clauzel ersetzt. Noch im Dezember 1835 nahm dieser die Residenz Abd el Kaders, Mascara, ein.*)

Im Frühjahr 1836 eroberten die Franzosen mit 7000 Mann auch Tlemcen. Der Emir setzte aber den Kleinkrieg mit gutem Erfolge fort. General d'Arlange mit 3900 Mann wurde von ihm an der Tasna geschlagen. Jetzt übernahm General Bugeaud den Oberbefehl in Oran und schlug Abd el Kader im Juli 1836 am Sikah-Flusse in der Nähe von Tlemcen.**)

*) Bei dieser Unternehmung bestand das französische Expeditions-Korps aus 10000 Franzosen und 1000 Eingeborenen in 4 Brigaden zu je 3 bis 4 Bat., etwas Kav. und je 2 Geschützen und 1 Pi.-Kp. Zum Nachschub waren 700 Kamele und 500 Pferdegespanne nötig. Abd el Kader verfügte über 10000 Reiter und 3 Geschütze.

**) Stärke der Franzosen: 5500 Gewehre (10 Bat.), 1200 Säbel, 10 Gebirgsgeschütze, 800 Lasttiere. Stärke der Araber ist nicht bekannt. Abd el Kader ließ 700 Tote zurück.

Im Vertrage von Tafna 1837 wird Abd el Kader als Emir von Westalgerien von den Franzosen anerkannt.

Um freie Hand gegen den Osten Algeriens zu erhalten, erkannte Frankreich trotz dieses Erfolges in dem im folgenden Jahre abgeschlossenen Vertrage von Tafna den Emir als Herrscher von Westalgerien an und begnügte sich mit dem bisherigen Besitz.

Constantine, dessen Regent Bey Achmed versucht hatte, sich selbständig zu machen, wurde von Clauzel seit November 1836 belagert. Denis de Danremont, der Nachfolger Clauzels als General-Gouverneur, setzte diese Unternehmung fort. Erst nach dem Frieden von Tafna im Oktober 1837 gelang es, die Festung einzunehmen und Bey Achmed zu vertreiben. Die Belagerungsarmee bestand aus etwa 11 000 Mann, darunter 1400 Eingeborene.*) Denis de Danremont fiel am 12. November 1837, dem Vorabend der Einnahme der Stadt. Sein Nachfolger wurde General Vallée. Die Franzosen dehnten jetzt in Ostalgerien ihre Herrschaft auch auf das Binnenland, etwa auf die heutige Provinz Constantine aus. Die Afrika-Armee war inzwischen auf 48 000 Mann angewachsen.**)

Abd el Kader bestreitet Frankreich das Anrecht auf Ostalgerien und erklärt 1839 von neuem den „heiligen Krieg".

Abd el Kader bestritt Frankreich das Anrecht auf Ostalgerien und erklärte 1839 von neuem den „heiligen Krieg". Zur Verfügung standen ihm an regulären Truppen 4800 Mann Infanterie, 1000 Reiter, 150 Artilleristen mit 14 Feldgeschützen und etwa 50 000 Mann irreguläre Kavallerie. Die Stärke der französischen Armee stieg von 48 000 Mann nach und nach bis zum März 1841 auf 78 000 Mann. Statt des Marschalls Valée wurde im Frühjahr 1841 der General Bugeaud derselbe, der den Frieden von Tafna unterzeichnet hatte, zum General-Gouverneur Algeriens ernannt. Mit seiner Entsendung nach Afrika war die lange Periode beständigen Schwankens endgültig überwunden. Die Eroberung Algeriens wurde von jetzt ab methodisch und tatkräftig durchgeführt. Die Taktik des Generals Bugeaud zeichnete sich durch rücksichtslose Offensive aus. Er stützte seine Unternehmungen auf die im Besitz Frankreichs befindlichen Häfen, eroberte von ihnen aus die festen Städte im Innern und sicherte die französische Herrschaft durch Anlage zahlreicher befestigter Posten.

General Bugeaud, von 1841 bis 1847 General-Gouverneur von Algerien, unterwirft 1842 den größten Teil der Provinz Oran.

Mit einer schlagfertigen Feldtruppe griff er den Feind an, wo er sich zeigte, und verfolgte ihn bis an die Grenze Marokkos. Um den hohen Anforderungen zu genügen, die diese Taktik an die Beweglichkeit der Truppen stellte, reorganisierte er die Armee den besonderen Verhältnissen Nordafrikas entsprechend. Das Gepäck der Infanterie wurde beträchtlich erleichtert. Turko-Regimenter in ähnlicher Zusammensetzung***) wie heute wurden aufgestellt. Die fahrende Artillerie wurde durch Gebirgs-

*) Infanterie 7000 Mann in 14 Bataillonen. Kavallerie 1500 Mann in 12 Eskadrons. Artillerie 1200 Mann mit 6 Feld-, 10 Gebirgs-, 17 Belagerungsgeschützen. Pioniere 1000 Mann in 10 Kompagnien. Train 2500 Lasttiere.

**) Textskizze Seite 151.

***) Die Turko-Regimenter (Infanterie) ebenso wie die Spahis (Kavallerie) werden aus eingeborenen Mannschaften gebildet. Die Offiziere und Unteroffiziere sind zum überwiegenden Teil Franzosen. Diese eingeborenen Truppen zeichnen sich durch große Genügsamkeit und gute Kenntnis des Geländes aus.

artillerie ersetzt, die mit Maultieren bespannt war, der Train wurde erheblich eingeschränkt, der Nachschub statt auf Fahrzeugen durch Lasttiere befördert. Mit neugebildeten Kamel-Korps gelang es große Durststrecken zu überwinden.*)

Mit dieser reorganisierten Armee unterwarf General Bugeaud innerhalb eines Jahres den größten Teil der Provinz Oran. Die meisten eingeborenen Stämme fielen von Abd el Kader ab, sobald sie sahen, daß das Kriegsglück sich den Franzosen zuwandte. Von Frühjahr 1842 an war Abd el Kader auf den Kleinkrieg beschränkt. Die Familien der ihm treu gebliebenen Stämme, Herden, Kriegsmaterial und sonstige Vorräte vereinigte er in einer Smalah (Lager), die er durch ständigen Ortswechsel vor den französischen Truppen sicherte. Mit der waffenfähigen Mannschaft unternahm er Streifzüge in das von den Franzosen besetzte Gebiet.

Der Herzog von Aumale zwingt Abd el Kader am 16. Mai 1843 bei Taguin zur Waffenstreckung.

Am 16. Mai 1843 gelang es dem Prinzen Heinrich von Orleans, Herzog von Aumale, bei Taguin die Smalah Abd el Kaders zu überraschen und mit nur 600 Reitern — Chasseurs d'Afrique und Spahis — aufzuheben. Im Lager waren etwa 40 000 Menschen versammelt, bewacht wurde es von 5000 Mann, darunter 500 Mann regulärer Truppen. Abd el Kader gefangen zu nehmen, gelang nicht, da er nicht im Lager anwesend war.

Frankreich erklärt an Marokko den Krieg und siegt am 14. August 1844 an der Isly.

Der Emir zog sich jetzt auf marokkanisches Gebiet zurück und setzte von hier aus seine Unternehmungen fort. Da der Sultan von Marokko ihn unterstützte, erklärte Frankreich diesem 1844 den Krieg. Die Armee wurde auf mehr als 100 000 Mann gebracht. Ein französisches Geschwader bombardierte Tanger und Mogador. General Bugeaud mit 8500 Mann Infanterie, 1400 Mann regulärer, 400 Mann irregulärer Kavallerie und 16 Geschützen schlug am 14. August 1844 an der Isly ein marokkanisches Heer von 30 000 Reitern, 10 000 Mann Fußtruppen und 11 Geschützen. Am 10. September 1844 schloß der Sultan infolge dieser Niederlage in Tanger Frieden. In diesem versprach er, Abd el Kader künftig nicht mehr zu unterstützen. Die Franzosen gründeten als Grenzschutz Lalla Maghnia. Durch einen an diesem Ort im folgenden Jahre 1845 geschlossenen Vertrag wurden die Grenzverhältnisse zwischen beiden Staaten geordnet.

Im Vertrage zu Lalla Maghnia 1845 wird die algerisch-marokkanische Grenze festgelegt.

In diesem Abkommen wurde folgendes bestimmt:

1. Die Grenze von der Küste bis Teniet es Sassi wird genau festgelegt.
2. Südlich hiervon wird keine Abgrenzung vorgenommen. Jeder Staat übt hier die Herrschaft über seine Untertanen aus. Von Frankreich hängen ab: Uled Sidi Scheik, Cheraga und alle Hamian-Stämme mit Ausnahme des Hammia-Djemua, der zu Marokko gehört. Die übrigen Stämme im Grenzgebiet unterstehen ebenfalls Marokko.

*) 1 Kamel diente für 2 Mann, die sich im Reiten ablösten. Das Tier trug außerdem das Gepäck der beiden Leute und Lebensmittel für 25 bis 30 Tage. Die Gesamtlast betrug 150 bis 160 kg.

3. Die Wüstendörfer werden auf beide Staaten verteilt, u. a. fällt Figuig an Marokko, Ain Sefra und Sfissifa an Algerien.
4. Südlich Figuig, in der Sahara, wurde eine Abgrenzung für überflüssig erachtet.

Zum Verkehr mit den Eingeborenen und zur Überwachung der Märkte wurden Ämter für Angelegenheiten der Eingeborenen, „Bureaux arabes“ eingerichtet. Diese Behörden wurden aus französischen Offizieren, die mit den afrikanischen Verhältnissen vertraut waren, und aus zuverlässigen Eingeborenen als Dolmetscher gebildet. In veränderter Form besteht diese Einrichtung auch heute noch.

Trotz der großen Erfolge Frankreichs war die Ruhe im Lande auch nach dem siegreichen Feldzuge gegen Marokko noch nicht gesichert. Abd el Kader setzte den Kleinkrieg fort. Noch im Oktober 1845 war ein französisches Heer von mehr als 100 000 Mann zur Bekämpfung der Unruhen nötig. Kleine Erfolge Abd el Kaders, wie das Gefecht von Sidi Brahim im Herbst 1845,*) ließen die Franzosen feindlichen Bewegungen immer wieder von neuem aufflammen. Erst Ende 1847 trat durch das Eingreifen des Sultans von Marokko eine entscheidende Wendung ein. Dieser zwang Abd el Kader nach siegreichem Gefecht bei Udjda**) zum Übertritt auf algerisches Gebiet. Hier wurde der Emir im Dezember 1847 von General Lamoriciere gefangen genommen.

Abd el Kader setzt 1845 den Kleinkrieg fort und wird im Dezember 1847 gefangen genommen.

Damit war die Eroberung Algeriens gesichert.

General Bugeaud, dem das Verdienst hierfür zufällt, war bereits im Herbst 1847 von dem Posten als General-Gouverneur zurückgetreten und durch den Herzog von Aumale ersetzt worden.

Inzwischen waren auch in Südalgerien die Franzosen siegreich bis zur Oase Biskra vorgedrungen. Nur die Gebirgsstämme widersetzten sich noch der französischen Herrschaft. Die Bewohner der Djurdjura und von Groß-Kabylien wurden 1847 unterworfen. Trotzdem hielt Frankreich noch 1849 ein Heer von fast 80 000 Mann für erforderlich, um die Ordnung in Algerien aufrecht zu erhalten.***) 1851 unterwarf der General St. Arnaud mit einer Division von etwa 9000 Mann die Bewohner von Klein-Kabylien. Infolge des Krimkrieges wurde 1854 die algerische Armee auf weniger als 50 000 Mann herabgesetzt. Die Stämme von Groß-Kabylien nutzten diese Schwäche der französischen Truppen aus und erhoben sich noch im gleichen Jahre. Erst nach langwierigen Kämpfen gelang es unter dem General-Gouverneur Randon, sie 1857 endgültig zu unterwerfen.

Die Franzosen dringen in Südalgerien bis zur Oase Biskra vor. Kämpfe mit den Kabylen.

*) 350 Chasseurs und 50 Husaren unterlagen nach dreitägiger heldenhafter Gegenwehr einer erdrückenden Übermacht. Nur 14 Mann blieben am Leben. Dieser Tag wird noch heute in der französischen Reiterei gefeiert.

**) 40 000 Marokkaner standen 2000 bis 3000 Anhängern des Emirs gegenüber.

***) 77 000 Mann, 12 000 Pferde, 4500 Maultiere, die in 46 Bataillonen, 28 Eskadrons, 21 Batterien organisiert waren.

Die Kämpfe in den Hochgebirgslandschaften von Kabylien hatten ein ganz anderes Gepräge gezeigt, als die in den Ebenen und Hügellandschaften des übrigen Tells. Die nomadisierenden, meist berittenen Araberstämme des Flachlandes besaßen wenig Neigung zum nachhaltigen Widerstand. Es war leicht sie zurückzuwerfen, aber schwer ihnen eine empfindliche Niederlage beizubringen. Dazu bedurfte es zahlreicher, leicht beweglicher Kolonnen mit starker Kavallerie, die imstande waren, dem flüchtigen Gegner zu folgen. Anders der Kampf gegen die ackerbautreibenden Berberstämme der Djurdjura und von Kabylien. Diese kriegerische, tüchtige und freiheitsliebende Bevölkerung hing fest an der Scholle, die sie bebaute. Der Natur ihres Landes entsprechend kämpfte sie zu Fuß. Dem Vordringen der Franzosen setzte sie zähen Widerstand entgegen. Jeder Fußbreit Landes wurde hartnäckig verteidigt. Jedes Dorf, meist Felsennester, die burgartig die Kuppen der Berge krönten, mußte einzeln erobert werden. Die Division des Generals St. Arnaud kämpfte innerhalb von $2^1/_2$ Monaten an 26 Tagen. An Kavallerie, die in dem unzugänglichen Lande doch nur mühsam vorwärts kam, konnte gespart werden. Dagegen mußten die französischen Expeditions-Korps stark an Infanterie sein und reichlich mit Gebirgsartillerie versehen werden. Auch im Kampfe gegen die Kabylen gingen die Franzosen meist in mehreren kleinen Kolonnen vor. Diese schützten sich gegenseitig vor Überraschungen.

Nach der 1857 erfolgten Eroberung von Groß-Kabylien ist Algerien vom Mittelmeer bis zum Rand der Sahara im französischen Besitz.

Mit der Eroberung von Groß-Kabylien war Algerien vom Mittelmeer bis zum Rand der Sahara französisch. 27 Jahre war um den Besitz des Landes gekämpft worden. Bis zum Jahre 1840 hatten durchschnittlich 30 000 Franzosen im Felde gestanden. Diese hatten genügt, um einzelne Landschaften und mehrere Küstenpunkte zu besetzen. Zur Durchführung der Eroberung Algeriens bedurfte es eines Heeres von mehr als 100 000 Mann. Zur Sicherung des besetzten Gebietes mußte die Stärke der Armee noch bis an das Ende der 50er Jahre auf der Höhe von 70 000 bis 80 000 Mann gehalten werden.*) Der größte Teil der Truppen diente der Besetzung wichtiger Punkte und dem Schutze der Etappenstraßen. Dabei begünstigte in dieser Hinsicht die geographische Gestaltung Algeriens die Eroberung des Landes durch die Franzosen. Zahlreiche Häfen standen an der lang-

*) Größe des Landes:

Algerien	300 000 qkm,
Deutsch-Südwestafrika (ohne Ovamboland)	650 000 „ ,
Marokko	800 000 „ .

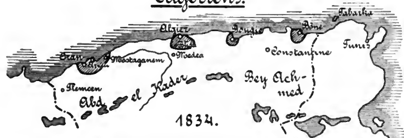
Bevölkerung:

Algerien (1830) 2 000 000, davon bewaffnet 50 000 mit Säbel und Gewehren,
Deutsch-Südwestafrika (1904) 130 000, davon bewaffnet 13 000 mit Gewehren,
Marokko (1907) 7 000 000, davon bewaffnet etwa 200 000 mit Säbel und Gewehren (Sultanstruppen 53 000 Mann),

Dauer des Feldzuges:

Algerien	27 Jahre,
Deutsch-Südwestafrika	3 „ .

Besitzstand der Franzosen während der Eroberung Algeriens.



Stärke der französischen Armee 31000 Mann.



Stärke der französischen Armee 48000 Mann.



1844.

Stärke der französischen Armee 100000 Mann.

Gesicherter französischer Besitz.

etwa 1:12500000.

gestreckten Küste für die Ausschiffung von Truppen und Vorräten zur Verfügung. Die von den Küstenpunkten in das Innere führenden Etappenlinien waren nur kurz. Die Entfernung von Oran nach Tlemcen beträgt 115 km, von Mostaganem nach Mascara 80 km, von Algier nach Medea 70 km, von Philippeville nach Constantine nur 60 km. Die längste Etappenstraße während der Eroberung Algeriens, Constantine—Biskra, beträgt 200 km.*)

Die Gefechtsstärken beider Parteien waren im allgemeinen gering. Meist standen 2000 bis 3000 Franzosen 10 000 bis 12 000 Arabern gegenüber, selten stiegen diese Zahlen auf 10 000 Franzosen gegen 40 000 bis 50 000 Araber. Bei einem Verhältnis von 1 : 4 waren die französischen Truppen meist siegreich.**) Es erklärt sich dies durch die unbeholfene und zusammenhanglose Kampfesweise der Eingeborenen. An der Makta und an der Tafna, bei Sidi Brahim und in manchem anderen Gefecht erwies es sich aber, daß auch mit dieser veralteten Taktik bei großer Überlegenheit und bei der Todesverachtung der Eingeborenen noch Erfolge erzielt werden können.

Die Haltung der Bevölkerung war den Franzosen zwar durchweg feindlich, aber trotzdem gelang es schon im Beginn des Feldzuges und im Verlauf der Jahre im steigenden Maße, Eingeborene in die französischen Reihen einzustellen. Die Stämme der fruchtbaren Ebenen des Tells waren aus Sorge um die Ernte am ehesten geneigt, sich der französischen Herrschaft zu unterwerfen. Die kriegerischen Bewohner der schwer zugänglichen Gebirgslandschaften bewahrten am längsten ihre Selbständigkeit. Die Unterwerfung der Nomadenstämme der Sahara, die eine stete Gefahr für die Sicherheit Algeriens bildeten, blieb der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vorbehalten. Die Kosten der Eroberung Algeriens von 1830 bis 1857 betrugen nach Abzug aller Einnahmen aus dieser Zeit mehr als $2^1/_2$ Milliarden Franks, d. i. durchschnittlich jährlich 100 Millionen.***)

*) Etappenlinien, die in Marokko in Frage kommen:

Tlemcen—Udjda—Fez	350 km,
Colomb—Kenadsa—Tafilelt	200 „ ,
Mogador—Marrakesch	225 „ .

Etappenstraßen während des Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika:

Swakopmund—Windhuk—Gobabis—Rietfontein	800 km,
„ „ „ Aminuis	750 „ ,
„ „ Keetmannshop—Warmbad	1350 „ ,
Lüderitzbucht—Kubub— „ „	500 „ .

**) Gefechtsstärken in Südwestafrika:

Omaruru 4. 2. 1904	Kp. Franke	135 Gewehre	Hereros	1100 Gewehre,
Okaharui 3. 4. 1904	Deutsche	230 „	„	1000 „ ,
Waterberg 11./12. 8. 1904	„	1500 „	„	6000 „ ,
Groß-Nabas 2./4. 1. 1905		200 „	Wittbois	1000 „ .

***) Kosten des Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika rund 450 Millionen Mark, d. h. durchschnittlich jährlich 150 Millionen Mark — 187,5 Millionen Franks.

Seit 1840 war manches zur Hebung des Landes geschehen. Straßen waren angelegt, Häfen ausgebaut worden. 1845 hatte Bugeaud neben der Militärverwaltung eine Zivilverwaltung eingerichtet. 1857 wurde mit dem Bau von Eisenbahnen begonnen, 1860 ein Kabel von Marseille nach Algier gelegt. Die Zahl der Europäer stieg von 3200 (600 Franzosen) im Jahre 1830, auf 130 000 (66 000 Franzosen) im Jahre 1851 und 225 000 (130 000 Franzosen) im Jahre 1870.

Aufstand in Südoran. General Wimpfen schlägt die Aufständischen am 14. Okt. 1870 bei El Fourniak.

In diesem Jahre wurde der größte Teil der Afrika-Truppen nach Frankreich befördert, um die Heimatsarmee gegen Deutschland zu verstärken. Die Eingeborenen benutzten die Entblößung des Landes, um sich noch einmal gegen die französische Herrschaft zu erheben. Im Oktober fielen Stämme aus der Gegend von Kenadsa, 6000 Mann Fußtruppen, 2000 Reiter mit 2200 Kamelen, in Algerien ein. General Wimpfen schlug sie bei El Fourniak am Oued Guir am 14. Oktober und zwang sie zum Frieden von Oran.

Naturalisierung der Juden. Erneute Aufstände.

Am 24. Oktober naturalisierte ein Dekret Cremieux', eines jüdischen Mitgliedes der nationalen Verteidigung, alle Juden Algeriens ohne Unterschied. Diese Verfügung verursachte eine lebhafte Mißstimmung in der eingeborenen Bevölkerung. Im März brach ein Aufstand aus unter der Führung El Mokranis, des Hauptes der Medjana, der mit 8000 Mann vor Bordj bou Arreridj südlich Bougie erschien. Die Bewegung verbreitete sich schnell über das ganze Land. Besonders die kriegerischen Kabylen schlossen sich dem Aufstand an. Sie drangen bis an die Metidja vor.*) Hier wurden sie von schwachen Kräften an der Alma südlich Algier festgehalten. Bei Aumale wurde das aufständische Heer unter El Mokrani geschlagen. Dieser selbst fiel im Kampf. Bis 1872 wurde unter dem General-Gouverneur Geydon die Ruhe wiederhergestellt.

Ein Aufstand 1879 in den Aures-Bergen wurde schnell unterdrückt.

Frankreich übernimmt 1881 die Schutzherrschaft über Tunesien.

Die eingeborene Bevölkerung konnte sich jedoch mit der 1870 erfolgten Naturalisierung der Juden nicht abfinden. Die antisemitische Bewegung kam 1897/98 zum Ausbruch, General-Gouverneur Laferriere stellte jedoch die Ordnung mit leichter Mühe wieder her. Seit dieser Zeit ist die Ruhe im Innern Algeriens nicht mehr gestört worden. Inzwischen war 1881 der afrikanische Besitz Frankreichs durch die Errichtung der Schutzherrschaft in Tunesien wesentlich ausgedehnt worden. Dieses Land war unter der Herrschaft des Beys Mohamed es Sadok völlig verschuldet.

Um die Kosten seiner glänzenden Hofhaltung bestreiten zu können, hatte der Regent innere und äußere zwölfprozentige Anleihen aufgenommen. Die Schuld war von 1860 bis 1869 von 11 auf 169 Millionen Franks gestiegen. In diesem Jahre stellte Tunesien die Zinszahlung ein. Eine europäische Finanzkontrolle unter dem vorwiegenden Einfluß Frankreichs wurde eingerichtet, während im übrigen den wirtschaftlich größten

*) Fruchtbare Ebene um Algier.

Einfluß Italien ausübte. Frankreich fürchtete, daß dieses ihm auch politisch zuvorkommen würde. Als daher 1881 Unruhen an der algerisch-tunesischen Grenze ausbrachen, benutzte es diese Gelegenheit und rückte mit 30 000 Mann in Tunesien ein. Die Flotte unterstützte die Unternehmung der französischen Landarmee. In einer Note an die Großmächte erklärte Frankreich,*) Tunesien „pazifizieren" zu wollen. Der Bey und die Pforte protestierten. General Breart drang trotzdem weiter vor. Anfang Mai stand er vor Tunis. Unter diesem Druck schloß der Bey am 12. Mai 1881 den Vertrag von Bardo ab. Tunesien verzichtete in diesem auf das Recht, mit fremden Staaten Verträge einzugehen und gestattete Frankreich Einfluß auf die Verwaltung des Landes. Der Familie des Beys wurde die erbliche Nachfolge verbürgt. Gegen diesen Vertrag lehnte sich der Süden des Landes auf. Die Franzosen eroberten Susa, Sfax, Gabes und Kairouan und schlugen so den Aufstand mit geringer Mühe nieder. Frankreich hatte anfangs erklärt, das Land nur vorübergehend im Interesse der Sicherheit der algerischen Grenze besetzen zu wollen, jetzt richtete es sich zur dauernden Beherrschung Tunesiens ein. Durch Dekret vom 22. April 1882 wurde die Verwaltung nach französischem Vorbild organisiert, alle Hauptämter wurden mit Franzosen besetzt. Der General-Resident Roustan war der eigentliche Herr des Landes. Im Vertrage von La Marsa**) vom 8. Juni 1883 wurde dieser Zustand bestätigt und Tunesien dem „Protektorat Frankreichs" unterstellt. Der Bey erhielt eine jährliche Zivilliste von $1^3/_4$ Millionen Franks. 1886 wurde die Grenze gegen Tripolis festgelegt.

Die Herrschaft Frankreichs über Tunesien wird von den Großmächten anerkannt.

Unter der zielbewußten und tatkräftigen Führung Frankreichs hat sich seitdem Tunesien sehr schnell zum blühenden Schutzgebiet entwickelt. Durch Sonderverträge wurde die Herrschaft Frankreichs von den Großmächten anerkannt: von Deutschland 1896, England 1897 und Amerika 1904.

Während so die Franzosen ihre Herrschaft in Nordafrika von der marokkanischen Grenze bis zu der von Tripolis ausgedehnt und befestigt hatten, waren sie auch immer weiter nach Süden in die Sahara vorgedrungen.

Der Karawanenverkehr meidet die französischen Besitzungen.

Der Wunsch, die Kolonie gegen die räuberischen Stämme der Nordsahara zu sichern, führte in erster Linie hierzu. Diese Stämme fielen wiederholt in französisches Gebiet ein und zwangen Frankreich zu zahlreichen Streifzügen. Alle unsicheren Elemente Algeriens fanden Zuflucht und Rückhalt bei ihnen. Um die beweglichen Nomadenstämme dauernd zu unterwerfen, mußten die Oasen, von deren Wasserplätzen sie abhängig sind, militärisch besetzt werden. Ferner wünschten die Franzosen, den Transithandel der Sahara nach den nordafrikanischen Häfen zu leiten. Seitdem sich Algerien und Tunesien im christlichen Besitz befinden, werden sie von den aus den

*) Ministerpräsident war Jules Ferry.

**) In der Nähe von Tunis.

reichen Gebieten des Sudans kommenden Karawanen gemieden. Diese gehen seit dieser Zeit nach den mohammedanischen Staaten Tripolis oder Marokko.*)

Zu diesen Gesichtspunkten kommt für Frankreich in neuerer Zeit noch das Bestreben, die Verbindung zwischen den einzelnen Kolonien seines großen afrikanischen Besitzes herzustellen. Schon während der Eroberung Algeriens mußten die Oasen von Biskra und Laghouat besetzt werden. Diese bilden die Eingangspforten zu den Provinzen Constantine und Algier. In der Provinz Oran blieb bis zum Jahre 1881 Geryville der südlichste Posten. Der Südwesten der Kolonie, dessen Grenze von dem mächtigen und unruhigen Stamme der Uled Sidi Scheik bewohnt wurde, blieb den Einfällen dieses Stammes offen.

Eisenbahnbau.

Es gelang den Franzosen auch nicht, den Karawanenverkehr der Sahara nach Algerien zu lenken. Um das Jahr 1880 hofften sie, diese Frage durch den Bau einer Trans-Sahara-Bahn zu lösen. Oberst Flatters wurde 1881 vom Minister der öffentlichen Arbeiten beauftragt, „eine Trace zu erkunden, die im Sudan zwischen Niger und Tschad-See" endigen sollte. Flatters drang von Biskra über Ouargla bis in die Gegend südlich In Salah vor. Hier wurde die ganze Expedition von Leuten des Hoggar-Stammes ermordet. Dieser Erfolg der Eingeborenen ermutigte den Stamm der Uled Sidi Scheik unter der Führung eines Wanderpredigers, Bou Amama, zu erneuten Einfällen in die Provinz Oran. Diese wurden zwar zurückgewiesen, die Gegend dauernd aber erst im Jahre 1883 durch den General Saussier unterworfen. Bou Amama zog sich hierauf in die Gegend von Figuig zurück. Der Bau der Bahn Arzeu—Aïn Sefra wurde inzwischen beschleunigt und erreichte noch 1882 Mecheria.**) Aïn Sefra, das wie Biskra und Laghouat einen wichtigen Paß des Sahara-Atlas beherrscht, wurde besetzt und befestigt.

Die passive Verteidigung der Zugänge Algeriens genügte jedoch nicht, um die Raubzüge der Tuaregs***) zu verhüten. Die Franzosen schoben deshalb in den nächsten Jahren Posten in die nördlichen Gebiete der Sahara vor. Bis 1894 wurden die Oasen-Landschaften von El Oued, Ouargla, El Goléa besetzt und durch eine Reihe von Forts in der Linie Berresof—Miribel—Mac Mahon gesichert. Die Bahn nach Aïn Sefra hatte diesen Ort 1887, die Bahn Constantine—Batna 1888 Biskra erreicht.

In dem englisch-französischen Abkommen vom 5. August 1890 erkannte England als Einflußsphäre Frankreichs das Gebiet im Süden der französischen Mittelmeer-Besitzungen bis zur Linie Say am Niger—Tschad-See an. Da es aber nicht gelang, die Oasen Rhat und Rhadames, die von Tripolis beansprucht wurden, unter französischen Einfluß zu bringen, gingen die Karawanen der Sahara nach wie vor nach Tripolis und Marokko.

*) Übersichtsskizze auf Skizze 4.

**) In 52 Tagen wurden 35 km fertiggestellt; die Spurweite beträgt 1,04 m.

***) Berberstämme der Nordsahara.

In einem neuen Abkommen Frankreichs mit England wird 1899 die Grenze des Hinterlandes von Tunesien gegen Ägypten festgelegt.

1899 schloß Frankreich mit England ein neues Abkommen, in dem das Hinterland Tunesiens gegen Ägypten festgelegt wurde. England erkannte in diesem Vertrage das Gebiet westlich der Libyschen Wüste vom Wendekreis des Krebses ab bis zum 15. Breitengrad als Interessensphäre Frankreichs an. Die Pforte, deren Hinterland in Tripolis hiermit in das französische Interessengebiet fiel, erhob keinen Einspruch. Erst 1906 und 1907 nutzte Frankreich die Vorteile dieses Vertrages dadurch aus, daß es Bilma und Aïn Galakka*) besetzte. Hierdurch hat es die beiden aus dem Sudan nach Tripolis führenden Karawanenstraßen, Bilma—Rhat—Rhadames und Borku—Kufra-Oasen, gesperrt.**)

In Südalgerien drang Frankreich von 1900 ab energisch weiter vor.

Die Tuat-, Tidikelt- und Gurara-Oasen wurden bis 1901 besetzt.***) Mit leichter Mühe und mit geringem Einsatz von militärischen Mitteln ist es gelungen, die Jahrzehnte hindurch gefürchteten Tuaregs der Nordsahara endgültig zu unterwerfen. Auch die Sicherung dieser weiten Gebiete Südalgeriens erfordert nur wenig Truppen und verursacht nur geringe Kosten.†) Die anfangs mit europäischen Truppen besetzten Posten erwiesen sich des Klimas und des Verpflegungsnachschubes wegen als unzweckmäßig und kostspielig. Sie wurden deshalb 1902 durch neuaufgestellte Sahara-Kompagnien ersetzt. Die Mannschaften dieser aus allen Waffengattungen gemischten, sehr beweglichen Truppen rekrutieren sich aus den Stämmen der Sahara und sind deshalb mit den örtlichen Verhältnissen gut vertraut. Sie verpflegen sich aus den Vorräten des Landes selbst, ihr Unterhalt ist daher billig.

Erste Durchquerung der Sahara durch Oberst Laperrine im April 1904.

Nachdem auf diese Weise die Nordsahara gegen die räuberischen Überfälle der eingeborenen Stämme gesichert war, gelang es im Jahre 1904 zum ersten Male, die Verbindung auf dem Landweg zwischen Algerien und Westafrika aufzunehmen. Oberst Laperrine traf am 18. 4. 1904 bei Timiaouine mit dem Kapitän Theveniaut zusammen.

Die Südgrenze Algeriens wird 1905 festgelegt.

1905 wurde die Südgrenze Algeriens gegen die Kolonie Westafrika festgelegt und damit die Ausdehnung Südalgeriens zum Abschluß gebracht. 1907 wurden die an der Sahara-Front gelegenen Gebiete zu dem Militär-Territorium Oasis zusammengefaßt.

Auch an der südoranischen Grenze machte inzwischen das Vordringen der Franzosen unter der tatkräftigen Leitung des Generals Liautey schnelle Fortschritte. Bis zum Jahre 1902 wurde das Zoussana-Tal von zahlreichen Posten besetzt. Diese

*) Ob Aïn Galakka bereits dauernd besetzt ist, steht noch nicht fest.

**) Diese Straßen werden von Karawanen benutzt, die Negersklaven und Elfenbein im Austausch gegen Waffen und Munition von Ubangi durch die Landschaften Dar Fertit und Wadai nach Tripolis bringen.

***) Im Dezember 1894 schlug Kommandant Pein mit 140 Mann 1200 Tuaregs bei In Salah.

†) Das Militärbudget Südalgeriens beträgt gegenwärtig etwa $4^1/_2$ Millionen Franks.

sollten einmal Südalgerien gegen die Stämme um Kenadsa und Figuig schützen und dann eine sichere Etappenlinie zu den Tuat-Oasen bilden. Bou Amama zog sich von Figuig in die Gegend von Udjda zurück.

Die mit Marokko 1901 und 1902 geschlossenen Verträge legten die Grenze gegen diesen Staat fest, und zwar genau von Saidia bis zum Passe Teniet es Sassi, wie 1845, von dort bis Figuig ungefähr. Südwestlich Figuig wurde eine neutrale Zone geschaffen, die sich aber mehr und mehr als französisches Interessengebiet entwickelt. Die Bahn Aïn Sefra—Beni Ounif wurde 1905 statt, wie ursprünglich beabsichtigt, im Zousfana-Tal nach Igli, nach Colomb Bechar und weiter in der Richtung auf Kenadsa fortgeführt.

1903 wurde ein Strafzug gegen die räuberische Bevölkerung von Figuig unternommen. Zenaga, das größte Dorf der Landschaft, wurde bombardiert. Um den algerischen Südwesten dauernd gegen die Einfälle aus marokkanischem Gebiet zu sichern, wurden die Posten weiter nach Westen vorgeschoben. 1907 haben sie die Linie Udjda—Berguent—Kenadsa erreicht.*) Die Westgrenze Algeriens erreicht 1907 die Linie Udjda—Berguent—Kenadsa.

Das italienisch-französische Mittelmeer-Abkommen von 1901, der französisch-englische Vertrag von 1904 und das spanisch-französische Abkommen vom gleichen Jahre gaben Frankreich freie Hand gegen Marokko. Die Algeciras-Akte beschränkte diese Rechte, hinderte Frankreich aber ausdrücklich nicht daran, seine marokkanischen Grenzverhältnisse selbständig zu regeln. Die Truppen in Südoran wurden nach dem Vorbild der Sahara-Kompagnien reorganisiert. Aus den Kreisen an der marokkanischen Grenze wurde durch Verordnungen von 1905 und 1907 das Militär-Territorium Aïn Sefra gebildet.

Die Geschichte Französisch-Nordafrikas ist durch die Ereignisse der letzten Jahre zu einem gewissen Abschluß gelangt. Die Südgrenze Algeriens kann als völlig gesichert betrachtet werden. Die Verbindung mit den verschiedenen Kolonien Westafrikas durch die Sahara hindurch ist von mehreren Expeditionen mit Erfolg hergestellt worden. Den Handel aus dem Sudan nach dem französischen Mittelmeer zu ziehen, ist allerdings nicht gelungen. Der Transithandel an der südalgerischen Grenze betrug 1906 etwa 9 Millionen Franks, also nur soviel wie der eines kleinen Hafens. Diese Frage hat aber inzwischen durch die Verträge mit England von 1890 und 1904 eine andere und für Frankreich ebenfalls günstige Lösung gefunden. Durch diese beiden Abkommen erhielt Frankreich eine gute Verbindung von Westafrika (Dakar—St. Louis) nach dem zentralen Sudan (Tschad-See). Die Verbindungsbahn zwischen Senegal Handelsabsichten in Nordafrika.

*) Udjda ist vorläufig als Pfand für die aus Anlaß der Ermordung des französischen Arztes Mauchamps von Frankreich gestellten und bisher nicht erfüllten Forderungen besetzt worden. Der Posten in Berguent wurde zur Sicherheit der algerischen Grenze gegen Bou Amama, der sich noch im Nordosten Marokkos aufhält, errichtet, die Postierung in Kenadsa dient zur Sicherung der Eisenbahn Beni Ounif—Colomb Bechar.

und Niger erleichtert den Abfluß der Produkte des Sudans nach dem französischen Westafrika. Ein Teil des Karawanenverkehrs geht heute noch über das Tafilelt nach Marokko. Die französischen Kolonialkreise hegen daher den Wunsch, diese reiche Landschaft Algerien anzugliedern. Marokko würde hierdurch gegen die Sahara abgeschlossen werden. Die Bahn Ain Sefra—Colomb wird anscheinend in der Richtung auf das Tafilelt weitergeführt.

Ausgaben für die nordafrikanischen Kolonien.

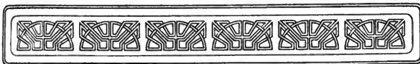
Frankreich hat für die Eroberung und Behauptung seines nordafrikanischen Reiches außerordentliche Opfer bringen müssen. Nach Abzug aller Einnahmen aus diesen Gebieten hat es noch 6 Milliarden Franks zu den Kosten Algeriens und Tunesiens beigesteuert, davon entfallen $4^1/_2$ Milliarden auf das Heeresbudget, 650 Millionen auf Eisenbahnunternehmungen. An eine unmittelbare Verzinsung dieser hohen Summen ist in absehbarer Zeit nicht zu denken. Dies würde ohne Amortisation des Anlagekapitals einen jährlichen Überschuß von mehr als 200 Millionen Franks erfordern.

Noch gegenwärtig trägt Frankreich jährlich etwa 100 Millionen Franks zu den Ausgaben der beiden nordafrikanischen Besitzungen bei, 71 Millionen für Heereszwecke,*) den Rest zum größten Teil für Verzinsung von Eisenbahnanleihen.

Trotz dieser hohen Summe, die der Staat in Nordafrika hat anlegen müssen, ist der Besitz Algeriens und Tunesiens von hohem Wert für die französische Volkswirtschaft. Die Milliarden, die in Afrika angelegt sind, sind nicht verloren. Sie sind zum überwiegenden Teil für französische Fabrikate in Frankreich ausgegeben worden, nur ein geringer Teil wird ins Ausland abgeflossen sein. Industrie und Handel sind mächtig belebt worden. 1904 betrug der Gesamthandel Französisch-Nordafrikas 823 Millionen Franks, davon entfielen auf den Handel mit Frankreich und auf die Ausfuhr aus Algerien und Tunesien, die zum allergrößten Teil in französischen Händen ruht, 744 Millionen Franks. Der Besitz des französischen Kolonialreiches in Nordafrika lohnt daher die hohen Ausgaben, die seine Erwerbung und Sicherung verursacht hat.

*) Für diese Summe wird in Nordafrika das 19. Armeekorps und die Tunesische Besatzungsdivision unterhalten.





Aus der Verluststatistik des Ostasiatischen Krieges 1904/05 und des Feldzuges 1870/71.

In den beigefügten Tabellen sind die Verluste der Russen und Japaner im Kriege 1904/05 und der Deutschen im Feldzuge 1870/71 graphisch gegenübergestellt. Anlage 1 u. 2.

Tabelle I enthält die „blutigen" Verluste, Tabelle II die „Krankheits"-, Tabelle III die „Gesamt"-Verluste, während in Tabelle IV „statistische Einzelheiten" behandelt werden.

Die „blutigen" Verluste umfassen die auf dem Gefechtsfelde Gefallenen und Verwundeten, nicht aber Vermißte und Gefangene.

Entsprechend dem Verfahren der russischen offiziellen Statistik sind die Verlustprozente berechnet: Berechnungsart.

bei den „blutigen" Verlusten auf die Summe aller Teilnehmer an Schlachten und Gefechten,

bei den „Krankheits"-Verlusten auf die Kopfzahl der auf dem Kriegsschauplatze verwendeten Truppen,

bei den „Gesamt"-Verlusten einmal auf die Teilnehmer an Schlachten und Gefechten, und dann auf die für den Krieg mobilgemachte Armee.

Die betreffenden Zahlen sind:

	Russen	Japaner	Deutsche
1. Teilnehmer an Schlachten und Gefechten .	590 000*)	540 000	650 000*)
2. Auf dem Kriegsschauplatze verwendete Truppen	699 000*)	650 000	815 000*)
3. Die für den Krieg mobilgemachte Armee .	1 365 000	1 200 000	1 146 000

Durchaus einwandfreies statistisches Material über den Ostasiatischen Krieg ist bisher nur spärlich vorhanden. Oft gilt es, Widersprüche aufzuklären. Es sind deshalb die Quellen angegeben worden, aus denen die Zahlen geschöpft wurden. Berechnungsunterlagen.

*) Offiziell bekannt gegebene Durchschnittszahlen.

Daß sich noch erhebliche, das Gesamtbild ändernde Abweichungen ergeben sollten, ist unwahrscheinlich.

a) Russen. Den Angaben über die russische Feldarmee liegt ein amtlicher Sanitätsbericht zugrunde; über die Verluste in Port Arthur gaben Veröffentlichungen der Nikolaus-Generalstabs-Akademie*) Aufschluß.

Der Sanitätsbericht hat wohl nur einen provisorischen Charakter. Zu erwarten bleibt, daß ihn im Laufe der Zeit eine noch eingehendere Arbeit ersetzen wird. Sind doch die zur Behandlung kommenden Fragen für die Kriegswissenschaft von hoher Wichtigkeit.

Für die Verhältnisse auf russischer Seite gab ferner eine Schrift des deutschen Oberstabsarztes Dr. Schaefer, der den Krieg mitmachte, wertvolle Aufschlüsse.**)

b) Japaner. Die Gesamtzahl der Teilnehmer an Schlachten und Gefechten sowie der auf dem Kriegsschauplatze verwendeten Truppen wurde aus Verlustprozenten errechnet, die der japanische Generalstabsarzt der Armee Koike amtlich bekannt gegeben hat. Über die Stärke der mobilen Armee äußerte sich der Kriegsminister Terauchi.

Als auf dem Schlachtfelde gefallen oder an ihren Wunden gestorben sind auf Gedächtnistafeln im Tempel von Schokanscha in Japan 58 900 Krieger verzeichnet. Die Zahl der vor Port Arthur Gefallenen oder an Wunden Gestorbenen gibt die französische militärärztliche Zeitschrift „Le Caducée"***) auf 14 700 Mann an, mithin bleiben für die Feldarmee 44 200 Mann übrig.

Als vor Port Arthur verwundet bezeichnet „Le Caducée" 36 900 Mann.

Die übrigen in den Tabellen enthaltenen Angaben sind größtenteils Berichten von Kriegsteilnehmern entnommen.

Die von den Japanern veröffentlichten Daten über Einzelverluste und Gefechtsstärken weisen erhebliche Unterschiede auf. Während des Krieges trat das Bestreben hervor, die Verluste möglichst gering erscheinen zu lassen.

c) Deutsche. Für die deutschen Heere 1870/71 bietet der amtliche Sanitätsbericht, die Frucht einer langjährigen gewissenhaften Arbeit, die durchaus einwandfreie Quelle.

Allgemein ist zur Art der Berechnung noch folgendes zu bemerken:

---

*) Danach betrug die Besatzung zu Beginn der Belagerung 37 000 Mann (ohne Marinemannschaften). Es sind gefallen: 9100 Mann (davon sind 4500 Vermißte, die als gefallen anzunehmen sind); es wurden verwundet: 19 100 Mann; es starben an Wunden: 1300 Mann, an Krankheiten: 1900 Mann; bei der Übergabe waren noch kampffähig: 13 000 Mann; bei der Übergabe waren in Lazaretten: 11 700 Mann; während der Belagerung waren in Lazarettpflege 10 400 Mann. Sehr viele Leute wurden mehrmals verwundet.

Während des Drucks sind im Gerichtsverfahren gegen den General Stössel weitere Zahlen bekannt geworden, die von den obigen jedoch nur unerheblich abweichen.

**) „Über die Wirkung der japanischen Kriegswaffen im Mandschurischen Kriege".

***) Leider sind die Quellen, aus denen „Le Caducée" schöpfte, nicht genannt. Die Zahlen stimmen im großen und ganzen mit den anderweitig angegebenen überein und sind jedenfalls nicht zu hoch gegriffen.

Auch dort, wo es sich nur um die Verluste der Feldarmee handelt, mußten als Grundlage für die Prozentberechnung die gesamten Teilnehmer an Schlachten, Gefechten und Belagerungen eingesetzt werden, da nach dem deutschen Sanitätsbericht im Kriege 1870/71 durchschnittlich jeder Mann an einer Belagerung teilgenommen hat. Da diese Berechnungsart aber bei allen drei Heeren durchgeführt ist, werden die Ergebnisse in ihren Verhältnissen zueinander nicht beeinflußt.

Vermißte erscheinen nur in der Tabelle III. Sie konnten sonst nicht berücksichtigt werden, da bei ihnen die Verhältniszahl zwischen Toten und Verwundeten nicht festzustellen war.

Die Gefangenen sind vollständig außer Betracht geblieben.

Als Kranke sind lediglich Leute aufgeführt, die in Lazarettbehandlung waren, nicht aber diejenigen, die bei der Truppe verblieben.

An Wunden gestorben sind bei der russischen Feldarmee 3900 und in Port Arthur 1300 Mann. Bei den Japanern und Deutschen steht die Gesamtzahl der Verwundeten, die Zahl der während der Belagerungen Verwundeten und der Prozentsatz der von der Gesamtzahl an Wunden Gestorbenen fest. Dieser Prozentsatz ist auch auf die Belagerungen übernommen worden.

Die Verluste bei Mukden und Liau yang (Tabelle IV) sind der russischen Zeitschrift „Wajenny Sbornik“ sowie der Veröffentlichung des Oberstabsarztes Dr. Schaefer entnommen.

Von japanischer Seite fehlen bisher Nachrichten über die Verteilung des Gesamtverlustes auf die einzelnen Waffengattungen.

Das Verhältnis der Verwundungen durch Schuß- und blanke Waffen ist bei Russen und Deutschen amtlich angegeben worden. Bei den Japanern haben sich Ärzte auf dem Kriegsschauplatze darüber geäußert.

Die „blutigen“ Verluste im Kriege 1904/05 zeigen eine erhebliche Steigerung gegenüber denen des Jahres 1870/71. Im Feldkriege stellt sich das Verhältnis der deutschen Verlustprozente zu den russischen, wie 1 : 1,6, zu den japanischen wie 1 : 2,1; im Feld- und Festungskriege zusammen wie 1 : 1,6 und wie 1 : 2,3.*) Tabelle I A.

Worauf ist dies zurückzuführen?

Als Faktoren, die auf die Höhe der Verlustprozente einwirken, kommen hauptsächlich die Zahl und Dauer der Verlustgelegenheiten und die Waffenwirkung in Betracht.

*) Tabelle I C.

a) Feldkrieg. Als Verlustgelegenheiten im **Feldkriege** stehen sich gegenüber:

	große Schlachten	mit Schlachttagen	Gefechte größere (nach Tagen berechnet)	Gefechte kleinere (nach Tagen berechnet)
1904/05 . .	4	40	6*)	37**)
1870/71 . .	18	27	5***)	228†)

Der Ostasiatische Krieg weist also 13 Schlachttage und einen größeren Gefechtstag mehr, dagegen 191 kleinere Gefechtstage weniger auf als der Feldzug 1870/71.

Betrachtet man zunächst die Schlachtverluste, so ergibt sich folgendes Bild:

	Russen	Japaner	Deutsche
Gesamtverlust††)	130 500	146 200	82 500
Durchschnittsverlust an jedem einzelnen Schlachttage	3 262	3 650	3 055.

Verrechnet man diese Zahlen auf die Summe der Streiter in den einzelnen Schlachten, so ergibt sich

als Durchschnittsverlust in der **einzelnen Schlacht**:

für die Russen . . 16,7 %,
= = Japaner . . 20,4 %,
= = Deutschen . . 7,0 %,

als Durchschnittsverlust am **einzelnen Schlachttage**:

für die Russen . . 1,7 %,
= = Japaner . . 2,0 %,
= = Deutschen . . 4,7 %.

Demnach hat der Schlachttag im Ostasiatischen Kriege prozentual sehr viel weniger Opfer gefordert als im Jahre 1870/71. Trotzdem sind die Schlachten erheblich blutiger gewesen und zwar anscheinend infolge ihrer langen Dauer.

Betrachtet man dieses Ergebnis genauer, so zeigt sich aber, daß der errechnete Tagesverlust nur für die Schlachten des Jahres 1870/71 von Wert sein kann. Bei ihnen deckte er sich annähernd mit dem Verlust der einzelnen Schlacht, da die Entscheidung meist an einem Tage erkämpft wurde. In der Mandschurei haben sich

*) Ya lu, Kin tschou, Wa fan gou (mit zusammen sechstägiger Dauer).

**) Laut „Jahrbuch der St. Petersburger Zeitung 1906".

***) Weißenburg, Orleans, Coulmiers, Azay-Mazange, Villersexel.

†) Nach dem „Gefechtskalender des deutsch-französischen Krieges 1870/71", herausgegeben vom Großen Generalstabe.

††) Bei den Deutschen ist die Zahl aus amtlichem statistischem Material, bei den Russen durch Vergleich aller bekannt gewordenen Angaben ziemlich einwandfrei festgestellt worden. Die Verlustzahl 146 200 bei den Japanern gründet sich auf die höchsten von ihnen bekannt gegebenen Zahlen. Bei der Einstellung der niedrigsten Angaben verringert sich die Prozentzahl ihres Durchschnittsverlustes in der einzelnen Schlacht um 0,3 %.

nach vielen übereinstimmenden Nachrichten die Verluste ganz ungleichmäßig auf die einzelnen Schlachttage und Stunden verteilt. Es kamen solche mit sehr geringen Verlusten vor und solche, an denen sie sich häuften. Ein Beispiel hierfür gibt die Verlustliste der Infanterie-Regimenter der japanischen 5. Division in der Schlacht bei Mukden. Anlage 3.

Ob nun in Höhepunkten des Gefechtes, besonders auf nahen Entfernungen oder beim Sturme, Verluste eintraten, die den Tagesdurchschnitt der Deutschen 1870/71 von 4,7 % erreichten oder übertrafen, läßt sich im allgemeinen zahlenmäßig nicht feststellen. Daß es der Fall gewesen sein muß, läßt jedoch die hohe Zahl größerer Verbände mit starken Durchschnittstagesverlusten vermuten.*) Bewiesen ist es im einzelnen bei der japanischen 5. Division. Sie verlor bei ihrer Infanterie allein an zwei Tagen wesentlich mehr als den deutschen Durchschnittsverlust und an zwei weiteren Tagen das Vierfache desselben.

Man ist somit wohl allgemein zu der Annahme berechtigt, daß die Schlachten des Ostasiatischen Krieges nicht allein infolge ihrer längeren Dauer, sondern auch infolge der erhöhten Waffenwirkung blutiger waren, als diejenigen früherer Kriege. Und schließlich ist letztere ja auch die Veranlassung für die lange Dauer moderner Schlachten. Der Verteidiger sucht sich ihr durch Anlage von befestigten Stellungen zu entziehen, der Angreifer scheut ihretwegen das schnelle, ungedeckte Vorgehen.

Die Statistik früherer Kriege schien zu beweisen, daß die Vervollkommnung der Waffen nicht eine Vergrößerung, sondern eine Verringerung der Verluste herbeiführe, da die Entscheidungen auf immer größeren Entfernungen ausgefochten wurden. Im Ostasiatischen Kriege war dies nicht der Fall und zwar zunächst aus dem Grunde, weil ein gegen Verluste ungemein unempfindlicher Angreifer gegen einen sehr standhaften Verteidiger focht, und weil sich infolgedessen die entscheidenden Kämpfe oft wieder auf näheren Entfernungen abspielten. Ferner bildeten Stellungskämpfe die Regel, während noch 1870/71 der Bewegungskrieg vorgeherrscht hatte.

Über die Verluste in den größeren und kleineren Gefechten des Ostasiatischen Krieges liegen Einzelangaben nur so spärlich vor, daß es unmöglich erscheint, Folgerungen daran zu knüpfen. Ausschlaggebend für solche bleiben ohnehin die Schlachtverluste, die den bei weitem größten Teil des Gesamtverlustes ausmachen.

Die Erfahrung, daß der Angreifer größere Verluste erleidet, als der Verteidiger, wurde bestätigt. An Gefallenen haben die Japaner fast doppelt so viel verloren, als die Russen.

Das Verhältnis der drei kämpfenden Heere in bezug auf Gefallene und Verwundete im Feldkriege zeigt die nachstehende Übersicht:

*) Tabelle IV D.

1. Gefallen:

Deutsche — Russen — Japaner = 1 : 1,9 : 3,3.

2. Verwundet:

Deutsche — Russen — Japaner = 1 : 1,4 : 1,6.

b) Festungskrieg. Die 16 Belagerungen mit 778 Einschließungs- und Belagerungstagen des Feldzuges 1870/71 lassen sich mit der 159 Tage dauernden Belagerung Port Arthurs überhaupt kaum vergleichen.

Die Verluste betrugen:

bei den belagerten Russen . .	28 200	Mann,
„ „ belagernden Japanern .	49 400	„
„ „ „ Deutschen .	20 900	„

Tabelle I B. An ihren Wunden starben im Verhältnis 3 Deutsche zu 2 Japanern und 1 Russen. Damit wird nicht nur der modernen Wundbehandlung, sondern auch der humaneren Wirkung des kleinkalibrigen Vollmantelgeschosses mit stark erhöhter Anfangsgeschwindigkeit ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Wie schon im Burenkriege zeigte es sich, daß auf den mittleren Entfernungen nur Kopf- und Herzschüsse sicher, selbst Rückenmark- und Bauchhöhlenschüsse aber nicht immer tödlich verlaufen.

Auf nahen Entfernungen, wo die Infanterie-Geschosse infolge ihrer großen Anfangsgeschwindigkeit zertrümmernde Wirkungen ausüben, waren dagegen die Verwundungen sehr schwer. Hier hatten die Japaner besonders hohe Verluste.

Was die Fürsorge für die Schwerverwundeten betrifft, so waren bei den Stellungskämpfen die Verhältnisse hinter der Front bei beiden Gegnern wohl annähernd gleich. In Betracht kommt vielleicht, daß die schwerverwundeten Russen, die in der Regel sofort von Kameraden aus der Gefechtslinie herausgetragen wurden, schneller in ärztliche Behandlung kamen und daher häufiger am Leben erhalten werden konnten, als die Japaner, die nur durch Sanitätspersonal geborgen wurden.

Tabelle I C. Tabelle I C gibt die Summe der Gefallenen und an Wunden Gestorbenen.

Da hierbei die große Zahl der an Wunden gestorbenen Deutschen ausgleichend wirkt, so zeigt sich, daß im Feldkriege nur 0,8% mehr Russen umgekommen sind als Deutsche. Bei den Japanern ist die Zahl der Gefallenen und an Wunden Gestorbenen an sich so hoch, daß auch ihre Summe über doppelt so groß ist als bei Deutschen und Russen.

Werden die Verluste des Festungskrieges hinzugerechnet, so verschiebt sich das Verhältnis wieder zugunsten der Deutschen, da Port Arthur erheblich größere Verluste forderte, als alle deutschen Belagerungen zusammen. Die Russen haben dann 1,3, die Japaner 2,5mal stärkere Verluste als die Deutschen.

Während 1870/71 durchschnittlich auf 6 Verwundete 1 auf dem Schlachtfelde Gefallener kam, stellte sich 1904/05 das Verhältnis bei den Russen auf 5 : 1, bei den Japanern auf 4 : 1. Die Verluste bei Belagerungen sind hierbei eingeschlossen. Tabelle I D.

Mithin hat es 1904/05 im Verhältnis zu den Verwundeten mehr Tote gegeben als 1870/71. Wiederum tritt die erhöhte Waffenwirkung auf nahen Entfernungen in die Erscheinung.

Das Verhältnis der Mannschaftsverluste zu denen an Offizieren*) stellte sich Tabelle I E.

bei den Russen . . . . . . wie 1 : 1,8,
" " Japanern . . . . . . " 1 : 1,9,
" " Deutschen . . . . . . " 1 : 1,5.

Alle drei Heere haben also verhältnismäßig mehr Offiziere als Mannschaften verloren.

Es sind kampfunfähig geworden

bei den Russen etwa die Hälfte . . . . (44,7%),
" " Japanern " zwei Drittel . . . (65,5%),
" " Deutschen über ein Viertel . . . . (26,2%)

sämtlicher Offiziere.

Da bei den Deutschen jedoch nur Offiziere in Anrechnung gebracht sind, bei den Russen und Japanern auch Offizier-Diensttuer, deren Zahl genau nicht festzustellen ist, mögen sich die Unterschiede in Wirklichkeit mehr ausgleichen.

In Lazarettbehandlung wegen Krankheit sind bei den Deutschen 59, bei den Japanern 51,4 und bei den Russen 51,3% aller auf dem Kriegsschauplatz verwendeten Streiter gewesen. Ein großer Teil ist außerdem vorübergehend bei der Truppe ärztlich behandelt worden. Tabelle II A.

Heereskrankheiten sind bei allen drei Armeen aufgetreten. Im Kriege 1870/71 wurden 73 400 Deutsche, 1904/05 über 30 000 Russen an typhösen Erkrankungen behandelt; außerdem sind bei den Deutschen 38 600, bei den Russen rund 30 000 Fälle von Ruhr zu verzeichnen gewesen. Die Japaner hatten große Verluste durch Beri-Beri.

Die hygienischen Verhältnisse waren 1904/05 im allgemeinen günstiger als 1870/71. Bei den Japanern ließ zwar die Ernährung insofern zu wünschen übrig, als anfangs die ganze Tagesportion an Reis, oft auch für mehrere Tage im voraus, auf einmal gekocht und dann aufgewärmt verzehrt wurde. Wahrscheinlich begünstigte dies das ungemein starke Auftreten von Beri-Beri, da sich in dem erkalteten Reis Eiweißgifte bilden. Später wurde daher auch der Reis vor jeder Mahlzeit frisch gekocht.

Die Hauptgefahr für Heere, die Trinkwasser-Infektion, wurde dagegen von

*) Quellen: „Der Invalide", „Le Caducée" und deutscher Sanitätsbericht.

beiden teetrinkenden Nationen ziemlich vermieden. Auch die Bekleidung war zweckentsprechend und die Verpflegung auf russischer Seite durch Feldküchen gut.

Die klimatischen Verhältnisse waren, abgesehen von kurzen Regenperioden, infolge der reinen Luft, der reichlichen Besonnung und des Fehlens von tropischen Krankheiten günstig.

Tabelle II B. Das Verhältnis der an Krankheiten Gestorbenen stellte sich, auf die auf dem Kriegsschauplatze verwendeten Truppen berechnet:

Russen — Deutsche — Japaner = 1 : 1,4 : 3,2.

Daß 1870/71 mehr Deutsche an Krankheiten starben als 1904/05 Russen, wird auf die geringere Entwickelung der damaligen ärztlichen Kunst zurückgeführt werden müssen.

Mehr noch als die Krankheits- stand aber 1870/71 die Wund-Behandlung gegen heute zurück, wie nachfolgende Übersicht zeigen soll.

Das Verhältnis der in den drei Heeren Gestorbenen ist

a) auf die Kranken berechnet:

Russen — Japaner — Deutsche = 2,6 : 8,1 : 3,1,

b) auf die Verwundeten berechnet:

Russen — Japaner — Deutsche = 3,2 : 6,8 : 11,0.

Glänzende Fortschritte der Chirurgie sind mithin unbedingt bewiesen.

Tabelle II C. Während in früheren Feldzügen die Todesfälle durch Krankheiten die durch Wunden weit übertrafen, sind 1870/71 und 1904/05 doppelt soviel Deutsche und Japaner, sowie fast viermal soviel Russen, infolge von Verwundungen umgekommen als durch Krankheiten.

Besonders auffallend ist der Unterschied bei den Russen. Er ist auf ihre geringen Krankheits- und verhältnismäßig starken „blutigen" Verluste zurückzuführen.

Es ist anzunehmen, daß sich mit den Fortschritten der Heereshygiene die Krankheitsverluste künftiger Kriege noch mehr herabmindern lassen werden. Am wichtigsten ist die Abwehr von Seuchen.

Tabelle III stellt die Summe aller Verluste in verschiedener Gruppierung zusammen.

Tabelle III A. Es erscheinen nunmehr auch die bisher noch nicht erwähnten „Vermißten". Sie zählten im Feldkriege:

bei den Russen	38 000	Mann,
„ „ Japanern	5 000	„ ,
„ „ Deutschen	10 000	„ ,

im Feld- und Festungskriege zusammen:

bei den Russen	38 000	Mann,*)
„ „ Japanern	6 700	„ ,
„ „ Deutschen	12 800	„ .

*) 4500 Vermißte in Port Arthur sind als Gefallene verrechnet. (Anm. *) auf Seite 160.)

Die Summe der Gefallenen und Verwundeten auf die Teilnehmerzahl an Schlachten und Gefechten prozentual berechnet, beträgt:

	im Feldkriege			mit Belagerungen		
	Russen	Japaner	Deutsche	Russen	Japaner	Deutsche
	24	31,7	14,8	29	40,9	18 %
	mit Einrechnung der Vermißten:					
	30,6	32,7	16,3	35,3	42,1	20 %
mithin mehr:	6,6	1	1,5	6,3	1,2	2 %.

Am höchsten ist danach der Prozentsatz der Vermißten bei den Russen. Bei ihren Rückzügen ist eben eine große Anzahl von Leuten abhanden gekommen, über deren Schicksal nichts mehr verlautete. Die Japaner, als Sieger, hatten naturgemäß sehr viel weniger Vermißte.

Berechnet man die Gefallenen, Verwundeten und Vermißten auf die für den Krieg mobilgemachte Armee, so gleichen sich die Unterschiede im allgemeinen mehr aus.

Beim Vergleich aller während des Krieges Gefallenen und Gestorbenen der auf dem Kriegsschauplatze verwendeten Truppen ist Japan prozentual mehr als doppelt so hoch belastet als die beiden anderen Heere. Rußland übertrifft Deutschland um etwa 1 %. Tabelle III B.

Zählt man Kranke, Vermißte und Gestorbene zusammen und verrechnet man den so erhaltenen Gesamtverlust auf die für den Krieg mobilgemachte Armee, so ergibt sich folgender Vergleich: Tabelle III C.

1. Im Feldkriege
   Deutsche — Russen — Japaner = 1 : 1,7 : 1,8;
2. einschließlich der Belagerungen
   Deutsche — Russen — Japaner = 1 : 1,5 : 1,8.

Immer übertrifft der japanische Verlust den der Russen und Deutschen sehr erheblich.

Von einzelnen Schlachten sind St. Privat mit Liau yang und Mars la Tour mit Mukden verglichen worden, weil dort die deutschen und russischen Armeen die höchsten Verlustprozente in beiden Kriegen gehabt haben. Über die japanischen Verluste bei Mukden fehlen zuverlässige Angaben. Tabelle IV A.

Die Verlustprozente von St. Privat und Liau yang beweisen wiederum, daß Angreifer und Verteidiger 1904/05 bedeutend mehr Einbuße erlitten, als 1870/71.

Die Gegenüberstellung von Mars la Tour und Mukden zeigt, daß die Verlustprozente der Deutschen 1870/71 an einem Nachmittage größer waren als die der Russen 1904/05 in 10 Tagen.

Tabelle IV B. Klarer tritt dieses Ergebnis noch hervor in Tabelle IV B.

Die ungleichmäßige Verteilung der Verluste auf Schlachttage und Stunden wurde bereits auf Seite 162 und 163 besprochen.

Tabelle IV C. Es ist dann eine Reihe besonders hoher Schlachtverluste zusammengestellt worden. Einen ganz aus dem gewöhnlichen Rahmen herausfallenden, auf 90% angegebenen Höchstverlust weist die japanische Brigade Nambu in der Schlacht bei Mukden auf. Sie machte im Morgengrauen des 7. März 1905 einen Angriff über die freie Ebene gegen eine befestigte russische Stellung, drang in sie ein, wurde aber im Laufe des Tages durch eine sehr starke Übermacht von allen Seiten angegriffen und vernichtet, da sie sich zum Rückzug nicht entschließen wollte.

Wie die Tabelle zeigt, sind die russischen und japanischen Gesamt-Schlachtverluste bei einzelnen Truppen und größeren Verbänden fast sämtlich höher als die entsprechenden deutschen. Auffallend ist namentlich die große Zahl von Divisionen, deren Verlust 25% überstiegen hat.

Die früher*) ausgesprochene Ansicht, daß größere Verbände einen Verlust von mehr als 25% nur ausnahmsweise ertragen können, scheint daher widerlegt zu sein. Sie hatte aber überhaupt wohl nur Gültigkeit auf Verluste an einem Schlachttage und rechnete nicht mit vieltägigen Kämpfen.

Ein Angriff, der noch 1870/71 in wenigen Stunden durchgeführt wurde, zerfiel 1904/05 in eine Reihe von Gefechtshandlungen einzelner Tage. Es kam vor, daß die Verlustgrenze von 25% schon auf den weiten Entfernungen erreicht wurde und das Fortschreiten des Angriffs unterbrach, bis Verstärkungen von rückwärtsher ihn wieder vortrugen. Ein größerer Kräfteeinsatz als früher war erforderlich, um denselben Gefechtszweck zu erreichen. Die Summe aller Tagesverluste ergab dann erst die hohen Verlustzahlen ganzer Verbände.

Tabelle IV D. Auch die bisher bekannt gewordenen besonders hohen Tagesverluste sind, wie Tabelle IV D zeigt, im Mandschurischen Kriege geringer als 1870/71 gewesen.

Es wird hieraus die Lehre zu ziehen sein, daß die von allen Kriegsteilnehmern betonten hohen Anforderungen an die Nervenkraft der Kämpfenden in erster Linie auf die lange Dauer moderner Schlachten zurückzuführen sind. Als weitere Faktoren werden von ärztlicher Seite die Verwendung des rauchlosen Pulvers, also die Unsichtbarkeit des Gegners, sowie die stärkere Explosivwirkung der Artillerie-Geschosse bezeichnet. Auch ist zu beachten, daß in der Mandschurei die gleichen Truppen an allen größeren Kämpfen teilnahmen und daß in den mehrtägigen Schlachten einzelne Verbände fast ununterbrochen den Eindrücken des Kampfes ausgesetzt waren.

Als Beispiel hierfür sei auf die Verlustliste der Infanterie-Regimenter der japanischen 5. Division bei Mukden und besonders auf Regiment Nr. 41 verwiesen.**)

*) Berndt, „Die Zahl im Kriege".
**) Anlage 3.

Das Verhältnis der Verwundungen durch blanke Waffen zu denen durch Schußwaffen war bei den Deutſchen 0,6 : 99,4, bei den Ruſſen 1,7 : 98,3 und bei den Japanern 3 : 97. Bei den Belagerern vor Port Arthur betrug es 10 : 90, für die Belagerten fehlt die entſprechende Angabe. Tabelle IV E.

Nach der Häufigkeit der Bajonettkämpfe, von denen berichtet wurde, hätte man eine noch größere Zunahme der Verwundungen durch blanke Waffen erwarten können. Freilich fielen Kavallerieattacken im Oſtaſiatiſchen Kriege und damit Verletzungen durch Säbel und Lanze, die 1870/71 unter den blanken Waffen die erſte Stelle einnahmen, faſt ganz aus.*)

Im einzelnen verſchob ſich das Verhältnis naturgemäß da zugunſten der blanken Waffen, wo das Bajonett eine beſondere Rolle ſpielte. So hatte die Zweite japaniſche Armee infolge der vielen Nachtgefechte in der Schlacht am Scha ho unter 100 Verwundungen:

7 durch blanke Waffen,
83 „ Gewehrfeuer
und 10 „ Geſchützfeuer.

Bei derſelben Armee blieb dagegen das Verhältnis der Verwundungen durch blanke Waffen und Schußwaffen in der Schlacht bei Liau yang mit 0,7 zu 99,3 % erheblich hinter dem Durchſchnitt zurück und auf annähernd der gleichen Höhe wie 1870/71 bei den Deutſchen.

Auffallend iſt, daß die nach allen bisherigen Schilderungen den Ruſſen im Bajonettkampf überlegenen Japaner in ihm faſt doppelt ſo große Verluſte gehabt haben ſollen, als ihre Gegner.

Die Zahl der Verwundungen durch Artilleriefeuer hat ſich gegen 1870/71 um etwa 50 % erhöht. Freilich umfaßt dieſe Feſtſtellung nicht die ganze ruſſiſche und japaniſche Armee, ſie ſtützt ſich vielmehr nur auf örtlich beſchränkte Beobachtungen von Ärzten, die auf dem Kriegsſchauplatz tätig waren. Tabelle IV F.

Im einzelnen iſt bekannt geworden, daß bei der Zweiten japaniſchen Armee die Verwundungen durch Artilleriefeuer bei Liau yang 8 % und am Scha ho 8,6 % betrugen gegen 91,4*) und 82,2 %**) durch Gewehrfeuer, daß das I. Bataillon des japaniſchen 4. Garde-Regiments in der Schlacht am Scha ho an einem Tage 28 % ſeiner Verluſte dem Artilleriefeuer zuſchrieb. Dies iſt der höchſte, bekannt gewordene Einzelverluſt.

Im übrigen muß in Betracht gezogen werden, daß bei Gefallenen die Todesurſache meiſt nicht feſtgeſtellt wird, erfahrungsmäßig aber das Artilleriefeuer beſonders

*) 0,6 bzw. 9,2 % entfielen auf Verwundungen durch blanke Waffen oder Verletzungen durch Sturz u. ſ. w. bei den Nachtgefechten.

**) Weder aus ruſſiſchen noch aus japaniſchen Quellen geht mit Sicherheit hervor, ob 1904/05 die Verletzungen durch Handgranaten und Steinwürfe unter den Verwundungen durch Schußwaffen aufgeführt ſind.

viele tödliche Verwundungen verurſacht. Doch wird die Bewertung des Infanteriefeuers als überwiegender Faktor aller Verluſte hierdurch nicht erſchüttert werden können.

Tabelle IV G. Für die Verteilung der Verluſte auf die verſchiedenen Waffengattungen liegen Angaben, die das ganze Heer umfaſſen, für die Ruſſen und Deutſchen vor. Bei den Japanern ſind die betreffenden Zahlen nur für die Zweite Armee bei Wa fan gou und Mukden bekannt geworden.*)

Ohne weiteres iſt zu erſehen, daß immer die Infanterie ganz unverhältnismäßig die Hauptlaſt des Kampfes zu tragen hatte. Auch kann es nicht wundernehmen, daß ſie 1904/05 gegenüber den anderen Waffen noch größere Verluſte hatte als 1870/71. Iſt doch die Kavallerie, die in Frankreich, wenn auch ſelten, als Schlachtenreiterei eingeſetzt wurde, in der Mandſchurei als ſolche ausgeſchaltet geweſen; hat doch die Artillerie, die 1870/71 das Vorgehen der Infanterie begleitete, im letzten Teil des Oſtaſiatiſchen Krieges faſt nur noch verdeckte Stellungen gewählt, weit entfernt vom Feinde.

Unter 100 Gefallenen und Verwundeten befanden ſich:

bei den Ruſſen	3	Artilleriſten,
„ der Zweiten japaniſchen Armee . . .	4	„ .

Das zahlenmäßige Verhältnis der fechtenden Truppen aller drei Hauptwaffen war

	Kavallerie		Artillerie		Infanterie
bei den Ruſſen	1	:	1,6	:	14,5
„ der Zweiten japaniſchen Armee	1	:	2,4	:	24

Tabelle IV H. Bringt man mit dieſem Verhältnis der Waffengattungen das der Verluſte in Einklang, ſo ergibt ſich, daß die Artillerie 1904/05 bei den Ruſſen den neunten und bei der Zweiten japaniſchen Armee den zehnten Teil der Infanterieverluſte haben mußte, ſtatt deſſen aber nur den 31. bezw. 23. Teil derſelben hatte.

Dieſe Feſtſtellung unterſtützt nicht die vielfach verfochtene Anſicht, daß die Artillerie in Zukunft nur noch aus verdeckten Stellungen feuern könne.

Im Kriege 1904/05 ſind bekanntlich die Ruſſen erſt nach den Verluſten, die ihre Artillerie am Ya lu und bei Wa fan gou bei direktem Schießverfahren erlitt, zu verdeckten Stellungen übergegangen. Die Japaner ſind ihnen dann gefolgt.

Nun iſt aber berichtet worden, daß die gute Artilleriewirkung der Japaner am Ya lu und bei Wa fan gou auf ihre große zahlenmäßige Überlegenheit und ferner darauf zurückzuführen war, daß die ungepanzerten ruſſiſchen Batterien in weithin ſichtbaren Erddeckungen ſtanden. Aus den unter ſolchen Umſtänden erlittenen Verluſten folgern zu wollen, daß in Zukunft auch gepanzerte Batterien grundſätzlich nur

*) Anlage 3.

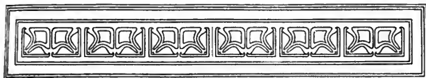
noch verdeckt schießen dürften, erscheint unberechtigt und für Gefechte, die auf eine schnelle Entscheidung hindrängen, unangebracht. Eine jede Gefechtslage wird auch in bezug auf Artillerie-Verwendung ihre besonderen Anforderungen stellen.

Im ganzen läßt die Verluststatistik des russisch-japanischen Krieges die großen Fortschritte erkennen, die das Kriegssanitätswesen und die Heereshygiene seit 1870/71 gemacht haben. Die Lehre der bisherigen Verluststatistik, daß moderne Kriege weniger blutig verlaufen würden, als frühere, hat sich nicht bestätigt. Dies ist darauf zurückzuführen, daß die Voraussetzungen, auf denen die Lehre beruhte, in der Mandschurei nicht zutrafen. An Stelle des Bewegungskrieges traten Kämpfe um Positionen. Die Hauptentscheidungen fielen nicht, wie vorausgesetzt worden war, schnell und auf weiten Entfernungen, sondern nach langanhaltendem Ringen meist nahe am Feinde. Die gegen früher gesteigerte Wirkung der modernen Waffen hatte weiten Spielraum sich zu betätigen. Und schließlich sei nochmals darauf hingewiesen, daß einem sehr standhaften Verteidiger ein gegen Verluste außerordentlich unempfindlicher Angreifer gegenüberstand.

Schlußbetrachtung.



Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.



Die Armeen des ersten Kaiserreichs.

1. Heeresergänzung.

Die Konskription.

„Wenn der ganze Revolutionskrieg darüber hingegangen, ehe sich die Mittel, welche angewandt werden konnten, in ihrer Stärke fühlbar machten, wenn nicht schon die Revolutionsgenerale unaufhaltsam bis aus letzte Ziel vorgeschritten sind und die europäischen Monarchien zertrümmert haben, wenn die deutschen Heere noch hin und wieder Gelegenheit gehabt, mit Glück zu widerstehen und den Siegesstrom aufzuhalten, so lag dies wirklich nur in der technischen Unvollkommenheit, mit der die Franzosen zu kämpfen hatten, die sich anfangs bei den gemeinen Soldaten, dann bei den Generalen, endlich zur Zeit des Directoriums beim Gouvernement selbst zeigte. Nachdem sich in Bonapartes Hand das alles vervollkommnet hatte, schritt diese auf die ganze Volkskraft gestützte Kriegsmacht mit einer solchen Sicherheit und Zuverlässigkeit zertrümmernd durch Europa, daß, wo ihr nur die alte Heeresmacht entgegengestellt wurde, auch nicht einmal ein zweifelhafter Augenblick entstand."*)

Mit diesen Worten kennzeichnet Clausewitz die auf die Konskription gestützte Machtfülle Napoleons. Wohl hatte das von allen Seiten bedrohte revolutionäre Frankreich zeitweilig bereits annähernd 600 000 Mann unter den Waffen gehabt,**) doch die wirkliche Stärke der französischen Armeen dieser Zeit war starken Schwankungen unterworfen, und bei der berühmten „Levée en masse" hat trotz aller Anstrengungen, sie zur Durchführung zu bringen, kaum der vierte Teil der erhofften Mannschaftsstärke erreicht werden können.***) Erst das Gesetz über die

*) Clausewitz, Vom Kriege. Skizzen zum 8. Buch. 3. Kapitel B.
**) Rousset, Volontaires.
***) Morvan, Soldat impérial, I.

Konskription vom September 1798 stellte die Heeresergänzung auf eine feste Grundlage; auch sie hatte jedoch bei der Unordnung und Willkür, die unter dem Direktorium überall herrschte, nicht den gewünschten Erfolg. Zahlreiche Ausgehobene desertierten bereits, bevor sie überhaupt zu ihren Truppenteilen gelangten.

Erst Bonaparte brachte, sobald er als erster Konsul die Leitung des Staats übernahm, mit fester Hand Ordnung in die bestehenden chaotischen Zustände, und als er 1804 den Kaisertitel annahm, begann das Land sich an die neue Art der Rekrutierung zu gewöhnen, so geringer Beliebtheit sich diese an sich auch erfreute. Noch immer waren die Desertionen vom Truppenteil zahlreich, wozu hauptsächlich die schlechte Behandlung beitrug, die den Rekruten von den alten Soldaten widerfuhr. Alsbald genügte Napoleon das vom gesetzgebenden Körper bewilligte Jahreskontingent von 30 000 Rekruten nicht mehr. Indem er den Seekrieg mit England zum Vorwand nahm, verdoppelte er, um für einen kommenden Krieg auf dem Festlande gerüstet zu sein, das Jahreskontingent, wozu er im Kriegsfalle allerdings das Recht besaß, und bewirkte weiterhin durch verschiedene Willkürlichkeiten, daß vom Mai 1802 bis zum Mai 1805 tatsächlich 210 000 Mann ausgehoben wurden.

Als er im September den Krieg gegen Österreich begann, wußte der Kaiser es dahin zu bringen, daß der Senat, dessen Mitglieder von ihm ernannt wurden, sonach unbedingt gefügig waren, sich das Recht anmaßte, allein, ohne Rücksicht auf die gewählte andere parlamentarische Körperschaft, die Höhe des Rekrutenkontingents zu bestimmen. Der Senat hat dieses Verfahren von da an beibehalten und stets getreulich die Forderungen des Herrschers bewilligt. 1805 bestanden sie in der Gestellung eines Rekrutenkontingents von 80 000 Mann des laufenden Jahrgangs, von denen allerdings zunächst 20 000 in Reserve verbleiben sollten; auch wurde der Kaiser ermächtigt, nötigenfalls auf 100 000 Mann der Diensttauglichen der fünf vorhergehenden Jahresklassen, die nicht zur Aushebung gelangt waren, zurückzugreifen sowie die Dienste der Nationalgarde in verstärktem Maße zu Besatzungszwecken in Anspruch zu nehmen. Sie sollte in den bedrohten Festungen sofort organisiert werden. Außerdem wurde in den Grenzdetachements die Aufstellung von Reservekompagnien der Nationalgarde vorgesehen, die im Bedarfsfalle zusammenzutreten hatten.

Bis zum September 1807, d. i. binnen zwei Jahren, hat alsdann Napoleon dem Lande nicht weniger als 420 000 Rekruten abgefordert. Die vordem innegehaltene Zahl von jährlich 60000 Mann in zwei Aushebungen hat einer einmaligen gleichzeitigen Aushebung von 80000 Mann Platz gemacht; an Stelle einer regelmäßigen Rekrutierung ist eine völlig willkürliche getreten; das Einstellungsalter, das 1804 noch 20 Jahre und 4 Monate betragen hatte, war 1807 bereits bis zu 18½ Jahren herabgegangen.*)

---

*) **Morvan, Soldat impérial, I.**

Das Reich Napoleons.
Grenzen von 1810.



Lettow*) findet die Anforderungen Napoleons für ein Land von 29 Millionen Einwohnern, die Frankreich 1806 besaß, erstaunlich gering und erklärt den eingangs erwähnten Ausspruch von Clausewitz für unbegründet, muß aber selbst zugeben, daß Napoleon mit der Zeit nicht unerhebliche Menschenopfer von Frankreich gefordert habe, indem das Rekrutenkontingent, für das zu jener Zeit allerdings erheblich vergrößerte Kaiserreich, in den Jahren 1811 und 1812 je 120 000 Mann betrug und der Kaiser nach dem Untergange seines Heeres in Rußland vom 1. September 1812

Die Ansicht, daß Napoleon sich auf die ganze Volkskraft gestützt habe, bleibt bestehen

*) Der Krieg von 1806 und 1807, III. und 3. Beiheft zum Mil. Wochenbl. 1892.

bis zum 20. November 1813, sonach innerhalb 14½ Monaten, nicht weniger als 1 237 000 Mann zu den Fahnen rief. Der Ausspruch von Clausewitz bleibt sonach durchaus zutreffend, denn er hat die Entwicklung des französischen Heerwesens im ganzen im Auge und stellt sie in Gegensatz zur Heeresergänzung des 18. Jahrhunderts, die zum großen Teil auf Werbung beruhte. Für ihn spricht allein schon die Zahl von 1 700 000 innerhalb der Grenzen des alten Frankreich geborener Menschen, die in den Jahren 1804 bis 1815 in den Kriegen Napoleons zugrunde gegangen sind.*)

Das Urteil Lettows ist wesentlich dadurch beeinflußt worden, daß sich im Spätherbst 1806, ja bereits im Vorjahre in den Tagen vor Austerlitz, allerdings die Napoleonische Heeresmacht den an sie herantretenden vielseitigen Aufgaben kaum noch gewachsen zeigte. Hierbei ist aber nicht außer acht zu lassen, daß bis dahin für Napoleon noch kein eigentlicher Anlaß vorgelegen hatte, ein stärkeres Heer zu unterhalten, und daß erst dessen infolge der von ihm befolgten Politik immer mehr erweiterte Aufgaben zur Vermehrung trieben. Auch darf man hier nicht für das Verhältnis zwischen Heeresstärke und Bevölkerungsziffer Zahlen zugrunde legen, wie sie für eine moderne Cadre-Armee in Frage kommen, denn das Napoleonische Heer war ein dauernd vollzählig erhaltenes, stehendes. Nur so viel ist richtig, daß Napoleon im Anfang seiner Regierung, um seine Herrschaft zu befestigen, allen Grund hatte, die herrschenden Klassen zu schonen und die Möglichkeit der Stellvertretung durch Erleichterung des Loskaufs von der Konskription einer möglichst breiten Schicht von Wohlhabenden zu gewähren.

Die Preise für die Stellvertretung stiegen naturgemäß mit der vermehrten Einstellung; sie betrugen 1806 in einzelnen Gegenden bereits 4000 Franks. Die Bevölkerung war des Krieges müde und die Unbeliebtheit der Konskription im Zunehmen. Im Jahre 1810 zählte man nicht weniger als 160000 Verurteilte, die sich der Gestellungspflicht entzogen hatten, und deren Familien mit 170 Millionen Franks Geldstrafen belegt waren. Allein auf die Militärdivision**) Lyon entfielen 8000 solcher sogenannter Refractaires.***) Es bedurfte der schärfsten Mittel, um die Konskription überhaupt durchführen zu können, da die Bevölkerung die Refractaires begünstigte und verborgen hielt. Die hierzu erforderlichen Gendarmerie-Aufgebote wurden immer zahlreicher, ja darüber hinaus bedurfte es in einigen Gegenden der Entsendung starker mobiler Kolonnen. Einzelne Strafregimenter wurden ganz aus ergriffenen Refractaires gebildet. In den Jahren 1811 und 1812 wurden ihrer nicht weniger als 60 000 eingebracht. Man erkennt hieraus, daß es ein wenig willfähriger und keineswegs von nationaler Begeisterung erfüllter Ersatz war, der den Napoleonischen Armeen zufloß.

*) Taine, Origines de la France contemporaine. Le régime moderne, I.
**) Militär-Territorialbezirk.
***) Morvan, I.

Gilt dieses schon für die National-Franzosen, wieviel mehr für die nach und nach dem Kaiserreich zugeschlagenen Gebiete Belgiens, Hollands, Italiens, der Nieder-Elbe. Auch einzelne, meist aus fremden Deserteuren nach und nach errichtete deutsche, schweizerische, portugiesische, spanische und kroatische Truppenteile konnten nicht als ein besonders wertvoller Zuwachs bezeichnet werden. Von besonderer Tüchtigkeit waren dagegen die Polen, die durch die Hoffnungen auf eine Wiederherstellung ihres Staates und den Haß gegen seine Gegner an die Person Napoleons gefesselt waren. Die Kontingente der Rheinbundsstaaten bildeten sodann vom Jahre 1805 ab einen wesentlichen Zuwachs an Macht für Napoleon. Ohne diese Verstärkung an tüchtigen deutschen Truppen hätte er seine kriegerischen Absichten überhaupt nicht durchführen können, wenngleich er vor Ausbruch des Kriegs von 1805 bereits über eine Armee von 445 000 Mann verfügte, die im Jahre 1809 bereits auf 622 000 Mann ohne Anrechnung der Bundestruppen stieg.*)

Diese Vermehrung bedingte ein starkes Anwachsen der Cadres bei der Hauptwaffe. Die Infanterie-Regimenter wurden Anfang 1808 von drei Feld- und einem Depotbataillon auf vier Feldbataillone und ein Depotbataillon gesetzt; 1812 zählte ein Teil der Regimenter sogar sechs Bataillone.

Die alten Soldaten.

Es liegt auf der Hand, daß diese fortgesetzten Vermehrungen im Verein mit den Verlusten an altgedienten Leuten die Armee an innerem Gehalt immer mehr schwächen mußten. Den Charakter einer Veteranen-Armee, den sie 1805 in gewisser Weise noch besaß, büßte sie nach und nach ein. Auch 1805 bestand sie indessen bereits zur Hälfte aus Leuten, die den Krieg noch nicht kannten und erst seit 1801 dienten. Von den Kriegsveteranen wiederum hatte etwa die Hälfte, also ein Viertel der ganzen Armee, sämtliche Feldzüge der Republik mitgemacht, davon diente ein großer Teil über zehn Jahre. Nahezu alle Offiziere und Unteroffiziere hatten den Krieg gesehen. In jedem Regiment befanden sich etwa 30 Unteroffiziere und Mannschaften, die bereits der alten Königlichen Armee angehört hatten, darunter eine Anzahl, die auf eine Dienstzeit von über 30 Jahren zurücksahen. Überhaupt erhielten sich die Traditionen der alten Armee in den Siegern von Austerlitz und Jena, zumal bei der Kavallerie, die weniger Verluste erlitten hatte, insbesondere bei den Husaren, die sich vorzugsweise aus deutschen und elsässischen Freiwilligen ergänzten und noch ganz denselben Charakter bewahrt hatten wie im 18. Jahrhundert.

Das Offizierkorps.

Der Zusammenhang mit der Armee des ancien régime sprach sich am stärksten in der Generalität aus. Die Hälfte aller Generale hatte bereits unter dem Königtum dem Offizierstande angehört, sonach war auch diese Armee keineswegs ohne höhere Führer, die von Hause aus den soldatischen Beruf erwählt und ihm dauernd angehört hatten. Das Alter der Generale schwankte 1805 zwischen 29 und 58 Jahren,

*) Saski, Campagne de 1809.

das mittlere Lebensalter betrug 41 Jahre. Drei Fünftel der Stabsoffiziere, mehr als die Hälfte aller Offiziere der „Großen Armee" von 1805 entstammten überhaupt der Königlichen Armee,*) wenn von diesen auch nur eine geringe Zahl damals bereits Offiziere gewesen waren. Die meisten, zu Beginn der Revolution noch Gemeine oder Sergeanten, waren aus der Armee ausgetreten, um in den Freiwilligen-Bataillonen Offizierstellen zu übernehmen. Unter ihnen befanden sich vielfach Leute von einer gewissen Bildung, wie sie im Unteroffizierkorps der alten Armee häufig zu finden waren, sonach Leute, die sich ohne weiteres zu Offizieren eigneten. Bei der Kavallerie, insbesondere bei den Husaren, waren auch unter Napoleon die Unteroffiziere den Offizieren vielfach an Bildung überlegen. Andere Unteroffiziere und Mannschaften waren in den Linientruppen geblieben und als Ersatz für emigrierte adlige Offiziere oder für Auszeichnung vor dem Feinde befördert worden. Sie bildeten 1805 die ältesten Hauptleute und Subalternoffiziere der Armee, die wegen ihres Alters bis zu 50 Jahren und darüber und wegen ihrer Unbildung trotz ihrer Kriegserfahrung von den Kommandeuren nicht mehr gern gesehen wurden. Von Mannschaften der Freiwilligen-Bataillone waren vielfach Persönlichkeiten zu Offizieren gewählt worden, die sich durch Intelligenz und Bildung auszeichneten, wie überhaupt die ungeheure Gährung der Zeit, die Anarchie im Innern, viele patriotische und tüchtige Naturen der Armee zuführte. Diese bildeten die jungen und gebildeten Offiziere der Infanterie und Kavallerie, von denen mehrere sehr schnell in höhere Stellen gelangt waren.

Die Artillerie und das Ingenieurkorps ergänzten sich aus den Zöglingen der gemeinsamen Schule von Metz. Napoleon war bemüht, durch diese gebildeten Elemente allmählich die auch in der Artillerie zahlreich vorhandenen aufgedienten ehemaligen Unteroffiziere zu ersetzen. Dem Ingenieurkorps entstammten mehrere vom Kaiser hochgeschätzte und vielfach zu besonderen Aufträgen verwandte Offiziere. Aus der 1802 errichteten Schule von Fontainebleau und der älteren von St. Cyr gingen Offiziere der Infanterie und Kavallerie hervor, die dort eine allgemeine und vor allem eine tüchtige und soldatische Bildung erhielten. Bei der Unwissenheit der Masse seiner Subalternoffiziere und bei der Gleichgültigkeit dieser alten Feldsoldaten gegen alles, was Sorgfalt in der Ausbildung anlangte, setzte der Kaiser großes Vertrauen in die jungen Offiziere von Fontainebleau. Er hielt sie trotz ihrer Unerfahrenheit ohne weiteres zu jeder Verwendung geeignet. Die im November 1806 für die Kavallerie bestimmten Zöglinge sollten, bevor sie zu ihren Regimentern gelangten, einen Monat dem Kavalleriedepot Potsdam zugeteilt werden, „wo sie dem General Bourcier sehr nützlich sein werden, da es lauter intelligente junge Leute sind".**) Sogar in den Korpsstäben sollten 42 als Ordonnanzoffiziere Verwendung finden und 20 ohne weiteres

*) Alombert-Colin, Campagne de 1805 en Allemagne I.
**) Corr., XIII. Nr. 11 274.

im Generalstabe fehlende Hauptleute ersetzen. Die Rastlosigkeit, mit der Napoleon von einem Krieg in den anderen trieb, hat dann allerdings bald die Desorganisierung auch dieser Schulen herbeigeführt; die Zöglinge gingen als Offiziere zur Armee ab, nachdem sie nur vorübergehend den Anstalten angehört und keinerlei gründliche Ausbildung erhalten hatten.

Eine nicht geringe Anzahl von Offizieren der Linieninfanterie entstammte den sogenannten Veliten der Garde. Junge Leute guter Herkunft traten ferner in verhältnismäßig großer Zahl als Freiwillige in die Armee ein, rückten nach kurzer Dienstzeit zu Offizieren auf und durchmaßen häufig die unteren Stellen mit reißender Schnelligkeit. Mit dem wachsenden Offizierbedarf stellte sich hier vielfach zum Ärger der alten Troupiers Protektionswirtschaft ein. Es wurden Leute zu Offizieren befördert, die niemals in der Truppe Dienst getan hatten, und der Kaiser selbst zog mehrfach Söhne der Familien des alten hohen Adels, die sich, wenn auch nur äußerlich, in seine Herrschaft gefunden hatten, als Ordonnanzoffiziere in sein Gefolge. Sie dienten ihm dadurch gleichzeitig als Bürgen für das Verhalten ihrer Eltern.

Zu Beginn des Feldzuges 1805 besaßen bei den Feldtruppen bis auf etwa 600 junge Offiziere alle Kriegserfahrung und hatten eine Dienstzeit von mindestens zehn Jahren hinter sich. Im ganzen wurden die Truppen geführt von sehr jungen Generalen und Obersten, in der Masse auch noch ziemlich jungen Stabsoffizieren, alten Hauptleuten und Leutnants.*)

2. Geist der Armee.

Alles in allem besaß die Armee 1805 reichliche und gute Cadres. Die große Zahl altgedienter Soldaten gab ihr das Gepräge einer Prätorianer-Armee mit allen Vorzügen, aber auch allen Schwächen einer solchen. Die Revolutionskriege hatten sie entnationalisiert, und der neue Cäsar verstand es, diese Entfremdung auch während des kurzen Friedens zu erhalten, der mit den Verträgen von Luneville und Amiens im Jahre 1801 begann, da die Masse der Truppen in den Standlagern am Kanal von jeder näheren Berührung mit der Bevölkerung entrückt blieb. Gleichzeitig wurde dort ein völliges Einleben von Führern und Truppen miteinander erreicht, das dem Ganzen einen festen Zusammenschluß gab, wie ihn heutige Cadre-Armeen nicht in gleichem Maße besitzen können. 1805 hatte noch nicht die rasche Beförderung einzelner, wie sie infolge eintretender Verluste sowie infolge der zuerst durch den Krieg in Spanien, sodann durch die Vorbereitungen für das große Unternehmen gegen Rußland und endlich durch die Neuschöpfung des Jahres 1813 verursachten starken Vermehrungen bedingt war, in gleichem Maße den Neid der weniger vom Glücke Begünstigten erregt wie später. In der Armee erhielt sich bei aller abgöttischen Disziplin.

*) Alombert-Colin, a. a. O.

Verehrung, die sie dem Imperator zollte, insofern ein durchaus republikanischer Geist, als von den Grundsätzen des revolutionären Katechismus der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Soldat, wenn er sich um die erste nicht viel kümmerte, doch die beiden letzteren für sich in Anspruch nahm. Wie ihm der Kaiser der „petit caporal" war, mit dem er gelegentlich recht vertraulich verkehrte, und dessen Maßnahmen er sich unverhohlen zu bekritteln vermaß, so beherrschte ihn auch ein gewisses Gleichheitsgefühl seinen Offizieren gegenüber. Waren sie doch tatsächlich vielfach ehedem seinesgleichen gewesen. Der Mann in Reih und Glied konnte nicht ohne weiteres zu seinem Offizier als zu einem innerlich gebildeten Menschen aufsehen, und dieses Verhältnis ist nicht ohne Einfluß auf die Disziplin geblieben.

Sie bildet denn auch den wunden Punkt in den Armeen des Kaiserreichs. Die Soldaten der Republik hatten unaufhörlich und überall geplündert. Die lange Dauer des Krieges und die Entfremdung von ihren Familien ließ sie zu reinen Landsknechten werden und hatte die niederen Instinkte in ihnen geweckt. Auch trug die grenzenlose Verwahrlosung, die in allen Zweigen der Verwaltung unter dem Direktorium eingerissen war, das die Armeen verkommen ließ, wesentlich dazu bei, die Indisziplin zu fördern. Welchen Grad sie erreicht hatte, geht am besten daraus hervor, daß zu Beginn der Konsulatsregierung sich etwa 20 000 Soldaten mit gefälschten oder wechselseitig ausgetauschten Marschrouten nach ihrem Belieben in Frankreich umhertrieben. Man nannte sie „l'armée roulante".*) Napoleon schritt hier schon als erster Konsul energisch ein, und seine Bestrebungen, die Disziplin zu heben, blieben nicht ohne Erfolg. Der Geist der Ordnung begann in die Armee einzuziehen, aber der Ausbruch des Krieges ließ sofort die alten Übel wieder hervortreten.

Vom 6. Oktober 1805 sagt Fezensac:**) „So wurde der erste Biwakstag auch der erste Tag, an dem geplündert wurde." Am 16. Oktober vor Ulm bleibt keine Feldwache, kein Posten auf seinem Platze; bei dem unaufhörlich strömenden Regen suchen die Mannschaften auch gegen den Befehl ein Obdach, das sie nicht immer wieder verlassen, da es sich unbeaufsichtigt als Marodeur hinter der Front weit besser lebt. Marschall Davout erbittet am 11. Oktober die Erlaubnis, einige Plünderer erschießen zu lassen, da das Marodieren überhandnehme; es bedürfe dringend eines Beispiels der Strenge.

Wenn es so bei der Großen Armee des Jahres 1805 stand, der besten, die Napoleon je ins Feld geführt hat, so läßt sich denken, daß die locker gefügten Truppen, die in Gestalt provisorischer Regimenter zuerst in Spanien und Portugal einrückten, erst recht der Zucht entbehrten. Das Plündern der Städte, auch wenn kein eigent-

*) Morvan, II.
**) Souvenirs militaires.

licher Widerstand der Einwohner stattgefunden hatte, wurde hier zur Regel erhoben. Es kann indessen nicht wundernehmen, daß der Soldat Ausschreitungen beging, da ihm seine Vorgesetzten mit schlechtem Beispiel vorangingen. Ein großer Teil der Generale und Offiziere hatte sich Anschauungen gebildet, die sich von denjenigen des Dreißigjährigen Krieges in nichts unterschieden. Sie betrachteten ein zuchtloses Leben im Felde und die Bereicherung auf Kosten der Einwohner als ihr gutes Recht. Napoleon sah ihnen in dieser Hinsicht sehr viel nach, wenn sie es nicht zu toll trieben. Es ist bezeichnend, daß er Junot, bevor dieser im Herbst 1807 mit seinem Korps durch Spanien nach Portugal marschierte, vor seinem Stabschef warnen zu müssen glaubte,*) da dieser sich in Deutschland unerlaubte Bedrückungen habe zuschulden kommen lassen. Der große Condottiere konnte von seinen Unterführern füglich nicht strenge Rechtlichkeit fordern. Betrieb nicht er selbst den Raub im größten Stile?

Wenn er daher Junot empfiehlt, die strengste Rechtlichkeit in Spanien und Portugal walten zu lassen, so mußte solche Mahnung wie so manche andere in gleichem Sinne erlassene wirkungslos bleiben. Napoleon war nicht blind gegen die in seiner Armee herrschende Unordnung; es fehlt bei ihm auch in den späteren Jahren nicht an Versuchen, die Disziplin zu heben, aber er war daran schließlich so gewöhnt, sie gelegentlich völlig versagen zu sehen, daß er gegen die Zuchtlosigkeit der Armee, gleich seinen Offizieren, die besten nicht ausgenommen, völlig abstumpfte und über sie als eine unvermeidliche Begleiterscheinung des Krieges hinwegsah.

König Friedrich verabscheute einen langen Krieg, weil er die „admirable discipline“ seiner Truppen zu Falle bringen mußte. Großfürst Konstantin hat, wenn auch nur im Sinne des Bedauerns, daß im Kriege nur wenig Gelegenheit zu Paraden sei, nicht wie der König, weil die sinkende Disziplin den Gebrauchswert der Truppen herabsetzte, die gleiche Befürchtung in die Worte gekleidet: „Ich hasse den Krieg, denn er verdirbt die Armeen.“ Bei dem Sohne der Revolution bestanden solche Bedenken nicht. Ein wohlgefügtes, in allen Teilen gut arbeitendes Heerwesen hatte er selbst nie gekannt, und immer nur unaufhaltsam seinem Ziele zustrebend, sah er über den Verfall der Kriegszucht hinweg, weil sie ihm nebensächlich schien.

Die äußerlich so glänzende, gewaltige Kriegsmacht, die 1812 nach Rußland aufbrach, trug die Keime ihres Unterganges bereits in sich, ja sie waren, wie gezeigt wurde, schon zur Zeit, als die Armee noch für unüberwindlich galt, vorhanden. In einer Armee von einer halben Million Streiter, die noch dazu aus den verschiedenartigsten Kontingenten, die sich gegenseitig nicht verstanden und einander mißgünstig gesinnt waren, bestand, mußte sich jedes Nachlassen der Kriegszucht in verderblichster Weise steigern. In der Armee überwogen die Fremden, aber auch von den sogenannten Franzosen gehörte ein Viertel den neuerdings eroberten Landesteilen an. Bei ihnen

*) Corr., XVI. Nr. 13 351.

konnte sonach von französischem Patriotismus keine Rede sein. Der zehnte Teil der Franzosen bestand dazu noch aus Refractaires, die nur widerwillig der Fahne folgten.*) Bereits bei den Versammlungsmärschen ging es übel zu. Da die Verwaltung versagte, nahm jeder, wo er konnte. Einsichtige Offiziere sahen das Schlimmste voraus, sie begriffen nicht, wie der Kaiser dergleichen dulden könne.**) „Am 22. Juni hatte die Auflösung einen so hohen Grad erreicht, daß Napoleon die Einsetzung einer besonderen Kommission bei jedem Armeekorps anordnen mußte, der jeder Soldat, dem unerlaubte Entfernung zur Last gelegt war, jeder Marodeur und Plünderer vorzuführen war. Diese Leute sollten unnachsichtlich zum Tode verurteilt und die Strafe binnen 24 Stunden vollstreckt werden. Bei genauer Befolgung dieses Erlasses hätte jedoch ein Viertel der Armee erschossen werden müssen."***) Er blieb sonach ohne durchgreifende Wirkung. Schon vor dem Riemen-Übergang wurden mobile Kolonnen von 50 Mann und 200 Einwohnern in Mariampol, Königsberg, Warschau, Posen, Elbing, Danzig, ja bis Berlin hin gebildet, um die Nachzügler aufzugreifen, und den Kommandanten der Weichselplätze wurde eingeschärft, alle vereinzelten Leute anzuhalten. Bei der Unmöglichkeit, die gesetzmäßigen strengen Strafen anzuwenden, halfen sich die Kommandeure meist durch Verhängung von Prügelstrafen, von denen bereits in früheren Feldzügen häufig und mit gutem Erfolge Gebrauch gemacht worden war.

Die Armee von 1812 erlangte ihre Stärke nur mit Hilfe der Bundesgenossen. Napoleon selbst hat Metternich gegenüber Ende Juli 1813 ziemlich wegwerfend von seinen in Rußland erlittenen Verlusten gesprochen. Sie beträfen nur zum Teil National-Franzosen, im übrigen die deutschen, italienischen und polnischen Hilfstruppen. Immerhin war die Einbuße auch an rein französischen Truppen so erheblich, daß die neue Armee von 1813, so bewundernswert ihre Schaffung in so kurzer Zeit auch war, doch nur ein Rekrutenheer blieb, das noch weit mehr der soldatischen Zucht entbehrte als die französischen Armeen in der Zeit der Siege. Von 125 000 Mann französischer Infanterie des I. bis IV. Korps waren am 1. Februar 1813 nur noch 6400 Dienstfähige vorhanden.†) Die 49 Kavallerie-Regimenter der Großen Armee hatten ihre sämtlichen Pferde eingebüßt. Da sich indessen 10 000 bis 15 000 Reiter gerettet hatten, war immerhin ein Stamm ausgebildeter Kavalleristen für die Neuformationen verfügbar, wenn es auch erst allmählich gelang, die erforderliche Zahl von Pferden aufzubringen und diese zum großen Teil minderwertig waren. Ermöglicht wurden ferner die Neubildungen bei allen Waffen nur dadurch, daß im Verhältnis zu den Mannschaften sehr viel mehr Offiziere und Unteroffiziere zurückgelangt waren. Diese Cadres sind auf etwa 20 000 Köpfe zu veranschlagen.

*) Morvan, II.

**) Aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Brandt, I.

***) Morvan, II.

†) Rousset, La grande armée de 1813.

Für die Bildung einer neuen Armee verfügte Napoleon im Frühjahr 1813 außer über diese Stämme im Innern des Reichs nur über etwa 40 000 Mann gedienter Soldaten der verschiedensten Formationen. Er zog daher aus Spanien etwa die gleiche Zahl heran und trug namentlich kein Bedenken, den dortigen Truppen zahlreiche Offiziere zu entnehmen. Hierzu traten 78 000 Mann des ersten Aufgebots der Nationalgarde, Männer zwischen dem 20. und 27. Lebensjahre, die im März 1812 in sogenannte Kohorten zusammengetreten waren, sonach immerhin schon ein Jahr unter den Waffen standen, jedoch ein Offizierkorps von nur geringer Brauchbarkeit besaßen. Aus ihnen wurden nunmehr Linien-Regimenter gebildet. Erwägt man, daß auf diese 178 000 Mann ausgebildeter Mannschaften die verschiedenen einander rasch folgenden Aushebungen 567 000 Menschen unter die Fahnen riefen,*) darunter die auf die Jahresklasse 1814 vorgreifenden Leute von 18 bis 19 Jahren, so erkennt man, daß es eine unausgebildete Armee von Rekruten war, mit denen Napoleon 1813 ins Feld rückte. Auch wenn der Ausfall durch Entziehung von der Gestellungspflicht, Dienstunfähigkeit und Desertion mit 20 v. H. in Abzug gebracht wird, bleibt immer noch das Verhältnis der gedienten Leute zu den Rekruten überaus ungünstig, zumal da es sich durch Zahlen nicht ausdrücken läßt, weil die alten Soldaten sich nicht gleichmäßig auf die einzelnen Truppenteile verteilten, vielmehr ganze Korps fast ausschließlich aus Rekruten bestanden. Eine solche Armee war einer vorübergehenden Begeisterung fähig, sie war imstande, unter Führung des Kaisers bei Groß-Görschen, Bautzen und Dresden zu siegen, aber einen Feldzug mit ihr erfolgreich durchzuführen, vermochte auch ein Napoleon nicht. Die Neubildungen des Jahres 1813.

In diesem jungen Heere ohne Zucht und ohne Widerstandsfähigkeit gegen die Witterung bewahrte allein die Garde bis zuletzt echt soldatischen Geist. Die Garde.

Diese ausgewählte Truppe war aus der Konsular-Garde hervorgegangen. Sie zählte 1805 im Felde an Infanterie zwei Grenadier-, zwei Jäger-Regimenter zu je zwei Bataillonen und einem Bataillon italienischer Garde, an Kavallerie je ein Regiment Grenadiere und Jäger zu Pferde sowie eine Mameluken-Eskadron und die 58 Elite-Gendarmen des Hauptquartiers. An Artillerie waren drei Kompagnien vorhanden. Die Infanterie der Garde bestand zu einem Drittel aus sogenannten Veliten, die bei Ausbruch des Krieges in die Bataillone eingestellt wurden. Es waren dieses Rekruten, Söhne einigermaßen wohlhabender Familien, die freiwillig eintraten und im Frieden ein besonderes Bataillon bildeten. Später wurden solche jungen Leute auch bei der Garde-Kavallerie eingestellt. Aus ihnen sind zahlreiche Offiziere der Linie hervorgegangen. Bereits 1805 bestand sonach die Infanterie der Garde nicht ausschließlich aus altgedienten Soldaten. Im Frühjahr 1806 wurde alsdann in Gestalt von zwei Füsilier-Regimentern zu je zwei Bataillonen die erste Truppe der jungen Garde

*) Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813, I.

errichtet. Sie ergänzten sich durch ausgesuchte Mannschaften der Linie, die dieser bereits zwei Jahre angehört hatten, während für den Eintritt in die alte Garde eine zehnjährige Dienstzeit gefordert wurde. Die Kavallerie der Garde wurde gleichzeitig um ein Dragoner-Regiment, bald darauf durch ein polnisches Chevaulegers-Regiment vermehrt. Das Jahr 1809 brachte eine weitere starke Vermehrung der jungen Garde durch Errichtung von vier neuen Regimentern, die zahlreiche ausgewählte Rekruten aufnahmen. Zugleich wurden vier Garde-Konskribierten-Regimenter aufgestellt, im Jahre darauf ein weiteres polnisches Garde-Reiter-Regiment errichtet. Unter gleichzeitigem entsprechenden Anwachsen der Artillerie stieg die Kopfstärke der Garde von 9000 Mann, die sie 1805 betragen hatte, 1806 auf 12 500, 1809 auf 30 000, 1812 auf 50 000 Mann. Diese Vermehrungen zielten übrigens nicht ausschließlich dahin, ein starkes Elitekorps für den Kriegsfall bereitzustellen, der Kaiser trachtete vielmehr danach, der Armee eine größere Zahl tüchtiger Unteroffiziere zuzuführen, die ihre Ausbildung in der Garde genossen hatten. Er hoffte es auf 3000 Sergeanten und 6000 Korporale zu bringen, die Cadres für eine Armee von 100*) Bataillonen. 1811 bestanden auch bereits ein Lehr-Bataillon von 840 Sergeanten und zwei solche von 800 Korporalen, die jedoch alsbald infolge der Rüstungen für den Krieg gegen Rußland aufgelöst und auf die Armee verteilt wurden.

Nach der Katastrophe in Rußland wurde die Garde bis zum Ablauf des Waffenstillstandes wieder auf 58 000 Mann gebracht. Die alte Garde und die für die Neubildungen der jungen Garde erforderlichen Stämme beanspruchten einen großen Teil der noch vorhandenen, insbesondere der aus Spanien herangezogenen gedienten Leute. Hatten die Korpsführer schon ehedem das fortgesetzte Anschwellen der Garde ungern gesehen, weil ihnen dadurch die besten Rekruten und ein großer Teil der tüchtigsten alten Soldaten, die der Truppe den Halt gaben, entzogen wurden, so machte sich dieser Übelstand, als es 1813 galt, die Armee völlig neu aufzustellen, doppelt fühlbar. Napoleon aber wußte sehr wohl, daß er gerade bei der sinkenden Güte der Gesamtheit seiner Truppen eines Elitekorps bedürfe. Zwar war dieses 1813 bereits längst nicht mehr das gleiche wie ehedem, denn auch in der alten Garde waren die Leute von zehnjähriger Dienstzeit jetzt äußerst selten geworden, aber der alte Geist war noch nicht völlig geschwunden. Infolge ihrer besseren Cadres wurde selbst die junge Garde von 1813 bald zu einer kriegsbrauchbaren Truppe. Als nach der Niederlage an der Katzbach Macdonalds Armee völliger Zerrüttung verfiel, sprach einer seiner Korpsführer, General Lauriston, sich dahin aus, daß seine Truppen alsbald wieder Halt gewinnen würden, wenn der Kaiser ein Korps wie die junge Garde der Armee zusenden könnte.**) Napoleon selbst suchte gelegentlich durch den

*) Corr. XXI. Nr. 16 751.
**) Rousset, La grande armée de 1813.

Anblick der wohldisziplinierten Truppe, die in den späteren Kriegsjahren allein noch Genauigkeit in ihren Bewegungen und in der Handhabung der Waffen zeigte, in diesem Sinne auf die Linientruppen zu wirken. Mochte bei seiner Vorliebe für die Garde auch ein gut Teil Herrscherlaune mit im Spiele sein, dem kundigen Blicke des Feldherrn konnte der hohe Wert, den eine solche Elitetruppe für jede Armee besitzt, sofern sie nicht nur Haustruppe des Monarchen, sondern Kern= und Mustertruppe des fechtenden Heeres ist, nicht entgehen.

Odeleben*) rühmt von der jungen Garde, daß sie 1813 dem Kaiser „ihr Vive l'Empereur selbst dann noch mit einem unglaublichen Ungestüm darbrachte, als sich das Glück ganz von ihm gewendet und er geschlagen Sachsen verlassen mußte, gleich als ob sie ihn in seinem Unglück trösten wollte". Odeleben hebt rühmend den schönen militärischen Anblick, den die alte Garde gewährt habe, hervor und fügt allerdings hinzu: „Es ist zu beklagen, daß diese auserwählte Schar so anmaßende Forderungen, vorzüglich bei Einquartierungen, machte und unter der Firma der Garde des Kaisers sich die unbilligsten Dinge und Erpressungen erlaubte; nichts war ihr gut genug, und sie soll sogar an vielen Orten, wo eine Untersuchung nicht zu fürchten stand, geplündert haben." Sie machte sich in der Tat durch ihren Hochmut auch innerhalb der eigenen Armee unbeliebt. Sie genoß besondere Vorrechte, erhielt stets bessere Verpflegung und wurde zuerst bedacht. Wo Mangel eintrat, machte sie selbst dem Kaiser gegenüber aus ihrer Mißstimmung kein Hehl. So sah er sich veranlaßt, seine alten Brummbären, die „vieux grognards", Ende 1806 die Verfolgung der russischen Armee unterbrechen zu lassen und vorzeitig in Winterquartiere nach Warschau zu verlegen. Dafür wußte er, daß er in seiner alten Garde eine Truppe besaß, die im Augenblicke der Gefahr niemals versagte. Odeleben sagt von ihr: „Es ist kaum möglich, eine Truppe zu finden, die dem Tod mit größerer Gleichgültigkeit und Ruhe entgegengegangen und bei allen Anstrengungen und Gefahren von einer heißeren Vorliebe für den Monarchen und die Dienstpflicht beseelt gewesen wäre."

Ausbildung.

Napoleon hat es stets verschmäht, sein Heer zu schulen. Seine Rastlosigkeit, die ihn immer wieder alsbald selbst die Gebilde zerstören ließ, die er soeben erst geschaffen hatte, machte diesen großen Feldherrn zum Heerverderber. Wohl vermochte die Kraft seines dämonischen Willens auch mit fortgesetzten Improvisationen Großes zu leisten, den Truppen eine gute Schulung zu ersetzen vermochte sie nicht. Zwar hielt er, wenn er in Paris anwesend war, häufig Paraden ab, besichtigte dort und während der Feldzüge vielfach Truppenteile, auch sind die Äußerungen von ihm zahlreich, in denen er einer sorgfältigen Schulung der Truppe das Wort redet und den disziplinaren Wert des Exerzierens anerkennt, aber wie sollte dem bei den fortgesetzten Kriegen

*) Napoleons Feldzug in Sachsen im Jahre 1813. Der Verfasser, sächsischer Stabsoffizier, war 1813 dem Hauptquartier Napoleons zugeteilt.

nachgekommen werden? An der wachsenden Indisziplin der Armee trug ihre mangelhafte Durchbildung mit schuld. Am meisten Schulung besaß noch die Armee des Lagers von Boulogne. Auch dort war indessen nicht allzuviel für ihre Ausbildung geschehen, diese jedenfalls ohne jede Methode und sehr ungleich gehandhabt worden. Marschall Soult ließ öfter seine Truppen manövrieren, Marschall Ney nur selten. In erster Linie wurden, im Hinblick auf die Bestimmung der Armee gegen England, das Ein- und Ausladen der Truppen geübt und hierin allerdings eine große Fertigkeit erzielt. Die taktische Schulung der Führer ist dort sehr wenig gefördert worden, sie fußte wesentlich auf den Erfahrungen der Revolutionskriege, und das umsomehr, als das Infanterie-Reglement von 1791 stammte. Es lehnte sich durchaus an das damalige lineartaktische preußische an und enthielt nur einige bei den Franzosen von jeher übliche Kolonnenformationen. Der Gebrauch des Tirailleurs hatte sich in den Revolutionskriegen von selbst herausgebildet, Bestimmungen darüber bestanden nicht. Zum Reglement hatte niemand mehr Vertrauen, gefochten wurde in Formationen, die sich im Kriege bewährt hatten. Die Vorschrift blieb aber zu Recht bestehen, da Napoleon, dem die Form nebensächlich war, sich nicht bewogen fühlte, neue Bestimmungen zu erlassen. Seine Fechtweise wurde mit der Zeit immer mehr Massentaktik. Außerhalb des Schlachtfeldes genügte es ihm, wenn die Truppen hohen Marschleistungen gewachsen blieben. Er beschränkte sich darauf, gelegentlich den Marschällen eine oder die andere Formation zu empfehlen. Die Einsichtigen unter ihnen haben, wo ihnen im Kriege oder zwischen den Kriegen Zeit blieb, nicht unterlassen, ihre Truppen zu üben; namentlich Davout, der 1807 bis 1812 das Kommando in Deutschland führte, förderte die Exerzier- und Schießausbildung und errichtete auch Regimentsschulen. Im ganzen aber war die Ausbildung bei allen Waffen nicht nur flüchtig, sondern auch sehr ungleich.

Bei der Kavallerie litt die taktische Schulung selbst in der besten Zeit unter dem mangelhaften Pferdematerial. 1805 wurden zahlreiche österreichische Beutepferde eingestellt, 1806 in noch weit größerem Umfange diejenigen der gefangenen preußischen Kavallerie-Regimenter. So abgehetzt diese auch sein mochten, ihr Material war immer noch besser als das französische. Ohne den Ersatz durch preußische Pferde hätte die Verfolgung bis Prenzlau und Lübeck gar nicht durchgeführt werden können. Die Reitfähigkeit der Leute war gering, die Bewegungen sehr schwerfällig. Die gesamte Kavallerie war mit dem Karabiner bewaffnet, im Fußgefecht jedoch wenig geübt. Auch unter den Offizieren war wenig reiterliches Verständnis. Napoleon, selbst ein sehr schlechter Reiter, kümmerte das offenbar wenig. Es ist bezeichnend, daß er, dem sonst der Verbleib jedes einzelnen Truppenteils in seinem weiten Reiche stets gegenwärtig war, im September 1807 beim Kriegsminister anfragt, ob nicht in Versailles eine Reitschule bestehe und ob man nicht noch zwei oder drei solcher Schulen

errichten solle, denn die Kavallerie ritte allerdings schlecht.*) Solche Reitschulen hätten freilich wenig genützt, denn die Kavallerie befand sich in fortwährendem Hin- und Herziehen, es fehlte die Zeit und die Möglichkeit einer gründlichen reiterlichen Ausbildung. Wäre dieser Waffe ihr Offizier- und Unteroffiziermaterial nicht infolge der bei ihr verhältnismäßig geringen Verluste länger erhalten geblieben als der Infanterie, sie hätte noch weniger geleistet. Was ihr dennoch der an sich sehr viel besseren Kavallerie der Österreicher, Russen und Preußen gegenüber eine gewisse Überlegenheit gab, war, daß sie dauernd in großen Verbänden zusammengehalten blieb und gewohnt war, in solchen zu fechten. Größere Sorgfalt als der Kavallerie widmete Napoleon von Hause aus der Artillerie, aus der er selbst hervorgegangen war. In ihr erhielten sich vorzügliche Traditionen. Sie besaß eine Anzahl von Generalen, die dem Kaiser mit hohem taktischen Verständnis für die Verwendung der Waffe entgegenkamen. Die französische Artillerie war, zum Teil dank ihrer zahlreichen reitenden Batterien, die über ein Viertel der Gesamtheit betrugen, den Gegnern an Beweglichkeit überlegen und behauptete sich bis zuletzt auf ihrer anfänglichen Höhe.

Das Napoleonische Heer nicht das Volk in Waffen.

Der Widerwille, dem in der Bevölkerung auch des alten Frankreich, nicht nur des willkürlich erweiterten, die Konskription begegnete, läßt erkennen, wie nach der Zurückweisung der Invasion von 1792 das kriegerische Feuer mehr und mehr erloschen war. Schon Lettow hat darauf hingewiesen,**) daß es ein Irrtum ist, beim französischen Volk als solchem kriegerischen Geist anzunehmen; die Geschichte beweist in der Tat das Gegenteil. Nicht nur, daß die Nation unter Napoleon keine unmittelbare Anteilnahme an den Kriegsereignissen bekundete, sie brachte der Armee verhältnismäßig nur geringe Sympathie entgegen. Dem Durchzuge mehrerer Korps der „Großen Armee", die 1806 von Deutschland nach Spanien geworfen wurden, sah die Bevölkerung mit Sorgen entgegen, denn den Truppen ging nicht der beste Ruf voraus. Der Soldat aber empfand es drückend, daß er sich im Inlande mehr zügeln mußte als in Deutschland, und die friedlichen Bürger, vor allem aber die Frauen, gingen dem „miles gloriosus" am liebsten aus dem Wege.***) Auch das damalige Frankreich hatte bereits seine antimilitaristischen Stimmungen. Unsere Sozialdemokraten dagegen fechten eigentlich gegen Windmühlen, wenn sie im Lande des Volksheeres die Armee anfeinden, denn von einem wirklichen „Militarismus" könnte doch nur bei einem Heere von Berufssoldaten die Rede sein.

Sitten, wie sie im Napoleonischen Heere herrschten, Sitten, die ihm das Gepräge einer Soldateska gaben, sind in einer Armee, die sich auf allgemeine Wehrpflicht gründet, überhaupt nicht möglich. Es gibt denn auch keinen größeren Gegensatz als

*) Corr. XVI. Nr. 13140.
**) 3. Beiheft zum Militär-Wochenblatt. 1892.
***) Morvan, II.

zwischen den Gepflogenheiten mancher französischer Generale des ersten Kaiserreichs und der strengen Rechtlichkeit, deren sich u. a. General v. York 1814 in Frankreich befleißigte. Bei den Offizieren seines Armeekorps war es Ehrensache, sich nichts vom Eigentum der Bewohner des feindlichen Landes anzueignen. Er selbst bezahlte alles bar und bestand darauf, daß man auch in Schlössern, trotz anfänglicher Weigerung, es annahm. Als in den Tagen vor Craonne und Laon Verpflegungsmangel eintrat, begannen unter der Einwirkung der Not und des schlechten Beispiels der Nachbartruppen auch beim I. preußischen Korps Härte, Roheit und Lust am Plündern und Zerstören einzureißen. York versammelte infolgedessen die Generale und Regimentskommandeure und legte ihnen ans Herz, mit unnachsichtlicher Strenge wieder Ordnung in die Truppen zu bringen. Er kommandiere ein preußisches Armeekorps, aber keine Räuberbande. Nach dem Dankgottesdienst für den Sieg bei Laon sprach er zu den Truppen selbst. Er wies auf die Kirche von Athis, die von der wilden Flamme während des nächtlichen Kampfes verschont geblieben, nun aber durch die frevelnde Hand seiner Soldaten zerstört sei. „Die stummen Steine," sagte er, „werden Euch vor Gott verklagen." Er wies auf den Stern an seiner Brust mit der Umschrift: „Jedem das Seine" und fragte: „Habt Ihr ihn wahr gemacht?"*) Es waren die angestammten Begriffe altpreußischer Kriegszucht im Verein mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit eines Führers des Volkes in Waffen, das den General so sprechen ließ. Er war sich der Pflicht bewußt, die Schrecken, die der Krieg über das Land brachte, durch eine feste Disziplin zu mildern, soweit es in seinen Kräften stand. Daß auch er sie zum Teil als unvermeidlich ansah, geht aus einem Schreiben hervor, das er am 14. Februar an Blücher gerichtet hatte und in dem er Klage über den Mangel führte, den sein Korps zu leiden habe. „Daß unter solchen Umständen, wo der Soldat auf das Nehmen angewiesen ist und zulangen muß, wenn er nicht umkommen will, Gewalttätigkeiten und Verwüstungen nicht immer zu meiden sind, wird keinen erfahrenen Militär befremden." Er fährt dann bezeichnenderweise fort: „Es gereicht dem preußischen Soldaten zu unverwelklichem Ruhme, daß er die Beschwerden dieses mühseligen Winterfeldzuges, diese Entbehrungen aller Art mit stets gleichem Gehorsam gegen die Offiziere und einem hohen, auf Gott vertrauenden Mute ertragen hat."*)

Von Gott hat der Napoleonische Soldat freilich niemals etwas wissen wollen, und sein Gehorsam gegen die Offiziere versagte gar zu leicht, wo er Mangel litt, denn an „langanhaltende Entbehrungen war die große, herrliche und tapfere Armee Napoleons nicht gewöhnt", so schreibt Ende 1806 der Erbgroßherzog von Baden,**) der den Feldzug im Kaiserlichen Hauptquartier mitmachte. Aber „groß, herrlich und

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg, III.

**) Tagebuch, verfaßt von seinem Adjutanten Hauptmann v. Grolman, herausgegeben von v. der Wengen.

tapfer" nennt er die Armee doch, und sie war es, dafür sprechen ihre Siegeszüge durch ganz Europa. Wer will es diesen Menschen verdenken, daß sie verrohten, da sie von einem Kriege in den andern geworfen wurden, stand doch an ihrer Spitze ein „echter Feldherr, der es vermochte, dem Soldaten an die Stelle des Vaterlandes seine eigene Persönlichkeit zu setzen, und fand doch der Soldat in dem langen Kriegsleben im Lager eine zweite Heimat und als Ersatz für den Patriotismus den Fahnensinn und die begeisterte Anhänglichkeit an seinen großen Führer."*)

Unzweifelhaft zeichnet Morvan in seinem trefflichen Buche den „Soldat Impérial" durchaus zutreffend und geschichtlich einwandfrei. Aber ebenso wie Taine wohl die Ereignisse der französischen Revolutionszeit sorgsam zergliedert, aber kein eigentliches Bild der Revolution entwirft, so ist auch bei Morvan das Bild nicht vollständig. Es fehlen bei ihm neben den trüben Bildern des Krieges die erhebenden. Diese aber sind auch in der Napoleonischen Armee keineswegs selten. Nicht nur die Leistungen des Feldherrn sind erstaunlich, der es verstand, immer rechtzeitig neue Massen zu organisieren und das Kriegsfeuer in ihnen wieder zu entzünden, auch die Offiziere und alten Soldaten, die seinem Gebote vom Mittelländischen Meere bis an die Ostsee, vom Tajo bis zur Moskwa folgten, und die den lockeren Neubildungen durch zehn Jahre fast unausgesetzter Kriege hindurch bis zuletzt den nötigen Halt gaben, verdienen unsere Bewunderung, zumal wenn wir erwägen, daß die Mehrzahl bereits die zehnjährige Periode der Revolutionskriege hinter sich hatte, und was das an ertragenen Mühseligkeiten bedeutet. In diesem Kern des Heeres verkörperte sich tatsächlich der kriegerische Geist Frankreichs. Es waren echte Soldatennaturen, wie sie unsere Zeit in dieser Art gar nicht mehr kennt, wie sie aber damals in der Welt noch zahlreich zu finden waren, nicht nur unter den Offizieren, sondern auch unter den Mannschaften. Selbst unsere Armee hatte noch lange Zeit nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ein wesentlich anderes Aussehen als jetzt. Bis weit in die zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein ließ die Schwierigkeit, bei den schlechten Zeiten und der erst in den Anfängen begriffenen Industrie eine gewinnbringende Beschäftigung zu finden, noch vielen den Militärdienst als einen leidlichen Broterwerb erscheinen. Auch wirkte die alte Gewohnheit berufsmäßigen Soldatentums vom 18. Jahrhundert her noch nach. 1840 befanden sich, abgesehen von den Unteroffizieren, etwa 120 Kapitulanten bei jedem Bataillon.

Hat der kriegerische Geist seiner alten Troupiers mit und ohne Epauletten es Napoleon ermöglicht, selbst mit Truppen, deren Wert von Jahr zu Jahr herabsank, immer noch Großes zu leisten, so läßt sich doch nicht verkennen, daß seine Kriegsrüstungen im Grunde doch nur eine fortgesetzte Reihe von Improvisationen bilden, und diese setzen nicht etwa erst mit dem Augenblick des Niederganges seiner Macht

*) Mommsen, Römische Geschichte, I. 2.

ein. Möchten daher diejenigen, die unseren heutigen Kriegsformationen zweifelnd gegenüberstehen und immer ihren milizartigen Charakter hervorheben, durch einen Blick auf die gewaltigen Leistungen dieses großen Organisators von ihrem unbegründeten Pessimismus geheilt werden. Solcher ist für den Soldaten besonders schädlich, denn er schwächt die Kraft des Handelns von Hause aus ab. Statt sich die Millionenheere als ein Schreckgespenst auszumalen, tut man jedenfalls besser, sich mit der Schwierigkeit ihrer Aufstellung und Führung, die allerdings besteht, nach Möglichkeit vertraut zu machen, um sie im Kriegsfall überwinden zu können. Gewiß, neben seiner unsinnigen Politik hat die zunehmende Verschlechterung seiner Armee zu Napoleons Sturze wesentlich beigetragen; Improvisationen im Heerwesen bleiben immer ein Übelstand, aber diejenigen, mit denen heutige Cadre-Armeen im Kriege zu kämpfen haben, sind weniger schwerwiegend als die, mit denen sich Napoleon abzufinden hatte.

3. Versorgung der Armeen im Felde.

Bekleidung. Der Geist der Armee, die Art ihres Ersatzes und die ihr fehlende Friedensschulung bilden allein noch keine Erklärung für das Fehlen einer festen Kriegszucht. Es hat seinen Hauptgrund in der mangelnden Fürsorge, die den Truppen im Felde zuteil wurde. Mit der Bekleidung stand es lange Zeit übel. Die Sünden der Direktorialregierung ließen sich nicht sobald ausgleichen. Bis in das Jahr 1808 hinein sah man bei einzelnen Truppenteilen noch weiße Uniformen aus der Zeit des Königtums inmitten der blauen. Erst mit Hilfe der in Deutschland sich erschließenden reichen Hilfsquellen gelang es nach dem Kriege von 1806/07 Besserung zu schaffen, bis später infolge der übertriebenen Inanspruchnahme der noch wenig entwickelten Industrie bei der Armeevermehrung und der dauernd starken Abnutzung in den Feldzügen erneute Schwierigkeiten eintraten. Sie völlig zu heben, gelang nie, vor allem fehlte es an Winterbekleidung, so an dem nötigsten Stück, den Mänteln. Sie fehlten 1806 mehreren Truppenteilen ganz, bei anderen mußten unbrauchbare Stücke ersetzt werden. In großem Maße war dies bei den im Spätherbst 1808 nach Spanien rückenden Korps notwendig. Im Februar 1807 findet Napoleon die in Berlin angefertigten Mäntel schlecht, die aus Leipzig gelieferten viel zu kurz. Im März 1807 schreibt er dem Kriegsminister:*) „Das 31. leichte Infanterie-Regiment ist hier nackend und in einem furchtbaren Zustande angelangt. Dabei ist es über Paris marschiert, und ich hatte Sie ersucht, auf seine Bekleidung zu achten. Wie kann man Truppen so von allem entblößt zur Armee senden.“ Gleichzeitig wird dem mit dem Oberkommando am Rhein betrauten Marschall Kellermann in Mainz zur Pflicht gemacht, auf die Kleidung und Bewaffnung der provisorischen Marschregimenter, die zur Armee abrückten, ein Auge zu haben.

*) Corr. XIV. Nr. 12 202.

Schwierig gestaltete sich bei den damaligen Verkehrsverhältnissen, je weiter der Krieg sich von den heimatlichen Hilfsquellen entfernte, der Ersatz des Schuhzeuges. Im April 1807 nimmt der Kaiser davon Kenntnis, daß 105 000 Paar Schuhe an die Armee ausgegeben worden sind. Die Intendantur soll sich darauf einrichten, nochmals die gleiche Zahl liefern zu können; in Thorn soll für den Bedarf der durchmarschierenden Truppen dauernd ein Vorrat von 4000 Schuhen niedergelegt sein. Am 14. November 1808 schreibt Napoleon aus Burgos dem Kriegsminister:*) „Ich ersehe aus Ihrem Bericht, daß in Bayonne verfügbar sein müssen: 83 000 Paar Schuhe, 140 000 Hemden, 23 000 Tornister, 39 000 Tschakos und Mäntel in Menge. Alles das sind Redensarten. Ich habe nichts, meine Armee ist nackend und leidet an allem Not, und Ihre Bureaubeamten spotten meiner. Die Lieferanten sind Diebe, denn sie lassen sich bezahlen, und ich bekomme nichts. Ihr ganzes Bekleidungsdepartement taugt nichts. Es wird von lauter Schurken geleitet. Ich bin niemals so schlecht bedient und in solchem Grade im Stiche gelassen worden." Am 21. Dezember fordert der Kaiser vor Madrid**) dringend Schuhe, Mäntel und Hemden. Es seien nur zwei Schuhsendungen, eine zu 16 000, eine zu 19 000 Paar, bei der Armee eingetroffen, und zwar die Bestellungen aus Berlin, von den in Paris und anderen Orten gemachten sei nichts zu hören. „Meine Lazarette füllen sich mit Kranken, weil ich an Mänteln und Schuhen Mangel leide. Man hat mich völlig im Stich gelassen. Ich werde die Mäntel wohl im August erhalten, und das ist gerade der Zeitpunkt, wo man sie am liebsten verbrennen möchte."

An Sorgfalt für seine Truppen hat der Kaiser es gewiß nicht fehlen lassen, aber die Durchführung seiner Absichten scheiterte daran, daß er Unmögliches verlangte, und ferner daran, daß, wie er sehr wohl wußte, in der Armeeverwaltung Unterschleife gang und gäbe waren und im größten Stile geübt wurden, ohne daß er mehr erreichte, als daß sie weniger öffentlich getrieben wurden als zur Zeit der Republik. Unter der Korruption der Intendanturbeamten — im Grunde eine ganz natürliche Erscheinung in einer Armee, in der die höchstgestellten Generale fortgesetzt schamlose Erpressungen verübten — hat die Truppe auf dem Gebiet der Verpflegung noch weit schwerer zu leiden gehabt als auf dem der Bekleidung. Der Mangel, dem sie ständig ausgesetzt war, hat zur Lockerung der Disziplin das meiste beigetragen.

Die Soldrückstände waren chronisch. Grundsätzlich wurden die in den besetzten feindlichen Landen erhobenen Kontributionen für die Besoldung der Armee verwendet; Frankreich selbst sollte sie so wenig als möglich kosten. Ende August 1805 fehlte der Armee der Sold. Der Kaiser dringt auf Auszahlung durch die Verwaltung des Verpflegung, Fuhrwesen.

*) Corr. XVIII. Nr. 14 473.
**) Corr. XVIII. Nr. 14 603.

Schatzes, da er voraussichtlich bald den Rhein überschreiten würde und zu befürchten stände, daß neutrale und befreundete Länder verwüstet würden, wenn die Zahlung ausbliebe. Am 6. Dezember nach Austerlitz schreibt er:*) „Es wird endlich Zeit, daß ich den Sold zahle und mich hierzu der Hilfsquellen Österreichs bediene.“ Ein Jahr darauf in Polen fehlt es wieder an flüssigem Gelde, um die Armee zu bezahlen, wiewohl Preußen bereits stark durch Kontributionen geschädigt worden war, auch betont der Kaiser im April 1807, daß die Armee gänzlich aus den Einkünften der eroberten Länder ohne Inanspruchnahme des französischen Staatsschatzes zu besolden sei.

Schlimmer als die Soldrückstände wurde vom Soldaten das Fehlen der Verpflegungszufuhr empfunden. Napoleons Anordnungen waren, an sich betrachtet, durchaus zweckmäßig. Die Plötzlichkeit seiner Entschlüsse brachte es aber meistens mit sich, daß Zeit und Mittel fehlten, die getroffenen Anordnungen durchzuführen, und die Unzuverlässigkeit der Beamten trug weiterhin dazu bei, daß sie zum großen Teil völlig auf dem Papier blieben. Mit Recht ist neuerdings darauf hingewiesen worden,**) daß so große Heere wie dasjenige, über welches Napoleon 1813 gebot, sich ohne die heutigen technischen Hilfsmittel, ohne Eisenbahnen und Telegraphen eigentlich schon nicht mehr hätten leiten und verpflegen lassen. In gewissem Sinne trifft das auch bereits für die früheren Feldzüge Napoleons zu. Seine groß gedachten Anordnungen hinsichtlich der Verpflegung scheiterten an der Unmöglichkeit, sie bei den damaligen beschränkten Transportmitteln durchzuführen, denn diese waren, obwohl es sich um die Verpflegung weit stärkerer Armeen handelte, noch keine anderen als im Siebenjährigen Kriege.

So forderte der Kaiser 1805, daß Ende September in Straßburg 500 000, in Mainz 200 000, in Würzburg 300 000 Zwiebacksportionen bereit zu halten seien, um beim Durchzuge der Armee gefaßt werden zu können. Davon war nur der Mainzer Vorrat Ende September bereit. In Straßburg waren am 26. September erst 180 000 Portionen fertiggestellt, wenn auch täglich 15 000 weitere unter Zuhilfenahme der Zivilbäcker bereitet, 200 000 aus Lille, 100 000 aus Soissons herangeholt wurden, die aber verspätet eintrafen. Bayern hatte in Würzburg nichts vorbereitet. Hüningen und Landau lieferten allerdings 500 000 Portionen und stellten täglich 10 000 her. Auch die rechtzeitig fertiggestellte Menge war aber wertlos, da die erforderlichen Transportmittel fehlten, um sie der Armee, die zwischen dem 25. und 27. September den Rhein überschritt, nachzuführen. Die Verpflegungszufuhr lag in Händen einer Unternehmer-Gesellschaft, der Kompagnie Breidt. Diese hatte die ausbedungenen Gespanne auch in der erforderlichen Zahl beschafft, der Staat hielt aber die von ihm zu liefernden Proviantwagen nicht in genügender Zahl bereit. Statt

*) Corr. XII. Nr. 9547.

**) Friederich, Der Herbstfeldzug 1813, III.

der vorgesehenen 30, konnten im ganzen nur sechs Kolonnen (sogen. Brigaden) mit 163 Wagen von der Kompagnie aufgestellt werden, und von diesen Wagen waren im Dezember 1805 nur noch 60 vorhanden. Die ersten Fahrzeuge der Kompagnie Breidt erreichten die Armee erst im November. Notdürftigen Ersatz leisteten 1000 im Elsaß beigetriebene Bauernwagen.

Der Befehl, daß die Korps für vier Tage Brot und für vier Tage Zwieback mit sich führen sollten, hat unter diesen Umständen überhaupt nicht ausgeführt werden können. Sie sahen sich jenseits des Rheins sofort auf Beitreibungen angewiesen, für die, wiewohl man sich im befreundeten Lande befand, eine Entschädigung nicht geleistet wurde. Bereits durch Befehl vom 21. September war eine Einteilung des Operationsgebiets für die Beitreibungen der einzelnen Korps vorgesehen. Nach dem Donau-Übergang wurden solche indessen bei der unausgesetzt wechselnden Kriegslage nicht mehr gegeben, und bei der engeren Versammlung der Armee zwischen Iller und Lech stießen außerdem die Beitreibungen auf Schwierigkeiten. Auf die Beschwerden des Kommandierenden des II. Korps, General Marmont, ließ der Kaiser am 11. Oktober erwidern:*) „In allen seinen Berichten spricht mir General Marmont nur von Verpflegungsschwierigkeiten. Ich wiederhole ihm: in dem Expeditions- und Invasionskriege, den der Kaiser führt, gibt es keine Magazine, und es ist Sache der kommandierenden Generale, sich die Lebensmittel in dem Gebiet, das sie durchschreiten, selbst zu beschaffen."

Im zweiten Teile des Feldzuges, beim Vormarsch auf Wien und in Mähren, lebten die Truppen je nach der Beschaffenheit des Landstrichs, den sie durchzogen, bald im Überfluß, bald im Elend. An den Tagen vor der Entscheidungsschlacht von Austerlitz litten sie unter Brotmangel und halfen sich nachher mit erbeuteten russischen Vorräten. Erst die mit dem Waffenstillstand eintretende weitere Unterkunft gewährte wieder die Möglichkeit reichlichen Unterhalts.**)

Bereits in den Tagen vor Ulm hatte sich Napoleon der Überzeugung nicht verschließen können, daß eine Armee von 200 000 Mann selbst bei dem denkbar glücklichsten Verlauf eines Offensivfeldzuges auf die Dauer nicht aus der Hand in den Mund leben könne. Am 24. Oktober schreibt er dem Generalintendanten der Armee:***) „Wir sind bisher ohne Magazine marschiert; die Umstände haben uns dazu gezwungen. Dabei sind wir von der Jahreszeit außerordentlich begünstigt worden; indessen, obgleich wir unausgesetzt siegreich waren und wir Kartoffeln auf den Feldern fanden, haben wir doch großen Mangel gelitten. Zu einer Jahreszeit, wo wir keine Feldfrüchte vorfinden würden, oder wenn wir nur einige Rückschläge erlitten, würde der Mangel von Magazinen die übelsten Folgen haben." Es

*) Alombert-Colin, III. 1.
**) Morvan, I.
***) Corr. XI. Nr. 9425.

ergeht daher die Weisung, in Augsburg eine Million Zwiebacksportionen herzustellen, sowie Backöfen zu errichten, die täglich 80 000 Portionen zu liefern imstande sind, und Mehl für zwei Millionen Portionen vorrätig zu halten: ebenso 300 000 Scheffel Hafer, 100 000 Maß Branntwein. Augsburg, das befestigt wird, soll ein großes Sammelmagazin für die Armee bilden.

Bei Beginn des Krieges 1806 wurde mit etwas größerer Umsicht verfahren. Wiewohl auch hier der Krieg unerwartet kam und ebenfalls nicht, wie es unter heutigen Verhältnissen der Fall ist, im Aufmarschgebiet rechtzeitig Vorsorge für die Anlage von Magazinen getroffen werden konnte, forderte doch der Kaiser, daß am oberen Main, wo die Versammlung der Armeen erfolgte, der Brotbedarf für 10 Tage sichergestellt werden sollte. Den Truppen wurden Lebensmittelwagen zugebilligt, und zwar jedem Bataillon und jedem Kavallerie-Regiment zwei der Kompagnie Breidt, deren überschießende — Napoleon rechnete 200 Fahrzeuge — zur Verfügung des Generalintendanten der Armee verbleiben sollten. Die Artillerie hatte das Brot auf ihren eigenen Fahrzeugen zu verladen. Sie führten bei den Batterien und im Korps-Geschützpark an Artilleriemunition den Höchstbedarf eines Schlachttages. Ein Reservebestand in gleicher Höhe befand sich beim Großen Park der Armee. Dessen Stärke hat vielfach gewechselt; 1806 zählte er 400 Fahrzeuge. Korps-Artillerieparks und Großer Park führten außerdem eine Reserve von Infanteriemunition, Ersatzstücke für unbrauchbar gewordene Rohre und Lafetten. Für die Fortschaffung des Offiziergepäcks war 1806 nur ein Wagen für jedes Bataillon oder Kavallerie-Regiment vorgesehen, doch ist diese Zahl sehr bald erheblich überschritten worden.

War sonach zu Anfang des Feldzuges 1806 die Armee auch etwas besser versorgt als im Jahre vorher, und ließ nach den Entscheidungsschlachten an der Saale die weite Ausbreitung im Raum Verpflegungsschwierigkeiten zunächst nicht entstehen, so traten solche in um so empfindlichster Weise an der Weichsel und in den zu Anfang Januar dort bezogenen Winterquartieren ein. Im Feldzuge von Pr. Eylau steigerten sie sich bei der kalten Jahreszeit zu einer wahren Kalamität. Bis diese einigermaßen abgestellt werden konnte, vergingen Monate. Obwohl Napoleon bei Pr. Eylau, da sein Gegner das Schlachtfeld räumte, sich schließlich den Sieg zuschreiben konnte, zwangen ihn doch die Umstände, seine Armee abermals in Winterquartiere hinter die Passarge zurückzuführen. Er selbst hatte bereits bei Beginn des Winterfeldzuges in Ostpreußen bekennen müssen:*) „Die Verhältnisse haben mich genötigt, zum Magazinsystem zurückzukehren", und der Wechselwirkung, die stets zwischen Heerführung und Verpflegung besteht, verleiht er Ausdruck, wenn er am 12. März 1807 schreibt:**) „Augenblicklich hängt das Schicksal Europas und alle Berechnung im großen von der Frage

*) Corr. XIV. Nr. 11 767.
**) Corr. XIV. Nr. 12 015.

der Lebensmittel ab. Wenn ich nur Brot habe, ist es ein Kinderspiel, die Russen zu schlagen."

Die Kompagnie Breidt hatte unter den Schwierigkeiten des östlichen Kriegsschauplatzes vollständig versagt. „Es kann nicht leicht etwas schlechter organisiert sein als die Transporte der Kompagnie Breidt."*) „Sie besteht aus einem Haufen von Schurken, die nichts tun; besser niemand haben als solche Leute,"**) äußerte er damals über sein Trainfuhrwesen, das er nunmehr militärisch organisierte, indem er am 26. März 1807, zum Teil unter Benutzung des Materials der Brigaden der Kompagnie Breidt, acht Train-Bataillone zu je 140 Wagen zu je vier Kompagnien errichtete. Bis zum Jahre 1811 wuchs die Zahl der Train-Bataillone auf 13 zu je sechs Kompagnien. Die Aufstellung ging jedoch nur sehr allmählich vonstatten, und die hohen Anforderungen, die an das Pferdematerial und die Haltbarkeit der Wagen gestellt wurden, von denen ein großer Teil bereits 1808 von der Weichsel und Oder den Truppen nach Spanien folgte, verursachten fortgesetzt empfindliche Verluste.

Wenn der Unterhalt der Truppen in den Quartieren und Standlagern hinter der Passarge sich langsam besserte und die Durchführung der Operation von Friedland im Juni 1807 in einem von den Russen völlig ausgesogenen Gebiet überhaupt möglich war, obwohl die Füllung der Magazine, für die Schlesien erheblich beisteuern mußte, bei den damaligen Transportverhältnissen auf nicht geringe Schwierigkeiten stieß, so ist es in erster Linie der umfassenden und großartigen Fürsorge des Kaisers zu danken. Vortrefflich ist er hierbei durch den Generalintendanten der Armee, Daru, unterstützt worden, der bereits als Intendant der Kaiserlichen Hofverwaltung Beweise hervorragender Befähigung geliefert hatte. Napoleon übertrug ihm 1806 auch die Fürsorge für die Armee und die Ausbeutung des besetzten preußischen Gebiets, nachdem der anfängliche Generalintendant Villemanzy sich seiner Aufgabe nicht gewachsen gezeigt hatte. Foucart***) äußert über diesen: „Er scheint ein ängstlicher Mann gewesen zu sein, ohne große Gesichtspunkte und ohne jene rastlose Tätigkeit, dessen der Generalintendant einer Armee bedarf. Als ehemaliger Inspecteur en chef aux revues lebte er inmitten der beengenden Formalitäten des Kontrollwesens, das die Intelligenz herabdrückt und nicht geeignet ist, höhere Fähigkeiten zu entwickeln". In diesen Worten ist treffend der Zwiespalt wiedergegeben, in dem die Intendanturbeamten auch bei uns leben, und der Grund, warum sich unter ihnen nur selten Persönlichkeiten finden, die den Aufgaben, die der Krieg in höheren Stellungen an sie stellt, vollauf gewachsen sind.

Wo das Auge des Gebieters fehlte, wie anfänglich in Spanien, ließ auch sofort die Sorgfalt in der Ernährung der Truppen nach, was sich dort umsomehr fühlbar

*) Corr. XIV. Nr. 11 945.

**) Corr. XIV. Nr. 12 178.

***) Campagne de Prusse. Iéna.

machte, als die anfänglich zur Verwendung gelangenden Verbände zum überwiegenden Teil junge, des Krieges ungewohnte Mannschaften umfaßten. Der reichlich genossene schwere Wein des Landes schädigte bei der ungenügenden Ernährung die Leistungsfähigkeit der Truppen nur noch mehr. Auf dem im ganzen dürftigen und verkehrsarmen Kriegsschauplatz waren die Beitreibungen in ihren Erfolgen sehr ungleich, der Nachschub aber ließ gelegentlich ganze Heeresteile zwei Wochen hindurch vollkommen im Stich. Mit dem Eintreffen der Korps der Großen Armee im Spätherbst 1808 und der Übernahme der Leitung der Operationen durch den Kaiser in Person besserten sich die Verhältnisse vorübergehend. Am 13. November erklärt Napoleon, daß er Überfluß an Verpflegung habe,*) daß er der bei Bayonne angesammelten Schlachtviehreserve nicht bedürfe. Auch hier wiederholte sich die Erfahrung, die bereits 1806 an der Weichsel gemacht worden war, daß frisches Fleisch selbst auf einem sonst dürftigen Kriegsschauplatze verhältnismäßig lange zu haben ist; im übrigen stand es mit der Verpflegung nicht durchweg so günstig, wie man den Kaiser glauben machen wollte. Er selbst mußte zugeben, daß die Transportverhältnisse sehr zu wünschen übrig ließen, und die Intendantur glaubte, wie auch an anderen Stellen das meiste getan zu haben, wenn die Kaiserliche Garde verpflegt war, mochten die anderen Korps sehen, wie sie sich selbst halfen. Als im Januar 1809 Napoleon die Armee in Spanien verließ und seine Hauptsorge dem Kriegsschauplatze an der Donau zuwandte, begannen aufs neue die Entbehrungen für die Truppen, umsomehr, als das weitere Eindringen in das insurgierte Land ihre Lebensbedingungen immer mehr erschwerte.

Da der Krieg gegen Österreich 1809 überraschend kam, waren die Korps der Armee in Deutschland, trotz der inzwischen errichteten Traintruppe, nur unzureichend und sehr ungleich mit Verpflegungsfahrzeugen versehen. Ihre Gesamtzahl überstieg nicht 300, und diese vermochten nur den zweitägigen Brotbedarf für 150 000 Mann zu laden. Immerhin lagen hier die Verhältnisse zunächst dadurch wesentlich günstiger, daß die Angriffsoperationen aus der Abwehr heraus erfolgten. Auch gelang es, bis Mitte April in den Magazinen an der Donau und am Lech einen für 200 000 Mann auf zwei Monate reichenden Vorrat an Mehl und Getreide anzuhäufen. Für den Nachschub aber konnte die Wasserstraße der Donau in umfangreichem Maße benutzt werden. Matrosenkompagnien und Marine-Arbeiterkompagnien in einer Gesamtstärke von 2500 Mann waren hierzu an die Donau in Marsch gesetzt worden.

Auf die Vorbereitungen Napoleons für den Krieg von 1812 haben die Erfahrungen, die er 1806 und 1807 in den an Rußland grenzenden Gebieten gemacht hatte, eingewirkt. „Er wußte, daß ohne ausgiebige Transportmittel auf dem osteuropäischen Kriegsschauplatze nicht auszukommen sei. In seiner genialen Einbildungskraft sah er die Armee Karls XII. vor sich und war bemüht, die seinige vor dem Schicksal der

*) Corr. XVIII. Nr. 14469.

schwedischen in den weiten Ebenen Rußlands zu bewahren."*) Von der Garde, den überwiegend aus französischen Divisionen bestehenden Korps sowie dem IV. italienischen Korps sollten mitgeführt werden:**) auf 1720 Wagen des Trains 34 400 Zentner Mehl. Mit Einschluß von 1200 besonders leicht gebauten Fahrzeugen zweier Train-Bataillone, die als bewegliche Verpflegungsreserve gedacht waren und im ganzen 12 000 Zentner zu laden vermochten, sowie zweier Ochsenwagen-Bataillone***) mit zusammen 600 Wagen und einer Gesamtladefähigkeit von gleichfalls 12 000 Zentnern konnten sonach 58 400 Zentner Mehl, d. i. etwa 6 Millionen Tagesportionen, nachgeführt werden, mithin, da die Verpflegungsstärke der angeführten Korps beim Einmarsch in Rußland rund 240 000 Mann betrug, wäre die Brotversorgung für 25 Tage, mit Einschluß eines tragbaren viertägigen Zwiebacks- oder Mehlvorrats für 29 Tage gesichert gewesen. Auch eine reichlich ausgestattete Verpflegungsbasis wurde durch Anlage großer Magazine in Warschau, Modlin, Thorn, Bromberg, Marienburg, Marienwerder, Elbing und Danzig geschaffen, darunter das Thorner Magazin mit 100000, das Danziger mit 300 000 Zentnern Mehl ausgestattet. Thorn besaß eine Bäckerei, die täglich 60 000 Brotportionen zu liefern vermochte, in Danzig wurden zwei Millionen Zwiebacksportionen bereitgehalten, um auf dem Wasserwege über die Ostsee auf dem Niemen nachgeführt zu werden.

Es ist bereits darauf hingewiesen,†) daß schon im Aufmarschgebiet, in Polen und Preußen, Unordnungen einrissen, die während des Vormarsches in Rußland sich immer mehr steigerten. „Der Kaiser hatte gewiß in großartiger Weise die Verpflegung geordnet. Die Armee erntete aber die Ergebnisse dieser Fürsorge nicht, da die umfangreichen Vorräte auf den schlechten Wegen den Truppen nicht zu folgen vermochten und diese sehr schnell unter dem Mangel zu leiden begannen. Wilna ist das einzige große Magazin, das auf dem Kriegsschauplatze selbst noch von rückwärts gefüllt wurde. Darüber hinaus mußte der ganze Bedarf für die große Armee vom Lande beschafft werden."††) Eine geregelte Verpflegung für ein Heer von einer halben Million Menschen, das auf diesem dürftigen Kriegsschauplatz überwiegend auf den Nachschub angewiesen war, ließ sich bei den damaligen Transport- und Wegeverhältnissen überhaupt nicht durchführen. Vor allem aber war es ein Ding der Unmöglichkeit, eine derartig starke Armee für einen Vorstoß bis in das Herz des weiten russischen Reiches hinreichend auszurüsten. Napoleon rechnete mit einer Schlacht in der Gegend von Wilna, mit einer Vernichtung der Russen etwa 100 km von der

*) Morvan, I.

**) Corr. XXIII. Nr. 18 499, und Liebert, Die Rüstungen Napoleons für den Feldzug 1812.

***) Die Ochsen sollten gleichzeitig als Zugkraft und als Fleischreserve verwertet werden, krepierten aber, noch ehe sie die Vorräte herangebracht hatten.

†) Seite 182.

††) Liebert, a. a. O.

Grenze, und darauf waren seine Maßnahmen berechnet, konnten sie unter den damaligen Verhältnissen allein berechnet sein.

Zu Beginn des Herbstfeldzuges 1813 hoffte der Kaiser, die Armee zum großen Teil aus dem Lande ernähren zu können,*) umsomehr als er sich mit dem Gedanken trug, die tragbar und auf Wagen mitgeführten Lebensmittel durch teilweisen Ersatz der Brot- oder Zwiebacksportion durch Reis auf einen zwölftägigen Bestand zu erhöhen.

Auf Reis legte Napoleon großen Wert, insbesondere weil er durch dieses Nahrungsmittel der Dysenterie zu steuern hoffte. Auf St. Helena hat er später sogar geäußert: „Mit Fleisch, Reis, Bohnen, Linsen, Kartoffeln, Rüben und Mehl kann man den Soldaten ausreichend ernähren; er kann das Brot zwanzig, ja dreißig Tage entbehren; wir sind dieselben Menschen wie die Griechen und Römer, wir vermögen das gleiche zu leisten wie sie, ja wir haben es geleistet.“**) Die in den Elb-Plätzen vorhandenen Reisbestände wurden 1813 durch Ankauf von 14500 Zentnern in Hamburg ergänzt. In Bremen und Leipzig aufgefundene Vorräte sollten mit Beschlag belegt werden. Eine Fleischreserve von 4000 bis 5000 Ochsen, die in Sachsen zusammenzutreiben waren, und umfangreiche Mehl- und Zwiebacksbestände in den festen Plätzen an der Mittel-Elbe sicherten bei Wiederbeginn der Feindseligkeiten Mitte August zunächst völlig die Verpflegung der Armee, zumal sich Napoleon mit deren Masse zunächst abwartend verhielt, die Truppen sonach den Magazinen nahe blieben, auch die Elbe die Verschiebung von Vorräten von der Mitte der Verpflegungsbasis nach den Flügeln und umgekehrt erleichterte. Erst die Rückschläge, von denen die französischen Massen auf der Peripherie des Halbkreises betroffen wurden, dessen Mittelpunkt Dresden bildete, und die infolgedessen eintretende Verengung des Operationsgebiets, in Verbindung mit dem Anfang September eintretenden Stillstand, der für die Truppen nur ein fortwährendes Hin- und Herziehen, auf beschränktem Raume, aber keine entscheidenden großen Schläge brachte, ließ eine Verpflegungskrise schlimmster Art entstehen, die sich dadurch noch steigerte, daß die Parteigänger der Verbündeten die Zufuhr auf der von Mainz über Erfurt nach Dresden führenden Hauptetappenstraße häufig unterbanden. Napoleon selbst bekannte am 23. September Daru:***) „Die Armee ist nicht mehr ernährt, es würde Einbildung sein, wenn man es anders ansehen wollte.“

Gleichwohl hat erst vier Wochen später die Niederlage von Leipzig Napoleon veranlaßt, Sachsen zu räumen. Bei allem natürlichen Reichtum des Landes wird

---

*) Friederich, Geschichte des Herbstfeldzuges 1813, I.

**) Corr. XXXI. „Dix-huit notes sur l'ouvrage intitulé: Considérations sur l'art de la guerre.“

***) Corr. XXVI. Nr. 20619.

man doch nicht umhin können, mit Odeleben*) die Tatsache anzustaunen, daß eine halbe Million Soldaten**) fast ein halbes Jahr in Sachsen verpflegt werden konnte, umsomehr als keineswegs haushälterisch mit den Vorräten des Landes umgegangen oder besonders planmäßig bei den Lieferungen verfahren worden war. Zum Teil erklärt sich diese auffallende Tatsache dadurch, daß trotz des ungünstigen naßkalten Sommers, den der Soldat in unangenehmster Weise empfand, die Ernte nicht schlecht war, reichliches Grünfutter die Ernährung der Pferde erleichterte und im Herbst die Kartoffelernte in manchen Gegenden so reichlich war, daß diese die besonders vom Kriege ausgesogenen Landstriche immer noch für die Saat des nächsten Jahres unterstützen konnten.

Aus den Napoleonischen Kriegen zog Clausewitz die Folgerung,***) „daß man in einem mittelmäßig bevölkerten Lande, nämlich von 2000 bis 3000 Seelen auf die Quadratmeile, mit einem Heer von 150 000 Kombattanten in sehr geringer, ein gemeinschaftliches Schlagen nicht ausschließender Ausdehnung seinen Unterhalt auf ein bis zwei Tage bei den Wirten und Gemeinden finden könne, d. h. also, ein solches Heer auf einem ununterbrochenen Marsch ohne Magazine und andere Vorbereitungen zu erhalten vermöge". In der Tat läßt sich aus dem vorstehend Angeführten erkennen, daß bei rücksichtsloser Ausnutzung der Mittel des Kriegsschauplatzes ein solches Verfahren in wohl angebauten Ländern möglich war, solange die Bewegung im Fluß blieb, wenn selbst auch dann Schwierigkeiten nicht ausgeblieben sind, vor allem aber Unordnungen einrissen, die bei tatkräftigeren Gegnern nicht ohne üble Folgen geblieben wären.

Selbst abgesehen von diesem Nachteil und der für unsere Begriffe brutalen Behandlung der Bewohner des feindlichen Landes, ist das Verfahren Napoleons schon deshalb in unserer Zeit nicht mehr unbedingt verwendbar, weil heutigen Kulturmenschen, die zum überwiegenden Teil erst bei Ausbruch des Krieges ihrer friedlichen Beschäftigung entrissen werden, nicht ohne weiteres dieselben Entbehrungen zugemutet werden können, wie den Soldaten Napoleons. Diese Erkenntnis, die erwünschte Schonung auch des feindlichen Gebiets, sowie der Wunsch, die Operationen im Fluß zu erhalten, was bei geordneten Beitreibungen durch die Truppe selbst schwer möglich ist, hat bei allen Armeen zu einer Ausstattung mit zahlreichen Verpflegungstrains geführt, wie sie Napoleon in einem solchen Umfange nicht einmal 1812 vorgesehen hatte. Der Stärke jener Armee von etwa 240 000 Mann, deren Verpflegungswesen Napoleon damals persönlich organisiert hatte,†) würde ein Heer von sieben deutschen Armeekorps entsprechen; die Zahl der von diesen Armeekorps mitzuführenden Fahr-

*) A. a. O.

**) Die Verbündeten eingerechnet.

***) Vom Kriege, 5. Buch, 14. Kap.

†) Seite 195.

zeuge würde die vom Kaiser in jenem Jahre für seine Armee für erforderlich erachtete Anzahl noch um ungefähr 700 übersteigen.

Angesichts dieser Zahl erscheint die Mahnung vollberechtigt, die das Werk des französischen Generalstabes*) über den Feldzug 1805 hinsichtlich der mangelhaften Organisation der Verpflegung des Napoleonischen Heeres ausspricht: „Der Mangel an Verpflegungs- und Transportmitteln hat jedenfalls Napoleon 1805 ebensowenig wie 1796 und 1800 daran gehindert, zu marschieren und zu siegen. So wichtig Verpflegung und Nachschub auch sind, und so sträflich ein Führer erscheint, der sie vernachlässigt, so soll man sie doch nicht im Augenblick des Handelns in ihrer Bedeutung überschätzen. Wenn die Erfolge von Ulm und Austerlitz nicht dank dem Genius eines Napoleon errungen worden wären, welche Folgerungen hätte man nicht aus dieser unzureichenden Vorbereitung gezogen!"

Diese Mahnung gewinnt noch an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß wir heute bei fortgeschrittener Kultur mit einer wesentlich dichteren Bevölkerung zu rechnen vermögen, als es s. Z. Clausewitz konnte. Bezeichnete er noch eine Einwohnerzahl von 60 Menschen auf den Quadratkilometer als beträchtlich, so ist die Durchschnittszahl der Bevölkerungsdichtigkeit im Deutschen Reiche jetzt 112 Einwohner auf den Quadratkilometer. Allerdings bietet das Anwachsen der absoluten Bevölkerungszahl an sich noch keine Gewähr für einen leichteren Unterhalt der Armee, denn die Größe der angebauten Landfläche ist beispielsweise in Deutschland nicht in gleichem Verhältnis mit der Zunahme der Gesamtbevölkerung gestiegen. Auch hat die industrielle Entwicklung in der Verteilung der Bevölkerung Ungleichheiten entstehen lassen, die ehedem nicht vorhanden waren. Große Industriestädte aber erleichtern wohl die Unterkunft und dadurch in gewisser Weise das Zusammenhalten der Truppen, nicht aber ihre Ernährung. Sodann hat eine heutige Heeresleitung mit der Verpflegung viel größerer Massen zu rechnen als Napoleon. Immerhin gebot auch er 1813 an der Elbe bereits über ein Heer von 400 000 Mann, und wenn man bedenkt, was Sachsen damals zu leisten vermochte,**) so kann man trotz des Anwachsens der Heere den Gedanken nicht von der Hand weisen, daß die heutigen Armeen durch ihre Verpflegungstrains übertrieben belastet sind, zumal, wenn man erwägt, daß die Mittel der heutigen Technik einen großen Teil der Schwierigkeiten hinwegräumen, die für Napoleon geradezu unüberwindlich waren.***) Gewiß, die Eisenbahnen sind leicht verletzbar, aber sie sind gleichwohl ein Kriegsmittel, ohne das sich ein modernes Heer gar nicht mehr denken läßt.

Die Erfolge Napoleons beruhten zum großen Teil in der hohen Beweglichkeit seiner Armeen, sie gab ihm die Möglichkeit rechtzeitiger Verschiebung der Kräfte vor

*) Alombert-Colin, I.
**) Seite 199.
***) Seite 192.

der Entscheidung und rücksichtsloser Ausbeutung des Sieges. Wollen wir uns beides wahren, auch bei den vergrößerten Heeresstärken, so gilt es, der übermäßigen Belastung mit Trains vorzubeugen, einen Zustand zu beseitigen, der, wie mit Recht gesagt worden ist, sich noch jetzt von der Zeit des Xerxes und seines Heeres nur wenig unterscheidet.*) Hierzu bietet sich zunächst eine günstige Aussicht in weiterer Entwicklung des mechanischen Zuges in Gestalt der Lastkraftwagen und der Lastenzüge. Da eine Armee nicht gleichzeitig fortschreiten und Förderbahnen hinter sich bauen kann, wird deren Nutzen vorzugsweise auf den Festungs- und Stellungskrieg beschränkt bleiben. Die Forderung, die neuerdings erhoben worden ist,**) die Kavallerie-Divisionen mit Fahrzeugen von hoher Beweglichkeit auszustatten, die vom Gelände möglichst unabhängig sind, und für diesen Zweck von Kraftwagen abzusehen, hat im Grunde genommen für alle Truppen Gültigkeit, denn Kraftwagen werden stets bis zu einem gewissen Grade vom Gelände, vom Zustande der Wege und der Witterung abhängig bleiben. Anders liegen die Verhältnisse für die Trains zweiter Linie, für die Etappentrains. Hier ist der Platz für Lastkraftwagen. Will man die Armeekorps entlasten, so nehme man ihnen die zweiten Staffeln der Verpflegungstrains ab und verschmelze diese mit den Etappentrains zu Armeetrains unter umfangreicher Anwendung des mechanischen Zuges. Damit wird gleichzeitig eine gesunde Zentralisation erzielt, wie sie hinter der Front dringend erwünscht ist, und die Beweglichkeit der fechtenden Teile der Armee erhöht. Ohnehin bedeutet innerhalb des Gesamtheeres einer Großmacht heute die Armee eigentlich nichts anderes als zur Zeit Napoleons das Armeekorps. Die Verpflegungstrains zu vermindern, erscheint schon deshalb dringend erwünscht, weil die fortgeschrittene Technik unserer Tage die Truppen ohnehin schon mit einer großen Zahl von Fahrzeugen belastet, die zur Zeit Napoleons noch unbekannt waren, und die mitgeführte Munition stark angewachsen ist.

Es erhellt das am besten, wenn man bedenkt, daß im Befreiungskriege der durchschnittliche Munitionsverbrauch der preußischen Artillerie pro Geschütz in allen Schlachten stets unter 70 Schuß geblieben ist, während er bei der russischen Artillerie im Russisch-japanischen Kriege mehrfach auf über 400, ja in einzelnen Fällen auf 500 Schuß gestiegen ist, und daß, wenn ein so starker Munitionsverbrauch auch nur selten eintreten wird, die Gesamtsumme der innerhalb eines Armeekorps für die Kanonenbatterien mitgeführten Munition auch bei uns immerhin 385 Schuß für jedes Geschütz beträgt.***) Da es unmöglich ist, bei modernen Schnellfeuergeschützen an der Munition Abstriche zu machen, so gilt es umsomehr, sein Augenmerk einer zweckmäßigen Organisation der Verpflegungstrains zuzuwenden, wenn unsere Heere

*) Generalleutnant v. Alten in einer Denkschrift über den von ihm konstruierten Lastenzug.

**) v. Bernhardi, Organisation und Ausbildung der Kavallerie für den modernen Krieg. Vortrag in der Mil. Gesellschaft. Berlin 1907.

***) Rohne, Taktik der Feldartillerie. 3. Aufl. Berlin 1908.

nicht die Schwerfälligkeit desjenigen des Xerxes, sondern auch nur annähernd der Napoleonischen haben sollen. Der hundertjährige Gedenktag von Jena brachte vor kurzem auch wieder den vermeintlich schwerfälligen Troß der alten preußischen Armee in die Erinnerung. Tatsächlich war nur die Führung schwerfällig, die diesen Troß nicht richtig zu leiten und zu verwenden verstand. An sich ist die Zahl der Verpflegungsfahrzeuge, die Höpfner*) mit 3134 Wagen für 230 000 Mann berechnet, wesentlich geringer als die Zahl, die für heutige Armeen als notwendig erachtet wird. Wir stehen sonach der Armee von 1806 trotz der modernen Technik in dieser Hinsicht nach!

Brückentrains, Schanzzeugausrüstung.

Unzureichend wie die übrige Ausstattung der französischen Armee unter Napoleon war auch diejenige mit Brückentrains. 1805 bestanden nur zwei Pontonier-Bataillone, davon eines in Italien, die der Artillerie, nicht den Genietruppen angehörten. 1805 gelang mit Hilfe von zusammengetriebenen Booten und vorhandenen Pontons die Überbrückung des Rheins an den vom Kaiser befohlenen Punkten, jedoch scheinen nur 45 Haketts für die Mitführung von Pontons vorhanden gewesen zu sein, d. i. etwa ein einziger heutiger Korps-Brückentrain für die ganze Armee. Dieser erwies sich außerdem als zu schwer, so daß er beim Donau-Übergange nicht rechtzeitig herangeschafft werden konnte. Vor Beginn des Krieges 1806 fragt Napoleon bei Berthier an, ob überhaupt ein Brückentrain vorhanden sei.**) Der Kommandeur der Artillerie der Armee, General Songis, schlägt darauf vor, da der französische Brückentrain zu Lande nicht fortgeschafft werden könne, 25 leichte Boote, die in Straßburg vorhanden seien, auf erbeuteten österreichischen Haketts mitzunehmen.***) Und mit diesem völlig unzureichenden Material, das späterhin noch durch einiges erbeutetes preußisches vermehrt wurde, trat man in einen Feldzug, in dem es galt, hintereinander die Elbe, die Oder und die Weichsel zu überbrücken. Die Kopflosigkeit des Gegners ließ es allerdings dahin kommen, daß solch sträflicher Leichtsinn an der Elbe und Oder keinerlei nachteilige Folgen hatte. Erst an der Weichsel wurde der Mangel an Übersetzmitteln lebhaft empfunden.

Mehr Wert als auf die schwer nachzuschaffenden Brückentrains scheint Napoleon auf die Schanzzeugausrüstung gelegt zu haben. 1806 forderte er, daß bei jeder Division 400 bis 500, bei jedem Korps 1000 bis 1500 Werkzeuge auf Wagen mitgeführt werden sollten. Der Vertreter rücksichtsloser Offensive läßt seinen Ingenieuroffizieren sagen, es sei seine Absicht, in dem bevorstehenden Feldzuge sehr viel Erde schaufeln zu lassen.***) Da indessen 1806 bei den Divisionen nur ein, bei den Korps außerdem nur zwei Schanz- und Werkzeugwagen vorhanden waren, so erkennt man, daß auch auf diesem Gebiet die Forderungen Napoleons nicht erfüllt werden konnten.

*) Der Krieg von 1806 und 1807.
**) Corr. XIII. Nr. 10 837.
***) Foucart, Iéna.

Der Sanitätsdienst lag gleichfalls im argen, so wenig der Kaiser es versäumte, auch diesem Gebiet seine Sorgfalt zuzuwenden, wie u. a. zahlreiche von ihm erlassene gesundheitliche Anordnungen für die Truppen in Italien, dessen Fieberlandstriche ihm genau bekannt waren, beweisen. Er trug diesem Dienstzweige volles Verständnis entgegen. So traf er im Spätherbst 1806 an der Weichsel und im Winter 1807 in Preußen überaus zweckmäßige Anordnungen für die Verteilung der Lazarette je nach der augenblicklichen Stellung der Armee und drang wiederholt darauf, daß die in den Etappenlazaretten zurückgelassenen Chirurgen nachgezogen und durch Zivilärzte aus der Bevölkerung ersetzt wurden. Abgesehen von dem im Vergleich zu unserer Zeit niedrigen Stande der medizinischen Wissenschaft waren indessen die für die Kranken- und Verwundetenpflege verfügbaren Mittel den hohen Anforderungen, welche die Kriegführung Napoleons stellte, nicht gewachsen. Das ärztliche Personal erwies sich dauernd als unzureichend für die massenhaften Verluste der großen Schlachten. Vorschriftsmäßig führte jedes Infanterie-Regiment einen vierspännigen Ambulanzwagen und verfügte über einen Arzt und neun Lazarettgehilfen. Auch diese personelle und materielle Ausstattung war jedoch oft genug nicht vorhanden und jedenfalls bei den einzelnen Truppenteilen sehr ungleich vertreten. Der Kaiser stellte die Forderung,*) daß vier verschiedene Arten von Ambulanzen vorhanden sein müßten: je eine beim Regiment, bei der Division, beim Armeekorps und bei der Armee, diese als Reserve gedacht. Am 21. Dezember 1806 schreibt er dem Generalintendanten Daru:**) „Allem Anschein nach werden wir in drei bis vier Tagen eine große Schlacht haben. Es ist bisher niemals daran gedacht worden, außer den mitgeführten Ambulanzwagen zur Fortschaffung der Verwundeten einige Brigaden von mit Stroh belegten Landfuhrwerken unter Zuteilung von Ärzten zu organisieren. Es scheinen mir zehn solcher Brigaden zu je zehn Wagen, im ganzen sonach 100 Wagen, erforderlich." ***) Sanitätsdienst.

Die Erfahrungen seiner bisherigen Feldzüge führten Napoleon 1812 dahin, die Zahl der Ärzte auf fünf bei jedem Infanterie-Regiment zu vermehren und in Gestalt von Sanitätskompagnien und fliegenden Feldlazaretten ähnliche Organisationen zu schaffen, wie sie die heutigen Armeen besitzen. Durchgreifende Erfolge waren indessen diesen Maßnahmen schon deshalb nicht beschieden, weil die Vermehrung des ärztlichen Personals im umgekehrten Verhältnis zur Güte seiner Ausbildung stand und weil, entsprechend den rauheren Sitten der Zeit, man im allgemeinen in der Armee sich nur geringe Sorge um die Verwundeten und Kranken machte. Wo sie sich nicht selbst zu helfen wußten, erlagen sie oft genug ihrem traurigen Schicksal. Wie sich solches alsdann gestaltete, geht besonders deutlich aus den Verhältnissen hervor, wie

*) Corr. XIV. Nr. 11508.
**) Corr. XIV. Nr. 11507.
***) Die Stärke der Armee betrug damals etwa 130000 Mann.

sie nach der Schlacht bei Pr. Eylau am 8. Februar 1807, einer der blutigsten der Kriegsgeschichte, eintraten.*)

Die Russen verloren hier 26 000, das preußische Korps L'Estocq 800, die Franzosen nahezu 30 000 Mann. Unter diesen Umständen war bei der herrschenden Kälte und den fehlenden Transportmitteln die Lage der unglücklichen Verwundeten entsetzlich. Coignet,**) damals Sergeant der Garde, schreibt: „Das Schlachtfeld war bedeckt mit Toten und Verwundeten. Es war ein allgemeiner Schrei." Percy, der Chirurgien en chef der französischen Armee, entwirft eine ergreifende Schilderung von diesem Elend.***) Die Zahl der Chirurgen genügte bei weitem nicht, wiewohl russische und preußische aushalfen. Tagelang blieben russische Verwundete inmitten von Leichen in der Eylauer Kirche ohne ärztliche Hilfe liegen. Ein Pesthauch erfüllte die ganze Stadt. Napoleon bestand auf baldiger Zurückschaffung aller französischen Verwundeten, die sich bei den fehlenden Transportmitteln jedoch nur sehr allmählich bewirken ließ, zumal am 13. Februar Tauwetter eintrat und alle Wege verdarb. Im Laufe des 12. und 13. Februar gelang es, 600 Verwundete zu evakuieren, aber noch blieben 500 in Pr. Eylau. Es hatten bis dahin 300 Amputationen vorgenommen werden müssen. Der Abtransport der Verwundeten dauerte bis zum 17. Februar. 110 untransportable Schwerverwundete blieben in Pr. Eylau und im Gutshause von Molwitten unter der Obhut russischer und preußischer Chirurgen zurück. Der Kaiser stellte Percy die Wagen seines Hauptquartiers und eines Teils der Stäbe und Truppen zur Verfügung, um die Fortschaffung der Verwundeten überhaupt zu ermöglichen. Der ärztliche Beruf war nicht immer ungefährlich, denn häufig galt es, Unterkunft und Lebensmittel, die für die Opfer der Schlacht bestimmt waren, gegen marodierende Soldaten der eigenen Armee zu verteidigen.

Die Leiden der Verwundeten nach der Schlacht bei Pr. Eylau rufen uns manche Berichte vom Mandschurischen Kriegsschauplatze in die Erinnerung, aber die Übelstände, die dort nach den großen mehrtägigen Schlachten bei der russischen Armee eintraten, sind, wenn man von der Beförderung von Verwundeten auf federlosen chinesischen Karren absieht, doch nicht zu vergleichen mit den Zuständen in den älteren Kriegen. Die Antisepsis, das Bereithalten von vorher fertiggestellten Verbänden in großen Mengen ermöglichten stets die baldige Evakuierung, da auch das Unterpersonal auf den Verbandplätzen mit zugreifen konnte.†) Allerdings sollen nach der Schlacht am Scha ho mehr als 30 000 Verwundete bei einer Kälte von 12 bis 14 Grad in

*) Das hier über die Verwundetenpflege nach Pr. Eylau Gesagte ist einem Aufsatze des Verfassers im Mil. Wochenbl. 1907 Nr. 19: „Vor hundert Jahren" entnommen.

**) Cahiers du capitaine Coignet.

***) Journal des campagnes du Baron Percy. Paris 1904.

†) Generalarzt Dr. Körting, Das Sanitätswesen im russisch-japanischen Kriege. Löbells Jahresberichte 1905.

ungeheizten Waggons zurückgeschafft worden sein, und auch sonst mußten vielfach nur mangelhaft zur Aufnahme von Verwundeten vorbereitete Güterzüge zu deren Fortschaffung benutzt werden. Immerhin waren es bedeckte Eisenbahnwagen, und die Zustände sind selbst bei der russischen Armee, wiewohl sie nur über eine einzige eingleisige Bahnverbindung verfügte, offenbar unvergleichlich besser gewesen wie zu der gleichen winterlichen Jahreszeit nach Pr. Eylau bei den Franzosen, ganz abgesehen von den Verhältnissen auf japanischer Seite, wo auch auf diesem Gebiete die Anstalten mustergültig gewesen sein sollen. Nur Günstiges wird von der Lagerhygiene der Russen berichtet, ein Begriff, der zur Zeit der Napoleonischen Kriege kaum bekannt war.

In einer Zeit wie die unsrige, die es liebt, die schöne, kräftige, wilde Poesie des Krieges als Rohheit darzustellen, indem sie auf die bedauernswerten Opfer des Krieges hinweist, ist es an der Zeit, sich gelegentlich in Erinnerung zu rufen, was unsere Vorväter vor hundert Jahren gelitten haben. Preisen wir die Segnungen der fortgeschrittenen medizinischen Behandlung von heute, seien wir wahrhaft human, indem wir die Leiden des Krieges durch sorgfältigste Organisation der Verwundeten- und Krankenpflege, durch Zuhilfenahme aller Mittel einer reich entwickelten Technik nach Kräften zu mildern suchen, aber halten wir uns frei von jener verschwommenen Weichlichkeit des Gefühls, die über den Leiden des Krieges seine erhabene Größe vergißt, richten wir uns auf an dem Beispiel jener Tapferen, die vor hundert Jahren in den Tod gingen, ohne daß ihnen der Gedanke kam, wie es wohl im Fall ihrer Verwundung mit der ärztlichen Hilfe beschaffen sein würde, jener heldenmütigen Ärzte, die damals mit so geringfügigen Mitteln eine herkulische Arbeit bewältigt haben!

4. Gliederung des Heeres im Kriege.

Die Revolutionskriege hatten bei den Franzosen die aus allen drei Waffen gemischten Divisionen entstehen sehen, wobei die überschießende Kavallerie und Artillerie zur Verfügung des Armeeführers blieb. Diese Neuerung brach mit der überkommenen geschlossenen Schlachtordnung, an die nur noch die zunächst beibehaltene Einteilung in rechten Flügel, linken Flügel und Reserve erinnerte. Die Zerlegung der Armee in zu selbständigem Handeln befähigte kleinere Körper erhöhte die Beweglichkeit, förderte aber zugleich die Zersplitterung der Streitkräfte. Diese blieb für die französischen Armeen nur deshalb ohne wesentlichen Nachteil, weil die Gegner ebenfalls, wenn auch unter Beibehalt der linearen Schlachtordnung, sich unter dem Einfluß des herrschenden Kordonsystems übertrieben ausdehnten. So zeigen denn die Revolutionskriege im ganzen ein Abringen auf breiten Fronten ohne greifbare Entscheidung. Erst General Bonaparte verstand 1796 in Italien, die Beweglichkeit der neuen Heereseinteilung auszunutzen und ihr dennoch durch Zusammenfassen der Masse am entscheidenden

Die Heeresorganisation unter der Republik.

Punkt den schlagartigen Charakter zu wahren. In diesem Sinne äußerte er 1797 während der Waffenstillstandsverhandlungen von Leoben: „Es gibt in Europa viele gute Generale, aber sie sehen zu viele Dinge auf einmal. Ich sehe nur eins, die feindlichen Massen. Diese suche ich zu vernichten, weil ich gewiß bin, daß mir dann alles andere von selbst zufällt.“*)

Um den Vernichtungsgedanken durchführen zu können, bedurfte es der Zusammenfassung der eigenen Massen. In diesem Sinne befürwortete Napoleon denn auch im Juli 1797 für den Fall eines Wiederausbruchs des Krieges beim Direktorium die Zusammenziehung der Rhein-Mosel- und Maas-Sambre-Armee in eine, „damit der Feind zwischen diese und die italienische Armee eingekeilt wird.“**) Als erster Konsul machte er zu Beginn des Feldzugs 1800 seinen Einfluß in diesem Sinne geltend. Am Ober-Rhein wurde unter Befehl des Generals Moreau nur eine Armee von 130 000 Mann aufgestellt. Napoleon verfügte die Zusammenziehung ihrer Divisionen in Armeekorps zu drei bis vier Divisionen in der Stärke von 5000 bis 10 000 Mann und einer Kavallerie-Division zu 2000 bis 3000 Mann. Somit erscheint hier, entsprechend der höheren Kopfstärke der Armee, zuerst die Einteilung in Armeekorps von 25 000 bis 35 000 Mann. Auch für die Reserve-Armee, die sich bei Dijon bildete und die Napoleon später selbst nach Italien führte, war eine Einteilung in drei Korps von 18 000 bis 20 000 Mann vorgesehen. Da diese Armee aber nur mit 30 000 Mann Ende April über Genf vorrückte, blieb es für sie bei der Einteilung in Divisionen.

Kriegsgliederung in den Feldzügen von 1805 ab.

Bei der Armee, die im Herbst 1805 in Süddeutschland einrückte und zuerst unter dem stolzen Namen der „Großen Armee“ auftrat, schloß sich die Korpseinteilung im wesentlichen an die augenblickliche Verteilung an. Danach erhielt das in Hannover stehende Korps die Nummer I, das holländische die Nummer II; es folgten mit den Nummern III bis VI, vom rechten Flügel beginnend, die Korps aus den Standlagern am Kanal, während das Korps von Brest als VII. schloß. Die Zusammensetzung war keine gleichmäßige. Es gab Korps mit zwei, drei oder vier Divisionen, Divisionen von sechs bis zu elf Bataillonen, Regimenter von einem, zwei und drei Bataillonen. Die Stärke der Divisionen schwankte demgemäß zwischen 5600 und 9000 Mann, diejenige der Korps zwischen 14 000 und 40 000 Mann. Jeder Division waren zehn bis zwölf Geschütze zugeteilt, bei jedem Korps befanden sich drei bis vier leichte Kavallerie-Regimenter, im ganzen 12 bis 16 Eskadrons mit 1700 bis 3000 Reitern. Die Garde***) rückte als eine aus allen Waffen gemischte Division mit 24 Geschützen ins Feld. Die Kürassier- und Dragoner-Regimenter bildeten zwei schwere und vier Dragoner-Divisionen in einer Stärke von 2000

*) Berthezène, Souvenirs militaires II.
**) Corr. III. Nr. 2047.
***) Seite 183.

bis 3000 Reitern und einer reitenden Batterie zu drei bis vier Geschützen. Außerdem folgte der Armee eine Division unberittener Dragoner, die zu acht Bataillonen formiert war.*) Auch im Feldzuge 1806 befand sich eine Brigade Dragoner zu Fuß zu vier Bataillonen bei der Armee, die der Kaiserlichen Garde angegliedert und nach und nach mit erbeuteten sächsischen und preußischen Pferden beritten gemacht wurde. Die Kürassier- und Dragoner-Divisionen waren in das große Korps der Kavallerie-Reserve unter Murats Befehl zusammengefaßt. Diesem Kavallerie-Korps wurden nach Bedarf einzelne Divisionen entnommen, auf der Front verteilt und vorübergehend den Armeekorps unterstellt. Da sich beim Kavallerie-Korps 1805 der Mangel an leichter Kavallerie, die für den Aufklärungs- und Sicherungsdienst besser vorgebildet war, fühlbar gemacht hatte, teilte der Kaiser zu Beginn des Feldzugs 1806 Murat zwei Brigaden leichter Kavallerie zu, die im Laufe des Krieges zu einer leichten Division zu vier Brigaden aus Chasseurs- und Husaren-Regimentern unter entsprechender Schwächung der Kavallerie der Armeekorps anwuchsen. Diese Organisation der Kriegsjahre 1805 und 1806 ist im wesentlichen auch später beibehalten worden, abgesehen von vorübergehenden Zusammenstellungen und der Angliederung von Bundestruppen an französische Armeekorps und Divisionen.

Erst das Jahr 1812 zeigt Abweichungen, wie sie zum Teil der größeren Heeresmasse entsprechen. So zählen das I. fünf, das II. und III. Armeekorps drei Infanterie-Divisionen. Deren Stärke schwankt zwischen 13 und 23 Bataillonen. Die Korps-Kavallerie erscheint entsprechend auf zwei leichte Brigaden vermehrt, die Kavallerie-Reserve ist in vier Kavallerie-Korps eingeteilt, davon drei zu 60, eines zu 44 Eskadrons, letzteres zu einer leichten und einer schweren, die übrigen zur einer leichten und zwei schweren oder Dragoner-Divisionen, sämtlich mit 24 Geschützen reitender Artillerie.

Auch die Artillerie bei den Armeekorps hat eine Vermehrung gefunden. Im Feldzuge von 1809 waren noch kaum mehr als 1½ Geschütze auf 1000 Mann gekommen, jetzt hatte Napoleon — wohl in dem Gefühl des sinkenden Wertes seiner Infanterie — sich bewogen gefühlt, die Regiments-Artillerie wieder aufleben zu lassen. Im allgemeinen waren vier Geschütze bei jedem Regiment vorhanden. Die Infanterie-Division besaß außerdem eine Fußbatterie zu acht und eine reitende zu sechs Geschützen, das Armeekorps eine Reserve-Artillerie von zwei Fußbatterien zu acht Geschützen. Durchschnittlich kamen jetzt 3½ Geschütze auf 1000 Mann.

Die Regiments-Artillerie hat Napoleon 1813 bei der Neuaufstellung seiner Armee fallen gelassen, wiewohl dieses Rekrutenheer erst recht des unmittelbaren Rück-

*) Die Dragoner zu Fuß waren ursprünglich für die beabsichtigte Landung in England gebildet worden. Sie sollten mit den im Lande gefundenen Pferden beritten gemacht werden. Hierzu waren der Küstenarmee nur Kavalleristen längerer Dienstzeit zugeteilt, dafür bei den berittenen Dragoner-Divisionen zahlreiche Rekruten eingestellt worden. Am Rhein wurde alsdann wieder ein entsprechender Austausch vorgenommen.

halts an Artillerie bedurft hätte. Er mag befürchtet haben, seine Artillerie dadurch zu sehr zu zersplittern, vor allem aber fehlte es ihm 1813 an Personal und Material, die Truppen so reichlich mit Artillerie auszustatten wie 1812. Die Einrichtung der Kavallerie-Korps wurde 1813 beibehalten. Die technischen Truppen waren in den ersten Feldzügen des Kaiserreichs meist nur mit einer, später mit zwei bis vier Sappeur-Kompagnien bei jedem Armeekorps vertreten. Außerdem waren stets mehrere Kompagnien, gleich den Pontonieren, dem großen Artillerie-Reservepark angegliedert.

Beurteilung der Napoleonischen Heeresorganisation.

In der Napoleonischen Heeresorganisation fallen die großen Ungleichheiten innerhalb der Armeekorps und Divisionen auf. Der Kaiser hütete sich, einer bloßen schematischen Gleichmacherei zuliebe niedere Einheiten, die ein Band der Zusammengehörigkeit umschloß, zu zerreißen oder den kürzesten und einfachsten Weg zu deren Vereinigung zu größeren Verbänden zu verlassen. Er hat es auf St. Helena geradezu als günstig bezeichnet,*) wenn die Armeekorps nicht gleich stark, wenn solche zu vier, drei und zwei Divisionen vorhanden seien. Offenbar hat ihm hierbei zunächst der Gedanke vorgeschwebt, daß es im Kriege unvermeidlich ist, öfter einzelne Divisionen mit besonderem Auftrage abzuzweigen, die alsdann den starken Armeekorps entnommen werden können, wie er es selbst in seinen Kriegen handhabte. Sodann schwebte ihm bei dieser Äußerung sicherlich in erster Linie die eigene Erfahrung vor, denn zu Beginn seiner Laufbahn galt es sehr oft erst eine Organisation neu zu schaffen, und immer haben seine Organisationen etwas Flüssiges an sich gehabt. Wenn er auch ein in zwei Divisionen geteiltes Armeekorps nicht unbedingt verwirft, so beweist das nur, daß er nicht pedantisch auf einer bestimmten Zusammensetzung bestand. Im übrigen liegen mehrfache Äußerungen Napoleons vor, die beweisen, daß er die Korps zu zwei Divisionen als etwas wenig Wünschenswertes betrachtete. Im November 1806 trägt er sich mit der Absicht, das Korps Lannes, das nur zwei Divisionen zählte, durch Abgeben der einen, besonders starken, und anderer Truppenteile auf drei Divisionen zu setzen,**) und im März 1807 wird Ney eine dritte Division zu den beiden, die er hat, versprochen.***) Als die Armeen späterhin stärker wurden und eine planmäßige Organisation stattfand, so 1812 und 1813, erscheint bei den von Napoleon selbst angeordneten Truppenaufstellungen nirgends mehr ein Korps zu zwei Divisionen, die Mindestzahl ist hier überall drei.

Ist die unter Napoleon vielfach bestehende Ungleichheit innerhalb der großen Verbände ein Beweis dafür, daß im Kriege volle Gleichmäßigkeit der Kriegsgliederung kein unbedingtes Erfordernis ist, so wird man solche doch nach Möglichkeit immer

*) Corr. XXXI. Notes sur l'art de la guerre.
**) Corr. XIII. Nr. 11 168.
***) Corr. XIV. Nr. 12 030.

anstreben. Sie erleichtert die Führung, weil diese alsdann mit unveränderlich gegebenen Größen zu rechnen vermag.

Die französische Division unter Napoleon glich im ganzen mehr einer heutigen Infanterie-Brigade mit zugeteilter Artillerie als einer Division. Bei der verbündeten Nordarmee wurden daher auch 1813 auf Befehl ihres Führers, des Kronprinzen von Schweden, des ehemaligen französischen Marschalls Bernadotte, die preußischen gemischten Brigaden, deren das Armeekorps vier zählte, Divisionen genannt. Die Bezeichnung „Brigade" für diese Einheiten, die im Herbstfeldzuge 1813 in der Regel sechs Linien- und vier Landwehr-Bataillone, ein Kavallerie-Regiment und eine Batterie zu acht Geschützen zählten, war aus dem Frieden übernommen. Sie war bei der nach dem Tilsiter Frieden begonnenen Reorganisation von Scharnhorst nur gewählt worden, um nicht durch eine größere Zahl von Divisionen Napoleons Argwohn zu erregen. Die damals in Preußen eingeführte Gliederung der Armee war im wesentlichen der französischen nachgebildet. Die Reserve-Kavallerie wuchs durch Hinzutritt einer Landwehr-Brigade allerdings zu einer Kavallerie-Division mit zwei reitenden Batterien an, und im Gegensatz zur französischen Organisation besaßen auch die Infanterie-Brigaden, eigentlich Divisionen, bereits ein Kavallerie-Regiment, sonach waren bereits in ihnen, nicht erst im Armeekorps, alle Waffen vertreten. Die Reserve-Artillerie der Korps zählte vier bis acht Batterien, während Napoleon eine Korps-Reserve-Artillerie nicht kannte.

Die französischen Divisionen seiner Zeit manövrierten auf dem Gefechtsfelde annähernd so wie unsere Brigaden auf den Exerzierplätzen noch zu Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Sie bildeten ein leicht bewegliches Ganzes in der Hand ihrer Führer, wie es die damalige Taktik forderte. Napoleon bezeichnet gelegentlich eine Division von 15 Bataillonen als zu groß,*) und es ist kennzeichnend, daß die Generale jener Zeit bei gleicher Gesamtstärke der Division eine größere Zahl schwacher Bataillone einer geringeren Zahl starker zu 1000 Mann vorzogen. Die kleinen Bataillone waren beweglicher, und das Gefecht forderte noch nicht wie heute eine öftere Verstärkung der Feuerlinie, um sie in voller Kraft zu erhalten. Daß wir sonach starker Bataillone bedürfen und daß deren Gliederung in vier Kompagnien günstig ist, unterliegt keinem Zweifel. Wie aber steht es mit den starken Divisionen, sind auch sie ein Bedürfnis des heutigen Kampfes?

Bei unbefangener Prüfung wird man diese Frage nicht bejahen können. Die Stärke der Division hat an sich mit der Gefechtsführung nichts zu tun. Unsere heutige Organisation, die nach den Kriegen von 1866 und 1870/71 mehr oder weniger alle Armeen nachgeahmt haben, ist nicht den Anforderungen des Krieges entsprungen. Nach den Befreiungskriegen hat sich der Übergang aus der Kriegsformation

Eine Dreiteilung der heutigen Armeekorps ist erwünscht.

*) Corr. XIII. Nr. 11 168.

in eine feste und dauernde Friedensgliederung nur ganz allmählich vollzogen. Seit dem Jahre 1818 führten die gemischten Brigaden die Bezeichnung Divisionen, und erst 1820 erfolgte die Einteilung der preußischen Monarchie in acht Armeekorps-Territorialbezirke. Im Jahre 1852 wurde eine festere Verbindung der Linie mit der Landwehr dadurch erstrebt, daß jedes Linien-Regiment mit dem Landwehr-Regiment der entsprechenden Nummer dauernd auch im Frieden in einer Brigade verbunden blieb. Die Divisionen zählten seitdem zwei, die Armeekorps vier Infanterie-Brigaden, davon die Hälfte Landwehr. Die Reorganisation der Jahre 1859 und 1860 verdoppelte nahezu die Infanterie-Regimenter des stehenden Heeres, so daß die Landwehr aus der eigentlichen Feldarmee ausschied. Die Einteilung des Armeekorps an sich blieb indessen unberührt.

Durch den Fortfall der Korps-Artillerie, der früheren Reserve-Artillerie, ist seit dem Jahre 1899 das Armeekorps in zwei Hälften geteilt, wenn man von einigen besonderen, unmittelbar dem Armeekorps unterstellten Formationen absieht. Es liegt auf der Hand, daß ein solcher Zustand, bei dem der kommandierende General sich eine Reserve nur auf Kosten der Gefechtskraft einer seiner Divisionen, durch einen Eingriff in deren Befehlsbefugnisse und unter Zerreißung der taktischen Verbände zu bilden vermag, durchaus unerwünscht ist, ganz abgesehen davon, daß bei den häufig unvermeidlichen Abzweigungen einzelner Divisionen die eine zwei Führer haben würde. Dazu kommt, daß diese Einteilung auch an und für sich schon den Bedingungen des heutigen Gefechts nicht mehr völlig entspricht. War seinerzeit die Zuteilung der gesamten Artillerie an die Divisionen durchaus berechtigt, so sehen infolge der neuesten Fortschritte in der Artilleriebewaffnung unsere Vorschriften jetzt bereits wieder den Fall vor, daß in größeren Verhältnissen ein Teil der Artillerie zunächst in Reserve zu verbleiben hat. In der Tat werden denn auch schwerlich die Verhältnisse immer so klar liegen und die Geländebeschaffenheit wird es nicht immer gestatten, die ganze starke Artillerie eines heutigen Armeekorps — von der schweren ganz abgesehen — sofort zu entwickeln, schon weil eine verfehlte oder auch nur teilweise ungünstige Entwicklung der Artillerie sich kaum wieder gutmachen läßt. Einerseits darf das enge Zusammenwirken mit der Infanterie, das nach Aufhebung der Korps-Artillerie durch die dauernde Zuweisung der gesamten Feldartillerie an die Divisionen befördert worden ist, nicht aufgegeben werden, andererseits aber weist die große Stärke der heutigen Artillerie im Verein mit manchen für diese Waffe bestehenden taktischen und technischen Rücksichten darauf hin, sie in anderer Weise auf die Infanterie zu verteilen. Eine Einteilung des Armeekorps in drei Divisionen würde dem am besten entsprechen. Jede Division hätte dann eine Infanterie-Brigade zu drei Regimentern zu je drei Bataillonen und eine Artillerie-Brigade zu enthalten. Da wir überschießende Infanterie-Brigaden besitzen, dürfte es nicht schwerhalten, jedem Armeekorps ein neuntes Regiment zuzuteilen, und auch sonst bestehen unüberwindliche Schwierigkeiten

gegen eine solche Einrichtung offenbar nicht. Die Macht der Gewohnheit darf hier nicht mitsprechen, denn sie ist von jeher allem Fortschritt auf dem Gebiete der Taktik entgegen gewesen, ebensowenig die Tradition, denn wie gezeigt wurde, ist die Organisation in der preußischem Armee mehrfachem Wechsel unterworfen gewesen. Selbst wenn dem nicht so wäre, müßte das Hergebrachte dem Vorteil einer unmittelbar auf den Krieg zugeschnittenen Organisation weichen.

Auch Napoleon hat die Zweiteilung des Armeekorps als Übelstand empfunden, und doch sprach sie zu seiner Zeit noch nicht in demselben Maße mit wie heute. Der geringere Kräfteverbrauch im damaligen Feuergefecht, bis der entscheidende Angriff erfolgte, der Umstand, daß dieser als Stoß in Kolonnen durchgeführt wurde, forderten nicht wie heute das Ausscheiden von Korpsreserven. An deren Stelle trat bei den weniger ausgedehnten Schlachtfeldern damals die Armeereserve. Sodann waren bei der Fechtweise der Napoleonischen Zeit und der verhältnismäßig geringen Bedeutung, die dem Infanteriefeuer zukam, die den einzelnen Divisionen zufallenden Aufgaben weniger ungleich als heute, wo es vorkommen kann, daß in größeren Abschnitten des Gefechtsfeldes nur locker gefügte Kräfte Verwendung finden, zugunsten stärkerer Anhäufung an entscheidender Stelle. Diesem Gesichtspunkt würde ein Korpsführer durch Zusammenfassen zweier Divisionen dort, wo der Schwerpunkt des Kampfes liegt, und Verwendung einer, wenn auch schwächeren als eine unserer jetzigen Divisionen, wo er das Gefecht nur hinhaltend zu führen gedenkt, unbedingt leichter zu entsprechen vermögen, als es bei der jetzigen Organisation der Fall ist. Die Beweglichkeit des Armeekorps würde gewinnen, die Zahl der Kombinationen für Marsch, Unterkunft und Gefecht vermehrt werden. Die großen Massen, die es heute zu bewegen gilt, werden uns bei der bestehenden Organisation nicht selten dazu zwingen, mehr als ein Armeekorps auf eine Straße zu verweisen. Das bleibt sowohl in marschtechnischer Hinsicht wie für die Entwicklung zum Gefecht immer ein Übelstand, der bei einem, wenn auch etwas stärkeren Armeekorps zu drei Divisionen nicht in gleichem Maße besteht. Es sind sonach rein praktische Gründe, die für die Annahme der Dreiteilung sprechen, nicht etwa bloß theoretische Schlußfolgerungen. Daß man sich von solchen nicht leiten lassen soll, lehrt das Verfahren Napoleons, aber eine gleichmäßige und durchsichtige Gliederung ist im Gegensatz zu seinen vielfachen Improvisationen doch von großem Vorteil, zumal in unserer Zeit, wo sie nicht erst bei der Mobilmachung vorgenommen werden kann.

5. Führung.

Die Armeeführung ist in der Hand des Kaisers zentralisiert.

Die gesamte auf einem und demselben Kriegsschauplatz verwendete Heeresmacht erscheint unter Napoleon in der Regel als ein einheitliches von ihm in Person geführtes Ganzes. Erst bei den größeren Massen, die 1812 und im Herbst 1813 zur Verwendung gelangten, schieden sich die Aufgaben der einzelnen Heeresgruppen und

machten die Einsetzung besonderer Armeeführer nötig. An geeigneten Persönlichkeiten für diese Stellen aber gebrach es durchaus. „Es bedurfte meiner Gegenwart überall da, wo ich siegen wollte. Das war meine verwundbare Stelle. Kein einziger meiner Generale war befähigt, ein selbständiges großes Kommando zu führen,"*) äußert Napoleon, und am 30. August 1813 schreibt er:**) „In meiner Lage ist jeder Plan, demzufolge ich nicht im Mittelpunkt der Kriegshandlung stehe, unzulässig." In der Tat können unter den Marschällen nur Massena, Soult und Davout Anspruch darauf machen, als Heerführer zu gelten. Einige wenige weitere, wie Marmont, Gouvion St. Cyr und auch Macdonald, waren wahrhaft gebildete Männer, die übrigen aber eigentlich nur glänzende Soldaten, Helden des Schlachtfeldes. „Warum waren diese tapferen Männer unfähig zur selbständigen Kommandoführung?" — fragt General Leval:***) — „Weil ihnen die wissenschaftliche Durchbildung fehlte. Es waren Männer der Tat, aber auch nichts als das. Schuld daran war in erster Linie Napoleon selbst. Er wollte nur gefügige Vollstrecker seines Willens und hielt diejenigen geflissentlich fern, die sich einige Unabhängigkeit der Gesinnung und Initiative bewahrt hatten. Er fürchtete die fähigen Köpfe und suchte nur nach starken Armen. Später, als die Operationen an Umfang zunahmen, als gleichzeitig mehrere Kriegsschauplätze in Betracht kamen, mußte der allmächtige Imperator sich dort vertreten lassen, wo er persönlich nicht zugegen sein konnte; jetzt brauchte er Köpfe und fand nur Arme."

Der entthronte Kaiser hat auf St. Helena zugegeben, daß von seinen Divisionsgeneralen mancher bessere Führergaben besessen habe als die Marschälle. Er hat dort immer wieder das Lob Turennes, des besten Generals des alten Frankreich, gesungen und bedauert, daß ihm nicht ein solcher Mann zur Seite gestanden habe.†) So sehr er aber auch blinde Werkzeuge seines Willens in erster Linie bevorzugte, so ist doch zu bedenken, daß er als nicht auf dem Thron geborener Herrscher mancherlei Rücksichten zu nehmen hatte, über die ein angestammter Monarch hinwegzusehen vermag. Bernadotte wurde Marschall, nicht wegen seiner Verdienste als Truppenführer, sondern wegen seinen einflußreichen Beziehungen. Die Barrikadengenerale Augereau und Lefebvre gelangten aus Popularitätsgründen zur höchsten militärischen Würde. Auch ist es nicht zutreffend, daß der Kaiser niemals ein freimütiges Wort zu ertragen vermocht hätte. Marschall Lannes war einer seiner wärmsten Bewunderer. Am 10. Oktober 1805 schreibt er seiner Gattin: „Welch ein Kopf dieser Kaiser! Die feindliche Armee ist enger eingeschlossen als bei Marengo, wir hoffen, daß sie binnen acht Tagen ganz in unserer Gewalt sein wird."††) Dieses

*) Zitiert nach Pierron, Les méthodes de guerre, I.
**) Corr. XXVI. Nr. 20492.
***) Zitiert nach Pierron, a. a. O.
†) Gourgaud, a. a. O.
††) Thoumas, Le Maréchal Lannes.

Zutrauen in den Kaiser hat den Marschall tatsächlich nicht betrogen, soweit es aber auch ging, hat es ihn doch nicht gehindert, Napoleon stets rücksichtslos die Wahrheit zu sagen, und doch hat außer Duroc der Kaiser kaum einen so geliebt wie Lannes. Auch anderen, von denen er wußte, daß sie keineswegs Götzendienst mit ihm trieben, daß sie nur ihre soldatische Pflicht und die Größe der kriegerischen Aufgaben, die er ihnen bot, an ihn fesselten, während sie im Grunde seine unheilvolle Politik verurteilten, hat er zum mindesten seine Achtung niemals versagt. Entscheidend war für ihn, ob ein Führer vom „feu sacré“ erfüllt war oder nicht.

Die Möglichkeit, als selbständiger Heerführer unter Napoleon etwas zu leisten, lag übrigens nicht ausschließlich auf dem Gebiete des Könnens. Nach Marmonts Urteil besaß keiner der Marschälle genügend Autorität, um seinen Anordnungen Geltung zu verschaffen, wenn andere Marschälle unter ihm kommandierten. Die unter den höchsten Offizieren des Kaiserreichs bestehenden Eifersüchteleien haben sich häufig zum Schaden der Sache geltend gemacht. Wie wenig die Marschälle es verstanden, sich untereinander zu einigen, lehrt die Bitte des Marschalls Victor an den Kaiser vom Dezember 1808, die augenblicklich getrennten Teile seines Korps wieder zusammenschließen zu lassen und es in den Stand zu setzen, selbständige Operationen durchzuführen. Er begründet das mit den Worten: „Ich weiß aus Erfahrung, wie wenig es angebracht ist, in derselben Gegend mehrere von verschiedenen Generalen befehligte Korps operieren zu lassen. Sie können sich nicht einigen, und der Dienst leidet notgedrungen darunter. Jeder will zwar das Beste, aber auf seine Weise, und aus dieser Verschiedenheit der Ansichten entsteht nur Übles.*) Als der Kaiser für seine Person Spanien den Rücken gekehrt hatte, brach unter den Marschällen offener Zwiespalt aus. Im Jahre 1811 versagte Ney dem Oberkommandierenden Massena in Portugal geradezu den Gehorsam. Als hierauf dieser keinen anderen Rat wußte, als den Marschall des Kommandos über sein Korps zu entheben, antwortete Ney: „Da der Kaiser mir das Kommando über das VI. Korps anvertraut hat, besitzt nur Seine Majestät das Recht, es mir zu entziehen. Ich lege daher Verwahrung gegen Ihre Maßregel ein; indessen, falls die Divisionskommandeure des VI. Korps Ihnen gehorchen wollen, werde ich mich einstweilen nach Spanien begeben.**)

Die zeitweilige Unterstellung Neys im Feldzuge 1805 und Davouts 1812 unter Murat, den Schwager Napoleons, führte zu sehr unliebsamen Zwischenfällen. Murat machte seinen Rang als Prinz des Kaiserlichen Hauses und später als Großherzog von Berg, dann König von Neapel geltend. Wenn aber die Marschälle sich dem Kaiser fügten, so doch nicht ohne weiteres seiner Rangordnung. Die Autorität des Kaisers übertrug sich nicht auf die neugeschaffenen Prinzen seines Hauses, in denen die Generale

*) Balagny, Campagne de l'Empereur Napoléon en Espagne, III.

**) Zitiert nach Pierron, a. a. O.

immer nur ihresgleichen sahen. Ist in alten Monarchien fürstlicher Rang für einen höheren Führer von Nutzen, weil mit ihm entweder etwas von der Machtvollkommenheit der Krone oder doch das Ansehen einer ererbten hohen Stellung verbunden ist, so mußte hier die Geltendmachung solcher Ansprüche Zwistigkeiten herbeiführen. Zur Hebung des Ansehens der Napoleonischen Prinzen trug ferner nicht gerade bei, daß weder Murat noch die Brüder des Kaisers bedeutende Menschen waren und vom Kaiser auch öffentlich nicht eben rücksichtsvoll behandelt wurden. Fast allein sein Stiefsohn Eugen Beauharnais, der Vizekönig von Italien, erfreute sich wegen seiner Rechtlichkeit und Tüchtigkeit allgemeinen Ansehens.

Bei aller unter ihm herrschenden Zentralisation enthielt sich Napoleon doch, in die Einzelheiten der Befehlsführung bei den Armeekorps einzugreifen. „Napoleon ließ für gewöhnlich seinen Unterführern die größte Freiheit hinsichtlich der von ihnen zu treffenden besonderen Anordnungen; Marschanordnungen und Bewegungen regelten sie, Stellungen wählten sie nach ihrem Ermessen, er gab ihnen nur das zu erstrebende Ziel an."*) Seine Weisungen an Generale, die mit dem selbständigen Kommando über einen abgesonderten Heeresteil oder auf einem entfernten Kriegsschauplatz betraut waren, hatten eine noch allgemeinere Fassung. So läßt er im September 1805 dem in Italien befehligenden Marschall Massena mitteilen, wie er die Operationen an seiner Stelle führen würde.**) Wo er mit geringerer Erfahrung zu rechnen hatte, wie bei seinem Stiefsohn Eugen Beauharnais oder seinen Brüdern, war er allerdings eingehender und erteilte Vorschriften mehr bindender Art. Im Vergleich zu Moltke hat freilich Napoleon die Zügel nach unten meist straffer angezogen, wiewohl sich auch der Feldmarschall nicht gescheut hat, wo der Kriegszweck es forderte, gelegentlich unmittelbar in die Führung der einzelnen Armeen einzugreifen. Immerhin war er doch nur Chef des Generalstabes, sonach nicht in gleichem Maße wie Napoleon befähigt, seinem Einfluß nach unten hin Geltung zu verschaffen. Andererseits verfügte er über ein weit besseres, von ihm selbst geschultes Personal in den Stäben.

So konnten seine Direktiven jene unerreicht mustergültige Form gewinnen, konnten sie vollauf gewähren lassen und doch die Kraft der unterstellten Armeen auf das gewollte Ziel richten. Moltke stellte die Selbständigkeit der Unterführer als einen neuen Faktor in die Heerführung ein in dem vollen Bewußtsein, daß nur auf diese Weise die heutigen großen Heere zu leiten seien, daß die Einheitlichkeit der Generalstabsschulung für die Gleichheit der Auffassung und das sichere Arbeiten der einzelnen Glieder der großen Maschine bürgen mußte.

Es ist stets zu beachten, daß es sich für Napoleon gerade in den Feldzügen, die ihm die größten Erfolge brachten, um die Führung nur einer einzelnen Armee in

*) Matthieu-Dumas XII.
**) Corr. XI. 9262.

unserm Sinne handelte, und daß der Führer einer solchen anders befehlen muß als der Leiter einer Gesamtheit von mehreren Armeen, wenn es auch die Steigerung der Masse mit sich bringt, daß innerhalb dieser der einzelnen Armee in mancher Hinsicht nur die Bedeutung zukommt wie zu Napoleons Zeiten dem Armeekorps.*) Dieses, wiewohl recht eigentlich seine Schöpfung, hat er übrigens keineswegs als eine in jedem Fall unumgängliche Einheit angesehen. Für eine Armee von 150 000 bis 200 000 Mann hielt er stets an der Korpseinteilung fest, nicht aber in kleineren Verhältnissen. Auch hierin zeigt sich die Flüssigkeit seiner Organisationen. Er sagt:**) „Wenn die Infanterie einer Armee nicht stärker als 60 000 Mann ist, wird sie besser nur in Divisionen eingeteilt." Für die von Eugen Beauharnais geführte italienische Armee, die unter 60 000 Mann blieb, verwarf er 1809 die Korpseinteilung,***) doch wurden die Divisionen später zu je zweien, bis auf eine, die mit zwei Kavallerie-Divisionen die Armeereserve bildete, unter einheitlichem Befehl zusammengefaßt. Die Anordnung hatte nur einen vorübergehenden Charakter und wurde aufgegeben, sobald die Armee den Anschluß an die Hauptmacht des Kaisers an der Donau gewann. Die Einteilung entsprang einerseits der Ansicht des Kaisers, daß gleichzeitig sieben Divisionen zu leiten für den Vizekönig eine unmögliche Aufgabe sei, andererseits würde eine so kleine Armee bei dauernder Korpseinteilung in zwei Hälften zerfallen sein und somit die unglücklichste Bildung dargestellt haben, die sich nach Clausewitz denken läßt, wenn er sagt:†) „In strategischer Hinsicht sollte man niemals fragen, wie stark eine Division oder ein Korps sein, sondern wieviel Korps oder Divisionen eine Armee haben müsse. Es gibt nichts Ungeschickteres als eine Armee, die in drei Teile geteilt ist, es sei denn eine, die gar nur in zwei geteilt wäre, wobei der Oberfeldherr fast neutralisiert sein muß."

In Übereinstimmung mit Napoleon und Clausewitz hat Prinz Friedrich Karl, dessen Zweite Armee 1870 anfänglich sieben Armeekorps gezählt hatte, an der Loire jedoch nur mit drei Armeekorps anlangte, zu dieser Zeit geäußert, daß sie, da ihre Infanterie damals noch nicht 50 000 Gewehre betrug, besser nur in Divisionen eingeteilt sein würde. Mit dem Fortfall der Korpseinteilung war bei der Armee des Prinzen bereits 1866 ein Versuch gemacht worden. Die Divisionen des III. und IV. Armeekorps waren der Ersten Armee ohne Korpsverband eingefügt. Da dieser jedoch beim II. Armeekorps beibehalten wurde, litt die Einheitlichkeit der Organisation. Das japanische Heer kannte im Mandschurischen Feldzuge nur Divisionen und Reserve-Brigaden, doch darf nicht übersehen werden, daß seine Armeen in der durchschnittlichen Stärke von 45 000 bis höchstens 50 000 Mann eigentlich nur starke Armeekorps

*) Seite 201.
**) Corr. XXXI. Notes sur l'art de la guerre.
***) Corr. XVIII. Nr. 14 971.
†) Vom Kriege, V. Buch, 5. Kap.

darstellten. Diese Organisation hatte sich aus der Friedensgliederung des Heeres, die keine Armeekorps kannte, ergeben, sie entsprach aber auch den Verhältnissen, unter denen der Krieg begonnen und durchgeführt wurde. Es galt anfänglich an mehreren Stellen eines ausgedehnten Küstenstrichs Truppen zu landen, denen verschiedenartige Aufgaben zufielen. Die Rücksicht auf den Seetransport und die Schwierigkeit, selbst wenn man gleich zu Anfang größere Massen hätte landen wollen, solche zu verpflegen, ließen die angenommene Gliederung als die beste erscheinen. Später aber, bei der einheitlichen Verwendung des Heeres in der Liao ho-Ebene, in unausgesetzten Stellungskämpfen, bewährte sich die Einteilung in drei, späterhin, nach dem Falle von Port Arthur, in fünf, sozusagen starke, in sich drei- oder viergeteilte Armeekorps mit angegliederten Reserve-Brigaden nicht minder.

Immer aber ist zu bedenken, daß auch bei einer Stärke von mehr als 300 000 Mann, die das japanische Heer bei Mukden besaß, diese doch nur einen Bruchteil der Gesamtstreitmacht darstellt, die eine europäische Großmacht in einem zukünftigen Kriege aufstellen würde. Die japanische Kriegsgliederung kann daher wohl für einzelne Bildungen, wie Armeeabteilungen mit besonderem Auftrag, oder etwa für Reserveformationen angebracht sein, die Führung großer Massen wird stets mit Armeekorps zu rechnen haben.

Das Kaiserliche Hauptquartier und der Dienst bei den Stäben.

Erster Gehilfe des Kaisers im Felde war der Major-Général der Armee, Marschall Berthier, Fürst von Neuschâtel und Wagram. Schon in seinem Titel „Major-Général, expédiant les ordres de l'Empereur" ist seine Stellung klar ausgedrückt. Er hatte keinerlei beratende Stellung neben dem Heeresfürsten, dieser war vielmehr Feldherr und Generalstabschef in einer Person. Wie er alles in dem gewaltigen Getriebe seines Heerwesens, vom Größten bis zum Kleinsten beherrschte, so ging auch der Antrieb zu allem, was geschah, von ihm aus. In diesem Sinne ist sein Ausspruch gemeint: „Im Kriege sind die Menschen nichts, ein Mann ist alles."*) Ein allgemeiner Operationsbefehl zur Regelung der Bewegungen war nicht üblich. Nur unmittelbar vor der Entscheidung, wo ohnehin mehrere Korps eng vereinigt waren, oder bei besonders schwierigen Anmärschen wurde ein Armeebefehl erlassen. Auch fand kein Befehlsempfang im Hauptquartier statt, die Befehle wurden einzeln an die betreffenden Korpsführer ausgefertigt, und zwar im allgemeinen in der Fassung, die ihnen der Kaiser im Diktat gegeben hatte. Da Napoleon seine Anordnungen meist in der größten Hast einem seiner Kabinettssekretäre diktierte, und zwar häufig, während er gleichzeitig Schreiben über völlig abweichende Gegenstände andern diktierte, konnte es nicht ausbleiben, daß die Befehle an Klarheit und Folgerichtigkeit häufig zu wünschen ließen, trotz der Redaktion Berthiers, die sie vor dem Abgange durchliefen. Es kam hinzu, daß der Dienst für die Umgebung des Kaisers ungeheuer anstrengend war

*) Corr. XVII. Nr. 14 283.

und sie auch nachts stets zu seiner Verfügung sein mußte. Er hatte im Felde die Gewohnheit, sich zeitig zur Ruhe zu begeben, und in den ersten Stunden nach Mitternacht, wenn die inzwischen eingelaufenen Meldungen der Korps die Lage übersehen ließen, seine Anordnungen zu treffen. Auch wenn Berthier sein Quartier in demselben Hause wie der Kaiser hatte, fand der erwähnte schriftliche Verkehr mit dem Major-Général statt, ein Vortrag in unserm Sinne war nicht üblich. Neben den durch Berthiers Hand gehenden Befehlsschreiben ließ Napoleon nicht selten auch noch unmittelbar Weisungen an die Kommandobehörden gelangen, insbesondere dann, wenn ihm Eile geboten schien, da seine Ordonnanzoffiziere besser beritten waren als diejenigen des Major-Général. Diese Doppelsendungen mußten nicht selten Verwirrung anrichten.

Napoleon entnahm seine Ordonnanzoffiziere gern begüterten Familien Frankreichs oder gewesenen Emigranten-Geschlechtern des alten Adels. Das Ehrenvolle der Stellung, das äußerlich durch eine glänzende Uniform zum Ausdruck kam, mußte durch mancherlei Mühsal erkauft werden. Ein Teil dieser Ordonnanzoffiziere war in jener Zeit, die weder Eisenbahnen, noch Automobile, noch Telegraphen kannte, dauernd unterwegs, und ihre Reisen verlängerten sich immer mehr, je weiter das Handeln des Imperators ausgriff. Bei den damals recht mangelhaften Karten und fehlenden geographischen Nachrichten waren mit diesen Reisen mit Postrelais- oder eigenen Pferden auch häufig Erkundungsaufträge verbunden. Zu wichtigeren Sendungen benutzte der Kaiser seine Generaladjutanten. Sie dienten ihm als Nachrichtenoffiziere und Berichterstatter bei entfernten Heeresteilen, bei denen sie seinen Willen zu vertreten hatten, und zur Überwachung schwieriger Aufträge. Gelegentlich übernahmen sie vorübergehend Kommandos, ähnlich den Adjutanten Friedrichs des Großen.

Da unsere technischen Nachrichtenmittel noch unbekannt waren, bedurfte es weit stärkerer Stäbe als heute. Am 8. Oktober 1806 schreibt Napoleon an Soult:*) „Lassen Sie mir häufig Nachricht zukommen; bei einem Operieren mit getrennten Kolonnen (dans une guerre combinée), wie wir es jetzt betreiben, ist der Erfolg nur bei dauernder Verbindung gewährleistet. Lassen Sie sich das in erster Linie angelegen sein." Mehrfach äußerte der Kaiser, daß Berthiers Stab zu schwach bemessen sei. Im September 1806 empfiehlt er ihm, hierzu jüngere Kräfte heranzuziehen. Er brauche die dreifache Zahl an Kapitäns des Generalstabes, statt der vorhandenen fünf deren 15 und außer seinen fünf Adjutanten noch drei jüngere Ordonnanzoffiziere. Die Marschälle sollten außer einem persönlichen Adjutanten sechs bis acht haben, davon vier Leutnants „pour les courses rapides". Außerdem hatten jedoch die Chefs der Stäbe bei den Korps noch ihre eigenen Adjutanten.**)

*) Corr. XIII. Nr. 10 970.
**) Corr. XIII. Nr. 10 804.

Von abgesonderten Heeresgruppen oder Armeekorps befand sich in der Regel dauernd ein Ordonnanzoffizier im Großen Hauptquartier. Trotz des starken Aufgebots an jüngeren Kräften zum Ordonnanzdienst wurde dieser nicht immer sehr sicher gehandhabt. Zum Teil lag es an der Unerfahrenheit der Organe der Befehlsführung. So fiel am 1. Februar 1807 ein Befehl Napoleons an Bernadotte in die Hände der Russen. Diese vermochten daraus die Absichten Napoleons klar zu erkennen, und das Korps des Marschalls fehlte zur Entscheidung bei Eylau. Man hatte die Übermittlung dieses besonders wichtigen Befehls einem frisch von der Schule von Fontainebleau eingetroffenen jungen Offizier anvertraut.*) Fezensac,**) 1807 Ordonnanzoffizier bei Ney, später beim Kaiser, sagt über den Betrieb des Ordonnanzdienstes: „Man fragte nicht weiter, ob wir ein Pferd hätten, das wenigstens noch im Schritt vorwärts zu bringen war, wo es sich darum handelte, Galopp zu reiten, ob wir den Weg kannten, ob wir eine Karte besäßen, die wir natürlich niemals hatten. Der Befehl mußte ausgeführt werden, um das Wie kümmerte sich niemand, auch nicht bei den wichtigsten Sendungen. Diese Gewohnheit, alles zu versuchen, und sei es auch mit völlig unzureichenden Mitteln, diese Art, nichts für unmöglich zu halten, dieses unbegrenzte Vertrauen in den Erfolg, das uns anfänglich Vorteil brachte, hat uns schließlich zum Verderben gereicht."

Wenn gesagt worden ist:***) „Die Befehle des Kaisers ließen der Initiative der Marschälle so viel Spielraum, als ihr gebührte, sie ließen dem Major Général nicht den geringsten", so ist das unbestreitbar richtig. Dennoch wäre es verfehlt, darum die Bedeutung Berthiers zu unterschätzen. Hat er auch gelegentlich als Vertreter des Kaisers sich der Lage nicht gewachsen gezeigt, so forderte doch schon seine Tätigkeit neben dem genialen Heerführer eine nicht gewöhnliche Fassungsgabe und eine seltene Arbeitskraft, umsomehr, da Berthier anfänglich im Frieden gleichzeitig an der Spitze des Kriegsministeriums stand. Schon die unter Napoleon herrschende Zentralisation brachte es mit sich, daß Berthier ein Arbeitsfeld größten Umfangs zufiel. Der Kaiser verlangte ausdrücklich, daß der Schriftverkehr der Generale mit ihm ausschließlich durch die Hand des Major-Général gehe,†) machte diesen überhaupt für die gesamte Befehlsführung innerhalb der Armee verantwortlich.††)

Unter Berthier standen 1805 ein General, der den Diensttitel „Chef des Generalstabes" führte, ein zweiter als Oberquartiermeister und der Chef des topographischen Bureaus. Sie verfügten jeder über eine Anzahl von Offizieren, der Chef des topo-

*) Morvan, a. a. O. I. S. 317.
**) Souvenirs militaires.
***) Alombert-Colin, I. S. 197.
†) Corr. XIV. Nr. 11 464.
††) Corr. XVIII. Nr. 14 453.

graphischen Bureaus außerdem über eine Anzahl Ingenieur-Geographen. Dem topographischen Bureau der Armee und der Plankammer stand der Oberst Bacler d'Albe vor, ein Mann, dem der Kaiser großes Vertrauen schenkte.*) Zum Hauptquartier gehörten ferner die Stäbe des General-Artillerie- und General-Genie-Inspekteurs, die Verwaltungsorgane des Generalintendanten und des Armee-Generalarztes. Bereits 1805 zählte das Kaiserliche Hauptquartier, einschließlich der Bedeckungstruppen: 400 Offiziere und Beamte, 5000 Mann und 500 Dienstpferde.**)

Über das preußische Große Hauptquartier im Feldzuge 1866 sagt General der Kavallerie Gr. v. Wartensleben,***) daß es diese Bezeichnung wirklich verdient habe, die Kopfzahl hätte ein schwaches Bataillon, die Pferdezahl eine Kavallerie-Brigade bilden können. Infolge der Anwesenheit zahlreicher deutscher Fürsten im Großen Hauptquartier wuchs dessen Stärke 1870 noch mehr an. Für seinen Transport nach Mainz brauchte es sechs Züge. Es zählte: 86 Offiziere und oberste Hofchargen, 54 obere, 118 untere Beamte, 52 Unteroffiziere, 671 Mann, 782 Pferde, 84 Fahrzeuge,†) blieb aber immer noch erheblich hinter der Stärke des Napoleonischen Hauptquartiers zurück. Eine Einteilung in zwei Staffeln wurde sowohl 1870 bei uns als auch unter Napoleon getroffen. Vielfach begleitete ihn nur das sogenannte „Petit quartier général“, wobei auch ein Teil der Generalstabsoffiziere Berthiers und sämtliche Verwaltungsorgane zurückblieben. Die inneren Anordnungen, auch die für Marsch und Unterkunft, lagen in der Hand des Großmarschalls des Kaiserlichen Palais, Duroc. Wenn er nicht auf diplomatischen Sendungen abwesend war, hatte, wo der Kaiser zu Pferde erschien, der Großstallmeister Caulincourt den Dienst. Auch ritt er vielfach neben dem Kaiserlichen Reisewagen.

Im Rücken der Armee wurden Anordnungen getroffen, wie sie noch heute im allgemeinen üblich sind, wenn auch dauernde und gleichmäßige Einrichtungen im Etappengebiet nicht bestanden, vielmehr solche je nach den bestehenden örtlichen Verhältnissen wechselten. Ende 1806 und 1807 traf der Generalintendant der Armee, Daru, die Anordnungen im unmittelbaren Rückengebiet der Armee, während General Clarke in Berlin den Befehl in den preußischen Provinzen führte und den Nachschub im weiteren Sinne zu regeln hatte. 1808 in Spanien wird General Mathieu-Dumas besonders mit Ordnung der Verhältnisse im Rücken der Armee betraut. An den Grenzen des Inlandes übten mehrfach die Befehlshaber der dort aufgestellten Reserve- oder sogenannten Observationskorps die Befugnisse von Generalgouverneuren aus.

Die heimische Verwaltung lag in der Hand des in zwei Behörden geteilten Kriegsministeriums. Von diesen fielen der einen, deren Leiter den Titel „Ministre

*) Odeleben, a. a. O.

**) Alombert-Colin, I. S. 207.

***) Erinnerungen. Mil. Wochenbl. 1897.

†) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften. Heft 19.

de la guerre" führte, im wesentlichen alle die Organisation der Armee betreffenden Angelegenheiten, der anderen, deren Leiter den Titel „Ministre directeur de l'administration" führte, alle reinen Verwaltungsangelegenheiten zu. Später wurden das Ersatzwesen sowie die Kontrolle der Truppenverwaltung und die ökonomischen Musterungen vom Kriegsministerium abgetrennt und einem besonderen „Directeur général des revues et de la conscription militaire" unterstellt. Unter ihm wirkten mehrere Generale als „Inspecteurs en chef aux revues" sowie eine große Anzahl von Intendanturbeamten als „Inspecteurs" und „Sous-Inspecteurs aux revues". Getrennt von dieser Beamtenschaft waren die „Commissaires des guerres", denen die Verpflegung der Armee sowie im Kriege die Beitreibungen im feindlichen Lande zufielen. Das Kaiserreich war zur Zeit seiner größten Ausdehnung im Jahre 1811 in 32 Territorialbezirke, sogenannte Militär-Divisionen, eingeteilt. Die Bestimmung der an ihrer Spitze stehenden Generale entsprach im Kriege etwa derjenigen unserer stellvertretenden kommandierenden Generale.

Nachrichtenwesen, Karten.

Wenn zu allen Zeiten kriegführende Parteien Spionendienste angenommen haben, die ihnen der Patriotismus oder die Habgier einzelner antrugen, so war Napoleon, unter dem schon im Innern eine weitgehende Spionage geübt wurde, nicht der Mann, sich im Kriege die Vorteile entgehen zu lassen, die ihm ein gut geleitetes Spionenwesen zu bringen vermochte. Mit dessen Leitung war in den ersten Feldzügen meist General Savary betraut, ein Mann, der sich zu den ruchlosesten Aufträgen gebrauchen ließ, der Henker des Herzogs von Enghien. Unter ihm wirkten zahlreiche Agenten, deren bekanntester der berüchtigte Elsässer Schulmeister war, der wiederum eine Anzahl von Unteragenten beschäftigte. Schulmeister wußte sich 1805 Zutritt in das österreichische Hauptquartier zu verschaffen, und die Angaben, die er dort dem General Mack machte, haben mit dazu beigetragen, diesen bei Ulm festzuhalten. Ungewiß bleibt, ob hierbei Schulmeister als Doppelspion gedient hat.

Die österreichischen Rüstungen waren übrigens von Anfang an überwacht worden. Bereits am 30. Dezember 1804 hatte Berthier Befehl erhalten, einen vom Kaiser bestimmten Stabsoffizier unter dem Vorwande einer Vergnügungsreise zu diesem Zweck nach Süddeutschland, Tirol und Steiermark abzusenden. Im März 1805 wurde der in Hannover befehligende Marschall Bernadotte beauftragt, Agenten für die polnischen Provinzen Rußlands zur Beobachtung etwaiger Truppenbewegungen anzuwerben. Am 13. September 1805 setzt Napoleon voraus, daß Murat, der bis zu seinem Eintreffen in Straßburg den Befehl führt, die Schwarzwald-Pässe durch Agenten beobachten läßt. Am 20. September wird Murat angewiesen, einen des Deutschen mächtigen Vertrauensmann, etwa einen Gendarmerieoffizier des Rhein-Departements, sich als ständigen Nachrichtenkommissar in Basel auf neutralem Schweizer Gebiet einrichten zu lassen. Am Tage darauf erscheint dem Kaiser dieser Auftrag bereits so wichtig, daß ein General unter falschem Namen nach der Schweiz entsandt wird.

Wo ein Krieg von langer Hand vorbereitet wurde, wie der von 1812, trug Napoleon Sorge, auch den Nachrichtendienst frühzeitig zu organisieren. Bereits Ende 1811 befahl er, zwei des Russischen mächtige Polen und einen Deutschen anzustellen. Es sollten Vertrauenspersonen sein, und zwar ehemalige Offiziere, die mit den russischen Grenzprovinzen durchaus vertraut waren. Diese Persönlichkeiten hatten ein Dutzend Unteragenten auszuwählen, die alsbald auf Reisen gehen und je nach dem Wert ihrer Nachrichten bezahlt werden sollten.

In mancher Hinsicht befand sich Napoleon im Vergleich zum Kundschafterwesen des 18. Jahrhunderts im Nachteil. Zur Zeit der Kabinettskriege waren Stärke und Zusammensetzung des feindlichen Heeres meist bekannt. Der schleppende Gang der Kriegshandlung erleichterte zudem Feststellungen über den Gegner, Überläufer wechselten vielfach die Parteien und brachten wertvolle Nachrichten. Das änderte sich zum Teil in der Revolutionszeit, wo die Kriege wieder eine nationale Sache wurden. Doch auch jetzt noch zogen sie sich endlos hin, das Überraschende, das der Kriegführung der Neuzeit anhaftet, ist erst durch Napoleon hervorgerufen. Wo sich unter ihm ein längerer Stillstand ergab, traten alsbald für das Kundschafterwesen wieder ähnliche Bedingungen ein wie im Siebenjährigen Kriege. 1807 empfahl er den Korpsführern, weil die Aufklärung über die Passarge hinaus bei der Nähe des Feindes verlustreich sein mußte, durch erkaufte Landeseinwohner Nachrichten über den Gegner einziehen zu lassen. Der Stellungskrieg in der Mandschurei hat vor kurzem beide Parteien zu dem gleichen Mittel greifen lassen, das bei dem raschen Verlauf eines Bewegungskrieges versagt hätte. Hier wurde es allerdings von den Japanern durch die eingeborene chinesische Bevölkerung mit weit besserem Erfolge angewandt als von den Russen. Im allgemeinen hat die Plötzlichkeit der Napoleonischen Feldzugseröffnungen und die Rastlosigkeit, mit der er die Operationen betrieb, so sehr sie auch an sich zum Erfolge beitrugen, ihm doch vielfach eine sorgsame Vorbereitung des Nachrichtendienstes erschwert, und das umsomehr, als Napoleon manche Hilfsmittel entbehren mußte, die, richtig benutzt, heutiger Heerführung als wertvolle Grundlagen ihrer Entschlüsse zu dienen vermögen. Die Armeen der Gegner Frankreichs waren nicht fest und dauernd gegliedert, noch fehlte der Überblick, den die Beschlüsse der Volksvertretungen und die ihnen vorgelegten Heeresetats heute für jede fremde Macht gewähren, noch ließ sich eine fremde Armee nicht wie jetzt mit Hilfe des ausgebreiteten Zeitungswesens verfolgen. In dem, was nach dieser Richtung sowie in sonstigen Zweigen des Nachrichtenwesens jetzt überall geschieht, ist gleichwohl Napoleon bahnbrechend gewesen, soweit es die beschränkten Mittel seiner Zeit und die mehrfach nur kurze Frist, die unter ihm für die Vorbereitung der Kriegshandlung zur Verfügung stand, zuließen.

Im Herbst 1805 weist er seine Vertreter bei den deutschen Höfen an, die Zeitungen hinsichtlich österreichischer und russischer Truppenbewegungen genau zu verfolgen.

An Berthier ergeht die Weisung, einen des Deutschen kundigen Offizier damit zu beauftragen.*) Im Dezember 1808 wird der in Paris weilende Minister des Äußern, Champagny, getadelt, daß er nicht die englischen Zeitungen, in denen Angaben über die Aufstellung der englischen Truppen in Spanien enthalten seien, im Original nach Madrid übersandt habe.**) Umgekehrt werden die französischen und italienischen Blätter benutzt, um die Gegner irrezuführen. Am 25. August 1805, als der Entschluß bereits gefaßt ist, die Küstenarmee nach Süddeutschland zu werfen, wird dem Polizeiminister Fouché bedeutet, daß die Zeitungen nur von 30 000 Mann sprechen dürfen, die infolge der Rüstungen Österreichs am Rhein zusammengezogen würden; auch davon dürfen sie erst nach acht Tagen etwas verlauten lassen und müssen dabei bleiben, auch wenn weit größere Truppenbewegungen stattfinden.***) Die italienischen Zeitungen sollen gleichfalls nur diese 30 000 Mann erwähnen. Am 12. September 1805 schreibt Napoleon an Fouché:†) „Verbieten Sie den Zeitungen am Rhein von der Armee zu sprechen. Sie haben zu tun, als existiere die Armee nicht. Ihrer darf ebensowenig Erwähnung geschehen als der Flottenbewegungen."

Gelang es dem Gewalthaber im Interesse militärischer Geheimhaltung die Presse zu zügeln, so stand es doch nicht in seiner Macht, zu verhindern, daß auf dem Wege privaten Briefwechsels gelegentlich Dinge an die Öffentlichkeit kamen, die ihm unbequem waren. Nach Eylau drangen Nachrichten über die dort erlittenen großen Verluste und den elenden Zustand der Armee nach Frankreich. Unter dem 13. April 1807 schreibt der Kaiser an Fouché:††) Jede Schlacht unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. habe größere Opfer gefordert als die von Eylau. Die Briefe der Offiziere enthielten meist Übertreibungen. Im allgemeinen wisse man in der Armee gar nicht, was eigentlich vorgehe.

Selbst wenn es gelänge, heutigen Tages im Kriege der Presse in ähnlicher Weise Schweigen aufzuerlegen wie Napoleon und sie zum Verbreiten falscher Nachrichten zu benutzen, so wird man den brieflichen Verkehr zwischen den Truppen im Felde und der Heimat bei Armeen, die sich auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht ergänzen, nicht beschränken können. In dem Austausch von Nachrichten mit der Heimat liegt ein nicht zu unterschätzender moralischer Faktor für ein heutiges Heer. Umsomehr wächst aber die Pflicht der Geheimhaltung für alle in die beabsichtigten Maßnahmen eingeweihten Persönlichkeiten, zumal, wo die heutigen Nachrichtenmittel uns auch die entferntesten Teile der Welt nahe gebracht haben. Es sei nur daran erinnert, daß im Mandschurischen Kriege die japanische Heeresleitung nicht selten von Europa aus über die Verhältnisse beim Gegner und dessen Absichten rechtzeitig unter-

*) Corr. XI. Nr. 9148.
**) Corr. XVIII. Nr. 14 582.
***) Corr. XI. Nr. 9129.
†) Corr. XI. Nr. 9202.
††) Corr. XV. Nr. 12 361.

richtet wurde. Die Geheimhaltung bei den Japanern dagegen war während des ganzen Krieges mustergültig, sie stand in vollem Gegensatz zu der leichtfertigen Offenheit auf russischer Seite. Allerdings wurde sie wirksam unterstützt durch die schwierige, nur wenigen Europäern geläufige Landessprache. Wesentlich gefördert ist jedoch außerdem die Geheimhaltung durch den einmütigen patriotischen Geist des japanischen Volkes und seiner Presse, die einer nationalen europäischen Presse in einem Zukunftskriege unbedingt als Muster dienen kann. Ist es auch heute nicht möglich, solche in der Weise Napoleons zu beherrschen, so weist sein Beispiel doch darauf hin, wie wichtig es ist, die Presse im Kriegsfall zu leiten, und daß man nötigenfalls ihr gegenüber nicht vor Gewaltmaßregeln zurückschrecken darf. Als ein besonders gewichtiges Beispiel für die Gefährlichkeit, die unter Umständen eine vorzeitig durch die Presse verbreitete Nachricht im Kriege gewinnen kann, ist bisher stets mit Recht angeführt worden, daß die deutsche Heeresleitung Ende August 1870 aus Pariser Zeitungen zuerst von dem Abmarsch der Armee von Chalons nach der Belgischen Grenze erfuhr. Erst neuerdings ist durch das französische Generalstabswerk bekannt geworden, daß auch deutsche Maßnahmen, wie die Bildung der Maas-Armee und ihr in Gemeinschaft mit der Dritten Armee beabsichtigter Vormarsch auf Paris, damals dem Gegner frühzeitig bekannt wurden. Die Verbreitung dieser Nachrichten erfolgte noch dazu durch den Königlich Preußischen Staatsanzeiger.

Die Nachrichten über den künftigen Kriegsschauplatz veranlaßten Napoleon, sowohl 1805 wie 1806 unmittelbar vor Beginn der Feindseligkeiten den Kriegsschauplatz bereisen zu lassen. Murat begab sich, ehe er in Vertretung des Kaisers den Befehl in Straßburg übernahm, unter dem Namen eines Obersten Beaumont über Mainz nach Würzburg, um einen Eindruck von den Anmarschwegen vom Main zur Donau sowie zum Böhmerwald zu gewinnen; indem er über München und Ulm sich nach Straßburg wandte, konnte er auch die Schwarzwald-Pässe in Augenschein nehmen. Napoleon empfahl ihm außerdem, den Feldzug des Marschalls Belle-Isle 1741 und 1742 in Bayern und Böhmen zu studieren. Gleichzeitig wurde der Ingenieur-General und Adjutant Napoleons Bertrand mit Festungs-, Fluß- und Straßenerkundungen im südlichen Bayern und im Ober-Schwarzwald beauftragt, endlich als dritter der Generaladjutant Savary mit Erkundung der Anmarschwege vom Rhein zur oberen Donau, sowie der Flußläufe nördlich des Bertrand zufallenden Gebiets betraut.

Erkundungen dieser Art wurden auch 1806 vorgenommen. Waren sie 1805 dadurch erleichtert, daß Gebiete vorläufig noch neutraler Staaten der österreichischen Monarchie vorgelagert waren, so ermöglichte 1806 die Arglosigkeit und die naive Auffassung, die ihre Gegner vom Kriege hatten, französischen Offizieren anstandslos in Preußen und Sachsen umherzureisen. Ein französischer Oberst speiste Ende September 1806 in einem Leipziger Gasthof, noch dazu in Uniform, ganz behaglich mit

15*

preußischen Offizieren und konnte auf diese Weise genaue Nachrichten über die Stärke und Zusammensetzung des Hohenloheschen Korps bringen, das von Schlesien durch Sachsen nach Thüringen marschierte.*) Wegeverhältnisse, Flußübergänge, Städte, die sich bei noch erhaltenen Mauern zu befestigten Etappenorten eigneten, alles konnte auf diese Weise noch rechtzeitig in Augenschein genommen werden, wiewohl der Ausbruch des Krieges damals Napoleon eigentlich unerwartet kam.

Aus den vom Kaiser persönlich erteilten Erkundungsaufträgen ergibt sich, wie wenig aus den damaligen Karten zu ersehen war. Von der Schwierigkeit, die nach dieser Richtung ehemals die Führung zu überwinden hatte, vermögen wir uns bei dem heutigen Kartenwesen überhaupt nur schwer eine Vorstellung zu machen. Auch die beste Karte vermag zwar nicht die Anschauung des Geländes zu ersetzen, aber vor ähnlichen Überraschungen, wie sie hinsichtlich des Geländes ehemals dem Feldherrn bereitet wurden, sind wir doch einigermaßen bewahrt. Im Siebenjährigen Kriege mußte die persönliche Erkundung des Feldherrn und seiner Organe stets erst die Grundlage für jeden taktischen Entschluß abgeben, der gelegentlich an einer an Ort und Stelle gefertigten flüchtigen Kartenskizze bestimmteren Anhalt fand. Die Karten waren bloße Übersichtskarten kleinen Maßstabes. Ohne Zuhilfenahme ortskundiger Führer konnten die Armeen nicht bewegt werden. Nicht viel anders lagen die Dinge zur Zeit Napoleons, wenn schon die kartographischen Hilfsmittel reichlicher waren. Für Frankreich bestand die Cassinische Karte, für einen großen Teil von Deutschland die Karte des Weimarischen geographischen Instituts, für Ost- und Westpreußen die Schröttersche Karte, für Sachsen die Petrische und die Backenbergsche Karte. Sie bildeten durchweg brauchbare und im ganzen zuverlässige Übersichtsblätter in der Art unserer Karten 1 : 200 000. Für Schwaben und Bayern waren bereits während der Revolutionskriege von den französischen Ingenieur-Geographen Karten auch in größerem Maßstabe hergestellt worden. Dazu konnte Napoleon die sehr gute Bohnenbergersche, im Maßstabe 1 : 90 000 gehaltene Karte von Schwaben benutzen.

Der Kaiser war fortgesetzt bemüht, durch seine Ingenieur-Geographen das vorhandene Kartenmaterial verbessern und erweitern zu lassen. Das Korps der Ingenieur-Geographen zählte seit dem Jahre 1809 im ganzen 90 Offiziere im Range vom Obersten bis zum Unterleutnant. Sie unterstanden dem Direktor des Dépôt général, General Sanson; ein Teil von ihnen begleitete stets die Armee ins Feld. Als Junot 1807 durch Spanien nach Portugal rückte, folgte die Aufnahme des Landes dem Vormarsch. Sie konnte, als Napoleon im Herbst 1808 persönlich das Kommando in Spanien übernahm, natürlich noch nicht weit gediehen sein. Er war sonach hier mehr als sonst genötigt, nähere Nachrichten über die Wegeverhältnisse einzufordern und sich auf die Angaben landeskundiger Offiziere zu verlassen, während

*) Foucart, Iéna.

er in Deutschland mit Hilfe bereits vorhandenen Materials arbeiten lassen konnte. So befahl er 1809, eine Wegekarte mit Angabe der Tagesetappen anfertigen zu lassen, wie er solche 1805 bereits festgesetzt hatte.*) Ähnliche Schwierigkeiten wie in Spanien bestanden auch 1812. Der Kaiser besaß zwar eine annähernd richtige Karte des russischen Reiches im Maßstabe 1:500 000, die im Dépôt de la guerre übersetzt worden war, aber sie konnte naturgemäß nur einen allgemeinen Überblick gewähren und war auch nur in wenigen Exemplaren vorhanden.

Darin, daß jene Zeit noch nicht über die jetzigen technischen Vervielfältigungsmethoden verfügte, lag eine weitere Schwierigkeit der Verbreitung selbst der vorhandenen Kriegskarten, ganz abgesehen davon, daß an diese der Maßstab heutiger Anforderungen nicht gelegt werden konnte. Napoleon ließ zwar alles an Karten zusammentreiben, was überhaupt nur vorhanden war, seine Vertreter im Auslande, Grenzbehörden und Agenten wurden hiermit beauftragt, auf dem Kriegsschauplatze selbst erfolgten umfangreiche Beschlagnahmen, dennoch blieb ein empfindlicher Mangel bestehen. Es erhellt das aus der Art, in der er gelegentlich Karten an einen der Marschälle übersendet, sowie aus der Bitte des Marschalls Lannes bei Beginn des Feldzuges 1806 an den Kaiser um eine Karte, da er über keine verfüge. Man denke sich heute ein Generalkommando im Kriege ohne jede Karte!

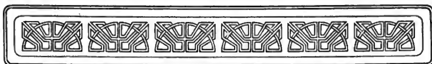
Wenn die Operationen unter Napoleon dennoch im Fluß blieben, ja mit einer Schnelligkeit durchgeführt wurden, wie sie bis dahin unerhört war, so lag es nicht zum wenigsten an der durch eine lange Kriegserfahrung erworbenen Findigkeit der Führer und Mannschaften im Gelände. Sie kannten das Hilfsmittel, das uns die Karte bietet, nicht und vermißten es infolgedessen auch nicht weiter, eine Wahrnehmung, die wir noch heute an manchem Patrouillen- und Meldereiter machen können.

Überblicken wir die Tätigkeit Napoleons auf dem weiten Gebiete des Heerwesens, so sehen wir ihn überall, moderne Verhältnisse anbahnen. Spätere Generationen haben diese weiterentwickelt, den Grund aber hat er gelegt. Er tritt uns recht eigentlich als Schöpfer des modernen großen Krieges entgegen, und dessen Geburtsjahr ist das Jahr 1805.

*) Corr. XVIII. Nr. 14 895.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven,
Oberst und Kommandeur des Grenadier-Regiments
Prinz Carl von Preußen (2. Brandenb.) Nr. 12.





Die französischen Kavallerie-Manöver 1907.

Das Jahr 1907 brachte in Frankreich eine Neugliederung der acht im Frieden vorhandenen Kavallerie-Divisionen. Bisher waren die 1., 5., 6. und 7. Kavallerie-Division als „schwere" formiert, d. h. sie enthielten die sämtlichen Kürassier-Regimenter sowie je eine Dragoner-Brigade, während die anderen vier Divisionen neben Dragonern aus leichter Kavallerie, Husaren und Chasseurs, bestanden. Entsprechend dieser Gliederung war auch die Verwendung der Divisionen verschieden; die schweren Divisionen bildeten die eigentliche Schlachtenreiterei, die leichten hingegen waren vorzugsweise für den Aufklärungsdienst bestimmt.

Bei der Neuorganisation hat man mit dieser Anschauung völlig gebrochen: nur die an der Ostgrenze stehenden Divisionen (2. und 8.) haben ihren Charakter als „leichte" Kavallerie bewahrt; die übrigen haben als „gemischte" je eine Kürassier- und Dragoner-Brigade erhalten; hierzu tritt als 3. Brigade bei der 3. und 4. Division je eine Husaren-Brigade.

Der Grund dieser Umwälzung ist wohl hauptsächlich in der Befürchtung zu suchen, daß die bisherigen leichten Divisionen im Kavalleriekampfe dem Stoß der mit Lanzen bewaffneten und geschlossener anreitenden deutschen Kavallerie nicht gewachsen seien. Man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß bei

den neuen gemischten Divisionen die schweren Brigaden dazu bestimmt sind, den Frontalkampf zu übernehmen, während den leichten Brigaden das in Frankreich so beliebte „Manövrieren“ zufallen dürfte, wodurch man hofft, Flanke und Rücken der angeblich starren deutschen Kampfgliederung zu fassen und damit die Entscheidung zu bringen.

Der umwälzenden Neuorganisation ist es vermutlich zuzuschreiben, daß für 1907 größere Manöver (manoeuvres d'ensemble) für alle acht Divisionen angeordnet wurden, während im Vorjahr solche nur bei vier Divisionen stattgefunden hatten.

Es sollten gegeneinander üben: die 1. gegen die 5., die 3. gegen die 4., die 6. gegen die 7. und die 2. gegen die 8. Division.

Die gemeinschaftlichen Übungen der 6. und 7. Kavallerie-Division fielen jedoch wegen der großen Anstrengungen, die der 6. Division bei den Unruhen in Süd-Frankreich erwachsen waren, aus. Diese übte für sich allein in der Umgegend von Lyon und beteiligte sich dann noch am letzten Manövertage der 28. Infanterie-Division. Das 7. Kürassier-Regiment nahm wegen später Rückkehr aus dem Unruhengebiet an den Übungen nicht teil.

Auch die 7. Kavallerie-Division mußte demnach ihre Manöver in der Gegend des Lagers von Mailly allein abhalten.

Zu den großen Armee-Manövern wurden diesmal Kavallerie-Divisionen überhaupt nicht herangezogen, dagegen beteiligte sich die 8. Kavallerie-Division nach ihren Sondermanöern noch an den Manövern des VII. Armeekorps, die 5. an jenen des I. Armeekorps.

Die Leitung der Manöver bei der 2. und 8. Kavallerie-Division war dem General Burnez, Mitgliede des obersten Kriegsrats und früherem Präsidenten des Kavallerie-Komitees, übertragen, der außerdem auch den Übungen der 7. Kavallerie-Division beiwohnte. Die Manöoer der 1. und 5. sowie der 3. und 4. Kavallerie-Division leitete der Präsident des Kavallerie-Komitees, General Trémeau. Kriegsminister Picquart wohnte an je einem Tage den Übungen der 7. Kavallerie-Division, wie den Manövern der 1. gegen die 5. Kavallerie-Division bei, den letzteren mit ihm auch der Chef des Generalstabes der Armee. Außerdem waren bei den Manöoern von zwei Divisionen gegeneinander mehrere Stabsoffiziere und Hauptleute, in einem Fall auch ein Infanterie-Divisionskommandeur als Zuschauer kommandiert.

Nachstehend soll versucht werden, aus den Übungen der verschiedenen Divisionen die interessanteren herauszugreifen; es ist das ohne Störung des Zusammenhangs möglich, weil die Manöoer der verschiedenen Tage mit einer einzigen Ausnahme täglich auf einer neuen Ausgangslage aufgebaut wurden. Außerdem war ein großer Teil der übrigen Tage dem rein formellen Gefechtsexerzieren einzelner Brigaden und Divisionen gewidmet.

Übungen der 2. und 8. Kavallerie-Division.

Die Übungen fanden vom 22. August bis 2. September westlich von Epinal zwischen Mosel und Maas in abwechslungsreichem und teilweise stark bewaldetem Gelände statt.

Manöver am 26. August.

Blau.

2. Chass.-Brig. zu 3 Regtrn.
Inf.-Regt. 149.
1 reit. Batt.

Rot.

8. Drag.-Brig. } 8. Kav.-Div. } als Kavallerie-Korps formiert.
1. Chass.-Brig. }
2. Drag.-Brig. (von 2. Kav.-Div.)
3 reit. Batt.

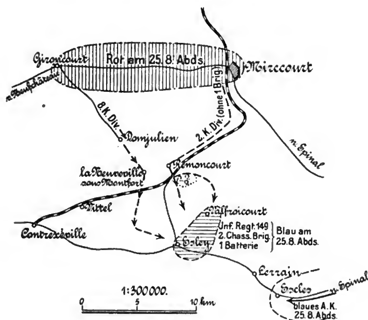
Kriegslage. Blau: Ein Armeekorps marschiert von Epinal auf Neufchâteau und ist am 25. abends bei Escles angelangt. Seine Kavallerie-Brigade ist bis Valfroicourt—Esley vorgegangen. Auf die Meldung, daß starke rote Kavallerie die Gegend Mirecourt—Gironcourt erreicht hat, erhält die 2. Chasseur-Brigade, verstärkt durch das Infanterie-Regiment Nr. 149, den Befehl, das Plateau westlich Valfroicourt—Esley zu halten, um dem Armeekorps dessen Besetzung zu ermöglichen.

Rot: Ein Kavallerie-Korps marschiert vor einer Armee und hat, von Neufchâteau kommend, am 25. abends die Gegend Mirecourt—Gironcourt erreicht. Auf die Meldung, daß blaue Kavallerie in Valfroicourt—Esley eingetroffen, beschließt das Korps, diese Kavallerie zurückzuwerfen und gegen die dahinter vermutete Infanterie aufzuklären.

Verlauf am 26. August. Verlauf: Das rote Kavallerie-Korps überschreitet am 26. 7^{00} vormittags in zwei Kolonnen die Bahn bei Remoncourt und la Neuveville s. M. Nach einem kurzen Gefecht mit der blauen Kavallerie-Brigade gelingt es Rot, das Plateau von Valfroicourt in Besitz zu nehmen. In diesem Augenblick erscheint das Infanterie-Regiment Nr. 149 auf der Höhe und wird von zwei roten Kavallerie-Brigaden attackiert. Die 2. Dragoner-Brigade umgeht den rechten blauen Flügel und erreicht im Rücken der blauen Stellung Valfroicourt. Da Blau außerdem sehr unter dem Feuer der drei roten Batterien zu leiden hat, gestaltet sich seine Lage sehr ungünstig. Jedoch läßt in diesem gefahrvollen Zeitpunkt (10^{00} vormittags) General Burnez die Übung abbrechen.

In seiner Besprechung betonte der Leitende, daß es von großer Wichtigkeit sei, beim Überschreiten einer Enge (hier die Bahnlinie) möglichst zahlreiche Übergänge in Besitz zu haben. Demgegenüber müsse der Feind sich bestreben, durch geschicktes Manövrieren kleinere, bereits übergegangene Teile anzugreifen und vereinzelt zu schlagen.

Der 26. August.



Diese an sich ganz zutreffende Forderung war wohl hier für Blau in hohem Grade durch die doppelte Überlegenheit des Feindes an Kavallerie erschwert. Denn da die beiden Übergänge, auf denen Rot die Eisenbahn überschritt, knapp 2 km auseinanderlagen, so lief Blau immer Gefahr, wenn es sich auf die eine Kolonne stürzte, von der andern in Flanke und Rücken gefaßt zu werden. Zudem hätte Blau dann freiwillig auf die Unterstützung des Infanterie-Regiments Nr. 149 verzichtet, das doch der ganzen Anlage nach dazu bestimmt schien, die Unterlegenheit an Kavallerie und Artillerie einigermaßen auszugleichen. Diese Infanterie durfte aber erst um 8^{00} vormittags auf dem Plateau von Valfroicourt bereitstehen, während die rote Kavallerie bereits eine volle Stunde früher die Eisenbahn überschritt.

Manöver am 27. August.

Blau.		Rot.	
8. Drag.-Brig. 1. Chass.- „	8. Kav.-Div.	2. Drag.-Brig. 2. Chass.- „ (zu 3 Regtrn.) 2 reit. Batt.	2. Kav.-Div.
Inf.-Regt. 149. 2 reit. Batt.			

Kriegslage. **Blau:** Eine blaue Armee ist im Rückzug nach Nordwesten. Die rechte Flügelkolonne marschiert auf der Straße Darney—Provenchères—Bulgnéville und hat 8[00] vormittags mit ihrem Anfang Provenchères erreicht; 10[30] vormittags durchschreitet das Ende diesen Ort. Zur Sicherung der rechten Flanke dieser Kolonne ist ein Detachement (Inf. Regt. 149 und eine reit. Batt.) in die Gegend östlich von Contrexéville geschoben. Die 8. Kavallerie-Division (mit einer reit. Batt.) ist am 26. abends bis in die Gegend von Valfroicourt gerückt. Auf die Meldung, daß südlich Mirecourt starke rote Kavallerie eingetroffen, erhält die Division den Befehl, am 27. morgens auf dem Plateau von Valleroy-le-Sec den rechten Armeeflügel zu decken.

Rot: Eine rote Armee verfolgt die blaue Armee. Die 2. Kavallerie-Division soll die blaue rechte Flügelkolonne beunruhigen und aufhalten. Die Division hat am 26. abends die Gegend südlich Mirecourt erreicht. Bis zum 27. früh gehen Meldungen



ein: 1. daß eine starke Kolonne aller Waffen von Darney auf Provenchères marschiere; 2. daß blaue Kavallerie bei Esley genächtigt habe.

Der Divisionskommandeur beschließt, die Kolonne zu 1 in dem offenen Gelände zwischen Provenchères und Contrexéville anzugreifen.

Verlauf am 27. August.

Verlauf: Die blaue Kavallerie-Division ist 7^{30} vormittags hinter dem Plateau von Vallerov-le-Sec versammelt und hat drei Eskadrons in die Gegend von Valfroicourt vorgeschoben. Die rote Division geht über Bainville auf Valfroicourt vor, vertreibt die drei blauen Eskadrons und setzt sich auf einer Höhe nordöstlich von Valfroicourt fest. Bei ihrem weiteren, durch die Form des Geländes schwierigen Vorgehen auf Vallerov-le-Sec wird sie von der blauen Kavallerie-Division attackiert. Nach einer Gefechtspause wird das Manöver fortgesetzt und dabei — offenbar aus Übungsrücksichten — entschieden, daß Blau zurückgehen müsse. Von Rot verfolgt, begibt sich die blaue Kavallerie auf den linken Flügel des Infanterie-Regiments Nr. 149, das zwischen Vittel und Lignéville eine Aufnahmestellung eingenommen hat. Gegen 11^{00} vormittags attackiert die rote Division die blaue Infanterie, um sie gegen die Flügelkolonne der zurückgehenden Armee zu werfen.

Während dieser Attacke geht aber die blaue Kavallerie erneut und energisch gegen die rechte Flanke der roten Division vor, die schon unter dem Feuer der Infanterie stark gelitten hat. Eine Entscheidung, die wohl zweifellos diesmal zu Ungunsten von Rot ausfallen mußte, wurde nicht gegeben, vielmehr die Übung um 12^{00} mittags abgebrochen.

Die Anlage für die blaue Partei zeigt so recht das Streben der Franzosen, sich durch zahlreiche Entsendungen zu schützen. Nach unserer Anschauung bedarf eine Kolonne, auch wenn sie im Rückmarsch ist, im allgemeinen keiner besonderen Seitendeckung, da sie imstande ist, sich jederzeit rasch nach der Flanke zu entwickeln; eine Aufklärung, die rechtzeitig jede Gefahr meldet, muß genügen. Hier war eine besondere Seitendeckung um so überflüssiger, als ja die Flanke schon durch die eigene Kavallerie-Division genügend gesichert wurde. Solche Seitendeckungen können ihren Zweck gerade der beweglichen Kavallerie gegenüber doch nur dann erfüllen, wenn es sich darum handelt, dem Feind einen ganz bestimmten Abschnitt im Gelände zu verlegen. Das war aber hier nur in sehr beschränktem Maße der Fall; denn die rote Kavallerie konnte ihre Absicht, die blauen Marschkolonnen zu beunruhigen, ebensogut erreichen, wenn sie von Mirecourt aus zunächst in rein westlicher Richtung auf la Neuveville sous Châtenois rückte und von dort aus gegen die Marschstraße des Gegners vorstieß, oder wenn sie auf die Nachricht von der Besetzung des Plateaus von Vittel nach Norden ausbog und das Detachement einfach umging. Dann wäre es allerdings voraussichtlich gar nicht zum Gefecht gekommen und vielleicht hat diese Befürchtung den Leitenden veranlaßt, dem Führer von Rot in dieser Lage den Entschluß, in welcher Richtung er vorgehen wolle, einfach selbst vorzuschreiben.

Manöver am 30. August.

Rot:		Blau.	
8. Drag.-Brig.	8. Kav.-Div.	2. Drag.-Brig.	2. Kav.-Div.
1. Chass.- „		2. Chass.- „ (zu 3 Regtrn.)	
2 reit. Batt.		2 reit. Batt.	
		7. Drag.-Brig. (vom VII. A. K.)	

Kriegslage. **Rot:** Auf der Bahnlinie Jussey—Monthureux—Pierrefitte wird Belagerungsmaterial nach Epinal transportiert. Die 8. Kavallerie-Division soll diesen Transport zwischen Pierrefitte und Monthureux decken. Am 29. abends ist feindliche Kavallerie bei Bulgnéville—St. Ouen und bei Rocourt—Villotte gemeldet.

Der 30. August.

Vormarsch von:
Blau
Rot

1:300000.
0 5 10 km

Blau weiß, daß auf der obengenannten Linie Transporte stattfinden, und daß starke Kavallerie in der Gegend von St. Baslemont—Provenchères diese Transporte deckt.

Die 2. Kavallerie-Division hat am 29. abends die Gegend Bulgnéville—St. Ouen erreicht und soll am 30. die Bahn zwischen Pierrefitte—Monthureux zerstören. Die bei Rocourt und Villotte eingetroffene Kavallerie-Brigade des VII. Armeekorps wird ihr unterstellt.

Verlauf am 30. August.

Verlauf: Die rote 8. Kavallerie-Division steht unter entsprechender Aufklärung 7⁰⁰ vormittags bei Dombrot-le-Sec bereit; sie hofft, den Gegner bei seinem Austritt aus den Waldungen nordwestlich Martigny zu überraschen.

Der Führer von Blau entsendet nur die 2. Dragoner-Brigade von Aingeville über St. Ouen auf Crainvilliers vor, während der Rest der Division sich mit der 7. Dragoner-Brigade vereinigt und von Villotte aus auf Martigny vorgeht. Was den Führer veranlaßte, die 2. Kavallerie-Division zu zerreißen und mit Teilen den sehr beträchtlichen Umweg über Villotte zu machen, den kürzesten Weg von Bulgnéville aus auf Suriauville dagegen gar nicht zu benutzen, läßt sich nicht beurteilen; die Geländeverhältnisse wenigstens scheinen einer Entwicklung größerer Kavalleriekörper im Süden durchaus nicht günstiger als an den beiden nördlichen Straßen. Auch die etwaige Hoffnung, hier unbemerkt zu bleiben, erwies sich als unzutreffend; denn die rote Kavallerie erfuhr rechtzeitig die Bedrohung ihrer linken Flanke und rückte gegen 8⁰⁰ vormittags in die Gegend von Martigny vor. Hier wurde sie zunächst von der blauen Dragoner-Brigade angegriffen, die bei Crainvilliers schwachen Widerstand gefunden hatte und nach Süden abgebogen war. Die rote Division nahm diese Attacke in der Hoffnung an, die eine Brigade noch vor dem Eintreffen des von Villotte kommenden Gegners schlagen zu können; dies gelang jedoch nicht, sie wurde vielmehr von dem neuen Feinde in der linken Flanke heftig angegriffen und geworfen.

Die Anlage der Übung ist insofern interessant, als sie wieder, wie jene des 26. August, zwei sehr ungleiche Parteien einander gegenübergestellt, nämlich vier gegen sieben Kavallerie-Regimenter. Derartige Aufgaben können, insbesondere für den Führer der schwächeren Partei, manchmal recht lehrreiche Lagen bringen, und es würde wohl von Nutzen sein, wenn auch bei unseren Manövern, nicht nur bei solchen gegen den markierten Feind, öfter, wie es jetzt geschieht, ähnliche Parteiverhältnisse geschaffen werden könnten.

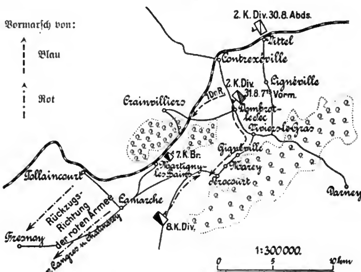
Im übrigen zeigt der Verlauf des Tages wieder die Richtigkeit des bei Besprechung der Übung vom 26. August erwähnten Grundsatzes, daß das Bekämpfen getrennter Kavallerie-Kolonnen in dem Falle sehr gefährlich werden kann, wenn die Anmarschstraßen des Angreifers nicht genügend weit auseinander liegen, um dem Verteidiger die nötige Bewegungsfreiheit zu sichern. Der Führer von Rot konnte seine zweifellos außerordentlich schwierige Lage nicht von der inneren Linie aus lösen, er mußte sich auf alle Fälle die Rückenfreiheit wahren, also versuchen, entweder die rechte blaue Kolonne von Süden her, oder aber die linke von Norden her zu fassen.

Manöver am 31. August.

Blau.		Rot.	
2. Drag.-Brig. 2. Chass.- „ (zu 3 Regtrn.) 2 reit. Batt.	2. Kav.-Div.	8. Drag.-Brig. 1. Chass.- „ 2 reit. Batt.	8. Kav.-Div.
		7. Drag.-Brig. (vom VII. A. K.)	

Kriegslage. Blau: Eine geschlagene rote Armee ist im Rückzug nach Südwesten, verfügt aber noch über starke Kavallerie. Die blaue 2. Kavallerie-Division soll die Fühlung

Der 31. August.



mit dieser Armee aufrecht erhalten, ihre Rückmarschstraßen feststellen und sie beunruhigen. Sie hat am 30. abends die Gegend von Vittel erreicht und erfährt, daß Crainvilliers und Viviers-le-Gras von starken feindlichen Kavalleriepostierungen besetzt sind. Der Führer setzt sich mit seiner Division auf die vermutliche Rückzugsstraße des Feindes.

Rot: Die rote Armee ist im Rückzuge aus der Gegend Tollaincourt, Lamarche und südlich auf Langres und Chalindrey. Der Rückzug wird durch die 8. Kavallerie-Division und 7. Dragoner-Brigade gedeckt, erstere steht südwestlich Sérocourt, letztere bei Martigny-les-Bains; sie sollen das Nachdrängen des Gegners verhindern. Starke feindliche Kavallerie ist bei Vittel gemeldet.

Verlauf: Die blaue Kavallerie-Division ist 7^{15} vormittags bei Dombrot-le-Sec versammelt und hat Aufklärungsabteilungen vorgeschoben sowie ein Dragoner-Regiment auf Martigny angesetzt, um die linke Flanke des Feindes zu beunruhigen; die Division selbst reitet auf Sérocourt vor. Dort trifft sie auf die rote Division, die ihrerseits die 7. Dragoner-Brigade an den Wald nordöstlich Martigny vorgeschoben hat. Um 8^{30} vormittags erfolgt der Zusammenstoß beider Divisionen, bei der Rot geworfen wird, noch ehe die 7. Dragoner-Brigade herankommen kann. Diese eilt herbei und attackiert die verfolgende 2. Kavallerie-Division in der rechten Flanke, womit die Übung beendet wird. Verlauf am 31. August.

Dieser Tag zeigt auf beiden Seiten eine gewisse Neigung zur Zersplitterung der Kräfte. Blau zweigt ein Kavallerie-Regiment, Rot eine ganze Brigade für untergeordnete Zwecke ab; die letztere trifft auf dem Kampfplatz ein, nachdem die Hauptentscheidung bereits gefallen, das blaue Regiment scheint am Kampf überhaupt nicht teilgenommen zu haben. Wenn aber zwei Kavalleriekörper sich auf etwa 6 km gegenüber befinden und beide zum Kampf entschlossen sind, so können nur ganz triftige Gründe — wie Kampf um Engen am 26. und 30. August — derartige starke Abzweigungen rechtfertigen.

Übungen der 3. und 4. Kavallerie-Division.

Der 3. und 4. Kavallerie-Division war das Gelände zwischen Maas und Marne nordöstlich von Châlons s. M. zugewiesen, das durch die Aisne und den Argonnen-Wald in zwei Hälften geteilt wird, wovon besonders die östliche namhafte Schwierigkeiten für Bewegung großer Kavalleriekörper aufwies.

Manöver am 6. September.

Rot:		Blau:	
6. Kür.-Brig.	3. Kav.-Div.	3. Kür.-Brig.	4. Kav.-Div.
7. Drag.- „		4. Drag.- „	
2. Huf.- „		1. Huf.- „	
2 reit. Batt.		2 reit. Batt.	
1 Radfahr. Kp.			

Rot: Die 3. Kavallerie-Division klärt vor einem Armeekorps auf, das Reims erreicht hat. Sie hat den Auftrag, den Bahnknotenpunkt Challerange gegen feindliche Kavallerie zu schützen, die am 5. September abends Ste. Ménehould—Suippes besetzt hat. Bei Monthois steht eine Radfahrer-Kompagnie zur Verfügung der Division. Kriegslage.

Textskizze Seite 236.

Blau: Blaue Truppen aller Waffen haben am 5. September abends die Marne zwischen Vitry-le-François und Châlons s. M. erreicht, die 4. Kavallerie-Division ist in die Gegend von Suippes vorgeschoben. Da Blau für später die Benutzung der Bahn beabsichtigt, erhält die 4. Kavallerie-Division den Befehl, am 6. den Bahnhof Challerange zu besetzen bis zum Eintreffen eines Infanterie-Bataillons, das mit der Bahn nachgeschickt werden soll. Rote Kavallerie ist am 5. abends bei Machault und Bétheniville gemeldet.

Der 6. September.

Verlauf am 6. September.

Verlauf: Die 3. Kavallerie-Division schickt am 6. früh Aufklärungsabteilungen auf Ste. Ménehould, Somme-Tourbe und Suippes, sechs Patrouillen in Richtung Binarville, Servon, Ville s. Tourbe, Minaucourt, Perthes-les-Hurtus und Souain; in Somme Py wird eine Meldesammelstelle errichtet. Eine Pionier-Abteilung auf Rädern besetzt die Aire-Brücke zwischen Termes und Senuc (östlich Challerange).

Die Division selbst geht über Bétheniville—St. Souplet—Somme Py—Manre auf Séchault vor und erreicht mit dem Gros um 6[30] vormittags St. Souplet.

Die 4. Kavallerie-Division ist 6[00] vormittags nördlich Suippes versammelt; sie hatte schon bei Nacht drei Aufklärungsabteilungen abgesandt, die bei Tagesanbruch die Gegend nördlich der Bahn Challerange—Bétheniville erreichen sollen. Die Division selbst geht, nachdem sie die Bahnübergänge zwischen Ardeuil und dem Tunnel östlich Somme Py hat besetzen lassen, über Souain und Tahure vor. Gegen 9[30] vormittags kommt es zwischen Somme Py und Monthois zu einem heftigen Zusammenstoß, über dessen Verlauf aber nichts bekannt wurde.

Zunächst erregt die Aufgabe von Blau einiges Befremden. Die blaue Kavallerie-Division soll den wichtigen Bahnhof besetzen, bis ein Infanterie-Bataillon, mit der Bahn nachgesandt, eintrifft. Wann ist dieses Eintreffen denn zu erwarten? Doch wohl am gleichen Tag, denn sonst würde das Bataillon die Strecke besser zu Fuß zurücklegen. Wie man sich aber im übrigen vorstellt, daß das Bataillon in Feindesland auf einer noch gar nicht in Betrieb genommenen Bahnstrecke so plötzlich herankommen soll, ist nicht recht erklärlich.

Außerdem berührt eigentümlich bei den Maßnahmen von Rot die Entsendung der Pionier-Abteilung in den Paß von Grandpré; hier konnte doch der ganzen Lage und auch dem Gelände nach kein Feind, nicht einmal eine Kavallerie-Patrouille zu erwarten sein. Dagegen vermißt man jede Nachricht darüber, ob zur unmittelbaren Sicherung des Bahnhofs Challerange irgend etwas geschehen sei; es wäre dies zweifellos die gegebene Aufgabe für die in nächster Nähe bei Monthois bereitgestellte Radfahrer-Kompagnie gewesen.

Manöver am 7. und 8. September.

Rot:	Blau:
3. Kav.-Div.	12. Inf.-Div.
4. Kav.-Div.	
4 reit. Batt.	
9. und 18. Jäg.-Bat.	

Kriegslage.

Rot: Starke feindliche Kräfte — anscheinend eine Infanterie-Division — haben bei Dun die Maas überschritten, deren Vortruppen am 6. abends Bayonville, Landres und Sommerance erreicht.

Textskizze Seite 239.

Der Führer von Rot hat Befehl, am 7. die Stärke des Gegners festzustellen und seinen Vormarsch aufzuhalten, wenn er sich gegen die Enge von Grandpré wenden sollte.

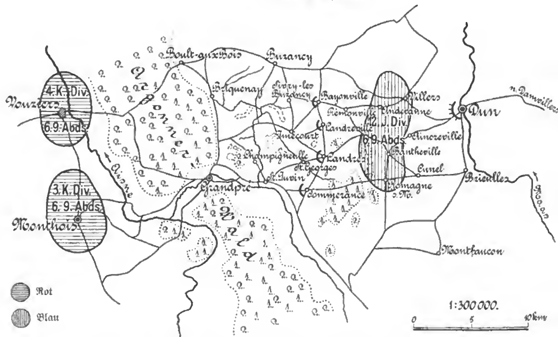
Blau: Ein blaues Armeekorps bei Damvillers hat am 6. nachmittags die 12. Infanterie-Division auf das linke Maas-Ufer vorgeschoben, mit dem Auftrage, die Übergänge bei Dun zu besetzen und feindliche Kräfte, die im Vormarsch von

Grandpré nach der Maas vermutet werden, aufzuhalten. Die 12. Infanterie-Division war am 6. abends westlich der Linie Villers—Romagne s. M. untergebracht; Vortruppen standen bei Bayonville, Landreville, Landres und Sommerance. Vom Feinde war bekannt, daß starke Kavallerie in der Gegend von Vouziers und Monthois stand, mehrere Infanterie-Bataillone sich vor dem Paß von Grandpré befanden.

Verlauf am 7. September.

Verlauf: Der Führer von Blau beläßt am 7. früh Deckungstruppen an den Maas-Übergängen und schickt ein gemischtes Detachement (Inf. Regt. 132, 1 Eskadr.,

Der 7. und 8. September.



1 Batt.) gegen Grandpré vor; der Rest der Division wird vorläufig noch zurückgehalten, um später nach Bedarf Verwendung zu finden.

Rot hatte bereits während der Nacht ein Detachement ($^1/_2$ Drag.-Regt. 28 und 1 Zug Masch.-Gew.) nach Boult-aux-Bois vorgesandt, um die dortigen Ausgänge aus dem Argonner-Wald offen zu halten. Das Gros tritt morgens in breiter Front zwischen den Straßen Boult-aux-Bois—Villers und Grandpré—Romagne s. M. mit 4. Kavallerie-Division im nördlichen, mit 3. Kavallerie-Division und den beiden Jäger-Bataillonen im südlichen Abschnitt den Vormarsch nach der Maas an.

Das gemischte blaue Detachement stößt in der Gegend von St. Georges—Somme-

rance auf die zwei roten Jäger-Bataillone, die dort gedeckt in Stellung gegangen waren; diese werden nach kurzem Gefecht zum Rückzug auf St. Juvin genötigt. Um das weitere energische Vorgehen des blauen Detachements aufzuhalten, läßt der Führer der 3. Kavallerie-Division nacheinander seine sechs Regimenter attackieren. Allein vergeblich; alle Angriffe prallen an dem Feuer der blauen Infanterie ab, die das waldige Gelände offenbar sehr geschickt benutzte. Ihrem weiteren Vordringen wird dann von der Leitung ein Ziel gesetzt. Die France militaire knüpft daran folgendes Urteil: „Hoffentlich macht man im Ernstfall einen anderen Gebrauch von der Kavallerie; die Attacken an diesem Tag wären ganz zwecklos zu einer verhängnisvollen Niederlage für sie geworden.“ Inwieweit diese scharfe Kritik berechtigt ist, und ob die Kavallerie-Division besser getan hätte, unter Mitwirkung ihrer Batterien zum Karabiner zu greifen, läßt sich leider ohne genauere Kenntnis der Verhältnisse und insbesondere des Geländes nicht beurteilen.

Dagegen ist es auffallend, daß die Kavallerie-Division, trotz des offensiven Auftrages, anscheinend schon vor Beginn des Gefechtes sich hinter den beiden Jäger-Bataillonen befand, statt diese lediglich als einen Rückhalt im Fall des Zusammenstoßes mit einem überlegenen Gegner zu betrachten.

Da das Manöver am nächsten Tage fortgesetzt wurde, so wurden ausnahmsweise am 7. September Vorposten ausgestellt, jedoch erst von 7⁰⁰ abends und selbst dann mit der Einschränkung, daß nächtliche Unternehmungen nur auf Befehl der Leitung stattfinden dürften.

Diese setzte folgende — vom tatsächlichen Verlauf wesentlich abweichende — Lage fest:

Blau: Der Kommandeur der 12. Infanterie-Division hat nach dem Gefecht am 7. September die Überzeugung gewonnen, daß die Gegend von Grandpré durch Infanterie sowie starke Kavallerie mit viel Artillerie und Maschinengewehren behauptet wird. Der blaue Angriff ist nicht über Champigneulle hinausgekommen; während des Tages wurden die Postierungen von Blau auf der ganzen Front Bayonville—Landres—Romagne von starker Kavallerie angegriffen. Kriegslage.

Außerdem erhält der Divisionskommandeur am Abend vom Führer aus Damvillers die Mitteilung, daß er auf Verstärkungen auf dem linken Maas-Ufer nicht rechnen könne und sich, wenn er dazu gezwungen werde, über den Fluß zurückziehen solle.

Unter diesen Umständen entschließt sich der Führer, dem Feind am Morgen des 8. durch Rückzug in Richtung Dun sich zu entziehen.

Rot hatte in der Nacht vom 7. zum 8. September seine Vorposten in Linie Sommerance—St. Georges—Imécourt stehen. Vom Feinde war bekannt: die blaue Infanterie-Division befindet sich vereinzelt auf dem linken Maas-Ufer; ihre Truppen sind weit zerstreut im Raum Bayonville—Landres—Romagne—Villers. Der Vorstoß eines blauen Detachements gegen Grandpré ist bei Champigneulle abgeschlagen worden.

Rot soll am 8. die feindlichen Kräfte diesseits der Maas angreifen, gegen Dun zurückwerfen und ihnen womöglich den Rückzug abschneiden.

Verlauf am 8. September. Textskizze Seite 238.

Den Befehl über die rote Partei übernahm für den 8. General Trémeau selbst. Er stellte seine Truppen 7^{00} vormittags in drei getrennten Gruppen zum Vorgehen bereit:

Gruppe 1 — Jäg.-Bat. 9 und 18, 1. und 2. Huf.-Brig., 4. Drag.-Brig., 2 Batt. der 4. Kav.-Div. — hinter der Linie Sommerance—St. Georges—Imécourt zum Angriff gegen die feindliche Front; allgemeine Angriffsrichtung über Landres auf Aincreville;

Gruppe 2 — 6. Kür.-Brig., 7. Drag.-Brig., 2 Batt. der 3. Kav.-Div. — bei Imécourt zum Vorgehen über Rémonoille—Andevanne gegen die rechte feindliche Flanke;

Gruppe 3 — 3. Kür.-Brig., 2 Radfahr.-Komp. der Jäg.-Batle. — bei Imécourt zur Verfügung des Führers, der sie später gemeinsam mit Gruppe 2 verwendet.

Von 9^{00} vormittags ab ist der allgemeine Angriff im Gang. Gruppe 1 drängt, hauptsächlich durch Gewehr-, Artillerie- und Maschinengewehrfeuer, die feindlichen Vorposten allmählich zurück, während Gruppe 2 und 3 sich in die rechte Flanke des Gegners setzen. Gegen 11^{00} gelingt es der Gruppe 1, den Widerstand der blauen Arrieregarden zu brechen, die den Rückzug auf Dun decken sollten. In diesem Augenblicke brechen auf Befehl Trémeaus alle verfügbaren Eskadrons — etwa acht Regimenter — gegen die rechte Flanke der erschütterten Infanterie vor, womit das Gefecht seinen Abschluß findet.

In der Besprechung hebt Trémeau hervor, daß eine starke Kavallerie bei richtiger Geländebenutzung selbst eine gut gesicherte Infanterie-Division umgehen könne; sie müsse aber in vielen Staffeln von allen Seiten dem Gegner beizukommen suchen. Die Infanterie durch diese „torrents successifs de petits paquets“ entmutigt, werde nicht mehr zu feuern wagen aus Furcht, die eigenen Truppen zu beschießen.

Die Anlage der als „très important“ bezeichneten Übung erscheint etwas dürftig. Was tut denn das blaue Armeekorps selbst während der beiden Tage? Anscheinend nichts; es bleibt in Damvillers. Man weiß aber nicht einmal, welche Aufgabe oder Absicht es hat! Soll es auf dem östlichen Ufer der Maas nach Norden oder Süden marschieren, soll es nur Damvillers behaupten oder der 12. Infanterie-Division nachfolgen? Lauter Fragen, die die Maßnahmen des blauen Führers mehr oder minder beeinflussen konnten. — Die letztere Annahme — nämlich daß der Rest des Armeekorps ursprünglich die Absicht hat, der vorgeschobenen Division zu folgen, wäre noch das richtigste; darauf deutet vielleicht auch der Auftrag hin, die Übergänge bei Dun zu behaupten; dann aber müßte doch einigermaßen erklärlich gemacht werden, warum die 11. Infanterie-Division nicht sofort am Morgen des 7. September auf das andere Ufer nachgefolgt ist, sondern die 12. Infanterie-Division einfach im Stich läßt.

Nicht besser steht es am zweiten Tage. Der 12. Infanterie-Division wird mitgeteilt, sie bleibe auf sich selbst angewiesen, sie erfährt aber wieder nicht ein Wort darüber, was das VI. Armeekorps beabsichtigt und was die 11. Infanterie-Division tun wird; wenn gezwungen, soll die 12. Infanterie-Division auf Dun zurück. Hier war nun einmal Gelegenheit zu einem selbständigen Entschluß gegeben; statt ihn aber nun auch wirklich dem Divisionskommandeur zu überlassen, wird ihm plötzlich vorgeschrieben, daß er sich zum Rückzug entschlossen habe. Wozu denn solche Unnatürlichkeiten? Wie leicht war es hier, eine einfache und klare Lage zu geben! Entweder man ließ beiden Führern volle Freiheit, wollte man aber den Rückmarsch der 12. Infanterie-Division aus Übungszwecken tatsächlich haben, so genügte es, ungefähr zu sagen: das VI. Armeekorps nimmt, da es die Überlegenheit von Rot erkannt hat, davon Abstand, weitere Kräfte über die Maas zu schieben, will vielmehr auf dem Ostufer den Feind aufhalten; die 12. Infanterie-Division ist daher dorthin zurückzunehmen.

Übungen der 1. und 5. Kavallerie-Division.

Die Übungen spielten sich in der Zeit vom 26. August bis 2. September im Raume Reims—la Fère—Guise—Rethel ab; hiervon waren drei Tage den Übungen Textskizze Seite 242.
der Divisionen gegeneinander gewidmet, während am letzten Tage beide gegen einen markierten Feind operieren sollten; dieser Übungstag ging verloren, weil die um 2^{00} morgens alarmierten Truppen wegen sehr ungünstiger Witterung bereits um 5^{30} vormittags wieder einrückten, ohne daß ein Zusammenstoß mit dem Feinde stattgefunden hatte.

Manöver am 30. August.

Rot:		Blau:	
2. Kür.-Brig. 5. Drag.- „	1. Kav.-Div.	4. Kür.-Brig. 3. Drag.- „	5. Kav.-Div.
2 reit. Batt.		2 reit. Batt.	

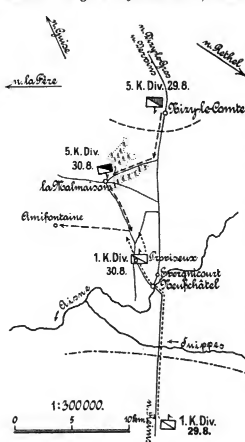
Rot: Die 1. Kavallerie-Division sicherte am 29. August an der Suippes ein bei Reims versammeltes Süd-Korps. Auf die Meldung, daß starke blaue Kavallerie von Vervins her am 29. Dizy-le-Gros erreicht habe, beschließt der Divisionskommandeur, am 30. die Aisne bei Neufchâtel zu überschreiten und die blaue Kavallerie anzugreifen. Kriegslage

Blau: Die 5. Kavallerie-Division sicherte ein bei Vervins versammeltes Nord-Korps und hatte am 29. abends die Gegend von Rizy-le-Comte erreicht. Starke rote Kavallerie war zwischen Reims und Neufchâtel gemeldet. Die Division erhält Befehl, am 30. in südlicher Richtung auf Neufchâtel vorzugehen und die feindliche Kavallerie zurückzuwerfen, wenn sie die Aisne überschreiten sollte.

Verlauf am 30. August.

Verlauf: Am 30. früh überschreitet die 1. Kavallerie-Division bei Neufchâtel die Aisne und stellt sich gedeckt in einer Mulde südlich Provifeux auf.

Die 5. Kavallerie-Division nimmt hinter Malmaison Aufstellung und läßt einige seitwärts befindliche Waldstücke durch Schützen besetzen. Sie hofft durch dieses Manöver den Feind anzulocken und ihn dann in der Flanke attackieren zu können. Da dieser Versuch mißglückt, entschließt sich endlich der Führer von Blau, offen auf Provifeux vorzugehen, seine Division kommt aber beim Heraustreten aus Malmaison in Artilleriefeuer. Ein Kürassier-Regiment wird gegen die rote Artillerie angesetzt, aber in der Flanke von der roten Kürassier-Brigade angefallen. Hieraus entwickelt sich ein allgemeiner Kampf der beiden Divisionen, der, wie nach den ungünstigen Vorbedingungen wohl natürlich, mit dem Rückzug von Blau auf Amifontaine endet.



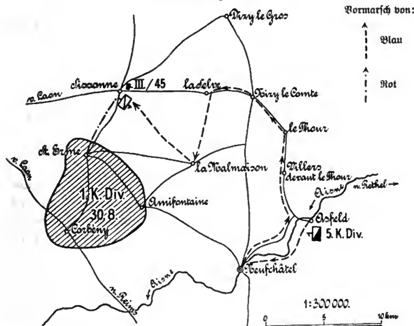
Der erste Entschluß des blauen Führers muß Befremden erregen und zeigt jedenfalls recht wenig Neigung zur Offensive. Denn trotz des ausdrücklichen Armeebefehls, gegen Neufchâtel vorzugehen, macht er hierzu gar keinen Versuch, sondern geht in die Lauerstellung bei Malmaison, also 20 km rückwärts-seitwärts der feindlichen Übergangsstelle, verzichtet somit von vornherein freiwillig auf die Ausführung eines Auftrags, den Gegner beim Übergang über die Aisne anzugreifen. Dieses auffallende Verhalten legt beinahe die Vermutung nahe, der Führer habe gewußt, daß sein Gegner nach den Bestimmungen der Leitung eine Stunde früher aufbrechen durfte; er konnte sich dann allerdings ausrechnen, daß er ihn beim Übergang über die Aisne doch nicht mehr erreichen würde, da die Gros beider Divisionen von Neufchâtel genau gleich weit entfernt waren.

Manöver am 31. August.

Rot verfügt über ein Infanterie-Bataillon, im übrigen sind die Stärken die gleichen wie am 30. August.

Kriegslage.

Rot: Ein West-Korps hat mit seinen Anfängen Laon erreicht. Die dem Korps beigegebene 1. Kavallerie-Division ist am 30. abends westlich von Amifontaine eingetroffen und erhält am 31. früh den Befehl, feindliche Kavallerie aufzuhalten, die bei Asfeld die Aisne überschritten habe und auf Sisonne vorzugehen scheine. Das bei Sisonne stehende III./J. R. 45 wird der Division unterstellt.



Blau: Die 5. Kavallerie-Division sichert bei Asfeld ein Ost-Korps, das am 30. abends die Gegend von Rethel erreicht hat. Am 31. früh erhält sie Weisung, die Aisne zu überschreiten, gegen Sisonne aufzuklären und die dort gemeldeten Truppenansammlungen zu zerstreuen.

Verlauf am 31. August.

Verlauf: Die 5. Kavallerie-Division wendet sich nach Überschreiten der Aisne in die Gegend von la Selve; von dort aus hofft sie ihren Auftrag ausführen zu können. Da jedoch Sisonne und Umgegend von feindlicher Infanterie besetzt ist, biegt Blau nach Süden in Richtung von la Malmaison aus. Auf die Nachricht, daß

inzwischen eine rote Kavallerie-Division bei Sisonne sich versammelt habe, tritt die 5. Kavallerie-Division sofort den Vormarsch dorthin an; es gelingt ihr, unter geschickter Ausnutzung des Geländes unbemerkt an den Feind heranzukommen, die rote Artillerie überraschend unter Feuer zu nehmen und außer Gefecht zu setzen, worauf sie sich erfolgreich auf die gegnerische Kavallerie stürzt.

In seiner Besprechung tadelte der Leitende mit Recht das Verhalten der 1. Kavallerie-Division, indem er ausführte, daß nur ihrer Untätigkeit Blau seinen Erfolg verdanke; die 1. Kavallerie-Division habe zu lange an einem Platz gehalten und dabei nicht einmal die vermutlichen Anmarschwege des Gegners aufgeklärt. Nur so sei es möglich geworden, daß die 5. Kavallerie-Division bis dicht an die 1. Kavallerie-Division habe herankommen können, ohne einen Kanonenschuß zu erhalten.

Das der roten Partei zugeteilte Infanterie-Bataillon scheint überhaupt nicht in Tätigkeit getreten zu sein.

Manöver am 1. September.

Rot:		Blau:	
4. Kür.-Brig.	5. K. Div.	2. Kür.-Brig.	1. Div.
3. Drag.- „		5. Drag.- „	
2 reit. Batt.		2 reit. Batt.	
III./J. R. 45.			

Kriegslage. Blau: Die 1. Kavallerie-Division deckt den Rückzug eines Nord-Korps, der über Tavaux und Marles nach Norden führt; sie steht am 1. September 6^{00} vormittags bei Bucy-les-Pierrepont in Fühlung mit dem Gegner, dessen vorderste Abteilungen bei Dizy-le-Gros, Lappion und Sisonne gemeldet sind. Die Division hat Befehl, den nachfolgenden Gegner zuerst südlich, dann nördlich der Bahnlinie aufzuhalten und sich dann über Ebouleau—Montigny-le-Franc auf la Neuville-Bosmont zurückzuziehen.

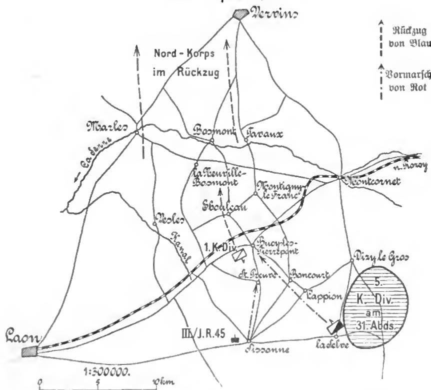
Rot: Nach einem glücklichen Gefecht östlich von Sisonne erhält die 5. Kavallerie-Division am 1. September 6^{00} vormittags den Befehl, den Feind in Richtung Bucy-les-Pierrepont, Ebouleau und La Neuville-Bosmont zu verfolgen. Zu diesem Zweck wird ihr das Infanterie-Bataillon bei Sisonne zur Verfügung gestellt.

Verlauf am 1. September. Verlauf. Mit Unterstützung des Bataillons überschreitet die rote Kavallerie-Division die Linie Boncourt—St. Preuve. Zwischen Boncourt und Bucy-les-Pierrepont erfolgt ein Zusammenstoß der beiden Reitermassen, wobei sich infolge des geschickten Eingreifens der 5. Dragoner-Brigade die Wagschale zugunsten von Blau neigte. Der Führer weicht aber trotzdem dem Befehl entsprechend nach Norden zurück, um hinter der Bahn erneuten Zeitgewinn zu erkämpfen. Als jedoch Rot wiederum zum Angriff ansetzt, wird die Übung von der Leitung abgebrochen, um größere Flurschäden zu vermeiden.

Betrachtungen.

Mit Recht betonte der Leitende, General Trémeau, bei dieser Gelegenheit, wie wichtig für Kavallerie das Zusammenarbeiten mit Infanterie sei. In dieser Beziehung geschieht wohl in Frankreich etwas wenig. So groß der Vorteil ist, daß man im Frieden schon acht Kavallerie-Divisionen besitzt und diesen sehr häufig Gelegenheit zu Übungen im großen Verbande gibt, so entbehren diese Übungen doch meistenteils des Zusammenarbeitens mit anderen Waffen. Zwar werden häufig — wie aus den

Der 1. September.



obigen Schilderungen hervorgeht — einzelne oder auch mehrere Bataillone, Maschinengewehre, Radfahrer-Kompagnien usw. zugeteilt, aber meistens doch nur in dem geringen Umfang, wie es auch für den Ernstfall vorgesehen ist. Bei diesen Übungen bleibt daher selbstverständlich stets die Kavallerie die Hauptsache, und die gegenseitige Attacke ist das Endziel jedes Übungstages. Da aber mit diesen Übungen die Manöver für die Masse der Kavallerie zu Ende sind und nur ganz selten die eine oder andere Division zu den eigentlichen Manövern herangezogen wird, so finden die Kavallerie-

Divisionen nur wenig Gelegenheit, sich in den Rahmen der Operationen mit gemischten Waffen einzufügen und dabei sich lediglich als ein Glied des großen Ganzen zu fühlen.

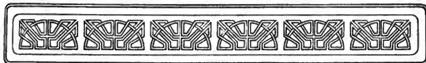
Auch die Art der Anlage wie die Durchführung der Kavallerie-Übungen ist wenig geeignet, dieses Gefühl zu wecken. Die strategische Aufklärung auf weite Strecken wird anscheinend dabei nur wenig betont; bei den Ausgangslagen sind die Gegner meist nur 10 bis 25 km voneinander entfernt, nur bei dem ersten Übungstag des Kavallerie-Korps Trémeau gegen die 12. Infanterie-Division erhöht sich die Entfernung auf 35 km (Luftlinie). Sicher kein weites Feld der Tätigkeit für Aufklärungs-Eskadrons und Offizier-Patrouillen, umsoweniger, als diese meist nur mit geringem Vorsprung abgesendet werden und bei den recht genauen Nachrichten, die beide Parteien in der Regel durch die Leitung über einander haben, den Feind nur schwer verfehlen können.

Andererseits enden die Gefechtshandlungen, über deren Verlauf in diesem Jahr nur wenig bekannt wurde, in der Regel schon mit dem ersten Zusammenstoß; eine Verfolgung auf weite Strecken, ein kriegsmäßiges Abbrechen findet fast niemals statt. Nur in einem Fall wird erwähnt, daß der Kampf mit dem Rückzug einer Partei endete. Dieser Umstand sowohl wie die neue Kriegslage eines jeden Tages bringen es mit sich, daß der Vorpostendienst wie auch die nächtliche Aufklärung überhaupt nicht geübt werden; die einzige Ausnahme bildet auch hier die mehrerwähnte zweitägige Übung unter Trémeau gegen die 12. Infanterie-Division.

Auch in anderer Hinsicht kann man den französischen Grundsatz, die Truppe möglichst zu schonen, bei diesen Übungen beobachten: von nächtlichen Unternehmungen ist fast niemals die Rede; nicht angesagte Biwaks sind zwar wiederholt in den Übungsbestimmungen vorgesehen, werden aber nirgends abgehalten. Zwischen 10^{00} und 11^{00} vormittags ist in der Regel alles zu Ende. Besonders auffallend ist z. B. folgender Vorgang: die 3. und 4. Kavallerie-Division haben am 9. September Übung gegen einen markierten Feind; mit Rücksicht auf die Anstrengungen der letzten Tage (Manöver gegen 12. Infanterie-Division, das an beiden Tagen zwischen 11 und 12 Uhr endigte) kürzt Trémeau die Übung ab, d. h. er versammelt beide Divisionen um 8^{00} vormittags, um sie um 10^{00} wieder zu entlassen; der nächste Tag (10. September) ist aber ohnehin Ruhetag für beide Divisionen. Wiederholt veranlassen auch große Hitze oder starker Regen ein Abkürzen der Übungen.

Alles in allem stellen sich also diese manoeuvres d'ensemble nicht sowohl als größere Truppenübungen, wie vielmehr als Gefechtsexerzieren im Gelände dar, bei denen in keiner Hinsicht besonders große Anforderungen gestellt werden.

Schoch,
Major im Bayerischen Generalstabe,
kommandiert zum Preußischen Großen Generalstabe.



Mechanischer Lastenzug im Kriege.

Allgemeines.

ie Einrichtung des Nachschubdienstes des Heeres vorwärts der Etappenhauptorte ist für die Heeresleitungen der Großmächte stets eine ernste Frage gewesen. Die nachzuführenden Mengen an Verpflegungsgütern sind mit dem weiteren Anschwellen der im Kriegsfalle aufzustellenden Streitkräfte erheblich vermehrt worden, das gleiche gilt für den Nachschub von Kriegsmaterial aller Art, im besondern von Munition und stärkerer Kaliber.

Die Führer im Kriege müssen der Sorge um Sicherstellung des Nachschubes enthoben sein, um jenen Grad von Bewegungsfreiheit zu haben, den eine energische Offensive verlangt. Zwar ist seit dem Feldzuge 1870/71 zu den damaligen Beförderungsmitteln ein weiteres wichtiges in der Feldbahn hinzugetreten, indessen kann diese trotz ausreichender Betriebsleistungen und trotz des Vorhandenseins für den Bau geschulter Eisenbahntruppen nur annähernd dem Vorgehen einer Armee im Bewegungskriege folgen; der Führer wird durch sie nicht unabhängig.

Dies ist begründet in den unvermeidlichen Vorbereitungen, die der Bau einer jeden Eisenbahnlinie erfordert, und in der Starrheit eines jeden Eisenbahnsystems, auch des flüchtigsten. Wir wären daher, ebenso wie in früheren Jahrhunderten, auf die pferdebespannten Kolonnen mit allen ihren bei den heutigen Massenheeren außerordentlich gesteigerten Nachteilen angewiesen, wenn uns nicht bei der schwierigen Lösung dieser Frage ein neues Kriegshilfsmittel in der Verwendung des mechanischen Lastenzuges zur Seite stände. Allerdings kann erst sein planmäßiger Ausbau und seine kriegsmäßige Durchbildung eine tatsächliche Lösung der zur Zeit noch vorhandenen Schwierigkeiten bringen.

Stand der Frage des mechanischen Lastenzuges.

Nach dem heutigen Stande der Technik sind vier Gattungen von Kraftfahrzeugen für Lastenbeförderung zu unterscheiden:

- Kraftwagen mit Verbrennungsmotoren (Betriebsstoff: Benzin, auch Benzol, Petroleum, Spiritus u. dgl.);
- Kraftwagen mit Dampfmotoren (Betriebsstoff: Kohle, Koks, Holz, Petroleum, Masut u. dgl.);

Elektromobilen (Kraftquelle: Akkumulatoren);

Kraftwagen gemischten Systems; hierbei ist die primäre Kraftquelle gewöhnlich ein Verbrennungsmotor, die Kraftübertragung erfolgt elektrisch.

Die Kraftwagen mit Verbrennungsmotor.

Die Kraftwagen mit Verbrennungsmotoren haben folgende Vorteile:

großer Aktionsradius, etwa in Grenzen von 150 bis 250 km, daher große Unabhängigkeit von der Versorgung mit Betriebsstoffen;

augenblickliche Fahrbereitschaft, daher sofort in Betrieb zu setzen;

verhältnismäßig geringes Eigengewicht pro P.S.*) oder genauer pro P.S./St.**); dies ist günstig für das Gewicht dieser Wagen und gestattet ein vorteilhaftes Verhältnis zwischen Eigengewicht und Nutzlast.

Ihre Nachteile bestehen in folgendem:

verhältnismäßig komplizierter Mechanismus; ihre Bedienung erfordert daher geschultes Bedienungspersonal. Dies ist Sache der technischen Ausbildung;

beschränkte Elastizität des Motors; dies liegt einmal in dem Wesen des Verbrennungsmotors als schnellaufender Motor, sodann in seiner Wirkungsweise (Viertaktmotor) begründet.

Die Kraftwagen mit Dampfmotor.

Die Vorteile der Kraftwagen mit Dampfmotoren bestehen vor allem in der hohen Elastizität der letzteren, die ein allmähliches stoßfreies Anziehen auch schwerer Lasten ermöglicht; ferner in der vorzüglichen technischen Durchbildung der Dampfmaschine überhaupt und der dadurch erreichten Betriebssicherheit.

Nachteile sind:

geringer Aktionsradius, daher große Abhängigkeit von der Versorgung mit Betriebsstoffen und Wasser;

geringerer Grad von Fahrbereitschaft, da das Anheizen der Maschine immerhin eine gewisse Zeit erfordert;

größere Empfindlichkeit beim Winterbetriebe unter der Einwirkung des Frostes;

verhältnismäßig großes Eigengewicht des Motors pro P. S. bzw. pro P. S./St. infolge des beträchtlichen Kesselgewichts.

Die Elektromobilen.

Die Elektromobilen für Lastenbeförderung haben folgende Vorteile:

große Elastizität des Motors;

große Überlastungsfähigkeit des Motors; für kürzere Zeit bis auf das Dreifache;

Einfachheit der Bauart und der Bedienung;

---

*) P. S. = Pferdestärke.

**) P. S./St. = Pferdekraftstunde.

vorzügliche Durchbildung des Elektromotors infolge langjähriger Erfahrungen im Straßenbahnbetriebe;
augenblickliche Fahrbereitschaft;
Geräuschlosigkeit.

Demgegenüber sind folgende Nachteile vorhanden, die die feldmäßige Verwendung von Elektromobilen ausschließen:
geringer Aktionsradius;
schwierige Ladung der Kraftquelle (Akkumulatoren) im Felde;
großes Gewicht der Kraftquelle;
Empfindlichkeit der Akkumulatoren gegenüber den stoßartigen Beanspruchungen der Fahrzeuge auf schlechten Straßen.

Die Kraftwagen gemischten Systems.

Mit dem gemischten System sind folgende Vorteile verbunden:
Vereinigung des großen Aktionsradius des Verbrennungsmotors mit der Elastizität des Elektromotors;
Vielräderantrieb, d. h. es gestattet den Antrieb einer größeren Zahl von Achsen; für die Zugkraft des Motors steht daher ein großes Reibungsgewicht zur Verfügung.

An Nachteilen sind zu erwähnen:
verhältnismäßig komplizierter Mechanismus, es ist daher geschultes Bedienungspersonal erforderlich;
höhere Anschaffungskosten; in Fragen der Landesverteidigung muß dieser Gesichtspunkt allerdings zurücktreten, wenn ein System unter schwierigen Verhältnissen besondere Vorteile bietet.

Militärische Fahrzeuge für den mechanischen Lastenzug.

Auf Grund der militärischen Würdigung der vier Gattungen von Kraftfahrzeugen kommen für den mechanischen Lastenzug im Kriege folgende Arten von Fahrzeugen in Betracht:
Einzelfahrer,
leichte Armee-Lastzüge,
Straßenlokomotiven,
schwere Armee-Lastzüge mit Kraftübertragung auf die Anhänger.

Das Verwendungsgebiet des mechanischen Lastenzuges ist die feste Straße. Unter besonders günstigen Verhältnissen kann sie vorübergehend verlassen werden (fester, ebener Untergrund), wirkliche Transportleistungen sind jedoch alsdann ausgeschlossen. Die Leistung hängt von der Beschaffenheit der Straßendecke und den Steigungsverhältnissen ab; sie ist am größten auf guten Flachlandstraßen. Militärisch wichtig ist ferner, daß mit entsprechend gebauten Lastkraftfahrzeugen weit stärkere Steigungen überwunden werden können, als es bei Reibungsbahnen der Fall ist; vorausgesetzt ist dabei nicht nur ein hinreichend kräftiger Motor, sondern auch das Vorhandensein der für die Fortbewegung erforderlichen Reibung zwischen den an-

getriebenen Rädern und der Straßendecke. Unter günstigen Verhältnissen können Steigungen bis zu 20 % (1 : 5) überwunden werden, noch stärkere zwingen zur Anwendung künstlicher Reibung oder zum Seilbetriebe.

Der Einzelfahrer.

Die Einzelfahrer sind heute im Lande am meisten verbreitet; an ihrer Durchbildung arbeiten große Firmen, wie z. B. die Daimler-Motoren-Gesellschaft in Untertürkheim bereits seit mehr als einem Jahrzehnt. Als Kraftquelle dient meist ein Verbrennungsmotor, doch gibt es auch Dampffahrzeuge, z. B. System Stoltz der Hannoverschen Maschinenfabrik vorm. Egestorff oder System Darracq-Serpollet in Frankreich.

Die Industrie neigt zum Bau von Einzelfahrern von großem Gesamtgewicht, da hierbei das Verhältnis zwischen Eigengewicht und Nutzlast am günstigsten wird; dies liegt zugleich im Interesse der Rentabilität. Die Ablösung des Pferdebetriebes auf Wegen mit festem Untergrund durch den mechanischen Lastenzug ist nur dann durchführbar, wenn letzterer sich billiger stellt. Für weiche Wege oder für das Fahren querfeldein kommt die tierische Zugkraft bis auf weiteres allein in Frage.

Die Einzelfahrer für industrielle Zwecke haben im allgemeinen ein beschränktes Verwendungsgebiet, d. h. sie sind für bestimmte Wegeverhältnisse gebaut, denen die motorische Leistung zugleich im Interesse der Rentabilität angepaßt wird. Von militärischen Einzelfahrern ist zu fordern, daß sie auf allen gebahnten Straßen verwendbar sind; ihr Verwendungsgebiet ist daher außer dem Flachlande auch das Hügel- und Bergland. Für diese Beanspruchungen ist vor allem eine hohe motorische Leistung, tunlichst nicht unter 30 P. S., nötig, auch lehren die jahrelang durchgeführten Versuche, wie vorteilhaft gerade beim Verbrennungsmotor ein Kraftüberschuß ist; nicht nur deswegen, weil besonders beim Winterbetriebe im Schnee und auf Glatteis zu einer Armierung der Räder gegriffen werden muß, die höhere Bewegungswiderstände verursacht, sondern auch weil ein dauernd bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit belasteter Verbrennungsmotor mit gesteigerter Erwärmung in seiner Leistung nachläßt. Dies liegt in seinem Wesen begründet.

Militärisch ist ferner damit zu rechnen, daß stark abgenutzte, also schlechte Chausseen befahren werden müssen, daß sich im Zuge der Transportstrecke Brücken von geringerer Tragfähigkeit befinden, deren Verstärkung Aufenthalt verursacht, daß es auf schmaleren Straßen nötig werden kann, betriebsunfähige Fahrzeuge schnell zur Seite zu schaffen, wozu häufig nur menschliche Kräfte verfügbar sind, kurz alle diese Gründe zeigen, daß bewegliche, also nicht zu schwere Fahrzeuge bedeutende Vorteile bieten.

Durchschnittlich wird man bei Verwendung von Einzelfahrern mit einer Nutzlast von etwa 3000 kg für jedes Fahrzeug zu rechnen haben. Legt man als Transporteinheit eine Fuhrparkkolonne mit einem Nutzgewicht von 54 000 kg zugrunde, so sind etwa 18 Einzelfahrer ausschließlich einer angemessenen Reserve erforderlich. Der für die Zusammenstellung der Fahrzeuge maßgebende Gesichtspunkt ist naturgemäß die

Fahrgeschwindigkeit: die einzelnen Fahrzeuge können bei gleicher Fahrgeschwindigkeit einander in bestimmten Abständen folgen. Dies ist Voraussetzung für ein „Fahren in Kolonne," letzteres für einen geordneten Marsch. Ist die Fahrgeschwindigkeit der einzelnen Wagen verschieden, so ist der langsamste an die Spitze zu stellen, um „in Kolonne zu fahren", sonst wird sie auseinandergerissen; hierbei kann jedoch die größtmögliche Leistung der Fahrzeuge nicht ausgenutzt werden.

Die Fahrgeschwindigkeit ist unter anderem abhängig von der Art der Bereifung. Bei Verwendung eiserner Radreifen ist als Höchstgeschwindigkeit im allgemeinen eine solche von 12 km/St., bei Vollgummibereifung eine um etwa 50 % höhere, also von 18 km/St. zulässig. Auf ausgefahrenen Chausseen zwingen die starken, stoßartigen Erschütterungen, denen die Fahrzeuge infolge der Unregelmäßigkeit der Straßendecke ausgesetzt sind, zu einer wesentlichen Herabminderung der Fahrgeschwindigkeit, unter mittelgünstigen Verhältnissen wird letztere im Flachlande auf 9 bis 10 km/St. bei Eisenbereifung und auf 14 bis 15 km/St. bei Vollgummibereifung zu veranschlagen sein. Dies ergibt bei zehnstündiger reiner Fahrzeit Tagesleistungen in Grenzen von 90 bis 150 km im Flachlande; im Hügellande sind solche von 75 bis 125 km, im Berglande von 60 bis 100 km zu fordern. Einzelleistungen unter günstigen Verhältnissen stellen sich natürlich weit höher, sie geben jedoch keinen Maßstab dafür ab, was im Kriege verlangt werden kann. Auch ist im Interesse der steten Betriebssicherheit im Dauerbetriebe unbedingt zu fordern, daß jedes Fahrzeug einen Tag in der Woche aus dem Betriebe herausgezogen wird, um gründlich nachgesehen und instandgesetzt zu werden, der Ausfall ist durch Reservewagen zu decken.

Es erscheint auf den ersten Blick unkriegsmäßig, Vollgummibereifung für militärische Transportzwecke in Betracht ziehen zu wollen, zumal ihre Kriegsbrauchbarkeit noch nicht erwiesen ist; wenn man jedoch bedenkt, welche lange Gewährleistung hierfür unsere führenden Gummifabriken (15 000 km und mehr für einen Satz) übernehmen und daß man auf dem Gebiete des Kraftfahrwesens überhaupt mit der Sicherstellung von Ersatzteilen in den Parks rechnen muß, so ist es jedenfalls nicht angezeigt, grundsätzlich auf diese Bereifung zu verzichten, zumal durch sie eine wesentliche Steigerung der nutztonnenkilometrischen Leistung erreichbar ist. Zudem bietet die Gummibereifung den großen Vorteil, daß der Kraftwagenbetrieb auch im Winter bei Schnee und Glatteis aufrecht erhalten werden kann. Bei dem großen Schneefall in Berlin Ende Januar und Anfang Februar 1907 wurde der öffentliche Verkehr in den Straßen schließlich nur noch durch Kraftfahrzeuge durchgeführt, alle übrigen Verkehrsmittel versagten trotz sonstiger vortrefflicher Durchbildung.

Diese wertvolle Eigenschaft der Gummibereifung verdient militärische Beachtung, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß auf schmierigen und schlüpfrigen Straßen diese Bereifungsart infolge des Schleuderns der Fahrzeuge große Mängel aufweist; die Kraftomnibusbetriebe aller Großstädte haben darunter zu leiden.

Zu den Einzelfahrern sind ferner zu rechnen:
Kraftomnibusse,
Schnellastwagen,
Lieferungswagen.

a. Kraftomnibusse. Die Untergestelle der Kraftomnibusse entsprechen im allgemeinen denen der Lastkraftwagen mit Vollgummibereifung; ersetzt man den Aufsatz für Personenbeförderung durch einen solchen für den Gütertransport, so erhält man einen leistungsfähigen Einzelfahrer für etwa 3000 kg Tragfähigkeit, der für Verpflegungs-, Munitions-, Betriebsstoffnachschub und dgl. brauchbar ist. Im Jahre 1907 gab die Internationale Automobil-Ausstellung in Berlin ein übersichtliches Bild über diese Fahrzeuge, die nicht nur im Stadtverkehr, sondern auch zur Verbindung von Ortschaften allgemeiner zu werden anfangen.

b. Schnellastwagen. Die Schnellastwagen sind leichte Einzelfahrer von etwa 2000 kg Eigengewicht; sie nehmen eine Nutzlast von rund 1000 bis 1500 kg auf, befördern sie jedoch mit erheblich größerer Geschwindigkeit bis etwa 25 km/St., sie sind daher auch stets mit Vollgummibereifung versehen. Ihr militärischer Wert liegt in ihrer gesteigerten Geschwindigkeit, die Tagesleistungen von 200 km und darüber zuläßt. Im Kriege kommen sie vorzugsweise für Eilgüterbeförderung z. B. im Feldpostdienst, für den Nachschub von Betriebsstoffen und Reserveteilen für die Kraftfahrzeuge einer Kavallerie-Division, für die schnelle Hilfsleistung beim Betriebe mechanischer Etappenkolonnen und dgl. in Frage.

c. Lieferungswagen. Die Lieferungswagen dienen der Warenbeförderung in den Großstädten; sie nehmen eine Nutzlast von etwa 500 bis 750 kg auf und sind gewöhnlich mit Luftreifen ausgestattet. Letztere sind für militärische Zwecke, bei denen die Betriebssicherheit obenan steht, zu empfindlich, auch ist die mitführbare Nutzlast zu gering; immerhin kann auch dieser Typ für Sonderzwecke z. B. für den Sanitätsdienst in Festungen von Vorteil sein.

Die leichten Armee-Lastzüge. Die leichten Armee-Lastzüge befördern eine Nutzlast von 6000 kg. Sie bestehen aus dem Triebwagen und zwei oder auch nur einem leichten Anhänger; im ersteren Falle nimmt jedes Fahrzeug 2000 kg Nutzlast auf, im letzteren der Triebwagen 3500 bis 4000 kg, der Anhänger 2000 bis 2500 kg. Die erstere Art hat den Vorteil einer großen Teilbarkeit; auch der Triebwagen von etwas über 5000 kg Gesamtgewicht stellt noch ein recht bewegliches Fahrzeug dar. Die letztere Art lehnt sich mehr an die im Lande vorhandenen Lastkraftwagen an, das Reibungsgewicht ist größer, der Zug kürzer; bei einem Gesamtgewicht des Triebwagens von etwa 7500 kg erhält man jedoch schon ein für militärische Zwecke ziemlich schweres Fahrzeug. Welcher der beiden Arten der Vorzug zu geben ist, wird durch Versuche festgestellt werden.

Die leichteren Armee-Lastzüge haben sich folgerichtig aus dem Einzelfahrer

entwickelt. Wie bereits ausgeführt, muß ein Lastkraftwagen für militärische Zwecke auch auf den stärksten Straßensteigungen verwendbar und daher mit einem leistungsfähigen Motor ausgerüstet sein. Es liegt auf der Hand, daß unter günstigen Straßenverhältnissen die große motorische Kraft nicht genügend ausgenutzt werden kann, da auch die Fahrgeschwindigkeit eine natürliche Begrenzung finden muß, die nur auf Kosten der Lebensdauer der Fahrzeuge überschritten werden kann. So ergab sich die Verwertung der motorischen Kraft dadurch, daß man den Lastkraftwagen je nach den Steigungsverhältnissen einen oder mehrere Anhänger anhängte. Damit erhielt man eine leichte Vorspannmaschine, die auch dem Wesen des Verbrennungsmotors insofern Rechnung trägt, als für die in Betracht kommenden Lasten seine Elastizität ausreicht.

Der Betrieb mit Anhängern ist jedoch nur dann militärisch durchführbar, wenn auch auf starken Steigungen noch ein Anhänger geschleppt werden kann; dies ist — ein genügend starker Motor vorausgesetzt — in der Hauptsache eine Reibungsfrage d. h. zwischen den Antriebsrädern und der Straßendecke muß die erforderliche Reibung vorhanden sein, um die mögliche Zugkraft des Motors ausnutzen zu können. Unter mittelgünstigen Verhältnissen bietet dies erfahrungsmäßig keine Schwierigkeiten, besonders seitdem erwiesen ist, daß man bei Lastkraftwagen von mittlerer Geschwindigkeit und entsprechender Bauart ohne nachteilige Wirkungen das Wendegetriebe (Differential) fortlassen kann, das an und für sich das Schleudern der Triebräder begünstigt. Unter ungünstigen Verhältnissen (kotige Straßendecke, Kopfsteinpflaster, besonders wenn es leicht übereist ist), müssen die Räder armiert werden, auch der Seilbetrieb ist von Vorteil, allerdings nur auf kurzen Strecken, da die Fahrgeschwindigkeit sehr gering ist. Beim Befahren steiler Gefälle ist ebenso wie auf starken Steigungen die Mitführung nur eines Anhängers angängig, da das Gewicht mehrerer Anhänger für den leichten Triebwagen zu groß ist, zumal wenn das Gelände unbekannt ist und bei Dunkelheit befahren werden muß; im Berglande ist daher grundsätzlich nur mit einem Anhänger zu fahren.

Die leichten Armee-Lastzüge befördern im Flach- und Hügellande ungefähr das Doppelte der mit Eisenbereifung versehenen Einzelfahrer, zudem sind die Anhänger Fahrzeuge einfachster Art, die einer besonderen Wartung nicht bedürfen, etwaige Instandsetzungen sind mit feldmäßigen Mitteln ausführbar; sie bieten den weiteren Vorteil, durch Zugtiere auch über freies Feld befördert werden zu können.

Dem Bestreben, unter schwierigen Wegeverhältnissen über ein möglichst großes Reibungsgewicht des Triebwagens verfügen zu können, entspringt der Bau von Lastkraftwagen mit mechanischem Vierräderantrieb. Das k. k. Österreichische Militärtechnische Komitee hat eingehende Versuche mit diesem System gemacht, auch bei uns sind während des großen $6^1/_2$wöchigen Transportversuchs mit mechanisch bewegten Fahrzeugen im September und Oktober 1907 solche Wagen verwandt worden; sie

konnten zwar noch einen weiteren Anhänger also 8000 kg Nutzlast schleppen, indessen ist die Bauart von Lastkraftwagen mit Zweiräderantrieb so wesentlich einfacher, daß ihnen, von besonderen Fällen abgesehen, der Vorzug zu geben ist.

Die Straßenlokomotiven.

Die Straßenlokomotiven werden durch Dampfkraft getrieben. Die Versuche, den Verbrennungsmotor in Form von schweren Vorspannmaschinen für ähnliche Aufgaben zu verwerten, sind bisher an seiner unzulänglichen Elastizität und der Art und Weise seiner Kraftübertragung mittels ein- und ausrückbarer Kuppelungsvorrichtungen gescheitert; auf diesem Verwendungsgebiet steht die Dampfkraft unerreicht da.

Straßenlokomotiven müssen schwer sein, wenn sie größere Lasten befördern sollen, dies ist in ihrem reinen Vorspannprinzip, wie es auch die Eisenbahnzüge darstellen, begründet. Das Verwendungsgebiet der Straßenlokomotiven liegt infolgedessen vorzugsweise da, wo es sich um die Beförderung schwerer und unteilbarer Lasten mit geringer Fahrgeschwindigkeit handelt z. B. zur Beförderung von Geschützen, für den Lokomotivtransport auf Landstraßen, dessen Notwendigkeit sich schon während des Deutsch-französischen Krieges in einer größeren Zahl von Fällen ergeben hat. Um schwere Lasten auch auf starken Steigungen schleppen zu können, müssen sie mit Einrichtungen für ortsfesten Betrieb, also mit Seilwinde versehen sein.

Die Straßenlokomotiven haben für den militärischen Nachschubdienst alle Vor- und Nachteile, die durch die Verwendung von Dampfmotoren bedingt sind; ihr hohes Eigengewicht, ihre geringe Marschgeschwindigkeit, ihre Abhängigkeit von der Wasser- und Brennstoffversorgung machen sie daher für den unmittelbaren Nachschub im Rücken der Armee, also im Etappengebiet, wenig geeignet; hingegen werden sie im Hinblick auf ihre große Betriebssicherheit unter stabilen Verhältnissen z. B. in und vor Festungen, schließlich auch bei einem gut vorbereiteten und wohlorganisierten Pendelbetrieb auf kürzeren Entfernungen etwa bis zu 30 km wichtige Dienste leisten.

Die schweren Armee-Lastzüge mit Kraftübertragung auf die Anhänger.

Der Bau schwerer Armee-Lastzüge mit Kraftübertragung auf die Anhänger entspringt der Erkenntnis, daß man mit dem reinen Vorspannprinzip, wie es die leichten Armee-Lastzüge und die Straßenlokomotiven darstellen, brechen muß, wenn man für Zwecke des Verpflegungs- und Munitionsnachschubes einer operierenden Armee große zusammenhängende Lasten von 15 000 kg und darüber auch unter schwierigen Straßenverhältnissen befördern und dabei das Höchstgewicht des einzelnen Fahrzeuges eines solchen Straßengüterzuges aus bereits erwähnten militärischen Rücksichten möglichst gering halten will. Es soll hierbei zunächst die Frage unerörtert bleiben, ob die Stellung einer derartigen Aufgabe militärisch berechtigt ist, da sich der gleiche Zweck anscheinend dadurch erreichen läßt, daß man eine größere Zahl von Einzelfahrern oder mehrere leichte Armee-Lastzüge zu einer Transporteinheit (halbe oder ganze Proviantkolonne oder Fuhrparkkolonne) zusammenstellt.

Der erste Straßenzug mit Kraftübertragung auf die Anhänger wurde nach den Plänen des Obersten Renard von der Firma Surcouf & Cie. in Billancourt bei Paris

gebaut, in der Automobil-Ausstellung 1903 in Paris ausgestellt und im November 1904 den Vertretern der Staatsbehörden in Berlin vorgeführt. Eine eingehende Würdigung dieses Systems hat Oberingenieur Müller in seiner Studie „Der Automobilzug"*) niedergelegt; er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß die Antriebseinrichtung dieses Zuges mit mechanischen Mitteln (Verlängerung der Kurbelwelle des Motors durch eine durch den ganzen Zug hindurchgehende Gelenkwelle) keine einwandfreie Lösung ergibt und daß das Problem des Treibwagenzuges nur durch eine elektrische Arbeitsübertragung zwischen der Kraftmaschine und den Treibrädern lösbar ist.

Nach diesem Prinzip sind bisher zwei Arten schwerer Straßen-Güterzüge gebaut worden, nämlich:

in Italien der Cantono-Zug nach den Entwürfen des capitano del genio Cantono; er wurde auf der Weltausstellung in Mailand 1906 im Betriebe vorgeführt;

in Deutschland der von den Siemens-Schuckert-Werken in Charlottenburg hergestellte schwere Armee-Lastzug; er ist bereits unter den verschiedenartigsten Gelände- und Witterungsverhältnissen einer sehr eingehenden Erprobung unterzogen worden.

Wenn auch ein Vergleich dieser beiden Züge in konstruktiver Hinsicht wesentliche Verschiedenheiten aufweist, so ist beiden doch folgendes gemeinsam:

die auf dem Maschinenwagen untergebrachte primäre Kraftquelle in Form eines Verbrennungsmotors mit seinem militärisch wichtigen großen Aktionsradius;

die Kuppelung dieses Motors mit einer Dynamomaschine, die seine Energie in elektrische umwandelt;

die Verwertung dieser elektrischen Energie durch Betätigung von Elektromotoren, die paarweise auf die aus sechs Fahrzeugen bestehenden Züge verteilt sind; hierdurch erhält man einen Vielräderantrieb und damit zugleich ein großes Reibungsgewicht, das dem reinen Vorspannprinzip gegenüber gerade unter ungünstigen Straßenverhältnissen infolge der vermehrten Reibung der Räder und der gegenseitigen Unterstützung der Antriebsräder beträchtliche Vorteile bietet;

der Fortfall der stoßartigen Beanspruchungen in der Längsrichtung des Zuges, da jedes Fahrzeug seinen eigenen Antrieb besitzt und die Elektromotoren ein äußerst elastisches Anziehen des Zuges gestatten.

Beim Cantono-Zug hat jedes Fahrzeug seine besondere, von einem Manne betätigte Lenkvorrichtung, bei dem deutschen Zuge vollzieht sich die Lenkung der einzelnen Wagen selbsttätig in ähnlicher Weise wie bei dem Train Renard. Das

*) Verlag von M. Krayn, Berlin 1907.

richtige Spuren des Zuges beruht hierbei auf dem mathematischen Satze, daß das Quadrat der Entfernung: „Hinterachse bis Kuppelungsdrehpunkt“ gleich ist der Summe der Quadrate: „Kuppelungslänge + Radstand“. Eingehende Untersuchungen über die Lenkeinrichtung solcher Züge finden sich in der erwähnten Studie des Oberingenieurs Müller.

Ein wichtiges Hilfsmittel besitzt der von den Siemens-Schuckert-Werken gebaute Zug noch in seinem Rangierkabel, das gestattet, einzelne oder mehrere Anhänger vom Maschinenwagen aus auf größere Entfernungen an eine beliebige Stelle zu bringen sowie den Zug unabhängig von einzelnen Ladestellen zu rangieren. Auch auf sehr starken Steigungen können die Anhänger einzeln oder paarweise unter ortsfester Verwendung des Maschinenwagens von rückwärts nach vorwärts hinaufgeholt werden.

Es bleibt abzuwarten, welche Bedeutung dieses System von Straßengüterzügen in unserem Wirtschaftsleben für den Großgüterbetrieb und auch als Ersatz von Kleinbahnen erlangen wird; es ist dies in erster Linie eine Frage der Rentabilität, in technischer Beziehung bietet es zweifellos günstige Aussichten.

Militärische Verwendung des mechanischen Lastenzuges.

Es ist eine vielumstrittene Frage, ob man Einzelfahrer, leichte oder schwere Armee-Lastzüge für den Nachschubdienst im Rücken der Armee verwenden soll. Diese Frage hat m. E. heutzutage deswegen lediglich akademische Bedeutung, weil man gar nicht die Wahl hat, sich die Fahrzeuge auszusuchen; man hat das Greifbare zu nehmen, denn die Zahl kriegsbrauchbarer mechanisch bewegter Fahrzeuge ist gegenwärtig noch sehr beschränkt. Ungleich wichtiger ist es hingegen, Klarheit über die Vorbedingungen zu gewinnen, an die eine erfolgreiche Verwendung des mechanischen Lastenzuges im Kriege geknüpft ist.

Sein Verwendungsgebiet ergibt sich zunächst aus seinem Gebundensein an feste Straßen; er besitzt der Feldbahn gegenüber ferner die beiden wesentlichen Vorzüge, daß er ohne größere Vorbereitungen und Zeitverlust verwendungsbereit und nicht an eine bestimmte Richtung gebunden ist. Er ist mithin dort einzusetzen, wo die leistungsfähige Vollbahnverbindung aufhört, also z. B. im Etappenhauptorte; hier dient er als Ab- und Zubringer der Vollbahn, zum Ersatz der Feldbahn bis zu ihrer Fertigstellung, sofern mit ihrem Bau überhaupt gerechnet wird, und zu ihrer Ergänzung, solange sie den Nachschub für die Armee nicht selbständig versehen kann.

Den tierischen Zug kann die Armee niemals entbehren; er muß dort bestehen bleiben, wo es nötig wird, die feste Straße zu verlassen, also auf weichen Wegen und querfeldein. Der mechanische Zug kann aber zur Entlastung des tierischen dadurch wesentlich beitragen, daß er den Nachschubdienst auf den Hauptverkehrswegen übernimmt.

Hieraus ergibt sich als eigentliches Verwendungsgebiet des mechanischen Lastenzuges das der Etappe, ob auch über letztere hinaus, hängt von der Kriegslage ab, aus der sich im Ernstfalle die zu lösenden Aufgaben herleiten. Jedenfalls muß der

mechanische Lastenzug auf den rückwärtigen Verbindungen vorwärts des Eisenbahnendpunktes einsetzen und sich sein Verwendungsgebiet von rückwärts nach vorwärts zu schaffen suchen.

Die Grundlage für jeden leistungsfähigen Betrieb ist die Ordnung. Der Betrieb mechanischer Kolonnen muß nach Kolonnen-Bewegungsplänen geleitet werden, ebenso wie der Eisenbahnbetrieb nach Fahrplänen, denn ersterer vollzieht sich unter schwierigeren Bedingungen. Einmal sind die Fahrzeuge empfindlicher als die widerstandsfähigeren auf Schienen laufenden, sodann ist die Beschaffenheit der Straßendecke weit verschiedenartiger als die im allgemeinen glatte Schienenbahn; ferner ist durch die Eigenart des Eisenbahnbetriebes der Verkehr einzelner geschlossener Züge in bestimmten Abständen vorgeschrieben; schließlich sind die Eisenbahnfahrzeuge an die Schienenbahn gebunden, während bei Straßenfahrzeugen mit der Möglichkeit des Abirrens von dem vorgezeichneten Wege gerechnet werden muß.

Ein weiteres durch die Ordnung bedingtes Erfordernis ist daher eine geschlossene Führung der Kolonne, also ein Fahren in Kolonne. Das hierbei zu erstrebende Ziel besteht darin, mit möglichst geringen Abständen so zu fahren, daß sich auf der Marschstraße, soweit irgend angängig, nichts zwischen die einzelnen Teile der Kolonne einschieben und sie so auseinanderreißen kann.

Im Zustande der Ruhe können die Fahrzeuge bis auf etwa 2 Schritt aufschließen, also so weit, daß der erforderliche Platz für das Anwerfen der Motoren vorhanden ist. Die Abstände während der Fahrt können um so geringer gewählt werden,

- je günstiger das Gelände ist (gute, staubfreie Flachlandstraßen);
- je einheitlicher das Material ist (Fahrzeuge eines Typs);
- je größer die Einzelnutzlast ist, aus je weniger Teilen sich mithin die Transporteinheit zusammensetzt;
- je geringer die Fahrgeschwindigkeit ist unter Berücksichtigung, daß mechanisch bewegte Fahrzeuge je nach den Bewegungswiderständen bestimmte Geschwindigkeiten entwickeln, unter denen sie am besten arbeiten;
- je besser das Fahrpersonal geschult ist.

Sie müssen dagegen um so größer genommen werden,

- je wechselnder die Straßenprofilverhältnisse sind;
- je größer die Fahrgeschwindigkeit ist;
- aus je mehr einzelnen Teilen sich die Transporteinheit zusammensetzt;
- je verschiedener die einzelnen Fahrzeuge in ihrer Leistungsfähigkeit sind;
- je weniger technisch geschult und diszipliniert das Fahrpersonal ist.

Hieraus ergeben sich Abstände während der Fahrt in Grenzen von etwa 10 bis 50 m. Auch starke Staubentwicklung, die durch Vollgummibereifung erhöht wird, zwingt zu großen Abständen nicht allein wegen der Belästigung des Fahrpersonals, sondern auch wegen der starken Verschmutzung der Motor- und Getriebeteile.

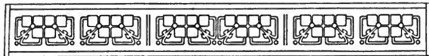
Am ungünstigsten wirken naturgemäß **Betriebsstörungen** ein, ihre schnelle Beseitigung ist eine der wichtigsten Aufgaben der Leitung derartiger Betriebe. Dies ist zu bewirken durch reichliche Bereitstellung von Ersatzteilen — auch hierfür ist Einheitlichkeit des Materials von größter Bedeutung — in feldmäßigen Reparaturwerkstätten an der Transportstrecke sowie durch Beigabe einer fahrbaren Werkstatt an die Kolonne selbst.

Die Schaffung von Eisenbahntruppen entspringt dem Bedürfnis, im Felde energisch die Neuanlage von Eisenbahnstrecken, die Wiederherstellung zerstörter Linien, die Umgehung zerstörter wichtiger Kunstbauten zu bewirken sowie den Betrieb auf diesen Linien zu übernehmen. Die Bildung von Kraftfahrtruppen, die mit der Formierung der Kraftfahr-Abteilung der Verkehrstruppen im April 1907 begonnen hat, ist vor allem aus dem Bedürfnis herzuleiten, den Betrieb mechanischer Etappenkolonnen in einer Weise durchzuführen, wie es diesem, schon in nächster Zeit für den Nachschubdienst der Armee überaus wichtigen Hilfsmittel entspricht.

Der Transportversuch der Verkehrstruppen im Jahre 1907 auf der Strecke Berlin—Rogasen—Breslau—Glatz—Hirschberg—Cottbus—Berlin hat gezeigt, daß der mechanische Lastenzug in unserer Armee heute bereits derartig durchgebildet ist, daß er als vollwertiges Transportmittel im Felde angesehen werden kann, er hat aber auch gelehrt, welche hohen Anforderungen an das mit seiner Durchführung betraute Personal gestellt werden mußten. Hierzu ist nur eine in ernster Friedensschulung erzogene Truppe befähigt, Improvisationen auf diesem Gebiete im Felde werden versagen.

Meyer,
Major und Adjutant der Inspektion der Verkehrstruppen.





Die Manöver des französischen VII. Armeekorps 1907.

Die Manöver des VII. Armeekorps fanden unter der Leitung des Generals de Lacroix vom 3. bis 12. September statt. Die Nachrichten über den Verlauf sind leider sehr lückenhaft. Die nachstehende Darstellung kann also, was die Schilderung der einzelnen Manövertage anbelangt, durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit und unbedingte Zuverlässigkeit erheben. Es ist vielmehr sehr wohl möglich, daß sich manches im einzelnen etwas anders abgespielt hat. Immerhin dürfte der Gang der Ereignisse in großen Zügen zutreffend geschildert sein. Die vorliegenden Nachrichten gestatten einige Schlüsse auf die vom Leitenden verfolgten taktischen Ziele. Dies ist insofern von Interesse, als der General de Lacroix, der vorher selbst kommandierender General des VII. Armeekorps gewesen war, bekanntlich nach dem Rücktritt des Generals Hagron dessen Nachfolge als Vizepräsident des obersten Kriegsrates und Generalissimus angetreten hat. Die Manöver des noch unter seiner Leitung ausgebildeten Armeekorps gewinnen dadurch eine erhöhte Bedeutung.

General de Lacroix gilt als eine frische, energische Persönlichkeit und als ein besonders befähigter Offizier.

Die Manöver zerfielen in zwei Abschnitte:

1. Vom 3. bis 7. September eigentliche Korpsmanöver in zwei Parteien mit einer fortlaufenden Kriegslage.

2. Vom 8. bis 12. September besondere Übungen, bei denen es dem Leitenden darauf ankam, die Führung und Verwendung größerer gemischter Truppenkörper im Gefecht unter verschiedenen Verhältnissen darzustellen. Besonders der zweite Teil der Manöver gibt einigen Aufschluß über die taktischen Grundsätze des neuen französischen Generalissimus.

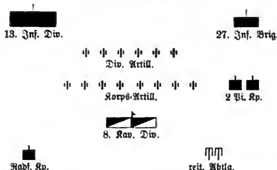
Erster Manöverabschnitt.

Kriegsgliederung für den 3. bis 7. September 1907.

Leitender: General de Lacroix.

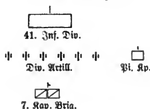
Rot:

Führer: General Robert, kd. Gen. VII. A. K.

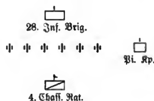


Blau:

Gruppe Langres:
Führer: General Michel,
Kdeur. 41. J. Div.



Gruppe Lure:
Führer: General Langle de Cary,
Kdeur. 14. J. Div.



Allgemeine Kriegslage.

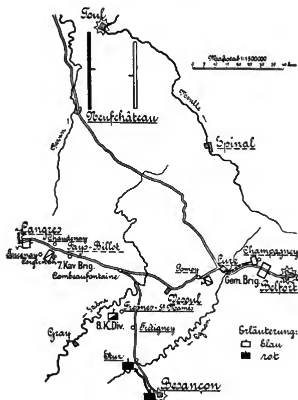
Nördlich der Linie Epinal—Neufchâteau stehen blaue Osttruppen im Kampfe gegen rote Westtruppen.

Auf dem südlichen Nebenkriegsschauplatze ist es Blau gelungen, sich überraschend der Festung Langres zu bemächtigen, wo es eine starke Division zurückgelassen hat. Ein blaues Armeekorps beobachtet Belfort und steht mit seinen Hauptkräften bei Champagney.

Rot entsendet aus der Gegend von Besançon Kräfte in das Saône-Becken, um die dort befindlichen Vorräte nach Süden abzutransportieren.

Blau: Der Oberkommandierende der Streitkräfte bei Langres und Belfort erfährt am 2. September, daß etwa 20 000 Mann roter Truppen bei Besançon ver- Besondere Kriegslage.

Übersichtsskizze.



sammelt sind. Er befiehlt dem Beobachtungkorps von Belfort, noch am 2. abends eine gemischte Brigade mit Artillerie über Lure auf Vesoul zu entsenden. Sollte der bei Besançon gemeldete Feind am 3. oder an einem der folgenden Tage gegen

Belfort, Vesoul oder Langres vorgehen, so hat sich die Brigade mit einer Division zu vereinigen, die aus Langres bei der ersten Nachricht vom Vormarsch des Gegners aufbrechen wird.

Die gemischte Brigade ist daraufhin am 2. abends von Champagney bis Lure gelangt, ihre Kavallerie hat Pomoy erreicht.

Die Division von Langres hat am 2. eine Kavallerie-Brigade in die Gegend von Corgirnon vorgeschoben und hält sich bereit, am 3. auf Fays-Billot vorzugehen, falls der Feind in dieser Richtung vormarschieren sollte.

Nach den letzten Nachrichten vom Feinde war starke rote Kavallerie am 2. nördlich von Fresnes-St. Mamès an der Saône erschienen, und ein schwaches feindliches Armeekorps sollte sich bei Etuz befinden.

Rot: Ein schwaches Armeekorps hat sich, von Besançon kommend, am 2. September bei Etuz versammelt. Eine ihm unterstellte Kavallerie-Division hat die Saône erreicht.

Rot hat den Auftrag, Vesoul zu besetzen, um den Abtransport von Vorräten nach Süden zu decken.

Im Laufe des 2. hat der Führer erfahren, daß eine blaue Kolonne, anscheinend eine gemischte Brigade, an diesem Tage in Lure, Kavallerie bei Pomoy, eingetroffen ist. Ferner soll starke blaue Kavallerie, mindestens eine Brigade, Chaudenay und Torcenay südöstlich von Langres erreicht haben.

Der Führer hat sich entschlossen, am 3. über Frétigney vorzumarschiren, um den bei Lure gemeldeten Gegner zu schlagen, bevor er sich mit den aus Langres anscheinend zu erwartenden blauen Kräften vereinigen kann.

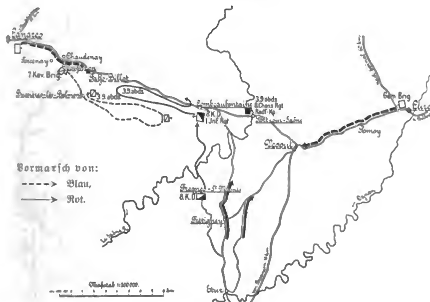
Dieser Entschluß ist nicht etwa von dem roten Führer selbständig gefaßt, sondern von der Leitung in der besonderen Kriegslage vorausgesetzt.

Die Manöveranlage hätte schon für den ersten Manövertag den Führern Gelegenheit zum Fassen selbständiger Entschlüsse geboten, wenn nicht durch die Lage selbst diesen Entschlüssen bereits zu weit vorgegriffen worden wäre. Abgesehen davon, daß die Führer zu genaue Nachrichten über Stärke und Maßnahmen des Gegners erhalten, ist ihnen auch ihr taktischer Entschluß bereits vorgezeichnet. Sie können also am 3. zunächst nur in der vorgeschriebenen Richtung vormarschieren. Im übrigen hatte General de Lacroix bestimmt, daß die Manöver durchaus kriegsmäßig verlaufen sollten. Nur für den ersten Übungstag hatte die Leitung die Aufbruchszeit festgesetzt, für den Rest der Zeit sollten die Parteiführer der Kriegslage entsprechend Unterkunft, Vorpostenlinie und Aufbruchszeit anordnen und auch sonst in ihren Entschlüssen möglichst freigelassen werden. Als Einschränkung war allerdings hinzugefügt, daß täglich von 12^{00} mittags bis 7^{00} abends die Feindseligkeiten einzustellen wären.

Blau geht mit der Division aus Langres nach Fays-Billot, mit der gemischten Brigade von Lure nach Vesoul. Verlauf am 3. September vormittags.

Rot marschiert in zwei Kolonnen gegen die Saône und Vesoul vor und läßt in seiner linken Flanke die 8. Kavallerie-Division mit einem Infanterie-Regiment und zwei Batterien marschieren, die Combeaufontaine erreichen. Diese Seitendeckung

Der 3. September.



soll die von Langres zu erwartenden feindlichen Kräfte aufhalten, während der Führer mit seinen Hauptkräften das von Lure kommende blaue Detachement schlagen will.

Die rote Seitendeckung hatte gegen Mittag Fühlung mit der blauen Kavallerie-Brigade gewonnen, im übrigen war es am 3. vormittags zu weiteren Zusammenstößen nicht gekommen. Um 12⁰⁰ mittags wurde die Übung programmäßig unterbrochen.

Von jetzt ab beginnt sich die von der Leitung den Führern gelassene Freiheit bemerkbar zu machen, und das Manöver gestaltet sich daher kriegsgemäß und anregend. Ereignisse am 3. September abends und am 4. früh.

Zunächst gelingt es noch am Abend des 3. der roten 8. Kavallerie-Division, die blaue Kavallerie-Brigade bis in die Gegend von Bussières-lès-Belmont zurückzudrängen.

Gleichfalls am 3. abends hatte der Führer von Rot die Brücke von Port-sur-Saône durch das 8. Chasseur-Regiment und eine Radfahrer-Kompagnie besetzen lassen.

Für den 4. September hatte Rot den Entschluß gefaßt, die Vereinigung der getrennten blauen Streitkräfte dadurch zu verhindern, daß es zunächst die von Lure gekommene Brigade schlagen und dann die Division aus Langres angreifen wollte.

Der 4. September.

Der Gedanke an sich war zweifellos richtig, doch hätte der Führer, wie der Verlauf beweist, zweckmäßigere Maßregeln treffen müssen, um zu verhindern, daß die schwächere Brigade aus Lure sich dem Angriff entzog.

Der Führer von Rot traf folgende Anordnungen:

Die Avantgarde der 13. Infanterie-Division, ein Infanterie-Regiment, eine Artillerie-Abteilung und eine Genie-Kompagnie, sollte nach Port-sur-Saône marschieren und von dort um 4^{00} vormittags in der Richtung auf Vesoul die blaue Lure Brigade von Westen her angreifen.

Die 27. Infanterie-Brigade sollte geradenwegs auf Vesoul marschieren und den Feind in der Front angreifen. Das Gros der 13. Infanterie-Division sollte nördlich von Scey-sur-Saône an der Straße Combeaufontaine — Port-sur-Saône, Front nach

Westen, bereitgestellt werden, um je nach Bedarf gegen den Feind von Lure oder den von Langres verwendet zu werden.

Diese Anordnung ist anfechtbar. Wenn der rote Führer glaubte, den Gegner aus Lure noch vor Eintreffen der Gruppe aus Langres schlagen zu können, so mußte er dazu alle Kräfte einsetzen und nicht einen wesentlichen Teil schon von Anfang an mit der Front nach Westen, also gegen Langres, bereitstellen.

Das war umsoweniger notwendig, als bereits die 8. Kavallerie-Division mit der ihr am 3. September zugeteilten Infanterie und Artillerie den Befehl erhalten hatte, sich zur hartnäckigen Verteidigung in der Linie Gourgeon—Semmadon—Arbecey einzurichten, um den Gegner aus Langres möglichst lange am Eingreifen zu verhindern.

Der von diesen Maßnahmen erhoffte Hauptzweck wurde nicht erreicht. Der Führer der blauen Lure-Brigade erkannte rechtzeitig die ihm drohende Gefahr und entzog sich ihr richtigerweise, indem er noch in der Nacht nach Nordwesten abmarschierte und bei Conflandey über die Saône ging. Der Abmarsch muß in geschickter Weise und vom Gegner völlig unbemerkt ausgeführt worden sein. So machte am 4. früh die rote 27. Infanterie-Brigade einen Luftstoß, und das von Westen her angesetzte Detachement traf nur noch auf schwache Kräfte, die der Gegner zur Deckung seines Abmarsches herausgeschoben hatte.

Es fragt sich, ob Rot nicht besser getan hätte, seine Kavallerie-Division gleichfalls zum Festhalten der Lure-Brigade zu verwenden. Wäre es der Kavallerie-Division gelungen, den Abmarsch der Brigade rechtzeitig festzustellen und ihr an der Saône einigen Aufenthalt zu bereiten, so hätte Rot wahrscheinlich am 4. erfolgreich mit diesem Gegner abrechnen können, ehe die Langres-Division heran war.

Eigenartig ist es auch, daß das rote Kavallerie-Regiment, das, wie erwähnt, schon am 3. abends Port-sur-Saône erreicht hatte, anscheinend von dem Abmarsch des Gegners nichts bemerkt hat.

Die blaue Langres-Division war am 4. früh in östlicher Richtung vormarschiert und bei Semmadon auf die verstärkte rote 8. Kavallerie-Division gestoßen. Diese leistete besonders mit ihrer Infanterie in sehr geschickter Weise längere Zeit Widerstand und zwang den blauen Gegner, eine Brigade zu entwickeln; mit dem Rest seiner Kräfte marschierte Blau aber nach Nordosten weiter und gewann mit seiner Kavallerie bei Purgerot Fühlung mit der Lure-Brigade.

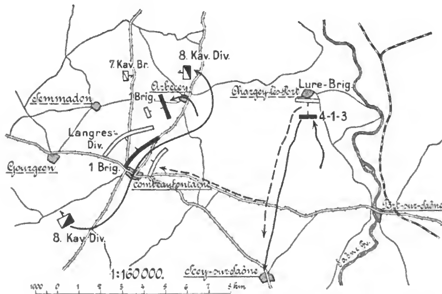
Die Vereinigung der beiden blauen Gruppen war somit erreicht und die Absicht des roten Führers vereitelt.

Mit Rücksicht auf die geleisteten Nachtmärsche und das regnerische Wetter wurde das Manöver am 4. September um 9^{30} vormittags abgebrochen.

Wenn es auch am 3. und 4. zu keinem größeren Gefecht gekommen ist, so darf man doch diese beiden Manövertage als interessant bezeichnen.

Verlauf am 5. September. Beide Parteien hatten sich zur Offensive entschlossen, und zwar wollte Rot, das seine Kräfte westlich von Combeaufontaine versammelt hatte, seinen Hauptstoß gegen die blaue Langres-Division richten, dagegen die Lure-Brigade nur durch schwächere Kräfte fesseln.

Der 5. September.



Blau wollte den günstigen Umstand, daß seine beiden Gruppen sich zwar bereits die Hand reichten, aber doch noch räumlich getrennt waren, zu einem konzentrischen Angriff gegen die roten Kräfte ausnutzen. Es kam auf diese Weise zunächst zu zwei getrennten Gefechten, die im einzelnen etwa folgendermaßen verlaufen zu sein scheinen:

Rot entwickelte bei und nördlich von Combeaufontaine zunächst eine Brigade, die sich defensiv verhielt. Die 8. Kavallerie-Division, die zuerst in der linken Flanke gestanden hatte, wurde auf den rechten Flügel nach Arbecey gezogen, wo sie dann der blauen Kavallerie-Brigade untätig gegenüberstand.

Die blaue Langres-Division hatte sich in der Linie Gourgeon—Semmadon bereitgestellt und ging frontal zum Angriff gegen die rote Brigade vor, wurde jedoch nunmehr von einer weiteren roten Brigade, die über Arbecey nach Südwesten vorging, links umfaßt. So stand hier das Gefecht, als die Leitung gegen Mittag die Übung abbrach.

Inzwischen hatte Rot eine Nebenkolonne in der Stärke von vier Bataillonen, einer Eskadron und drei Batterien auf Chargey-lès-Port entsendet, um die blaue Lure-Brigade aufzusuchen und am Eingreifen in die Hauptentscheidung zu verhindern. Dieses Detachement wurde von der Lure-Brigade mit Überlegenheit angegriffen und zum Rückzug auf Scey-sur-Saône gezwungen. Blau drängte zunächst bis zur Straße Port-sur-Saône—Combeaufontaine nach, ließ dann aber dem Gegner nur noch schwache Kräfte weiter nach Süden folgen und schlug richtigerweise mit den Hauptkräften den Weg auf Combeaufontaine ein, wo es überraschend im Rücken der roten Hauptkräfte erschien und die Entscheidung wohl zweifellos zu Ungunsten dieser Partei gewendet haben würde.

Die Übung wurde aber in diesem Augenblick abgebrochen, und Blau ging später zurück. Die Gründe hierfür sind aus dem geschilderten Verlauf nicht zu erklären. Doch sind, wie ausdrücklich wiederholt werden soll, die vorliegenden Nachrichten sehr unvollständig. Vielleicht haben auch Manöverrücksichten die Leitung zu der sonst unerklärlich erscheinenden Entscheidung veranlaßt. Soweit sich der Verlauf beurteilen läßt, hat der Führer von Rot auch am 5. September nicht glücklich operiert. Als er sich zum Angriff gegen die blaue Langres-Division entwickelte, stand die andere blaue Gruppe so nahe in seinem Rücken, daß er nicht darauf rechnen konnte, sie mit einem schwachen Detachement abhalten zu können. Daß er eine der beiden blauen Gruppen mit Überlegenheit zu schlagen suchte, war gewiß energisch und richtig gehandelt, er durfte aber keinesfalls zwischen den beiden blauen Teilen bleiben, die er jetzt doch nicht mehr trennen konnte, sondern mußte seinen Angriff von Süden her gegen die Langres-Division unternehmen, wobei er volle Bewegungsfreiheit gehabt hätte.

Der 6. September war Ruhetag.

Verlauf am 7. September.

Aus unbekannten Gründen hatte Blau beschlossen, am 7. September auf Langres zurückzugehen. Es schien ihm jedoch gleichzeitig daran zu liegen, dem roten Gegner möglichst viel Aufenthalt zu bereiten. Infolgedessen traf Blau folgende Anordnungen:

Die Vorpostenlinie Lavigney—Melin—Oigney wird stark besetzt. Zwei starke Arrieregarden von je zwei Jäger-Bataillonen mit Maschinengewehren und je einer Artillerie-Abteilung gehen nördlich und südlich der Straße nach Langres zurück. Textskizze Seite 268.

Die Hauptkräfte marschieren in einer Kolonne auf der großen Straße auf Langres ab.

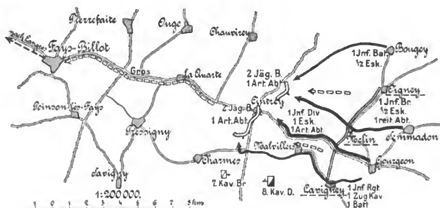
Rot nimmt am 7. um 6^{30} vormittags die Verfolgung auf und gliedert sich in zwei Hauptkolonnen und zwei Seitendeckungen, in der linken Flanke marschierte die 8. Kavallerie-Division.

Rot verfolgte mit diesem Vormarsch in breiter Front den Zweck, ein Entweichen des Feindes nach Norden zu verhindern und gleichzeitig etwaige Arrieregardenstellungen des Gegners durch Zusammenwirken mehrerer Kolonnen schnell zu Fall zu

bringen. Der Gedanke war glücklich und führte zu dem erwarteten Erfolg. Das Vorgehen in zahlreichen Kolonnen entsprach hier durchaus der taktischen Lage.

Zunächst wurde der Widerstand der blauen Vorposten durch den gleichzeitigen Druck der verschiedenen roten Kolonnen schnell gebrochen. Es entwickelte sich nun in dem abwechslungsreichen Gelände eine Reihe von interessanten Einzelgefechten der verschiedenen roten Kolonnen gegen die blauen Arrieregarden. Diese verhielten sich sehr geschickt, leisteten an verschiedenen Stellen mit unterlegenen Kräften lange Zeit Widerstand und bereiteten dem Gegner bedeutenden Aufenthalt. Andererseits wirkten die roten Kolonnen gut zusammen, und besonders wußten die Führer der Seitendeckungen ihre Hauptkolonnen wirksam zu unterstützen. Die France militaire hebt

Der 7. September.



hervor, daß das sachgemäße Zusammenwirken der vier Kolonnen in dem schwierigen Gelände dank der vortrefflichen Maßregeln des roten Führers und der Initiative seiner Unterführer das Gefecht des 7. zu einem besonders lehrreichen gestaltet hätte.

Die rote Kavallerie-Division hat sich anscheinend weniger geschickt verhalten. Sie stieß auf die blaue Kavallerie-Brigade, die sie zurückwarf, geriet aber dann in heftiges Infanterie- und Maschinengewehrfeuer einer blauen Arrieregarde und mußte sich hinter die linke rote Seitendeckung zurückziehen. Zweckmäßiger wäre es wohl gewesen, wenn sie weiter herumgegriffen hätte, um zu versuchen, die feindlichen Hauptkräfte zu erreichen.

Mit dem 7. September war der erste Teil der Manöver beendet.

Waren, soweit sich das nach den spärlichen Nachrichten beurteilen läßt, auch nicht alle Maßregeln der Führer einwandfrei, so war der Verlauf doch interessant und lehrreich, und die Truppe hatte etwas leisten können. Unzweckmäßig erscheint aber auch hier wie bei den diesjährigen Armeemanövern das Festsetzen einer längeren Pause, die täglich ohne Rücksicht auf den Verlauf zu einer vorher bestimmten Zeit eintrat. Derartige Einschränkungen können nur lähmend wirken. Mehrfach wurde das Manöver gerade in dem Augenblick abgebrochen, wo wichtige Entscheidungen sich vorbereiteten, und die vom General Lacroix besonders erstrebte Kriegsmäßigkeit des Verlaufes wurde entschieden beeinträchtigt.

Mit der Anlage des zweiten Manöverabschnittes verfolgte General Lacroix besondere Absichten. Es lag ihm daran, einzelne Hauptmomente des modernen Gefechts in einer für Führer und Truppe besonders anschaulichen Art darzustellen, wobei der Hauptwert auf die Bewegungen größerer geschlossener Truppenkörper gelegt wurde. Die Operationen des 8. bis 12. September dürfen also weniger als eigentliche Manöver, wie vielmehr als eine Art von größerem Gefechtsexerzieren betrachtet werden. Der Leitende hatte für diese zweite Manöverhälfte eine Direktive herausgegeben, aus der hervorgeht, welchen Zweck er mit der Anlage verfolgte. Diese grundlegende und für das Verständnis des Verlaufes notwendige Direktive sei ungefähr im Wortlaut wiedergegeben: Zweiter Manöverabschnitt.

Die Kriegslagen für den 8. bis 12. September sind mit der Absicht abgefaßt, den Parteiführern, und zwar besonders dem der roten Partei die Gelegenheit zu bieten, große Truppenkörper im Gelände zu bewegen und demnächst im Verlauf des Gefechtes unter verschiedenen Verhältnissen einzusetzen.

Die Übung am 8. ist sozusagen ein Versuchsmanöver, bei dem der Leitende sich von der Fähigkeit der Truppen des VII. Armeekorps, sich im Gelände zu bewegen, überzeugen will.

Dagegen werden sich die weiteren Übungen nach einem vorgefaßten allgemeinen Plane abspielen. Sie sollen den Teilnehmern die verschiedenen Phasen des Gefechts vom Eingreifen der Avantgarde und dem Kampfe in der Front an (9. September) bis zur Entscheidung (11. und 12. September) vorführen. Hierbei werden die beiden Hauptformen dargestellt werden, nämlich Angriff eines Flügels und Angriff im Zentrum, beide Male gefolgt von der entsprechenden Gegenmaßregel, nämlich der „contre-attaque“ oder dem „retour offensif“.

Unter diesen Umständen wird man voraussetzen müssen, daß ein Teil der Gefechtshandlung bereits vorüber ist, und die Kriegslage wird sehr genau die Operationen festlegen, die der zur Übung bestimmten Handlung vorangegangen sind. Ebenso wird die Lage der als bereits im Kampfe stehend angenommenen Truppen mitgeteilt werden. Diese Truppen werden soweit als möglich tatsächlich dargestellt werden, um von den

Teilnehmern nicht eine zu große Phantasie zu verlangen. Das VII. Armeekorps oder sein Gegner werden immer, wie es im Kriege meist der Fall sein würde, als Teile eines größeren Gesamtkörpers angenommen werden.

Was nun die eigentliche Übung anbelangt, so soll beiden Parteiführern die größte und unbedingteste Freiheit des Handelns gelassen werden. Sie können zur Lösung ihrer Aufgaben über ihre in der Front verwendeten Kräfte ebenso wie über ihre Reserven völlig frei verfügen. Es sei hier gleich eingeschaltet, daß es in Wirklichkeit mit der den Führern gelassenen Freiheit nicht weit her war. Der gesamte Rahmen, die Stellung der vorderen Linien, Platz der Reserven und Einbruchsstelle waren meist von der Leitung so genau vorgezeichnet, daß große Entschlüsse von den Parteiführern gar nicht mehr gefaßt werden konnten.

Zum weiteren Verständnis der vom General Lacroix dargestellten Gefechtsmomente müssen noch einige taktische Grundbegriffe erläutert werden, wie sie der General seinerzeit als kommandierender General des XIV. Armeekorps festgelegt hatte.

1. Bereitstellung einer geschlossenen gemischten Division zum Angriff.

Sie erfolgt als Divisionskarree — „division carrée“ —, in dem die Brigaden flügelweise oder treffenweise aufgestellt werden. In ersterem Falle stehen umgekehrt die Regimenter treffenweise, im zweiten flügelweise. Die Art der Aufstellung hängt von dem Gefechtszweck ab. Soll ein frontaler Angriff „attaque centrale“ geführt werden, bei dem es sich nur um ein unaufhaltsames Vordringen ohne jede Absicht einer Umfassung handelt, so ist die flügelweise Aufstellung der Brigaden angezeigt. Soll dagegen der Stoß gegen einen Flügel gerichtet sein, so ist die treffenweise Verwendung geboten. In diesem Falle muß nämlich die hintere Brigade durch Überflügelung den Angriff der vorderen decken und gleichzeitig eine für alle Fälle bereite Reserve zurückhalten. Beide Brigaden haben hier somit ganz verschiedene Aufgaben, und es empfiehlt sich, diese auch bestimmten Persönlichkeiten zuzuweisen.

Die Kavallerie ist beim Divisionskarree zusammengefaßt und vorausgeschickt.

Die Artillerie steht hinter der Infanterie auf oder an den Straßen.

Die Pioniere werden auf die vier Kolonnenanfänge verteilt, um beim Vormarsch Hindernisse aus dem Wege zu räumen.

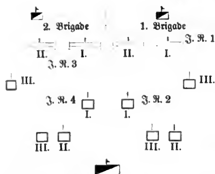
Die ganze Versammlung wird in Front, Rücken und Flanken durch Infanterieposten und Kavalleriepatrouillen gesichert.

2. Vormarsch des Karrees.

Vor und während der Versammlung werden von berittenen Offizieren die Wege erkundet, auf denen später der Vormarsch gedeckt erfolgen kann. Beim Vormarsch selbst dienen diese Offiziere als Führer.

3. Anordnungen für die Durchführung des Angriffes mit der division carrée.

a. Attaque centrale.



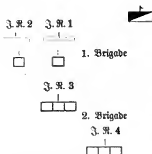
Innerhalb der flügelweise stehenden Brigaden werden die treffenweise stehenden Regimenter folgendermaßen verwendet:

Vorderes Regiment: Zwei Bataillone entfaltet, eins hinter dem äußeren Flügel gestaffelt. Alle drei sind durch Infanteriepatrouillen gesichert, eine kleine Kavallerie-Abteilung besorgt die Aufklärung.

Hinteres Regiment: Ein Bataillon als Spezialreserve hinter dem inneren Flügel des vorderen Regiments, zwei Bataillone als Generalreserve (wohl hinter der Mitte).

Die Kavallerie steht hinter der Mitte der Division, bereit, nach rechts oder links vorzubrechen.

b. Attaque d'aile.



Die Brigaden stehen treffenweise. Beide Regimenter der vorderen Brigade entfalten sich unter Zurückhaltung von Spezialreserven.

Das eine Regiment der hinteren Brigade bildet mit 500 m Abstand eine überflügelnde Staffel. Es soll einer feindlichen contre-attaque gegenübertreten können. Das andere Regiment dient als Generalreserve.

Die Kavallerie klärt auf dem äußeren Flügel auf.

In beiden Fällen a und b nimmt die Artillerie eine Lauerstellung ein, aus der sie den Angriff unterstützen kann.

Die Pioniere bereiten etwaige Aufnahmestellungen vor.

Spielleute und Musik befinden sich bei der Generalreserve.

Die Infanterie muß solange als möglich gedeckt und geschlossen vorgeführt werden, um in der Hand der Führer zu bleiben. Erst beim Eintritt in das wirksame feindliche Feuer darf eine Entwicklung erfolgen, „denn eine einmal entwickelte Truppe kann nur noch in einer Richtung verwendet werden und kann nicht mehr manövrieren". (Wieweit von einer „Entwicklung" bei dieser Form des Angriffes überhaupt gesprochen werden kann, wird später erörtert werden).

4. Retour offensif und contre-attaque.

Der attaque centrale begegnet der retour offensif und der attaque d'aile die contre-attaque.

Um einem Gegenstoß des Verteidigers entgegentreten zu können, muß der Führer der angreifenden Truppe weit vorauseilen, damit er rechtzeitig erkennen kann, wie dem Gelände entsprechend erste Linie, Spezialreserven und überflügelnde Staffel am zweckmäßigsten zu verwenden sind.

Die Artillerie kann bei der Abwehr von Gegenstößen hervorragend mitwirken, indem sie sich auf ihr Eingreifen rechtzeitig vorbereitet und die voraussichtlichen Vormarschrichtungen des Gegners erkennt, so daß sie ihn, wenn er zum retour offensif ansetzt, sofort festnageln kann.

5. Ausnutzung des Erfolges.

Sobald die erste Linie in die feindliche Stellung eingedrungen ist, gehen die Spezialreserven durch die Schützenlinie hindurch und entwickeln sich zum Verfolgungsfeuer.

Die bisherige Generalreserve wird Spezialreserve, während schließlich die bisherige vorderste Linie nach Wiederherstellung ihrer Verbände die Rolle der Generalreserve übernimmt.

8. September. Übungszweck. Darstellung der Bewegungen einer verstärkten roten Division im Gelände, Entwicklung der Division zur Ausführung eines Flügelangriffs, Gegenangriff des blauen Verteidigers.

Die Kriegsgliederung für den 8. September ist, abgesehen von einigen Abweichungen, im wesentlichen noch dieselbe wie die der vorhergehenden Tage.*)

Dasselbe gilt von der allgemeinen Kriegslage.

Besondere Kriegslage. Blau: Die blaue Partei hatte, trotzdem die Vereinigung ihrer beiden Gruppen gelungen war, doch vor dem roten Gegner in der Richtung auf Langres zurückweichen müssen. Von Langres her waren jedoch noch am 7. September neue Kräfte in der Richtung auf Fays-Billot in Marsch gesetzt worden, um die zurückgehenden Hauptkräfte aufzunehmen. Mit Hilfe dieser Verstärkung beschließt der Führer von Blau, um Langres nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen, in einer vorbereiteten Stellung zunächst den Angriff von Rot anzunehmen und im geeigneten Augenblick zum Gegenangriff vorzugehen. Wie stark die von Langres herangezogenen Verstärkungen anzunehmen sind, ist aus den vorliegenden Nachrichten nicht ersichtlich.

Am 8. früh steht Blau in verstärkter Stellung in der Linie la Côte des Varennes—la Folie. Nach Anordnung der Leitung ist die Stellung durch eine Infanterie-Brigade zu besetzen. Den Rest seiner Kräfte darf der Führer nach eigenem Ermessen aufstellen. Wo dies erfolgt ist, geht aus den Nachrichten nicht hervor.

*) Die beiden bisher getrennten blauen Gruppen stehen aber jetzt als ein Ganzes unter einheitlichem Befehl.

Rot ist in seiner Verfolgung des auf Langres zurückgehenden Gegners in der Gegend östlich von Poinson aufgehalten worden, da Blau durch Verstärkungen aufgenommen worden ist.

Rot beschließt, am 8. September erneut zum Angriff vorzugehen, um mit dem Gegner endgültig abzurechnen.

Am 8. früh ist die rote Avantgarde, nach Anordnung der Leitung eine Infanterie-Brigade stark, in der Linie Fe de Malpertuy—Bois les Bruleux entwickelt. Die Hauptkräfte, als Generalreserve gedacht, sind nordwestlich von la Rochelle versammelt.

Um den Gang des Gefechts in der Hand zu behalten, hatte die Leitung für beide

Der 8. September.

1 : 120 000.

Parteien den Beginn der Bewegungen auf 8⁰⁰ vormittags festgesetzt. Dabei wurde vorausgesetzt, daß bereits seit den frühen Morgenstunden beide Parteien mit den bisher in der Front eingesetzten Kräften im Kampf ständen. Kurz nach 8⁰⁰ beschließt der Führer von Rot, der über den bisherigen Verlauf dieses Gefechtes unterrichtet ist, seine Generalreserve massiert querfeldein in Marsch zu setzen, um sie an

einen Punkt zu führen, von wo aus der linke (nördliche) blaue Flügel angegriffen werden kann.

Verlauf am 8. September. Die roten Hauptkräfte nordwestlich von la Rochelle waren in zwei getrennten Gruppen „deux masses“ aufgestellt.

Die nördliche Gruppe bestand aus der gesamten 14. Infanterie-Division und einem Infanterie-Regiment (Nr. 44) der 13. Infanterie-Division. Da ein Flügelangriff beabsichtigt war, so waren entsprechend den früher erwähnten Grundsätzen die Brigaden treffenweise, die Regimenter flügelweise aufgestellt.

Die südliche Gruppe bestand aus einem Jäger-Bataillon, einem Regiment der 13. Division (Nr. 60), der Korps-Artillerie und den Pionieren.

Die 8. Kavallerie-Division stand bei Ouge. Der linke Flügel von Rot ist durch das 4. Chasseur-Regiment zu drei Eskadrons bei Voncourt gesichert.

Über die Verteilung der blauen Hauptkräfte und ihre Verwendung liegen keine Nachrichten vor, auch die ausdrücklich angesagte contre-attaque von Blau wird später nirgends erwähnt.

Während sich die für den Angriff bestimmte nördliche „Masse“ von Rot in Bewegung setzt — die südliche scheint später noch in der Front eingesetzt worden zu sein —, entbrennt von 8⁰⁰ ab der Kampf in der Front, in dessen Verlauf Rot mit seinem rechten Flügel allmählich gegen die Linie la Folie—Broncourt vorwärts kommt.

Inzwischen hatte die rote „Masse“ auf vorher sorgfältig erkundeten Wegen den Marsch in nordwestlicher Richtung angetreten. Über die Ausführung dieses Marsches äußert die France militaire sich folgendermaßen: „Das Vorschreiten einer so schwerfälligen Masse erfolgt notwendigerweise sehr langsam. Es ist hochinteressant zu sehen, wie die verschiedenen Truppenkörper in Schlangenlinien die Geländefalten ausnutzen, dabei vorübergehend von der Marschrichtung abweichen, und sich dann wieder in der allgemeinen Richtung zusammenschweißen. Die Ausführung dieses Marsches beweist, daß es in der französischen Armee genügt, recht genaue und gut begründete Regeln aufzustellen, damit jedermann sie alsbald begreife und befolge.“

Es ist bekannt, daß die Franzosen in der Geländeausnutzung sehr gewandt sind. Da ferner die große Ruhe bei Führern und Truppe stets rühmend hervorgehoben wird, so sind damit die Vorbedingungen für das Gelingen der immerhin schwierigen Bewegung gegeben.

Der Vormarsch der Masse vollzog sich nun ungefähr in der aus Textskizze Seite 273 ersichtlichen Weise und führte schließlich zum Massenstoß gegen den blauen linken Flügel bei la Folie. Der Stoß, den die France militaire „le coup de marteau en masse“ nennt, gelang, und Blau ging von Rot verfolgt nach Westen zurück.

In diesem Augenblick wurde die Übung abgebrochen.

Leider liegt keine Schilderung von der Art der Ausführung des Massenstoßes vor. Immerhin muß man aus dem häufigen Wiederkehren des Ausdruckes „masse“

und auch aus dem Ausdruck „coup de marteau en masse“ entnehmen, daß es sich um einen Stoß geschlossener Kolonnen und nicht nur um eine Vereinigung starker Kräfte an der Entscheidungsstelle handelt, die etwa später entwickelt worden wären. Auch durch Nachrichten über die späteren Manövertage wird diese Auffassung bestätigt.

Bemerkenswert ist noch, daß der Führer der roten Masse in dem Bestreben, dem feindlichen Artilleriefeuer zu entgehen, auch größere Umwege nicht scheute und ziemlich weit nach Norden über das Bois du Chatelet ausholen mußte. In dem richtigen Gefühl, daß er sich hierbei reichlich weit vom rechten Flügel der in der Front fechtenden Truppen entfernte, hat er während des Vormarsches in der Gegend von la Quarte zwei Bataillone nach seiner linken Flanke entwickelt, die die Verbindung mit dem rechten Flügel der Front aufnahmen.

Wie schon erwähnt, ist von einem blauen Gegenstoß nicht die Rede. Man darf wohl sagen leider, denn es wäre interessant gewesen, zu beobachten, ob der rote Massenangriff noch zur Zeit gekommen wäre, wenn Blau rechtzeitig mit starken Kräften in der Front oder von seinem rechten Flügel her zum Gegenangriff vorgegangen wäre.

Für den letzten Teil der Manöver trat eine Verschiebung der Kräfte innerhalb der Parteien ein, die nunmehr folgendermaßen zusammengesetzt waren: 9. bis 12. September. Kriegsgliederung.

Blau:

Führer: General Rossin, Kommandeur der 13. Infanterie-Division.

13. Infanterie-Division,
7. Kavallerie-Brigade ohne 4. Chasseur-Regiment.

Rot:

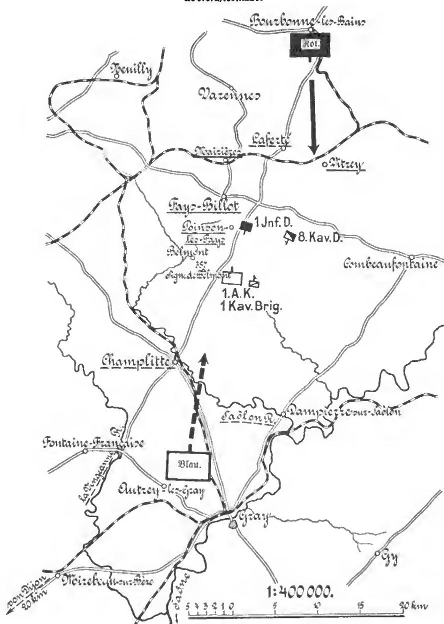
Führer: General Robert, Kommandierender General des VII. Armeekorps.

41. Infanterie-Division,
14. " " ,
8. Kavallerie- " ,
die Artillerie-Abteilungen des VI. und XX. Armeekorps und des 5. Regiments.

Gegen eine in Stellung befindliche blaue Division entwickelt sich eine als Avantgarde einer Armee von zwei Armeekorps gedachte rote Division. Eine folgende rote Division nimmt Bewegungen querfeldein vor und entwickelt sich neben der bereits eingesetzten roten Division derart, daß die ganze von Blau besetzte Front beschäftigt ist. Es soll also ein frontales Gefecht dargestellt werden. 9. September. Übungszweck.

Die Kriegslage steht in keinerlei Zusammenhang mit den Ereignissen der letzten Tage.

Übersichtsskizze.



Blau: Eine feindliche rote Armee, auf zwei Armeekorps und eine Kavallerie-Division geschätzt, geht von Bourbonne-les-Bains nach Süden vor. Besondere Kriegslage.

Eine blaue Armee von zwei Armeekorps beendet ihren Aufmarsch zwischen dem Saôlon und der Vingeanne und schiebt zur Deckung des Aufmarsches und um den Übergang auf das nördliche Saôlon-Ufer offen zu halten, am 8. September die bereits versammelten Teile — ein Armeekorps und eine Kavallerie-Brigade — auf der Straße Champlitte—Laferté bis in die Höhe des Signals von Belmont vor.

Diese Kräfte sollen am 9. in der bezeichneten Gegend standhalten, der Armeeführer hofft, ihnen bereits am Abend des 9. Verstärkungen zuführen zu können. Blau hat daraufhin noch am 8. die befohlene Gegend erreicht. Vor ihm ist die feindliche Kavallerie-Division, die auf Champlitte vorging, nach Nordosten ausgewichen. Rot soll mit der Avantgarde am 8. die Gegend von Poinson-lès-Fays, mit zwei Hauptkolonnen Maizières und Vitrey erreicht haben.

Rot: Eine rote Armee von zwei Armeekorps und einer Kavallerie-Division geht von Bourbonne-les-Bains in der Richtung auf Dijon vor, um eine ungefähr gleich stark geschätzte blaue Armee, die sich zwischen dem Saôlon und der Vingeanne versammelt, anzugreifen.

Die rote Avantgarde, eine Division, ist am 8. in die Gegend zwischen Poinson-lès-Fays und Fays-Billot gelangt, die Hauptkräfte, drei Kolonnen von je einer Division, haben die Linie Maizières—Vitrey erreicht.

Der Führer von Rot erfährt noch am Abend des 8., daß die blaue Armee ihre Versammlung baldigst beendet haben wird.

Der Beginn der Übung war von der Leitung auf 8⁰⁰ vormittags festgesetzt. Verlauf am 9. September. Um diese Zeit stand Blau in der auf Textskizze Seite 278 bezeichneten Linie, und zwar mit drei Brigaden in erster Linie, eine Brigade als Reserve zurückgehalten. Wo die Reserve gestanden hat, geht aus den Nachrichten nicht hervor. Da Blau in Wirklichkeit im ganzen nur eine Division stark war, nach der Kriegslage aber ein Armeekorps vorstellen sollte, ist diese Partei gewissermaßen als markierter Feind anzusehen. Jede der drei blauen Brigaden hatte ein Regiment in vorderster Linie und eines als Reserve.

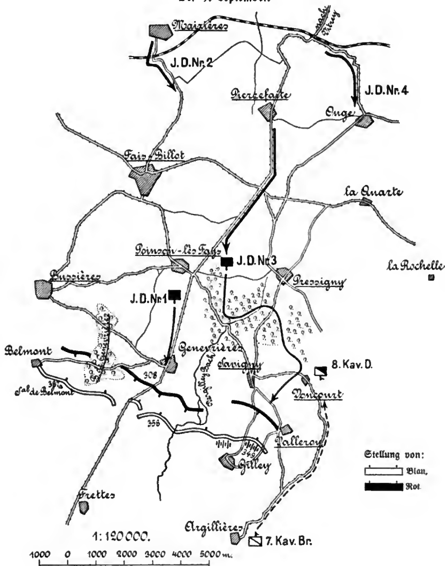
Der Verteidiger sollte durch zweckmäßiges Einsetzen der verschiedenen Reserven aus allen vom Angreifer etwa begangenen Fehlern Nutzen zu ziehen suchen, und das Gefecht sollte durchaus den Charakter eines hartnäckig geführten Frontalkampfes tragen.

Rot hatte mit schwachen Vortruppen die allgemeine Linie Bussières—Savigny besetzt. In der Lage waren die vier Divisionen, über die Rot nach der Annahme verfügen sollte, mit den Nummern 1 bis 4 bezeichnet. Diese Bezeichnung soll der Einfachheit wegen in der Schilderung des Verlaufes gleichfalls gewählt werden.

Die rote Avantgarden-Division Nr. 1 war südlich von Poinson-lès-Fays versammelt. Eine weitere Division, Nr. 3, die nach der Lage von Pierrefaite im Anmarsch zu denken war, wurde östlich von Poinson bereitgestellt. Die beiden anderen Divi-

sionen von Rot, Nr. 2 und 4, befanden sich im Marsch von Maizières und Vitrey auf Fays=Billot und Pressigny (Annahme). Die 8. Kavallerie=Division stand südwestlich von la Rochelle.

Der 9. September.



Der rote Armeeführer beschließt, den blauen Gegner anzugreifen, da er sich ihm vorläufig noch überlegen glaubt. Die bisherige Avantgarden-Division (Nr. 1) soll in der Front angreifen und nach Bedarf durch die Division Nr. 3 verlängert werden. Die Division Nr. 4 soll den Feind mit Umfassung seiner östlichen Flanke angreifen. Die Division Nr. 2 wird als Generalreserve zurückgehalten (beides Annahme).

Die Entwickelung der Division Nr. 1 erfolgt zwischen dem Bois de Genevrières und dem Vergilley-Bach. Später soll die Division Nr. 3 querfeldein vorgehen und sich zur Verlängerung des linken Flügels der Division Nr. 1 entwickeln. Ihre Aufgabe ist es, den rechten Flügel des Gegners festzustellen.

Zunächst entwickelte sich nun die Division Nr. 1 über die allgemeine Linie Bois de Genevrières—Savigny gegen den blauen Verteidiger. Entwicklung und Vorgehen wurden sehr erschwert durch das Feuer der zweckmäßig aufgestellten blauen Artillerie. So kommt der Angreifer nur langsam vorwärts, auch seine zweite und dritte Linie müssen mit Rücksicht auf das Artilleriefeuer zum Teil aufgelöst werden.

Ganz besonders schwierig gestaltet sich aber der Vormarsch der wieder „massiert" vorgeführten roten Division Nr. 3. Das feindliche Artilleriefeuer zwingt sie zu zeitraubenden Umwegen, bei denen die zum Teil fast ungangbaren Wälder durchschritten werden mußten.

Schließlich etwa um 11^{30} vormittags erreicht die Division die Gegend von Voncourt und entwickelt sich allmählich an Valleroy vorbei gegen den blauen rechten Flügel.

Mit Rücksicht auf die Hitze und auf die bedeutenden Anstrengungen der Division Nr. 3 brach der Leitende in diesem Augenblick das Manöver ab. Der Berichterstatter der **France militaire** meint, es sei immerhin zweifelhaft, ob die Division Nr. 3 nach dem anstrengenden Anmarsch überhaupt noch fähig gewesen wäre, den Sturm gegen die starke feindliche Höhenstellung auszuführen. Auch General Lacroix schiene der Ansicht gewesen zu sein, daß die Division physisch und moralisch den Angriff nicht mehr hätte leisten können.

Der 10. September war Ruhetag.

Am 11. September wohnte der Kriegsminister dem Manöver bei. 11. September.

Der Übungszweck entsprach fast durchaus dem des 8. September. Wieder sollten Übungszweck. dargestellt werden: Bewegungen einer massierten roten Division, Ausführung des Angriffs gegen einen feindlichen Flügel, Gegenstoß des Verteidigers.

Im Verlauf ergab sich aber ein Unterschied gegen die Übung des 8. insofern, als am 11. ein umfassender Flankenstoß ausgeführt wurde, während am 8. der Angriff sich nur gegen den Flügel gerichtet hatte.

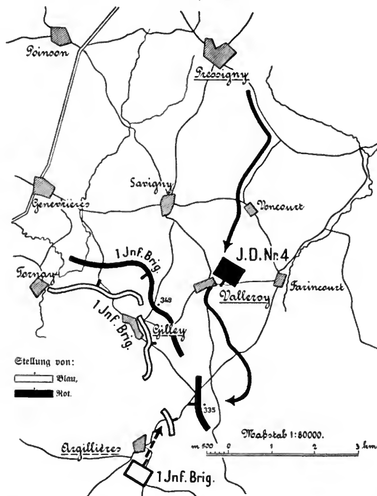
Die allgemeine Lage war die vom 9. September, die besondere ergab sich für beide Kriegslage. Parteien aus den Ereignissen des letzten Manövertages.

Beide Gegner standen sich in der Front auf der ganzen Linie in heftigstem Gefecht auf nahe Entfernung gegenüber. Blau hatte seinen rechten Flügel etwas

zurückgebogen, da von der Leitung angenommen war, daß es Rot gelungen wäre, die Höhe 349 zu nehmen.

Durch Truppen dargestellt wurde nur der Kampf auf dem östlichen Flügel des Gefechtsfeldes.

Der 11. September.



Blau hatte auf Befehl der Leitung eine Brigade in seiner Stellung entwickelt, die andere als Reserve zurückbehalten. Die Wahl des Platzes für die Reserve war dem Führer überlassen. Er stellte sie südlich von Argillières bereit.

Bei Rot war angenommen, daß der Armeeführer nunmehr den Zeitpunkt für gekommen hält, mit seiner über Pressigny bis Valleroy vorgeführten Division Nr. 4 den Stoß gegen die südlich von Gilley festgestellte rechte feindliche Flanke auszuführen.

Auf Befehl der Leitung setzt Rot für den Kampf in der Front eine Infanterie-Brigade ein, der Rest seiner gesamten Infanterie wird zur Darstellung der Division Nr. 4 verwendet.

Die in der Front entwickelten roten Kräfte setzten ihren Angriff gegen die blaue Stellung fort, wobei es ihnen schließlich gelang, Gilley zu nehmen. Inzwischen marschierte die Division Nr. 4 von Valleroy nach Süden und ging dann über die Höhe 335 hinaus zum Angriff gegen die blaue rechte Flanke vor. Der Marsch der Division soll wieder sehr geschickt und vollständig gedeckt ausgeführt worden sein. Während die Division zum Angriff ansetzte, ging von Argillières her die blaue Reserve-Brigade zum Gegenstoß vor. In diesem Augenblick wurde das Manöver abgebrochen. Verlauf am 11. September.

Die France militaire meint, die Frontlinie von Rot wäre recht dünn gewesen, und ein in der Mitte mit ein bis zwei Regimentern ausgeführter blauer Gegenstoß hätte die roten Kräfte in zwei Teile zerreißen können. Im übrigen aber ist die France militaire des Lobes voll über die Ausführung und insbesondere über die Anlage des Manövers, die auch vom Kriegsminister besonders anerkannt worden wäre.

„Noch niemals“, so äußert sich der Berichterstatter, „hat man in Frankreich oder Deutschland so kriegsmäßige und lehrreiche manoeuvres de démonstration gesehen.“

Der Ausdruck „manoeuvre de démonstration“ läßt sich schwer wörtlich übertragen. Dem Sinne nach ist wohl gemeint: Ein Manöver, bei dem etwas vorgeführt und bewiesen werden soll.

Bewegungen einer Division, Entwickelung zum zentralen Durchbruch („attaque centrale“), Durchführung, Gegenstoß („retour offensif“) des Verteidigers. 12. September. Übungszweck.

Es wird also, wie schon aus den oben wiedergegebenen Vorbemerkungen des Manöverleiters hervorgeht, scharf zwischen „contre-attaque“ und „retour offensif“ unterschieden, und zwar derart, daß die „contre-attaque“ dem Flügel- oder Flankenangriff, der „retour offensif“ dem zentralen Durchbruch begegnen soll.

Diese Auffassung scheint in einem gewissen Widerspruch zum Reglement zu stehen, das in Ziffer 270 unter der Überschrift „contre-attaque“, „retour offensif“ die beiden Arten des Gegenstoßes schildert und wörtlich sagt: „Die contre-attaque ist ein Angriff, den der Verteidiger unternimmt, bevor der Angreifer zum Sturm auf die Stellung angesetzt hat.

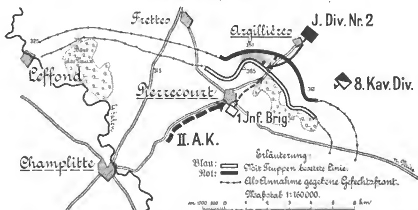
Der retour offensif wird unternommen, um den Angreifer aus einer Stellung zu vertreiben, in die er bereits eingedrungen ist.“

Hiernach sind also contre-attaque und retour offensif zwei Gefechtshandlungen, die nacheinander an ein und derselben Stelle des Schlachtfeldes ebensowohl in der Mitte wie auf den Flügeln vorkommen können.

Kriegslage. Blau war unter dem Druck des gelungenen roten Flügelangriffs am 11. in die aus der nachfolgenden Textskizze ersichtliche Stellung zurückgegangen. Sein II. Armeekorps (Annahme) war jedoch noch am Nachmittage des 11. von Champlitte über Pierrecourt vorgegangen und hatte den rechten blauen Flügel verlängert. Unter diesen Umständen gedachte der Führer von Blau am 12. den feindlichen Angriff erneut anzunehmen und den Lacroixschen Anschauungen entsprechend mit einem **retour offensif** zu beantworten.

Als Schlüsselpunkt der Stellung betrachtete Blau die Höhen bei 365, da der Gegner ihnen gegenüber starke Kräfte zum Entscheidungsstoß bereitzustellen schien. Dort sollte also der Hauptwiderstand geleistet und auch der Gegenstoß geführt werden. Für diesen wurde bei Pierrecourt eine Brigade zurückgehalten. Zur Ausführung des Gegenstoßes sollte der Augenblick gewählt werden, wo Rot nach erfolgreichem Sturm auf die Höhe 365 in dem Glauben, den Sieg erfochten zu haben, in ziemlicher Auflösung und ohne Artillerieunterstützung von den Höhen herabsteigen würde.

Der 12. September.



Alle diese Erwägungen sind übrigens nicht etwa von dem blauen Führer tatsächlich angestellt worden, sondern sie sind in den Mitteilungen der Leitung bereits enthalten. Dies beweist wieder, daß es dem General Lacroix in der zweiten Manöverhälfte weniger darauf ankam, selbständige Entschlüsse der Führer hervorzurufen, als vielmehr bestimmte Momente nach einem genau durchdachten Plane darzustellen.

Rot war in der Durchführung seines Angriffs nur bis in die in der Skizze angegebene Stellung gelangt, da Blau auf seinem rechten Flügel starke neue Kräfte entwickelt hatte. Drei rote Divisionen führten den Kampf in der Front, die als Reserve zurückgehaltene Division Nr. 2 soll, unterstützt von der gesamten noch verfügbaren Artillerie und Kavallerie, den Stoß gegen die feindliche Front ausführen.

Als geeigneten Punkt für diesen Durchbruch wird von der Leitung die Höhe 365 angegeben, weil sie scharf gegen die rote Gefechtslinie vorspringt und weil Blau hier keine genügende Artillerieunterstützung erwarten konnte.

Auch an diesem Tage war für beide Parteien der Beginn der Übung festgesetzt worden (7^{00} vormittags).

Während die in erster Linie entwickelten roten Kräfte sich allmählich näher an die blaue Stellung heranarbeiten, setzt sich die Stoßtruppe, Division Nr. 2, über Argillières in Vormarsch gegen die Höhe 365. Wieder wird in der schon beschriebenen Form, der division carrée, marschiert; da es sich um zentralen Durchbruch handelt, waren diesmal die Brigaden flügelweise, die Regimenter treffenweise gegliedert. Die Rücksicht auf das Gelände gestaltete den Marsch auch hier wieder sehr schwierig und nötigte mehrfach zum Verlassen der Marschrichtung und zum vorübergehenden Aufgeben der Karree-Form. Alle diese Abweichungen wurden aber schnell wieder ausgeglichen, und auch dieser Marsch wurde vortrefflich ausgeführt. Verlauf am 12. September.

Als die Division den Osthang der Höhe 365 erreichte, entwickelten sich ihre vordersten Staffeln, alles übrige folgte geschlossen „en ordre presque compact," nur nahmen Bataillone und Kompagnien etwas größere Zwischenräume. Hier ist also ausdrücklich betont, daß der Massenstoß in dicken Kolonnen erfolgte. Man kann wohl daraus schließen, daß er auch an den vorhergehenden Tagen in derselben Form ausgeführt worden ist.

In diesem Augenblick ging auf der ganzen roten Linie alles übrige gleichfalls zum Sturm vor, während die gesamte Artillerie den Angriff unterstützte.

Als die Stoßdivision das Plateau der Höhe 365 gewonnen hatte, setzte Blau seine Reserve zum retour offensif an. Die dafür bestimmte Brigade, fünf Bataillone, hatte dazu eine sogenannte „formation en tête de porc" angenommen, die nach der Beschreibung etwa folgendermaßen ausgesehen haben muß:



Obgleich es nicht ausdrücklich erwähnt ist, kann man doch annehmen, daß auch dieser retour offensif mit Ausnahme der vordersten Staffel als ein Stoß geschlossener Kolonnen erfolgt ist.

Zu einer Entscheidung kam es auch hier wieder nicht. Das Manöver wurde abgebrochen, als Blau zum Gegenstoß vorging.

Die Manöver waren damit beendet, und General Lacroix nahm zum Schluß eine Parade über sämtliche Truppen ab. Der Vorbeimarsch soll sich durch Regelmäßigkeit und Schneid ausgezeichnet haben. Der Abmarsch der Truppen verlief nach genauen Anordnungen der Leitung sehr glatt und ohne jede Kreuzung oder Stockung. Manöverschluß.

Die France militaire hebt zum Schluß nochmals hervor, daß die Manöver in bezug auf Vorbereitung, Anlage, Durchführung und Kriegsmäßigkeit des Verlaufes ganz hervorragend und für alle Teilnehmer in hohem Maße lehrreich gewesen wären.

Auch der Temps findet nur Worte höchster Anerkennung für die Manöver des Generals Lacroix und spricht den Wunsch aus, daß in Zukunft alle französischen Manöver in ähnlicher Weise angelegt und geleitet werden möchten.

Betrachtungen. Eine zusammenfassende Betrachtung der Manöver des VII. Armeekorps erübrigt sich, da an den einzelnen Stellen alle bemerkenswerten Gesichtspunkte hervorgehoben worden sind.

Lehrreich und anregend sind die vom General Lacroix geleiteten Übungen jedenfalls gewesen. Hervorzuheben ist, daß an den vier Tagen des zweiten Manöverabschnittes die Bewegungen der division carrée der Hauptzweck und Gegenstand der Übungen gewesen sind, alles übrige hat nur den Rahmen dazu abgegeben. Auch die Maßregeln des Verteidigers, sogar die Ausführung der Gegenstöße traten dahinter an Interesse zurück.

Wenn nun der General Lacroix diesen Bewegungen einer geschlossenen und „massierten" Division einen so hohen Wert beilegt, daß er vier volle Manövertage auf ihre Darstellung verwendet, so kann man daraus wohl schließen, daß er in der Schlacht die Entscheidung durch das Einsetzen derartiger Massen erzielen will. Er ist sich darüber klar, daß die Hauptschwierigkeit darin liegt, die Masse überraschend, ohne Verluste und völlig geschlossen an den entscheidenden Punkt heranzuführen, scheint aber zu glauben, daß, wenn dies gelingt, der Erfolg gesichert ist. Dies geht schon daraus hervor, daß an drei Manövertagen der Massenstoß als gelungen bezeichnet worden ist. Nur an einem Tage, dem 9. September, war die Stoßtruppe durch den schwierigen Anmarsch zu ermüdet, um noch erfolgreich angreifen zu können.

Daß im übrigen zahlreiche höhere Offiziere in der französischen Armee dem Massenstoß ablehnend gegenüberstehen, ist bekannt. So hatte z. B. der Leiter der diesjährigen Armeemanöver, General Millet, die Anwendung von Kolonnen im Angriff ausdrücklich als seltenen Ausnahmefall bezeichnet. Dementsprechend wurde dort der Angriff in wellenartig aufeinanderfolgenden Linien durchgeführt.

Von der Truppe wurde, wie schon aus der Darstellung des Verlaufes hervorgeht, ziemlich viel verlangt. Nach allen vorliegenden Nachrichten haben die Truppen des VII. Armeekorps stets eine vortreffliche Haltung, Disziplin, Frische und Ausdauer, die Führer aller Grade besondere Initiative gezeigt, ein Beweis für die vortreffliche Ausbildung des Armeekorps.





Gefechtsausdehnungen.

Die Ausdehnung einer bestimmten Truppenmacht im Gefecht hängt ab von der Stärke und Form ihrer in vorderster Linie verwendeten Teile. Zu allen Zeiten hat sich die Notwendigkeit herausgestellt, in vorderster Gefechtslinie nur einen Teil der Gesamtmacht zu verwenden und die Streitkräfte nach der Tiefe zu gliedern. Diese Tiefengliederung ist dem Bedürfnis entsprungen, im Kampfe verbrauchte Kräfte durch frische zu ersetzen und die Führung zu befähigen, durch Einsatz neuer Kräfte zu der von ihr beabsichtigten Zeit und an dem von ihr gewollten Ort ihre Gefechtsabsicht durchzusetzen gegenüber dem unabhängigen Willen des Feindes und den nicht vorher zu übersehenden Reibungen. Bei gleicher Gesamtstärke gibt eine stärkere Gliederung nach der Breite die Möglichkeit, in der gewählten Front von Anfang an stärkere Kräfte gleichzeitig zu verwenden, dagegen verleiht eine stärkere Tiefengliederung nachhaltigere Kampfkraft und ermöglicht nachdrücklicheren Einfluß der Führung während des Gefechtes.

Ebenso wie auf die Bemessung der Stärke wirken auch auf die Gestaltung der Form der vordersten Gefechtslinie entgegengesetzte Forderungen ein: die Steigerung der eigenen und die Minderung der feindlichen Wirkung.

Es ist also ein Spiel von Wechselwirkungen, das bei jeder Ausdehnung zum Gefecht zu berücksichtigen ist, und entgegengesetzte Forderungen sind es, zwischen denen ein Ausgleich zu treffen ist.

Es besteht zunächst ein Wechsel in den Bedingungen allgemeiner Art, der den Umwälzungen in den Heeresverfassungen und der Entwicklung des Waffenwesens entspringt und in den Veränderungen der Fechtweise verschiedener Zeitabschnitte zum Ausdruck kommt. Innerhalb dieser Zeitabschnitte erhält in einzelnen Feldzügen die Fechtweise oft ein besonderes Gepräge durch die Eigenart der Heere oder der Kriegsschauplätze. Endlich ist es die Eigenart des einzelnen Falles, die nach Gefechtszweck, Gefechtsart, Gelände, Jahres- und Tageszeit, Wetter, vor allem aber durch die Beziehung zu den Maßnahmen des Feindes und das Verhältnis der beiderseitigen Truppen nach Zahl und Güte stets wechselnde Bedingungen für die Gefechtsausdehnung schafft.

Im 17. Jahrhundert, solange die Hauptmasse des Fußvolkes noch mit der Pike bewaffnet war, fanden die Träger der noch wenig entwickelten Feuerwaffen Verwendung in den Zwischenräumen und vor der Front der viereckigen Schlachthaufen, welche, in mehrere Treffen gegliedert, die damalige Kampfordnung des Fußvolkes darstellten.

Mit der Verdrängung der Pike durch die Bajonettflinte entwickelte sich aus dieser Fechtart in einer, wie uns heute scheinen mag, vielleicht allzu einseitigen Weise die Lineartaktik. Die Kampfform bildete jetzt die geschlossene Linie mit geringen Bataillonszwischenräumen, sie war zur Zeit des Siebenjährigen Krieges bei den Österreichern vier, bei den Preußen drei Glieder tief. Dem ersten Treffen folgte ein meist schwächeres zweites Treffen in der gleichen Form. Dem entscheidungsuchenden Flügel des ersten Treffens ging bei den Preußen oft ein Vortreffen, die „attaque", voraus.

Die dichtgeschlossene Form der ersten Kampflinie war möglich bei der beschränkten Waffenwirkung der damaligen Zeit,*) sie erleichterte den Offizieren, die Gefechtsdisziplin aufrecht zu halten, was bei der Art des Heeresersatzes doppelt wichtig war. Die starke Breitenentwicklung entsprang dem Bestreben, von Anfang an möglichst viele Gewehre einzusetzen. Die ziemlich nachhaltige Kampfkraft der dichten ersten Kampflinie und die im allgemeinen rasche Entscheidung des Infanteriekampfes machten stärkere Kampfreserven entbehrlich, aber das Fehlen eigentlicher Gefechtsreserven, die geringe Möglichkeit wechselnder Tiefengliederung in Verbindung mit der an sich unlenksamen Kampfform engten die Freiheit der Gefechtsgestaltung durch die Führung ein und verliehen der ganzen Fechtweise etwas Starres, wenn es auch Friedrich dem Großen gelang, sich in hohem Grade von diesen Fesseln freizumachen.

Die Eigenart dieser Fechtweise beeinflußte die Gefechtsausdehnungen nach verschiedenen Richtungen hin. Während die im Verhältnis zur Tiefengliederung sehr starke Breitengliederung auf große Gefechtsausdehnungen hinwirkte, machte sich die dicht geschlossene Form der ersten Gefechtslinie in entgegengesetzter Weise geltend und übte einen beschränkenden Einfluß aus. Die Starrheit der Gefechtsformen der Lineartaktik endlich brachte es mit sich, daß der Spielraum für wechselnde Gefechtsausdehnungen ein ziemlich eng begrenzter war.

Mit dem Bayrischen Erbfolgekrieg, in dem die Begrenztheit der Mittel der Lineartaktik deutlich in die Erscheinung trat, begann eine Zeit des Niedergangs der Kriegskunst. Kordonsystem und Manöverstrategie führten auch taktisch zur Kräftezersplitterung und zu weit ausgedehnten Stellungen. Diese taktischen Anschauungen beherrschten in den Revolutionskriegen die Heere der Verbündeten. Auf Seite der

*) Wirksame Gewehrschußweite etwa 150 m, tatsächliche Feuergeschwindigkeit im Gefecht höchstens 1 bis 2 Schuß in der Minute. v. Malachowski, Scharfe Taktik und Revuetaktik im 18. und 19. Jahrhundert.

Franzosen hatte der Umsturz aller bestehenden staatlichen Verhältnisse dem Kriege eine andere Rolle im Leben der Nation zugewiesen und das Heerwesen von Grund aus umgestaltet. An Stelle des Werbeheeres war das Volksheer, an Stelle der Kabinettskriege mit ihren beschränkten Mitteln die aus der ganzen Kraft der Nation schöpfenden Volkskriege getreten. Wie die französische Revolution der Ausgangspunkt für eine neue Epoche der Kriegführung, die Wiedergeburt des „wahrhaftigen Krieges“ wurde, so befreite sie auch die Gefechtsführung von den Fesseln der erstarrten Lineartaktik und führte trotz wenig veränderter Bewaffnung zu einer vollständig neuen Fechtweise.

Die Unfähigkeit der Revolutionsheere, sich der auf straffe, sorgfältige Ausbildung begründeten linearen Kampfform anzupassen, führte zunächst zur Auflösung der in vorderster Linie fechtenden Infanterie in Schwärme, hinter denen sich geschlossene Abteilungen in Kolonnenform bildeten. Das Gelände, das bei der linearen Fechtweise hauptsächlich nur als Bewegungshindernis eine Rolle gespielt hatte, wurde nun zur Deckung ausgenutzt und wirkte durch seine Eigenart auf die Gruppierung und Verwendung der Kräfte im Gefecht. Die bedeutend gewachsene Stärke und veränderte strategische Verwendung der Heere hatte zur Gliederung in selbständige, aus allen Waffen zusammengesetzte Heereskörper geführt. Damit trat an die Stelle des Flügelgefechts der Lineartaktik das Gefecht in Gefechtseinheiten und es wuchs der Spielraum für die Selbsttätigkeit der Unterführer. Diese neuen Verhältnisse führten bei der Ungeübtheit der französischen Heere und Führer zunächst ebenfalls zur Kräftezersplitterung und damit zu ungewöhnlich großen Gefechtsausdehnungen. Erst allmählich entwickelte sich aus den Erfahrungen der Revolutionskriege heraus und von Napoleon weitergebildet die K o l o n n e n- und T i r a i l l e u r t a k t i k.

An Stelle der starren, geschlossenen, aber feuerkräftigen linearen Kampfform war ein gelockertes, schmiegsames, das Gelände ausnutzendes Kampfsystem getreten. Die Stärke der Tirailleurentwicklung hatte Napoleon in richtiger Einschätzung der geringen Wirkung des glatten Vorderladers eingeschränkt, die geschlossene Ordnung bildete nicht nur Ersatz und Rückhalt für die Tirailleurlinien, sondern sie blieb die Hauptkampfform, deren Feuer und Bajonettstoß die Entscheidung gab. Die gelockerte Kampfordnung und die Ausnutzung des Geländes verliehen dem Infanteriekampf einen im Vergleich zur Lineartaktik im allgemeinen weniger schlagartigen, mehr zehrenden Charakter. Daraus entsprang die gesteigerte Notwendigkeit zurückgehaltener Kräfte zum Nähren des Kampfes; die obere Führung aber bedurfte ebenfalls starker zurückgehaltener Kräfte, um bei der Unmöglichkeit einheitlicher Leitung nach Art der Lineartaktik und gegenüber der wesentlich gesteigerten Selbständigkeit der Unterführung ihren entscheidenden Einfluß auf die Gefechtshandlung wahren zu können. Der Einsatz der Reserven erfolgte meist als Massen-Bajonettstoß, der aber bei damaliger Bewaffnung durchaus Erfolg versprach, wenn er sich gegen einen durch das vorhergehende Gefecht oder durch Artilleriemassenfeuer mürbe gewordenen Teil des Feindes richtete.

So war im Gegensatz zu dem mehr gleichzeitigen Kräfteeinsatz der Lineartaktik bei der Kolonnen- und Tirailleurtaktik der Grundsatz des Haushaltens mit den Kräften und des Fechtens aus der Tiefe in den Vordergrund getreten.

Der Einfluß dieser veränderten Fechtweise auf die Größe der Gefechtsausdehnungen mußte sich in zwei entgegengesetzten Richtungen äußern. Die viel stärkere Gefechtsgliederung nach der Tiefe wirkte an sich auf eine wesentliche Verringerung der Gefechtsausdehnungen hin, diese Wirkung wurde aber wieder beschränkt oder sogar aufgehoben durch die stark gelockerte Form der ersten Gefechtslinie. Die flüssigeren Gefechtsformen der Kolonnen- und Tirailleurtaktik gaben ferner in ganz anderem Maße als die Lineartaktik die Möglichkeit, die Kräftegruppierung der Eigenart des einzelnen Falles anzupassen. Daraus entstand ein Wechsel in den Gefechtsausdehnungen, wie ihn in dieser Weise die Lineartaktik nicht kannte.

Eine einseitige Fortbildung der Kolonnen- und Tirailleurtaktik, deren Ansätze schon zur Zeit der Befreiungskriege in den Heeren der Verbündeten zutage traten, trug wesentlich zur Niederlage der Österreicher im Kriege 1859 bei. Der an sich richtige Grundsatz des Fechtens aus der Tiefe und des Haushaltens mit den Kräften war bei den Österreichern zur gewohnheitsmäßigen Ablösung der in vorderster Linie fechtenden Truppen durch die hinteren Treffen und zu einer von vornherein erfolgenden Zurückhaltung starker Kräfte in Aufnahmestellungen entartet. Die Taktik der Franzosen, welche die Entscheidung im Massenstoß mit starken vorausgesandten Tirailleurschwärmen suchten, war der Eigenart der bedeckten oberitalienischen Tiefebene als Kriegsschauplatz und der Wirkung des zwar genau, aber langsam feuernden österreichischen gezogenen Vorderladers gut angepaßt und führte zum Erfolge.

Diese von den Besiegten des Jahres 1859 angenommene und in Bevorzugung der geschlossenen Ordnung und des reinen Bajonettstoßes noch überbotene Massen-Stoßtaktik brach **1866** auf den Schlachtfeldern Böhmens unter dem Schnellfeuer der preußischen Hinterlader endgültig zusammen. Auch die Taktik der Preußen in diesem Kriege war noch ein Gemisch von Stoßtaktik und Feuertaktik, Hauptkampfform der Infanterie war noch die geschlossene Ordnung. Aber die Zerlegung in Kompagniekolonnen, die zweigliedrige Rangierung für das Gefecht und eine stärkere Schützenentwicklung zeigten das Bestreben, die Feuerkraft des Hinterladers durch eine breitere Gliederung auszunutzen.

Im Amerikanischen Sezessionskriege (1860—1865) führte die geringe Beweglichkeit und Angriffskraft der beiderseitigen Milizheere in Verbindung mit der Natur des wegearmen Hauptkriegsschauplatzes in Virginien der Hauptsache nach zu einem Stellungskriege, aus dessen Eigenart große Gefechtsausdehnungen entsprangen.

Im Kriege 1870/71 standen sich zum ersten Male zwei mit Hinterladern bewaffnete Infanterien gegenüber. Die französische Artillerie war zwar noch mit gezogenen Vorderladergeschützen, die ganze deutsche Artillerie dagegen mit gezogenen

Hinterladerkanonen bewaffnet. Diese veränderte Bewaffnung führte zu einer entscheidenden Umwälzung der Fechtweise. An Stelle der geschlossenen Ordnung trat der Schützenschwarm als Hauptkampfsform der Infanterie, an Stelle des Massenstoßes brachte die von beiden Feuerwaffen gemeinsam errungene Feuerüberlegenheit die Entscheidung. Aus der Kolonnen- und Tirailleurtaktik entwickelte sich die Schützenmassentaktik. Auch hier vollzog sich der Übergang zur neuen Fechtweise erst allmählich unter dem Eindrucke der Wirkung der neuen Waffen. Die meisten Schlachten im ersten Teile des Krieges sind auf beiden Seiten in Formen geschlagen worden, die schon der damaligen Waffenwirkung nicht mehr voll entsprachen. Aus der Erkenntnis, daß in der Erringung der Feuerüberlegenheit nunmehr die Entscheidung zu suchen und die einzig erfolgversprechende Form für den Feuerkampf die Schützenlinie sei, entstand das Bestreben, schon beim Eintritt in das Gefecht dem Feinde möglichst überlegene Kräfte in Schützenschwärmen zu entwickeln, um sich von Anfang an günstige Bedingungen für den Feuerkampf zu schaffen.

Die Schützenmassentaktik zeigt somit im Unterschied zur Kolonnen- und Tirailleurtaktik eine wesentlich stärkere Betonung des Prinzips des gleichzeitigen Kräfteeinsatzes und nähert sich in diesem Grundgesetz wieder der Lineartaktik. Die stärkere Breitengliederung wirkte auf ein Anwachsen der Gefechtsausdehnungen hin, wenn auch durch die zusammenhängenden dichten Schützenlinien die vorderste Gefechtslinie im allgemeinen eine dichtere Form erhielt als vorher.

Die wesentlich größeren Gefechtsausdehnungen im zweiten Teile des Deutsch-französischen Krieges*) stellen nicht nur ein Ergebnis der gewonnenen Kriegserfahrungen dar, sondern finden hauptsächlich in besonderen Verhältnissen ihre Erklärung. Die große Überlegenheit der deutschen Truppen an innerem Werte machte gegenüber den lose gefügten Volksheeren der französischen Republik eine stärkere Tiefengliederung entbehrlich und gab die erwünschte Möglichkeit, von Anfang an stärkere Kräfte in breiter Front einzusetzen und dadurch die meist beträchtliche Zahlenüberlegenheit der Franzosen teilweise auszugleichen.

Ein Überblick über die bisherigen Betrachtungen führt zu folgendem Ergebnis: Die allgemeine taktische Entwicklung stellt sich auf dem hier zu untersuchenden Gebiete, wie auch sonst, nicht dar als ein Fortschreiten in einer bestimmten Richtung, die Entwicklung pendelt vielmehr zwischen den Polen der eingangs angedeuteten entgegengesetzten Grundforderungen hin und her. Der geschichtliche Überblick hat ergeben, daß immer, wenn durch einseitige Entwicklung eines an sich richtigen Prinzips das Gleichgewicht gestört wurde, ein Rückschlag in entgegengesetzter Richtung erfolgt ist. So haben denn die Veränderungen der Fechtweise ihren Einfluß auf die Gefechtsausdehnungen auch nicht in einer Richtung, etwa im Sinne einer fortgesetzten

*) Anmerkung *) Seite 291.

relativen Vergrößerung, ausgeübt, es ist vielmehr immer wieder ein gewisser Ausgleich der Wirkungen eingetreten. Aus der Zusammenstellung von Gefechtsausdehnungen*)

*)

Krieg	Schlacht bzw. Gefecht	Armee	Stärke	Gesamtausdehnung in km	Auf das lfd. Meter ? Mann **)
2. Schles. Krieg 1744/45	**Hohenfriedeberg**	Preußen Österreicher	59 000 70 000	7	8 10
	Soor	Preußen Österreicher	22 000 39 000	3,5 4	6 9½
Siebenjähriger Krieg 1756—63	**Kolin**	Preußen Österreicher	33 000 54 000	6 7	5½ 8
	Breslau	Preußen Österreicher	30 000 80 000	12	2½ 6½
	Leuthen	Preußen Österreicher	35 000 65 000	6 11	6 6
	Torgau	Preußen Österreicher	44 000 52 000	7 5,5	6 9½
Revolutionskriege 1792—1800	**Jemappes**	Österreicher Franzosen	13 800 42 000	8,5	1½ 5
	Fleurus	Österreicher Franzosen	32 000 65 000	20	1½ 3
	Schliengen	Österreicher Franzosen	36 000 38 000	10	3½ 4
	Emmendingen	Österreicher Franzosen	28 000 36 000	20	1 1½
	Zürich (1. Schlacht)	Österreicher Franzosen	50 000 20 000	10	5 2
	Marengo	Österreicher Franzosen	28 000 28 500	4,5	6
Napoleonische Kriege 1805—15	**Austerlitz**	Franzosen Österreicher und Russen	75 000 86 000	12 15	6
	Pr. Eylau	Franzosen Russen und Preußen	57 000 82 000	8 5	7 16
	Friedland	Franzosen Russen	87 000 46 000	5	17 9
	Aspern	Franzosen Österreicher	60 000 96 000	7	8½ 13½
	Wagram	Franzosen Österreicher	170 000 120 000	18	9½ 6½
	Borodino	Franzosen Österreicher	124 000 127 000	5 8	25 16
	Bautzen	Franzosen Preußen und Russen	200 000 94 000	15	13 6½
	Dresden	Franzosen Verbündete	120 000 140 000	14	8½ 10
	Waterloo	Franzosen Engländer	72 000 67 000	4,5 4	18 17

**) Anmerkung Seite 291.

dürfte ferner hervorgehen, daß der Einfluß, den besondere Verhältnisse in einzelnen Kriegen und die Eigenart des einzelnen Falles auf die Gefechtsausdehnungen ausgeübt haben, sich mächtiger erwiesen hat, als der Einfluß der allgemeinen taktischen Bedingungen einer Zeit.

Seit dem Kriege 1870/71 hat nun die Waffentechnik eine Entwicklung genommen, welche die gesamten Fortschritte seit der allgemeinen Einführung der Feuerwaffen übertreffen dürfte.

Diese neuen Waffen sind zum ersten Male auf beiden Seiten im Burenkriege und

---

Krieg	Schlacht bzw. Gefecht	Armee	Stärke	Gesamtausdehnung in km	Auf das lfd. Meter ? Mann **)
1859	**Solferino**	Österreicher	160 000	18	9
		Franzosen u. Sardinier	150 000		8
Amerikanischer Sezessionskrieg 1860—65	**Fredericksburg**	Föderierte	113 000	25	$4\frac{1}{2}$
		Konföderierte	78 000		**3**
	Gettysburg	Föderierte	100 000	12	8
		Konföderierte	70 000		$5\frac{1}{2}$
	Wilderneß	Föderierte	120 000	11	**10**
		Konföderierte	62 000		$5\frac{1}{2}$
1866	**Königgrätz**	Österreicher u. Sachsen	215 000	10	21
		Preußen	220 000	18	12
Deutsch-französischer Krieg 1870/71	**Wörth**	Deutsche	88 000	6	**$14\frac{1}{2}$**
		Franzosen	44 000	5	$8\frac{1}{2}$
	Spicheren	Deutsche	34 000	6	$5\frac{1}{2}$
		Franzosen	27 000		$4\frac{1}{2}$
	Colombey	Deutsche	58 000	9	6
		Franzosen	85 000	8	$10\frac{1}{2}$
	Mars la Tour	Deutsche	63 000	10	$6\frac{1}{2}$
		Franzosen	113 000		11
	Gravelotte	Deutsche	188 000	17	$10\frac{1}{2}$
		Franzosen	122 000	14	9
	Coulmiers	Deutsche	15 000	8	**2**
		Franzosen	55 000		7
	Hallue	Deutsche	23 000	10	$2\frac{1}{2}$
		Franzosen	40 000	12	3
	St. Quentin	Deutsche	32 500	16	**2**
		Franzosen	40 000	18	
	Lisaine	Deutsche	40 000	20	**2**
		Franzosen	140 000		7

**) Die Angaben in dieser Spalte sollen nur das Verhältnis zwischen Gesamtstärke und Gesamtausdehnung bezeichnen, um damit einen Maßstab für den Vergleich zu geben; ein Bild von der Kräfteverteilung im einzelnen können sie nicht geben.

dann in noch größerem Umfange auf den Schlachtfeldern der Mandschurei zur Verwendung gelangt.

Diese beiden Kriege zeigen nun außergewöhnlich große Gefechtsausdehnungen.*) Man wird jedoch in dieser Erscheinung nicht ohne weiteres die Wirkung der neuen Waffen erblicken dürfen, sondern die besonderen Verhältnisse, die beiden Kriegen ihr eigenartiges Gepräge verliehen haben, in Betracht ziehen müssen.

Im Südafrikanischen Kriege waren die anfänglich unzureichende Stärke der britischen Streitkräfte, der weite Seeweg vom Heimatlande nach der Kolonie, die von den heimischen Verhältnissen wesentlich verschiedenen geographischen und klimatischen Bedingungen Südafrikas einer raschen englischen Offensive hinderlich. Insbesondere waren es die Wegeverhältnisse und Transportmittel Südafrikas, welche die englischen Heeresbewegungen verlangsamten und an die Nähe der Eisenbahnen fesselten. Die Buren andererseits zeigten sich als Miliz zu größeren Offensivoperationen unfähig und beschränkten sich nach der Einschließung der festen Plätze Ladysmith, Kimberley und Mafeking auf die reine Verteidigung. In weit ausgedehnten, kordonartigen Aufstellungen traten sie den englischen Entsatzversuchen entgegen. Die natürliche Stärke der Stellungen auf dem kahlen, südafrikanischen Kriegsschauplatze, die noch durch geschickt angelegte Befestigungen gesteigert wurde, die Gewandtheit der Buren in Ausnutzung des Geländes, und ihre Schießfertigkeit verliehen auch den dünn besetzten Verteidigungsstellungen in der Front erhebliche Widerstandskraft, die Beweglichkeit der berittenen Burenkommandos ermöglichte außerdem, die Kräfte rasch zu verschieben, die

*)

Krieg	Schlacht bzw. Gefecht	Armee	Stärke	Gesamtausdehnung in km	Auf das lfd. Meter ? Mann**)
Südafrikanischer Krieg 1899—1902	**Colenso**	Engländer	15 000	10	$1\frac{1}{2}$
		Buren	4 000		$\frac{1}{4}$
	Magersfontein	Engländer	8 000	16	$\frac{1}{2}$
		Buren	6 000	18	$\frac{1}{3}$
	Paardeberg	Engländer	13 000	8	$1\frac{1}{2}$
		Buren	4000—5000		$\frac{1}{2}$
Russisch-japanischer Krieg 1904/05	**Ya lu**	Russen	16 000	20	$\frac{4}{5}$
		Japaner	42 000	12	$3\frac{1}{2}$
	Wa fan gou	Russen	30 000	15	2
		Japaner	30 000	20	$1\frac{1}{2}$
	Liao yan (1. September 04)	Russen	145 000	35	4
		Japaner	125 000	40	3
	Scha ho (9. Oktober 1904)	Russen	200 000	60	3
		Japaner	170 000		
	Mukden (4. März 1905)	Russen	310 000	110	3
		Japaner	810 000		

**) Anmerkung Seite 291.

Besatzung bedrohter Punkte zu verstärken und Umgehungen sich rechtzeitig vorzulegen. Der Eigenart dieser Verhältnisse gegenüber versagte zunächst die Ausbildung des englischen Soldaten und die taktische Gewandtheit der Führung. Da aber die Buren sich mit der reinen Abwehr der englischen Angriffe begnügten und nicht imstande waren, die eingeschlossenen festen Plätze zu nehmen, so erhielt der Krieg in seinem ersten Teile den Charakter eines ergebnislosen Stellungskrieges. Später, als Lord Roberts die Leitung der Operationen übernommen hatte, zeigte sich bei den Engländern das Bestreben, den schwierigen Frontalangriff ganz zu vermeiden und den Feind aus seinen Stellungen herauszumanövrieren; den in der Front nicht festgehaltenen Buren aber gelang es, sich der Umgehung meist rechtzeitig zu entziehen. Die Kriegführung erhielt einige Ähnlichkeit mit der Manöverstrategie des 18. Jahrhunderts. Schließlich trat der Schutz beziehungsweise die Bedrohung der den Engländern für den Nachschub unentbehrlichen Eisenbahnverbindung vom Kapland nach Transvaal immer mehr als Kriegszweck in den Vordergrund, der Krieg nahm immer mehr die Form des kleinen Krieges an.

Auch im Ostasiatischen Kriege wurde durch die Eigenart der rückwärtigen Verbindungen die ganze Kriegshandlung in zwingender Weise beeinflußt und der Kriegführung Fesseln angelegt, von denen sie auf einem mitteleuropäischen Kriegsschauplatze frei ist. Für die Russen bildete die mandschurische Eisenbahn die Fortsetzung des transsibirischen Schienenstranges, der allein mit dem weit entfernten Heimatlande verband, für die Japaner knüpfte die Bahn an die Seeverbindung mit dem heimischen Inselreiche an. Die Wegsamkeit des mandschurischen Kriegsschauplatzes war namentlich in dem gebirgigen Teil, östlich der Bahn, eine sehr geringe; gefestigte Kunststraßen bestanden überhaupt nicht, der Einfluß länger dauernden Regens machte bei den Wegeverhältnissen und der Bodenbeschaffenheit Truppenbewegungen zeitweise fast völlig unmöglich. Alle Heeresbewegungen wurden durch diese Verhältnisse verlangsamt; die mandschurische Eisenbahn gewann als Nachschublinie entscheidende Bedeutung. Wenn somit schon die Eigenart der geographischen Verhältnisse die Bedingungen für einen rasch fortschreitenden Bewegungskrieg versagte, so kam noch das auf beiden Seiten eingeschlagene strategische Verfahren hinzu, um den Russisch-japanischen Krieg zu einem von langen Operationspausen unterbrochenen, reinen Stellungskrieg zu gestalten. Das Streben des russischen Feldherrn ging mehr darauf hinaus, unter allen Umständen eine entscheidende Niederlage zu vermeiden, als darauf, um jeden Preis den Sieg zu erringen, die Führung aller Grade neigte zu einer ausgesprochenen „Stellungstaktik“. Aber auch die Art der japanischen Kriegführung war — durch politisch-finanzielle Rücksichten mit bestimmt — eine sehr vorsichtige und methodische. Es liegt in der Natur des Stellungskrieges, daß er meist zu großen Gefechtsausdehnungen führt. Ganz besonders trat dies im Mandschurischen Kriege in die Erscheinung. Der russische Feldherr suchte durch breite Frontausdehnung sich

vor Umfassung zu schützen, die japanische Heeresleitung, durch die geographischen Verhältnisse an einer strategischen Umgehung gehindert, suchte ohne zahlenmäßige Überlegenheit die weitgedehnten russischen Fronten noch zu umspannen.

Die Eigenart der Kriegsschauplätze und der Streitkräfte war es also, welche für den Krieg in Südafrika und in der Mandschurei besondere Verhältnisse schuf, deren Einfluß sich nicht nur auf die Kriegführung im Großen, sondern auch auf die Fechtweise erstreckte. Beide Kriege zeigen verwandte Züge weniger mit dem Kriege 1870/71, als mit den Revolutionskriegen und dem Amerikanischen Sezessionskriege. Diese letzteren Kriege, die keineswegs Höhepunkte in der Entwicklung der Kriegskunst darstellen, haben mit dem Südafrikanischen und Mandschurischen Kriege insbesondere auch die großen Gefechtsausdehnungen gemeinsam. Man kann in diesen großen Ausdehnungen also nicht erst eine Wirkung der neuzeitlichen Waffen erblicken.

Eine vorurteilsfreie Untersuchung über den Einfluß, welchen die allgemeinen taktischen Bedingungen der nächsten Zukunft auf die Gefechtsausdehnungen ausüben, wird sich also von dem Gesichtspunkte leiten lassen müssen, daß man „von den Erfahrungen der neuesten Kriege nicht nur Nutzen ziehen, sondern auch sich von ihnen frei machen muß“.*)

Reichweite und Wirkungskraft der heutigen Waffen erleichtern es, Lücken in der Gefechtslinie mit Feuer zu beherrschen. Das Exerzier-Reglement für die Infanterie vom Jahre 1888 forderte für das entscheidungsuchende Gefecht noch das „Ausnutzen des vorhandenen Entwicklungsraumes durch zusammenhängende, dichte Schützenlinien“ (Ziffer 334). Das Exerzier-Reglement für die Infanterie vom Jahre 1906 hat diese Forderung aufgehoben; denn sie würde nicht mehr der heutigen Waffenwirkung entsprechen, namentlich der Feuerwirkung der Artillerie und der Maschinengewehre, die gegen dichte lineare Ziele am größten ist, nicht genügend Rechnung tragen. Der Verteidigung wird durch die neuzeitliche Waffenwirkung eine mehr gruppenartige Besetzung der Stellung ermöglicht, sie kann — namentlich durch die Wirkung geschickt aufgestellter Batterien und Maschinengewehre — in den Zwischenfeldern zwischen den natürlichen oder künstlichen Stützpunkten Kräfte sparen. Die Notwendigkeit, die Kampfformen in sorgfältigster Weise der feindlichen Feuerwirkung und dem Gelände anzupassen, führt auch beim Angriff zur Bildung von nur lose zusammenhängenden oder durch Lücken getrennten Gruppen von wechselnder Dichte. Die auflösende Kraft des Feuers wirkt also heute in der Verteidigung und beim Angriff auf eine Lockerung der vordersten Gefechtslinie, und damit auf ein Wachsen der Ausdehnungen, hin.

Die bedeutende Vermehrung der Artillerie und das Bestreben dieser Waffe, ebenso wie die Infanterie zusammenhängende starre Linien zu vermeiden und in

*) v. Malachowski. Scharfe Taktik und Revuetaktik.

gruppenweiser Aufstellung zu kämpfen, beansprucht größere Entwicklungsräume als bisher; doch ist dabei zu beachten, daß die Artillerie heute in der Lage ist, aus Aufstellungen zu feuern, die bis vor kurzem noch nicht als „Artilleriestellungen“ in Betracht kamen. Durch das Schnellfeuergeschütz und die Schutzschilde ist die Artillerie weit mehr als früher befähigt, die Infanterie in der Verteidigung unmittelbar zu stützen und ihrem Angriff Nachdruck zu geben. Wenn schon im zweiten Teile des Krieges 1870/71 die überlegene deutsche Artillerie vielfach der Infanterie einen gewissen Ersatz für fehlende stärkere Tiefengliederung bieten konnte, so wird eine überlegene Artillerie in Zukunft dazu noch viel mehr in der Lage sein. Aber im allgemeinen kann man aus der gewaltig gesteigerten Artilleriewirkung eine Verringerung der notwendigen Tiefengliederung der Infanterie nicht ableiten; denn die verstärkte Unterstützung der eigenen Artillerie wird durch die gesteigerte feindliche Artilleriewirkung ausgeglichen.

Die weitreichende und abstoßende Feuerwirkung der heutigen Gewehre hat der Infanterie eine nachhaltigere Widerstandskraft gegen Überlegenheit verliehen als früher; die Ausbildung des indirekten Schießens und die Schilde haben auch unterlegene Artillerie zu zähem Ausharren befähigt; die konzentrierte Feuerkraft der Maschinengewehre hat die Stärke der örtlichen Verteidigung gesteigert. Die infolge besserer Mittel und größerer Übung erleichterte Geländeverstärkung läßt die Kräfte im Verteidigungskampfe besser erhalten. Die Gefechtsaufklärung ist unter heutigen Verhältnissen außerordentlich erschwert.

Die allgemeinen taktischen Bedingungen der nächsten Zukunft befähigen also schwache Kräfte zu zäher Behauptung gegen Überlegenheit und erleichtern die Täuschung des Feindes über die eigene Stärke, sie begünstigen damit in hohem Grade die hinhaltende Fechtweise und erlauben dabei, ein für diesen Zweck überhaupt geeignetes Gelände vorausgesetzt, wesentlich größere Frontausdehnungen als früher. Stärkere Kampfreserven können in diesem Falle, namentlich bei der zeitgewinnerstrebenden Verteidigung, durch reichliche Munitionsvorräte ersetzt werden.

Unsere Friedensübungen sind dazu angetan, gerade bezüglich der hinhaltenden Fechtweise unrichtige Vorstellungen zu erwecken. Der im Frieden zum großen Teil fehlende Nebel der Ungewißheit, die leichtere Überwindung aller Reibungen, die unvermeidlich kürzere Dauer der Kämpfe, aber auch Schiedsrichterentscheidungen, bei denen „gezählt“ statt „gewogen“ wird, verschieben die Bedingungen und geben ein verzerrtes Bild der Wirklichkeit. Um so notwendiger erscheint in diesem Punkte die Ergänzung und Berichtigung der Friedenseindrücke durch Kriegserfahrungen.

Im Südafrikanischen Kriege zeigen namentlich die Gefechte am Tugela*) die zähe Widerstandskraft, welche bei heutiger Bewaffnung auch weitgedehnten, dünnen

---

*) Kriegsgeschichtliche Einzelschriften Heft 34/35.

Linien in der reinen, dem Zeitgewinn dienenden Verteidigung innewohnt; allerdings kamen den Buren dabei die Unterlassungen der englischen Führung, die taktische Ungewandtheit der englischen Infanterie, die außergewöhnliche Gunst der Geländeverhältnisse und besonders auch die eigene Beweglichkeit als berittene Schützen sehr zustatten. Die Verbindung von hoher Beweglichkeit und großer Feuerkraft, wie sie bei europäischen Heeren den Mischungen aus Kavallerie, Artillerie, Maschinengewehren und Radfahrern eigen ist, befähigt in besonderer Weise für die hinhaltende Fechtart und erlaubt besonders große Ausdehnungen hierbei.

Im Russisch-japanischen Kriege fochten in der Schlacht am Scha ho auf dem rechten japanischen Flügel die Garde-Reserve-Brigade und die 12. Division in einer Ausdehnung von etwa 20 km und hielten dabei die ganze russische Ostabteilung, sechs Divisionen, vier Tage auf. Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, daß die japanische Verteidigung durch das felsige, schwer gangbare Berggelände wesentlich unterstützt wurde und daß die Russen, ähnlich wie die Engländer am Tugela, ihre überlegenen Kräfte nur tropfenweise einsetzten und für einen Angriff unter heutigen Bedingungen ungenügend ausgebildet waren.

Alle jene Verhältnisse, welche heutzutage den Kampf um Zeitgewinn begünstigen, bewirken andererseits ein langsameres Heranreifen der Entscheidungen. Wenn man auch in den vieltägigen Schlachten des Russisch-japanischen Krieges keineswegs den Typ der Zukunftsschlachten in einem europäischen Kriege zu erblicken braucht, so ist doch zu erwarten, daß in Zukunft bei ebenbürtigen Gegnern Schlachten und Gefechte, die sich über mehr als einen Tag erstrecken, viel häufiger als bisher sein werden.

Infolge des langsameren Heranreifens der Entscheidungen werden sich im allgemeinen auch die zehrenden Einwirkungen des Gefechtes in seelischer und körperlicher Beziehung zukünftig wohl erhöht fühlbar machen. Die Bedeutung der Tiefengliederung als Nährboden nachhaltiger Kampfkraft erscheint daher für eine entscheidungerstrebende Gefechtshandlung in Zukunft im allgemeinen wohl gesteigert. Besonders der entscheidungsuchende Infanterieangriff, der jetzt im allgemeinen als ein langwieriges, verlustreiches Herantragen von Feuerstellungen an den Feind und ein zähes Ringen um die Feuerüberlegenheit sich darstellt, verbraucht viele Kräfte. Soll die Feuerlinie die Kraft besitzen, in stundenlangem Kampf sich an den Feind heranzuarbeiten und schließlich in den Feind einzubrechen, so müssen ihr von rückwärts immer wieder neue Schützen, neue Patronen, neue Führer und mit diesen frischer Drang nach vorwärts zufließen. Es handelt sich dabei nicht allein um Ersatz der blutigen Verluste; diese werden vielmehr nicht selten von den „unblutigen" Verlusten übertroffen. In welchem Umfange das „Verkrümeln" im Gefechte Kräfte verzehren kann, lehren in eindrucksvoller Weise die Vorgänge in der Schlacht von Gravelotte auf dem rechten deutschen Flügel an der Mance-Schlucht. Gewiß trug eine veraltete Fechtweise an jener Gefechtsunordnung die Hauptschuld, und wir dürfen hoffen, daß das Be-

mühen unserer heutigen Ausbildungsweise, auch dem Kampf in der Schützenlinie Ordnung und Leitungsfähigkeit zu geben und unsere Schützen zu selbsttätigen, pflichttreuen Kämpfern zu erziehen, nicht erfolglos bleibt, aber man darf sich andererseits auch nicht verhehlen, daß gewisse Zeitströmungen und die größere Zahl unkriegerischer Elemente, welche die heutigen „Rahmenheere" in sich schließen, der Betätigung nachhaltiger Kampfkraft nicht förderlich sind und daß die auflösende Wirkung des heutigen Kampfes den Führern noch mehr erschwert, ihren moralischen Einfluß zur Geltung zu bringen.

Der entscheidungsuchende Infanterieangriff bedarf also heute in erhöhtem Maße der aus der Tiefengliederung geschöpften nachhaltigen Kraft, er bedarf dieser umsomehr, je schwieriger die Angriffsverhältnisse sind.

Friedensübungen freilich können keine Vorstellung erwecken von den im Kriege an der Kampfkraft der Truppe beim Angriff zehrenden Einwirkungen.

Im Südafrikanischen Kriege beweist das Gefecht von Paardeberg*) die Notwendigkeit der Tiefengliederung beim Infanterieangriff. Trotz doppelter Umfassung und Unterstützung durch eine weit überlegene Artillerie scheiterte der englische Infanterieangriff mangels ausreichender Tiefengliederung. Erst eine achttägige Einschließung und Beschießung konnte die Waffenstreckung Cronjes, der die Gelegenheit, durchzubrechen nicht ausgenutzt hatte, herbeiführen.

Ganz besonders bedarf es des Nachdruckes der Tiefengliederung, wo es gilt, eine mehrtägige Angriffshandlung im Fluß zu erhalten. Ein Ablösen der in vorderster Linie verbrauchten Kräfte wird dabei oft nicht zu umgehen sein. Diese notwendige Tiefe fehlte den entscheidungsuchenden Angriffen der Japaner bei Liao yan und Mukden, und man muß darin einen wesentlichen Grund für die Verzögerung und Abschwächung des Erfolges erblicken.

Der Ersatz verbrauchter Kräfte der vordersten Gefechtslinie ist nicht der einzige Zweck der Tiefengliederung. Die in der Tiefe zurückgehaltenen Kräfte bieten der Führung die Mittel, ihren Willen im Gefechte durchzusetzen gegenüber dem unabhängigen Willen des Feindes, den auch in Zukunft — trotz Gefechtsfernsprechern, Lichtsignalen und Signalflaggen — nur bedingt zu beeinflussenden Handlungen der Unterführer und den nicht vorherzusehenden Reibungen aller Art.

Die Ausdehnung der vordersten feindlichen Linie erlaubt heute nur in äußerst beschränkter Weise Schlüsse auf Stärke und Kräfteverteilung des Feindes zu ziehen. Im Ostasiatischen Kriege ließen sich die Russen durch die großen Ausdehnungen der Japaner täuschen und zur Überschätzung der Stärke des Feindes verleiten, indem sie hinter den ausgedehnten vordersten Linien entsprechend starke zurückgehaltene Kräfte vermuteten, die tatsächlich aber nicht vorhanden waren. Häufiger als früher wird

*) Frhr. v. Freytag-Loringhoven. Der Infanterieangriff in den neuesten Kriegen. S. 73 u. f.

daher in Zukunft erst die Einleitung des Gefechtes Klarheit über die Art der Durchführung schaffen müssen.

Die heutigen taktischen Bedingungen erleichtern es schwachen Kräften in weiter Ausdehnung ein länger dauerndes hinhaltendes Gefecht zu führen. Die Einleitung des Gefechtes wird daher heute im allgemeinen wesentlich mehr Zeit beanspruchen als früher und in erhöhtem Maße von der Führung Geduld und Zurückhaltung im Kräfteeinsatz fordern. Das Prinzip Napoleons: „On s'engage partout et puis l'on voit“ gewinnt offenbar wieder an Bedeutung. Die Gefahr, daß die zunächst eingesetzten sparsam bemessenen Kräfte von feindlicher Überlegenheit rasch überwältigt werden, ist bei heutiger Bewaffnung im allgemeinen geringer geworden. Die heutige Fechtweise kostet nicht nur mehr Zeit, sie gibt auch mehr Zeit. Die Führung muß diesen Umstand ausnutzen.

Vor allem bedarf die Verteidigung bei ihrer Abhängigkeit vom Angreifer starker zurückgehaltener Kräfte, wenn sie nicht zur bloßen passiven Abwehr werden will.

Wie sehr sich das Fehlen starker Reserven in der Hand der obersten Führung bei der Verteidigung rächen kann, lehrt in neuester Zeit die Schlacht bei Mukden.*) Ende Februar 1905 standen die russische Zweite, Dritte und Erste Armee mit zehn Armeekorps nebeneinander in einer 75 km langen, stark befestigten Linie, welche von der Gegend westlich Tschan tan am Hun ho über Scha ho pu bis zum Kau tu lin-Paß reichte. Skizze 5 Seite 310/311. Zur Sicherung der linken Flanke waren starke Detachements in die Gegend des Da lin-Passes hinausgeschoben. Hinter dem rechten Flügel der Zweiten Armee bei Tschan tan standen ein und ein viertel Armeekorps (I. Sibirisches Armeekorps und 1/2 6. Ostsibirische Schützen-Division) als Armeereserve; als Heeresreserve waren etwa ein und ein viertel Armeekorps (3/4 XVI. Armeekorps und 72. Infanterie-Division des VI. Sibirischen Armeekorps) hinter der Mitte der Heeresfront südlich Mukden zurückgehalten. Auf Gewehrschußweite gegenüber standen die Japaner in gleichfalls stark befestigter, auf beiden Flügeln zurückgebogener Stellung mit neun Divisionen der Ersten, Vierten und Zweiten Armee in der etwa 65 km breiten Front Bian yu pu sa—San de pu. Als Heeresreserve waren bei Yen tai zwei und eine halbe Division und hinter dem linken Heeresflügel die vor Port Arthur frei gewordene Dritte Armee (3 1/2 Divisionen) zurückgehalten, während die neugebildete Fünfte Armee (3 Divisionen) vom Ya lu über den Da lin-Paß im Anmarsche gegen die linke russische Flanke war. Der japanische Feldherr hatte sich Ende Februar zum doppelt umfassenden Angriff auf die russischen Stellungen entschlossen. Der Vormarsch der japanischen Fünften Armee, das Vorschieben des rechten Flügels der japanischen Ersten Armee gegen den russischen linken Heeresflügel und die unrichtige Agentennachricht eines Abmarsches der japanischen Reserven von Yen tai nach Osten ließen den General

*) Mil. Wochenblatt 1905, 10. Beiheft.

Kuropatkin zur Überzeugung kommen, daß der japanische Hauptangriff gegen seinen linken Flügel beabsichtigt sei. Schon am 24. Februar wurde deshalb die Armeereserve der Zweiten Armee (I. Sibirisches Armeekorps und 1/2 6. Ostsibirische Schützen-Division) nach Osten zur Verlängerung des linken Heeresflügels in Marsch gesetzt und später die halbe 72. Division aus der Heeresreserve angeschlossen. Am 27. Februar erhielt der russische Feldherr Nachricht über den Vormarsch der Dritten japanischen Armee zwischen Hun ho und Liao ho gegen seine rechte Flanke, außerdem verlautete gerüchtweise, daß bei Sin min tun japanische Truppen mit der Bahn eingetroffen seien. Daraufhin wurde eine Brigade des XVI. Armeekorps auf Sin min tun zur „Erkundung" abgeschickt und am 28. Februar der letzte noch verfügbare Teil der Heeresreserve, die 25. Infanterie-Division des XVI. Armeekorps, von Mukden nach Westen auf Sa lin pu zum Aufhalten der japanischen Umfassung entsendet.

So hatte die russische Heeresleitung noch vor Beginn der eigentlichen Schlacht nicht nur die ganze Heeresreserve, sondern auch die der Zweiten Armee dringend nötige Armeereserve ausgegeben. Damit hatte sich der russische Führer von Anfang an der Kräfte zu aktiver Gegenwirkung beraubt und es gelang ihm nicht mehr, die Abhängigkeit vom Gegner, in die er sich begeben hatte, los zu werden und die Vorhand an sich zu reißen. Alle Maßnahmen der russischen Heerführung während der Schlacht tragen, im Großen betrachtet, den Stempel von Abwehrmaßregeln. Zunächst sah sich der russische Führer gezwungen, den umfaßten rechten Heeresflügel in eine vorbereitete Stellung westlich Mukden zwischen dem Pu ho und Hun ho zurückzunehmen und durch Heeresteile zu verstärken, die unter Zerreißung der Verbände aus der Front der Zweiten und Dritten Armee herausgezogen wurden; auch das I. Sibirische Armeekorps, das eben (am 1. März) in Eilmärschen auf dem linken Heeresflügel angelangt war, wurde wieder nach Mukden zurückgerufen. Während nun die Japaner in den Kämpfen bis zum 10. März in dem Bestreben die neue russische Stellung westlich Mukden zu umfassen, sich immer weiter nach Norden verschoben und die Heeresreserve sowie allmählich auch die Hauptkräfte der Zweiten Armee auf das nördliche Hun ho-Ufer hinüberzogen, entnahm auch der russische Feldherr immer neue Kräfte der von den Japanern nicht genügend gefesselten ursprünglichen nach Süden gerichteten Heeresfront und warf sie der feindlichen Umfassung entgegen. Nachdem die Dritte und Erste russische Armee aus den befestigten Stellungen am Scha ho an den Hun ho zurückgenommen worden war, kämpften am 9. März Teile aller drei russischen Armeen unter völliger Auflösung der höheren Verbände auf der nach Westen gerichteten Heeresfront westlich und nordwestlich Mukden. Es gelang auf diese Weise zwar, den an Kräften zu schwach bemessenen entscheidenden japanischen Flügel aufzuhalten und den Abzug nach Norden, wenn auch unter großen Verlusten, zu ermöglichen, verschiedene Versuche, den Feind durch den eigenen Angriff abzuschütteln, waren aber stets im Keime erstickt. Eine groß angelegte, entscheidenden Erfolg ver-

sprechende Offensive war mit den bunt zusammengewürfelten, teilweise durch Märsche und Gefechte erschöpften Verbänden auch bei größerer Angriffstüchtigkeit der Truppen und größerer Angriffsfreudigkeit der Führung überhaupt kaum zu erreichen. Der Fehler, daß die zurückgehaltenen Kräfte von Anfang an zu schwach bemessen und vorzeitig verausgabt worden waren, ließ sich eben in der Schlacht nicht wieder gutmachen.

Die russische Kräfteverteilung bei Beginn der Schlacht von Mukden war das Ergebnis der vorhergehenden Operationen, insbesondere der Schlacht bei San de pu gewesen. Kuropatkin hatte ursprünglich beabsichtigt, aus dieser Kräftegruppierung mit dem rechten Flügel erneut zur Offensive überzugehen. Aber auch wenn Kuropatkin diese Absicht nicht sogleich bei Beginn der japanischen Offensive aufgegeben hätte, wäre der Angriff sehr bald von selbst erlahmt, denn es fehlten genügend starke zurückgehaltene Kräfte, um der Offensive der Dritten japanischen Armee zu begegnen und dem Angriff Nachdruck zu verleihen. Es zeigt sich also an dem gleichen Beispiel, daß auch der Angreifer einem tätigen Feinde gegenüber starke zurückgehaltene Kräfte nicht entbehren kann, da er sonst leicht in die Hinterhand zurückgeworfen wird. Eine schmalere Front hätte es möglich gemacht, den Armeen in sich die nötige Tiefengliederung zu geben und stärkere Kräfte zur Verfügung der Heeresleitung — etwa nördlich Mukden — bereitzustellen.*) Eine solche tiefere Kräftegliederung hätte sowohl für die eigene Offensive wie für die Defensive der Führung größere Freiheit gegeben als die tatsächliche übermäßig breite Gliederung.

Die Bedeutung zurückgehaltener Kräfte in der Hand der Führung bei Verteidigung und Angriff, die hier an großen Verhältnissen zu zeigen versucht wurde, besteht ebenso für kleinere Heeresteile.

Außer der langsameren Klärung der Lage ist es auch der viel Zeit und Kräfte verzehrende Charakter der heutigen Fechtweise, der die Führung auffordert, sich nicht vorzeitig zu verausgaben und die Lage für die Entscheidung heranreifen zu lassen. Gewiß „gibt es kaum einen größeren Fehler, als an die Durchführung einer Gefechtshandlung unzureichende Kräfte einzusetzen, um diese etwa nach und nach zu ergänzen,“**) aber nicht nur das aus mangelnder Entschlußkraft entspringende Geizen im Kräfteeinsatz, auch die Verschwendung der Kräfte ist ein Fehler.

Stets hat es sich darum gehandelt, den richtigen Ausgleich zwischen vorzeitigem und verspätetem Kräfteeinsatz zu finden; die Veränderungen in den allgemeinen taktischen Bedingungen haben die Bedeutung zurückgehaltener Kräfte in der Hand der Führung erhöht und weisen darauf hin, dem Grundsatze des Haushaltens mit den Kräften wieder mehr Beachtung zu schenken. Dies scheint um so notwendiger, als

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde 1905. 3. Heft. „Der Russisch-japanische Krieg“ von Major Löffler.

**) Exerzier-Reglement f. d. Inf. Z. 285.

die Friedensübungen mit ihrer größeren Klarheit aller Verhältnisse und ihrem raschen Verlauf leicht zu übereiltem Kräfteeinsatz verleiten.*)

Fassen wir das Ergebnis der Untersuchungen über den Einfluß der allgemeinen taktischen Bedingungen der nächsten Zukunft auf die Gefechtsausdehnungen zusammen, so ergibt sich, daß dieser Einfluß durchaus nicht einseitig auf eine Vergrößerung der Gefechtsausdehnungen hinwirkt.

Die größere Lockerung, der mehr gruppenweise Aufbau heutiger Gefechtsfronten, die Fähigkeit schwacher Kräfte zu zähem. Widerstande gegen Überlegenheit, die Begünstigung der hinhaltenden Fechtweise wirken zwar auf eine Vergrößerung der Gefechtsausdehnungen hin. Dieser Wirkung stehen aber die gesteigerte Notwendigkeit starker Tiefengliederung beim entscheidungsuchenden Angriff und die erhöhte Bedeutung zurückgehaltener Kräfte als Führungsmittel bei Angriff und Verteidigung einschränkend entgegen.

Ein Vergleich der Fechtweise der nächsten Zukunft, deren Eigenart durch den Namen „Gruppentaktik" vielleicht am besten gekennzeichnet werden kann, mit der als Schützenmassentaktik bezeichneten Fechtweise, die aus dem Kriege 1870/71 hervorgegangen die folgenden Jahrzehnte beherrscht hat, führt uns auf eine aus früheren Erörterungen bekannte Erscheinung im Entwicklungsgange, auf das Pendeln der taktischen Entwicklung zwischen den entgegengesetzten Polen ewig wirksamer Grundforderungen.

Die Lineartaktik mit ihrer schließlich zu Kordonstellungen ausartenden Bevorzugung starker Breitenentwicklung wurde abgelöst von der Kolonnen- und Tirailleurtaktik mit ihrer nachhaltige Kampfkraft erstrebenden starken Tiefengliederung und der entscheidenden Bedeutung sorgfältig aufgesparter Reserven; in einseitiger Betonung des Fechtens aus der Tiefe und einer den veränderten Waffen nicht mehr entsprechenden Stoßtaktik entartet die Kolonnen- und Tirailleurtaktik und wird abgelöst von der Schützenmassentaktik, deren hervortretendes Bestreben nach gleichzeitigem Kräfteeinsatz unter voller Entfaltung der Feuerwirkung eine Rückkehr zum Grundgesetz der Lineartaktik zeigt, und heute ist es die Lockerung der vordersten Gefechtslinie, der zehrende Einfluß der Fechtweise, die Bedeutung zurückgehaltener Kräfte für das Nähren des Kampfes und namentlich als entscheidendes Führungsmittel, wodurch die Gruppentaktik Züge erhält, die an die charakteristischen Merkmale der Napoleonischen Taktik gegenüber der Lineartaktik erinnern.

Der kriegsgeschichtliche Überblick über die Entwicklung der taktischen Anschauungen hält uns aber auch die Erkenntnis vor Augen, daß immer wieder die einseitige Über-

---

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1907. 4. Heft. „Zurückgehaltene Kräfte" von Frhrn. v. Falkenhausen.

treibung an sich richtiger Grundsätze zum Niedergang und zur Erstarrung der taktischen Anschauungen geführt hat und daß die Geister, von dem grellen Lichte der zunächst liegenden großen kriegerischen Ereignisse geblendet, immer wieder an den äußeren Erscheinungen, den Formen, haften geblieben sind und damit die Entwicklung auf falsche Bahnen gedrängt haben, so daß Friedrich der Große recht zu haben scheint, wenn er am Ende seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges das herbe Urteil ausspricht: „Es ist eine Eigentümlichkeit des menschlichen Geistes, daß aus Beispielen niemand lernt; die Mißgriffe der Väter sind für ihre Nachkommen verloren, jede Generation will ihre eigenen machen."

Für die Bildung unserer taktischen Anschauungen aber folgt aus dieser Erkenntnis, daß wir uns vor einseitiger Übertreibung der Grundsätze der Schützenmassentaktik hüten, die Ansätze einer neuen Entwicklung rechtzeitig erkennen und die Anschauungen im gesunden Gleichgewicht zwischen entgegengesetzten Prinzipien erhalten müssen.

Es möchte nun scheinen, als ob dieses gesunde Gleichgewicht auf dem hier zu behandelnden Gebiete nicht selten gestört wurde durch die Neigung zu übermäßig breiten Gliederungen und dementsprechend übergroßen Frontausdehnungen, wobei die Anschauung leitend ist, daß bei heutiger Waffenwirkung der Erfolg allein in der Umfassung zu suchen, der Durchbruch hingegen so gut wie ausgeschlossen sei.

Solche Anschauungen dürften einer einseitigen Bewertung der Taten und Lehren Moltkes entsprungen sein. Die großen Erfolge von Königgrätz, St. Privat und Sedan hat Moltke auf dem Wege der Umfassung errungen, dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß bei Königgrätz die übertrieben enge Aufstellung der Österreicher, bei St. Privat und Sedan die Untätigkeit des Feindes und die große zahlenmäßige Überlegenheit der Deutschen die Vorbedingungen für die Umfassung gegeben haben. Moltke hatte auch besonderen Grund, die Vorteile der Umfassung in seinen Lehren hervorzuheben gegenüber den Anschauungen seiner Zeit, die in einseitiger, rein äußerlicher Bewertung der Erfolge Napoleons — beeinflußt namentlich auch durch Jominis Irrlehren — vielfach einem übertriebenen Zusammenhalten der Kräfte huldigten. Der verewigte Feldmarschall selbst war gewiß von jeder Einseitigkeit frei und muß uns gerade darin vorbildlich sein.

Die großen Vorteile der Umfassung sind gegenwärtig dank den Taten und Lehren Moltkes in unserer Armee allgemein erkannt und, wo die Möglichkeit besteht, diese Vorteile auszunutzen, wird man gewiß nicht darauf verzichten dürfen. Aber den Vorteilen jeder Form stehen auch Nachteile gegenüber. Zu allen Zeiten hat eine Wechselwirkung zwischen Umfassung und Durchbruch stattgefunden; dieses Grundgesetz ist an sich von der veränderlichen Waffenwirkung völlig unabhängig. Die Veränderungen der Waffenwirkung haben nur die räumlichen und zeitlichen Bedingungen für das Gelingen des Durchbruchs verändert. Die Form des Durchbruchs muß daher heute eine andere sein als zur Zeit Napoleons, nicht mehr der Bajonettstoß ge-

schlossener Massen, sondern die Wucht räumlich und zeitlich vereinigten Massenfeuers ist heute das Mittel, die feindliche Front einzudrücken. Die gesteigerte Schußweite und Feuerkraft der Artillerie, die Ausstattung der Feldtruppen mit zahlreichen Steilfeuergeschützen und die dadurch erleichterte Möglichkeit, aus mehreren hintereinander liegenden Stellungen zu feuern, begünstigen die Zusammenfassung eines überwältigenden Artilleriefeuers gegen einen Teil der feindlichen Front; die gruppenweise Form heutiger Gefechtsfronten wird auch beim Durchbruch vielfach ein konzentrisches Zusammenfassen der Infanteriefeuerwirkung gegen Teile der feindlichen Stellung ermöglichen. Die Fähigkeit, auch mit schwachen Kräften zähen Widerstand zu leisten, kommt nicht nur der Abwehr des Durchbruchs zugute, sondern kann auch dem Gelingen des Durchbruchs nutzbar gemacht werden, indem durch schwächere seitlich herausgeschobene Kräfte das Herumgreifen feindlicher Umfassungsflügel verzögert wird. Die Möglichkeit des Durchbruchs leugnen, heißt die Durchführbarkeit des Frontalangriffes überhaupt leugnen, aber selbst die Umfassung führt doch meist zum Angriff auf eine — wenn auch schwächere — neugebildete feindliche Front.

Das Scheitern der englischen Durchbruchsversuche gegen die kordonartig dünnen Burenlinien am oberen Tugela*) ist kein Beweis gegen die Möglichkeit des Durchbruchs. Die Ursache der Mißerfolge liegt in den Maßnahmen der englischen Führung. Immer nur von Bruchteilen der Gesamtmacht unternommen, in zu schmalen, der konzentrischen Feuerwirkung ausgesetzten Fronten, ohne den Feind in den Nachbarabschnitten der Angriffsstelle durch festes Anfassen zu fesseln, und ohne genügende Ausnutzung der eigenen Feuerkraft erfolgten die englischen Durchbruchsversuche. Trotzdem war am Spionkop der Durchbruch eigentlich schon gelungen, wenn nur der entschlossene Wille der Führung, um jeden Preis durchzudringen, vorhanden gewesen wäre. Später in dem Gefecht am Railway Hill nördlich Colenso (27. Februar 1900) ist den Engländern der Durchbruch — mehr zufällig als geplant — auch wirklich gelungen.

Der Durchbruch, der 1805 bei Austerlitz, 1815 bei Ligny, 1859 bei Solferino, 1870 bei Orleans, 1871 bei St. Quentin zum Erfolge führte, ist auch in Zukunft wohl möglich, wenn nach der Lage die Bedingungen für ihn gegeben sind. Dies ist aber dann der Fall, wenn der Gegner — in dem Bestreben, zu umfassen oder einer Umfassung zu entgehen, — sich zu weit ausdehnt. Es gibt eben heute ebenso wie früher Grenzen der Ausdehnung im Gefechte, die nicht ohne große Gefahr überschritten werden dürfen. Wer große Erfolge erstrebt, darf allerdings auch große Gefahren nicht scheuen, und nicht der Vorsicht an Stelle der Kühnheit möchte das Wort geredet werden. Aber darin, daß man sich weiter ausdehnt als der Feind, ist wohl nicht der Inbegriff der Kühnheit zu erblicken. Ein besonderes Kennzeichen kühner Führung hat vielmehr stets darin bestanden, daß sie den Erfolg auf ungewöhnlichen Wegen

*) Seite 296.

erstrebt hat. Ein großer Teil des für die Feinde lähmenden Zaubers, der das Auftreten großer Feldherren umwebt, erklärt sich daraus, daß sie, im Gegensatz zu den herrschenden Anschauungen ihrer Zeit und deren „konventionellen" Mitteln, mit neuen — oder vielmehr mit der Vergessenheit entrissenen — Mitteln den Sieg errangen. Im Kriege, wo „Moral und Meinung mehr als die Hälfte der Wirklichkeit bedeutet", hat gerade das Neue, Überraschende viel Aussicht auf Erfolg. Darin liegt auch der tiefe Grund von Napoleons Forderung, daß man seine Taktik alle zehn Jahre ändern müsse. Überraschen werden wir unsere künftigen Gegner mit dem Streben nach Umfassung kaum. Bei einem Feinde aber, der unsere Umfassung erwartet und sich durch Stärkung seiner Flügel darauf vorbereitet, könnte die Schwäche gerade in der Front liegen. Andererseits würde die einseitige Überschätzung der Umfassung und Mißachtung des Durchbruchs einem entschlossenen Gegner gerade die meiste Aussicht bieten auf ein Gelingen des Durchbruchs und dann — wie bei Austerlitz — auf eine sehr große moralische Wirkung des unerwarteten Erfolges.

Eine kühne Führung, die in sich und ihrer Truppe die Bürgschaft des Erfolges fühlt, wird allerdings nicht nur zu siegen, sondern den Feind zu vernichten streben. Die reichste Ausbeute des Sieges auf dem Schlachtfelde selbst verspricht zwar im allgemeinen die Umfassung, namentlich wenn sie sich, wie 1805 bei Ulm und 1870 bei Sedan, zur vollständigen Umklammerung des Feindes steigert. Daß aber vernichtende Schläge auch ohne Umklammerung des Feindes zu erreichen sind, zeigen Austerlitz und Jena—Auerstädt. Man darf auch wohl davor warnen, grundsätzlich die Größe des taktischen Erfolges auf Kosten seiner Sicherheit zu erstreben; denn es bestände die Gefahr, daß dabei die Kühnheit zur Künstelei entarten, der Wert des „Manövers" überschätzt und die entscheidende, in ihren materiellen und moralischen Wirkungen vorher gar nicht abzuschätzende Bedeutung des blutigen Waffenerfolges an sich aus dem Auge verloren würde.

Die Umfassung bietet also weder die Gewähr des Sieges an sich, noch ist sie der einzige Weg zu großen Erfolgen. Man darf daher das Bestreben zu umfassen nicht übertreiben und in der Ausdehnung der Kräfte dabei nicht zu weit gehen.

Die Erfolge, welche die Japaner bei Liao yan und Mukden auf dem Wege der Umfassung unter sehr großen Ausdehnungen erreicht haben, dürfen unser Urteil nicht blenden und uns über die Nachteile und Gefahren, welche dem japanischen Verfahren anhafteten, nicht hinwegtäuschen.

Skizze 5 Seite 310/311. Die konzentrisch auf Liao yan angesetzten, zusammen etwa 125 000 Mann starken drei japanischen Armeen hatten am 30. August 1904 die im ganzen etwa 140 000 Mann starken Russen in ihren befestigten Stellungen auf dem Südufer des Tai tsy ho frontal ohne Erfolg angegriffen. An frischen zurückgehaltenen Kräften verfügten die Japaner am 30. August abends noch über die 12. und die halbe 2. Division am rechten Flügel der Ersten Armee und die als Heeresreserve hinter dem linken Flügel der

Zweiten Armee zurückgehaltene 4. Division. Auf russischer Seite waren vom Kampfe des 30. August noch unberührt das IV. Sibirische, das XVII. Armeekorps, die 71. Infanterie-Division und die halbe 5. Ostsibirische Schützen-Division; die im Anmarsch von Norden befindliche Brigade Orlow konnte am 31. August die Gegend von Yen tai erreichen. Am 31. August suchte die Zweite japanische Armee mit der wieder unterstellten 4. Division den russischen rechten Flügel zu umfassen, während der Führer der Ersten Armee, General Kuroki, einen Abzug der Russen befürchtend, bereits in der Nacht vom 30./31. August die 12. und die halbe 2. Division auf das nördliche Tai tsy ho-Ufer hinüberzuschieben begann, um auf die Rückzugslinie der Russen zu drücken. Die beabsichtigte Umfassung auf dem linken japanischen Flügel blieb am 31. August erfolglos und das Vorgehen des rechten japanischen Flügels nördlich des Tai tsy ho kam vor der 35. Infanterie-Division des XVII. Armeekorps zum Stehen. Trotzdem befahl der russische Feldherr, um seine Rückzugslinie besorgt, am 31. August abends den Abmarsch der Armee auf das nördliche Ufer des Tai tsy ho, um den japanischen rechten Flügel anzugreifen und zurückzuwerfen. Dieser Abmarsch war schon am 30. August abends auf die Meldungen von Vorbereitungen eines Uferwechsels vom japanischen rechten Flügel in das Auge gefaßt und die Korps durch Befehl darauf vorbereitet worden. Während nun in den nächsten Tagen die behelfsmäßige Brückenkopfbefestigung von Liao yan und die östlich anschließenden befestigten Höhen des nördlichen Tai tsy ho-Ufers von starken Teilen der Armee — hauptsächlich frische Truppen der Armeereserve — behauptet wurden, gelang es am 2. September in allgemeiner Linie Sa chu tun—Kohlengruben von Yen tai den größeren Teil des russischen Heeres bereitzustellen, während die Japaner bis dahin auf dem nördlichen Ufer des Tai tsy ho nur über zwei starke Divisionen (12. und 2.) verfügten. Für den Angriff am 2. September stand somit den Russen hier eine gewaltige Überlegenheit an Zahl zu Gebote. Der Mißerfolg der auf dem äußersten linken russischen Flügel vereinzelt angreifenden Brigade Orlow veranlaßte es jedoch, den Angriff zunächst aufzuschieben; schließlich gab der russische Feldherr, am Erfolge zweifelnd, den Angriffsentschluß ganz auf und trat am 3. September den Rückzug an. Da die Japaner auf ihrem linken Flügel durch die Befestigungen von Liao yan aufgehalten wurden und auf ihrem rechten Flügel zum Nachdrängen zu schwach waren, konnte sich der russische Rückzug in Ordnung vollziehen.

Es unterliegt heute wohl keinem Zweifel, daß am 2. September ein russischer Angriff auf den rechten japanischen Flügel nördlich des Tai tsy ho alle Aussicht auf Erfolg hatte. Ein viel entscheidenderer Erfolg aber winkte, wenn der russische Feldherr, nachdem am 30. August die japanischen Angriffe abgewiesen waren, am 31. morgens selbst auf dem südlichen Ufer des Tai tsy ho zur Offensive überging und dabei den Hauptnachdruck des Angriffs gegen den linken Flügel der japanischen Zweiten Armee richtete. Während die Japaner hier an frischen Kräften nur noch

über die 4. Division verfügten, konnten etwa fünf neue russische Divisionen (IV. Sibirisches Armeekorps, 71. Infanterie-Division, die halbe 5. Ostsibirische Schützen-Division und der größte Teil des XVII. Armeekorps) zur Entscheidung eingesetzt werden. Auch ein Durchbruch durch die Front der weit auseinander gezogenen japanischen Ersten Armee entlang der Straße über Wan ba tai war an sich möglich, versprach aber keine entscheidende Wirkung, da hier nur schwächere Teile des feindlichen Heeres von dem Angriff unmittelbar getroffen wurden und die Ausbeute eines hier errungenen Teilerfolges gegen die japanische Vierte und Zweite Armee durch die Geländeverhältnisse erschwert war.

Das nach den Meldungen bevorstehende Herüberziehen des japanischen rechten Flügels auf das nördliche Ufer des Tai tsy ho konnte die Wahrscheinlichkeit des Erfolges auf dem südlichen Ufer nur erhöhen. Wenn dort am 31. August ein entscheidender russischer Sieg erfochten wurde, so wurden die nördlich des Tai tsy ho gegen die russische Rückzugslinie vorgehenden japanischen Heeresteile um so sicherer abgeschnitten, je weiter sie vorgedrungen waren. Rückzugslinien hat eben nur der Besiegte. Bei der damals wohl schon erwiesenen taktischen Überlegenheit der japanischen Truppe und Unterführung wäre allerdings ein russischer Angriff südlich des Tai tsy ho auch bei bedeutender Zahlenüberlegenheit an entscheidender Stelle immerhin ein Wagnis gewesen. Die strategische Gesamtlage drängte nicht zu einem solchen Wagnis und man kann dem russischen Feldherrn kaum einen Vorwurf machen, daß er sich hierzu nicht entschloß. Einem kühnen Feldherrn an der Spitze annähernd gleichwertiger Truppen aber hätte die große Ausdehnung der japanischen Ersten Armee die Aussicht auf einen entscheidenden Sieg eröffnet.

Bei Mukden*) tritt schon in der Anlage der Schlacht bei den Japanern das Bestreben hervor, die in 75 km ausgedehnten, befestigten Stellungen stehenden etwa gleichstarken Russen (ungefähr 310 000 Mann) auf beiden Flügeln zu umfassen. Zwar hatte das Vorgehen des japanischen rechten Flügels den erhofften Erfolg, den russischen Feldherrn über die beabsichtigte Hauptangriffsrichtung gegen seinen rechten Flügel zu täuschen und zur vorzeitigen Kräfteverschiebung zu veranlassen, aber in dem Gebirge kam das Vorgehen des japanischen östlichen Flügels bald zum Stocken und es war dem russischen Feldherrn möglich, starke Teile der gegenüber befindlichen Kräfte wieder wegzuziehen. Dagegen fehlte den Japanern infolge ihrer großen Ausdehnung auf ihrem linken Flügel, wo sie die Hauptentscheidung suchten, die nachdrückliche Kraft zu einem vernichtenden Schlage. Die japanische Dritte Armee traf westlich Mukden auf eine neugebildete feindliche Front, gegen die sie allein die Entscheidung nicht herbeiführen konnte. Das allmähliche Herüberziehen der Zweiten Armee auf das nördliche Hun ho-Ufer und die immer weitere Verschiebung bereits eingesetzter Kräfte nach

*) Seite 298.

Norden, um den feindlichen rechten Flügel zu umspannen, konnte den Feind nicht hindern, seinerseits durch Kräfteverschiebung der Umfassung zu begegnen. Die in der Mitte befindliche weit ausgedehnte japanische Vierte Armee besaß nicht die Kraft, den Feind vor ihrer Front genügend zu fesseln.

Wohl mit Recht ist darauf hingewiesen worden,*) daß die übermäßige Ausdehnung der russischen Front die Japaner nicht dazu bestimmen brauchte, diese Ausdehnung ihrerseits noch zu übertreffen, sondern vielmehr die Möglichkeit bot, die östliche Hälfte der russischen Front unberücksichtigt zu lassen und mit weit überlegener Kraft den rechten russischen Flügel umfassend anzugreifen. Es bestand dann Aussicht, die Russen von ihren Verbindungen nach Osten in das Gebirge abzudrängen. Der Erfolg war bei diesem Verfahren nicht nur voraussichtlich größer, er war auch sicherer, indem dabei die Möglichkeit blieb, aktiven Gegenmaßnahmen des Feindes mit starken, dem entscheidungsuchenden Flügel folgenden Kräften zu begegnen. Die japanische Heeresleitung brauchte allerdings nach den bisherigen Kriegserfahrungen und der ihr anscheinend ziemlich genau bekannten russischen Kräfteverteilung kühne Gegenzüge des Feindes nicht sehr zu fürchten. Immerhin hätte das von den Japanern gewählte Verfahren den Russen die Möglichkeit geboten, ihre sehr ungünstige Kräfteverteilung zu verbessern, und damit die Aussicht auf erfolgreiche Gegenmaßnahmen gegeben. Wenn der russische Feldherr sich damit begnügte, das Vordringen der japanischen Fünften Armee (drei Divisionen) im Gebirge mit schwächeren, der Ersten Armee entnommenen Kräften**) zu verzögern, so konnte er die zurückgehaltenen zwei bis zwei und ein halbes Armeekorps (I. Sibirisches, 3/4 XVI. Armeekorps, 72. Infanterie-Division, 1/2 6. Ostsibirische Schützen-Division) zunächst in einer Aufnahmestellung zwischen Pu ho und Hun ho, gestützt auf die etwa 10 km westlich Mukden angelegten Befestigungen, der umfassenden japanischen Dritten Armee entgegenstellen. Unter dem Schutze dieser Kräfte und starker Arrieregarden, die in den befestigten Stellungen am Scha ho und an den Gebirgspässen weiter östlich ein Nachdrängen des Feindes verzögerten, konnten die russischen Armeen an den Hun ho zurückgenommen und dort neu gruppiert werden. Die Verteidigung nach Süden in einer wesentlich verkürzten Front, etwa von Ma kia pu bis Kiu san konnte der Dritten und Ersten Armee zugewiesen werden, welche dabei die südlich und östlich Mukden vorbereiteten Befestigungen ausnutzen konnten. Westlich Mukden, unter dem Schutze der Aufnahmestellung konnten die Zweite Armee versammelt und nördlich Mukden ein bis zwei der Dritten und Ersten Armee entnommene Korps als Heeresreserve bereitgestellt werden. Aus dieser

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1905. 3. Heft. „Der Russisch-japanische Krieg" von Major Löffler.

**) Von dieser Armee stand schon bei Beginn der japanischen Offensive ein „Detachement" in der Stärke von 17 Bataillonen, 18 Eskadrons, 30 Geschützen, 8 Maschinengewehren in der Gegend des Da lin-Passes.

nach rückwärts erfolgten Kräftevereinigung am rechten Flügel konnte mit sechs bis acht Korps, denen die Japaner nördlich des Hun ho keine an Zahl ebenbürtigen Kräfte entgegenzustellen hatten, zur Offensive übergegangen werden. Versuchten dann die Japaner, wie sie es wirklich taten, durch Verschieben bereits eingesetzter Kräfte und weites Dehnen ihrer Fronten, wobei den Divisionen durchschnittlich Räume von mehr als 5 km zufielen, die russische Front westlich Mukden von Norden her zu umfassen, so hätte ein solches Verfahren einem kühnen Feldherrn mit angriffstüchtigen Truppen die erwünschte Gelegenheit geboten, die dünne feindliche Linie unmittelbar nördlich des Hun ho mit überlegener Kraft einzudrücken und damit die feindlichen Heeresteile am nördlichen Hun ho-Ufer unter Abdrängung von ihren Verbindungen vernichtend zu schlagen.

Nicht eine Beurteilung der japanischen und russischen Führung ist Zweck der vorstehenden Betrachtungen; auch einem kühneren Feldherrn hätte die Eigenart des russischen Heeres lähmende Fesseln angelegt. Die japanische Heeresleitung andererseits hat den feindlichen Feldherrn und sein Heer richtig eingeschätzt, die weit überlegene Angriffstüchtigkeit der japanischen Truppe und die viel höhere Energie der Führung lassen die Gefahren der gewählten großen Ausdehnungen wesentlich herabgemindert erscheinen. Für den vorliegenden Zweck kam es nur darauf an festzustellen, daß die übergroße Ausdehnung der Japaner bei Mukden die Größe ihres Erfolges wohl herabgemindert hat und daß bei Liao yan und bei Mukden für die Japaner in ihren großen Ausdehnungen ernste Gefahren und für einen anderen Feind begründete Aussichten auf große Erfolge lagen. Nicht in dem Streben nach Umfassung und den großen Ausdehnungen liegt also das Geheimnis der japanischen Erfolge. Es bestätigt sich vielmehr wieder, daß es im Kriege, wo alles auf einer Wechselwirkung lebendiger Kräfte beruht, kein Mittel gibt, das an sich den Erfolg verbürgen könnte. Die Form, in der gestern der Sieg erfochten wurde, kann morgen Ursache der Niederlage sein. Nicht in einer bestimmten Form, sondern in der Seele der Führung und in den kriegerischen Tugenden des Heeres liegen die Keime des Sieges.

Man wird also bestrebt sein müssen, frei von jedem Vorurteil und unter Abschüttelung jeder theoretischen Lieblingsidee jeden einzelnen Fall im Kriege seiner Eigenart entsprechend zu behandeln. Es wird daher auch die Ausdehnung der Kräfte im Gefecht den stets wechselnden Verhältnissen anzupassen sein.

Bei den dehnbareren Gefechtsformen der Gegenwart ist es heute, mehr noch als früher, die Eigenart des einzelnen Falles, welche die Ausdehnung einer bestimmten Truppenmacht im Gefecht am entscheidendsten beeinflußt.

Es würde wohl den praktischen Zweck verfehlen, wollte man untersuchen, wie den Bedingungen, welche auf die Gefechtsausdehnung von Einfluß sein können, im einzelnen Rechnung zu tragen sei; denn erst das Zusammenspiel verschiedener, in ihren Wirkungen oft sich widersprechender Bedingungen gibt dem Einzelfall sein Gepräge.

Auch innerhalb der gesamten Gefechtsfront werden die Bedingungen für die Ausdehnung der einzelnen Gefechtseinheiten je nach Aufgabe und Gelände verschiedene sein. Die richtige Bemessung der Abschnitte bzw. Gefechtsstreifen für die einzelnen Gefechtseinheiten ist daher eine wichtige Aufgabe der taktischen Führung.

Die gegenwärtigen taktischen Bedingungen gestatten es im Kampf um Zeitgewinn sehr große Ausdehnungen zu nehmen; dadurch wird es möglich Kräfte zu sparen, um an entscheidender Stelle dem Angriff die durchaus erforderliche Tiefe zu geben und für die Führung die erhöht notwendigen Reserven zu gewinnen. Die Dehnbarkeit heutiger Gefechtsformen erleichtert es somit, die Vorteile, welche in großen Ausdehnungen liegen können, auszunutzen und dabei doch die Hauptkräfte an entscheidender Stelle zusammenzuhalten. Eine geschickte Ausnutzung dieses Umstandes gibt die Aussicht, auch bei gleicher oder selbst unterlegener Gesamtstärke an entscheidender Stelle eine Überlegenheit einzusetzen. Gleichmäßige Ausdehnung der Gefechtseinheiten auf der ganzen Front bedeutet dagegen fast immer Kräfteverschwendung und ist meist ein Zeichen taktischer Fehler.

Die vorstehende Abhandlung hat versucht, die Bedeutung der Ausdehnung im Gefecht zu beleuchten; es darf aber hervorgehoben werden, daß nicht die Ausdehnung an sich, sondern erst die dabei entwickelte lebendige Kraft der Truppe das Entscheidende ist.

Erst die Entschlossenheit Werders und das zähe Ausharren der deutschen Truppen machte es möglich, an der Lisaine mit etwa 40 000 Mann in 20 km breiter Front den Anprall einer zwar dreifach überlegenen, aber minderwertigen Armee abzuwehren; es bedurfte der verantwortungsfreudigen Kühnheit Alvenslebens und der opfermutigen Hingabe seiner Truppen, um bei Vionville mit dem III. Armeekorps auf 8 km breiter Angriffsfront den unentschlossenen Bazaine zu lähmen und die ganze französische Rhein-Armee zu fesseln; und erst der Führung und Heer durchdringende Wille, um jeden Preis zu siegen, war es, der den dünnen japanischen Linien die Siegeskraft gegen einen zwar zähen, aber passiven Feind verlieh. Nur in Verbindung mit der Zähigkeit des Festhaltens, mit der Energie des Anpackens haben die großen Ausdehnungen den Feind über die eigene Stärke zu täuschen vermocht. Form und Gehalt müssen einander entsprechen.

Wenn die bisherigen Betrachtungen zu der Erkenntnis geführt haben, daß jede Ausdehnung im Gefecht von einer Wechselwirkung lebendiger Kräfte unter stets verschiedenen Bedingungen abhängig ist und daß dabei — wie überall im Kriege — die unberechenbaren moralischen Faktoren gerade das Entscheidende sind, so muß sich daraus ergeben, daß die Bemessung von Gefechtsausdehnungen nicht durch feste Regeln oder gar durch Zahlenbestimmungen begrenzt werden kann, daß sie vielmehr ein Ergebnis freier Führerkunst darstellt.

Das Exerzier-Reglement für die Infanterie gibt allerdings für die Ausdehnung

der Kompagnie und der Brigade beim entscheidungsuchenden Angriff im Verbande eine Zahlenbestimmung, die „als Anhalt dienen kann". Das Reglement will aber damit — wie schon die Fassung zeigt — nicht eine „Schranke" der Führertätigkeit sondern eine „Stütze" für die Vorstellungskraft, einen gewissen Ersatz für fehlende eigene oder aus der Kriegsgeschichte gewonnene Erfahrung geben. Es ist auch zu beachten, daß es sich hierbei um die Ausdehnung einer im Verbande angreifenden Gefechtseinheit, also nur um eine infanteristische Kampfausdehnung für einen bestimmten Zweck, nicht um die Gefechtsausdehnung eines selbständig fechtenden Truppenkörpers handelt.

Bei Beurteilung von Gefechtsausdehnungen darf man also nicht das Verhältnis von Mann und Meter als Maßstab anlegen, sondern das Verhältnis, in dem die Ausdehnung der Kräfte zu der Eigenart der gesamten Lage steht. Und auf dem Schlachtfelde soll nicht eine tote Zahl, sondern der aus Nachdenken und Erfahrung gewonnene sichere Takt den Entschluß des Führers leiten.

Hierl,
Oberleutnant im Bayerischen 11. Infanterie-Regiment von der Tann,
kommandiert zum Preußischen Großen Generalstabe.



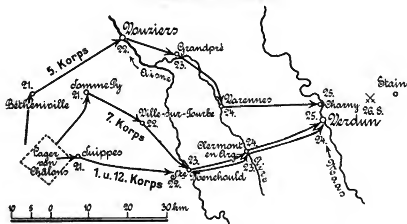
Betrachtungen des französischen Generalstabswerks über den Krieg 1870/71.*)

IV. Mac Mahons Zug nach Sedan.

An historischen Tatsachen bringt die Darstellung des Zuges der Armee von Châlons nach Sedan nichts wesentlich Neues. Dagegen sind einige Urteile und Vorschläge des französischen Generalstabswerks von Interesse.

Der Operationsentwurf des Kriegsministers Grafen Palikao, dessen Grundgedanke der Vormarsch der Armee zur Vereinigung mit Bazaine war, sei kurz erwähnt. Die Armee sollte am 21. 8. in drei Kolonnen aufbrechen, um am 25. in

Vormarschentwurf Palikaos.



der Gegend von Verdun zum Überschreiten der Maas bereitzustehen. Am 26. sollte die deutsche Maas-Armee spätestens geschlagen werden und zwar zwischen Verdun und Etain. Die Überlegenheit Mac Mahons, der dort nach Abrechnung von 15 000 Mann Marschverlusten mit 120 000 Mann zur Schlacht anrücken sollte,

*) Vierteljahrsheft für Truppenführung und Heereskunde. 1905, 3. Heft.

gegenüber der auf 70 000 Kämpfer geschätzten Maas-Armee, war so gut wie sicher. Diese sollte auf die bei Metz stehenden deutschen Kräfte geworfen werden, deren Rückzug sodann angesichts der Vereinigung Mac Mahons mit Bazaine als unvermeidlich angesehen wurde. Warum Prinz Friedrich Karl sich widerstandslos dem Rückzuge der Maas-Armee anschließen sollte, war nicht näher begründet. Nur für den Fall, daß er zur Unterstützung der Maas-Armee auf das Schlachtfeld heraneilen würde, wurde gesagt, daß er dann Bazaine hinter sich herzöge, der ja bisher rühmlich seine Stellungen gehalten habe, obgleich er am 14., 16. und 18. August allein die ganze Wucht der vereinten feindlichen Kräfte auszuhalten hatte. Die Deutschen wären sodann zwischen zwei französischen Heeresmassen erdrückt worden. Eine Rückzugslinie hätte ihnen nicht zur Verfügung gestanden.

Die Einwirkung der Dritten deutschen Armee, des gefährlichsten Gegners der Armee von Châlons, wurde bei diesem Plane dadurch aus den Erwägungen ausgeschaltet, daß man sie durch eine falsche Nachricht irrezuleiten dachte. Dem Kronprinzen von Preußen sollte ein Telegramm in die Hände gespielt werden des Inhalts, daß Mac Mahon über Reims und Rethel auf Paris marschiere.

Skizze 6. Seite 320, 321.

Diesen Plan beurteilt das französische Generalstabswerk in Erkenntnis seiner Unhaltbarkeit wie folgt: Der Erfolg hing fast einzig davon ab, daß dem Kronprinzen von Preußen der Marsch auf Metz eine gewisse Zeit unbekannt blieb, so daß er auf Paris weitermarschierte und zu spät Kenntnis von dem Kampf erhielt, der sich auf dem rechten Maas-Ufer abspielen sollte. Am 26., dem in Aussicht genommenen Schlachttage, nahm man die Dritte Armee bei Vitry le François an: nur 30 km entfernt von der Straße Châlons—Ste. Menehould. Trotzdem sollte ihr der Parallelmarsch von 130 000 Franzosen in östlicher Richtung verborgen sein. Der Minister rechnete also weder mit dem Mittel der Kavallerie-Aufklärung, noch mit dem des Kundschaftsdienstes, noch mit einem möglichen Verrat. Die Maas-Armee hätte über die Stellung der Franzosen am 23. (Clermont en Argonne—Ste. Menehould—Grandpré) im Laufe des 24. Kenntnis gehabt, und so wäre auch durch sie die Nachricht über den Vormarsch der Franzosen an die Dritte Armee gelangt und hätte für den 25. ihre Schwenkung nach Norden bewirkt.

Ferner hätte die schon am 23. auf dem rechten Maas-Ufer in der Linie Verdun—Commercy eingetroffene Maas-Armee den Übergang der Franzosen nicht ungestört sich vollziehen lassen. Vielleicht gelang es ihnen, sich im Laufe des 26. den Übergang zu erzwingen; am 27. wäre die Maas-Armee, langsam der Entscheidung ausweichend, zurückgewichen, und am 28. konnte die Dritte Armee, die am 25. von St. Dizier und Bar le Duc in Marsch gesetzt worden war, bei Etain eingreifen, ihre zu weit entfernten Korps mit einer Kavallerie-Division auf die Rückzugslinie der Armee Mac Mahons entsendend.

Diese Beurteilung birgt einen gewissen Mangel an Einfachheit in sich. Setzt man

sich in die Lage des 23. August, wie sie tatsächlich war, so brauchte nach Bekanntwerden des französischen Vormarsches weder die Maas-Armee die Maas-Linie aufzugeben, um auf Etain mit „combats en retraite“ zu weichen, noch die Dritte Armee drei Tage marschieren, um erst am vierten östlich der Maas die Entscheidung zu bringen. Es erscheint einfacher und von schnellerem Erfolge, wenn die Maas-Armee ihre südlich Verdun stehenden Kräfte herangezogen hätte, um sich dem beabsichtigten Stromübergang der Franzosen frontal vorzulegen, während die Dritte Armee am 25. direkt nach Norden abbiegend, etwa über Pierrefitte—Triaucourt in Flanke und Rücken des Feindes erschien. Sie konnte hier am 26. mit vier Armeekorps ins Gefecht treten, das südlichste von Joinville auf Châlons weitermarschieren lassen. Bis zu diesem Tage hätte die Maas-Armee die am 24. und 25. an der Maas eintreffenden Franzosen wohl mit Sicherheit am Stromübergang gehindert.

Immerhin ist die Annahme berechtigt, daß bei Befolgung des Operationsentwurfes des Grafen Palikao die Katastrophe über die Armee von Châlons um einige Tage früher hereingebrochen wäre, als es in der Tat geschah.

Der Konferenzbeschluß vom 17. August, nach welchem die Armee von Châlons nach Paris zurückgeführt werden sollte, um die Hauptstadt zu schützen, erfährt ebenfalls eine abfällige Beurteilung, die wir als berechtigt anerkennen dürfen. Die Armee sei zum Schutz der Hauptstadt deshalb nicht geeignet gewesen, weil dieser Schutz durch einen Sieg im freien Felde gegen den anrückenden Feind hätte ausgeübt werden müssen und weil die Armee von Châlons nach ihrer Stärke und Zusammensetzung dazu nicht fähig war, selbst wenn sie durch zuströmende Verstärkungen auf 160 000 Mann gebracht worden wäre. Begab sich die Armee aber in den Schutz der Fortlinie, oder wurde sie dorthin zurückgeworfen, so hatten die Deutschen zwar einige Mühe mehr bei der Einschließung, deren Linie dann vielleicht auch noch umfangreicher geworden wäre, schließlich aber wäre die Kapitulation sicher gewesen.

Wie nun aber eine Lösung finden, durch die das Glück sich den französischen Waffen wieder hätte zuwenden können? Das preußische Generalstabswerk*) gibt zu, daß trotz aller ungünstigen Umstände bei Beginn des Unternehmens Mac Mahons ein wenigstens teilweiser Erfolg nicht unmöglich war, weil den Franzosen damals der Vorteil der Überraschung zur Seite stand. Es wird dann auf die Lage des 25. August verwiesen, wo die Franzosen fast in der rechten Flanke der nach Westen gekehrten Heeresfront der Deutschen standen und ihnen freistand, von Norden her in die Argonnen einzudringen, um die dortigen Truppen des Kronprinzen von Sachsen aufzurollen und vereinzelt zu schlagen.

Gewiß, wären nicht die zum Teil durch Verpflegungsrücksichten, zum Teil durch die Unschlüssigkeit des Führers hervorgerufenen Verzögerungen und Umwege gewesen,

*) Teil II, Seite 1298.

so konnte Mac Mahon sogar aus noch günstigerer Richtung die Flanke der Maas-Armee am 25. und in den folgenden Tagen zerbrechen, nachdem er, zunächst in nordöstlicher Richtung vom Lager von Châlons ausbrechend, den Abstand zwischen sich und der Dritten Armee möglichst vergrößert hatte. Dann aber mußte die Einwirkung der Dritten Armee den Erfolgen des durch die Kämpfe erschöpften Siegers ein Ziel setzen, denn ein Entkommen über die Maas zur Vereinigung mit Bazaine wäre ihm nicht mehr gelungen; ebensowenig ein Rückzug in nordwestlicher Richtung.

Der russische Generalleutnant Woide*) räumt hierüber hinausgehend den Franzosen bei einem Siege über die Maas-Armee sogar die Möglichkeit noch weiterer Erfolge ein, indem er sagt: „Geht man von der beiderseitigen Aufstellung am 25. aus, so lagen trotz des vorausgegangenen großen Zeitverlustes die Verhältnisse für die Franzosen doch noch so, daß, wenn es ihnen gelungen wäre, das Geheimnis noch etwa zwei Tage lang aufrecht zu erhalten, die Dritte deutsche Armee die Armee von Châlons nicht mehr eingeholt haben würde." Er behauptet weiter, die Deutschen würden also trotz ihrer großen Mittel zu einem geeigneten „Gegenmanöver" nicht mehr die Zeit gefunden haben und Mac Mahon mußte den Sieg über die Maas-Armee gleichsam nur im Vorbeigehen erfechten, um sodann den Prinzen Friedrich Karl aufzusuchen und zu schlagen zu einer Zeit, wo seine rings um Metz auf beiden Mosel-Ufern verteilt stehende Armee noch keine Gegenmaßregeln gegen den Angriff hätte treffen und dem beabsichtigten Schlage noch nicht hätte ausweichen können.

Woide gibt dann zu, daß diese Erwägungen lediglich der Theorie angehören, da weder die Energie der Führung, noch die moralische Kraft der Truppe ausreichten, um das Wagnis auf sich zu nehmen.

Aber auch zugegeben, die Armee von Châlons hätte die nötige Offensivkraft besessen und es wäre ihr gelungen, die Maas-Armee zu werfen, so wäre doch am Tage der ersten Berührung der Franzosen mit dieser Armee die Nachricht darüber zum Großen Hauptquartier gelangt und hätte für den nächsten Tag den Vormarsch der Dritten Armee in der neuen Richtung veranlaßt. Da diese aber mit ihren vorderen Teilen, nur eine Etappe vor und seitlich, fast unmittelbar neben der Maas-Armee vorging, so dürfte mit Sicherheit anzunehmen sein, daß sie nicht zu spät gekommen wäre, um die Schlappe noch auf dem linken Maas-Ufer wieder gutzumachen.

Das französische Generalstabswerk kommt zu einem anderen Vorschlage, um zu zeigen, wie Frankreich die Katastrophe von Sedan zu ersparen war.

Die Armee von Châlons mußte den anrückenden Deutschen an der Seine ober- oder unterhalb Paris Aufenthalt bereiten, um die Einschließung der Hauptstadt zu verzögern, sodann nach Orleans abziehen, alle die Elemente in sich aufnehmen, die später die Erste Loire-Armee bildeten und von dort aus die Einschließung und Be-

*) Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870. II. Seite 240 f.

lagerung von Paris stören. „Gewiß“, so heißt es weiter, „der Rückzug auf Paris bedeutete das Verlassen der Armee von Metz, die, wie man glaubte, bald unterliegen würde. Und diese Armee enthielt die besten Kräfte Frankreichs. Am Tage der Kapitulation von Metz wäre durch die dort freigewordene deutsche Armee das Gleichgewicht der beiderseitigen Kräfte bei Paris und Orleans aufgehoben worden.“

Und an diese Erwägung anknüpfend, die die Aussicht auf einen schließlichen Erfolg der soeben vorgeschlagenen Operation so gut wie vernichtet, entsteht ein Vorschlag, der darauf hinausläuft, vor dem Abmarsch an die Seine „indirekt Bazaine zu Hilfe zu kommen, ohne die Armee von Châlons aufs Spiel zu setzen“. Und zwar folgendes Scheinmanöver: Mac Mahon mußte einen Vorstoß von Reims auf Metz ansetzen, der am 23. begonnen wurde. Am 24. mußten die Avantgarden Buzancy und Varennes, Kavallerie die Maas stromab von Verdun erreichen, die Armee dabei zu sofortigem Abmarsch nach Westen bereit sein, wenn ein solcher nötig würde. Bis hierher mußte die Bewegung streng geheim gehalten und durch geeignete Deckung gegen Süden feindlichem Einblick entzogen werden. Jetzt aber war die Nachricht vom Vormarsch auf Metz geflissentlich zu verbreiten. Sie hätte das deutsche Große Hauptquartier wahrscheinlich bewogen, am 25. und 26. — wie dies in der Tat geschehen ist — der Dritten Armee den Rechtsabmarsch zu befehlen und von der Einschließungsarmee bei Metz zwei Armeekorps auf Damvillers zu entsenden. Bazaine, vom Anmarsch Mac Mahons in Kenntnis gesetzt, hätte am 27. und 28. einen Ausfall gemacht, bei dem er 50 000 Feinde weniger gehabt hätte. Mac Mahon hätte, sobald sich die Nordschwenkung der Dritten Armee bemerkbar machte, den Rückzug in westlicher Richtung antreten müssen. Erfocht aber Bazaine einen Sieg, so hätte das die ganze Sachlage zugunsten der Franzosen verändert. Weiter wird das Bild nicht ausgesponnen, doch ist wohl anzunehmen, daß nunmehr Bazaine und Mac Mahon vereint der inzwischen heranrückenden Maas- und Dritten Armee die Entscheidungsschlacht liefern sollten. „Freilich war die Operation schwierig, aber vielleicht derzeit die einzig mögliche“ heißt es zum Schluß.

Die vorgeschlagene Scheinoperation ist eine Künstelei, die rein theoretisch einen Erfolg konstruiert. Das Gelingen wäre abhängig gewesen von rechtzeitiger Benachrichtigung und rechtzeitigem Vorgehen Bazaines, rechtzeitigem Zurückkommen Mac Mahons an der nach Norden eingeschwenkten Maas- und Dritten Armee vorüber. Am 25. oder 26. mußte Mac Mahon seinen Rückmarsch antreten, wenn er Aussicht haben wollte, zu entkommen. Wo war er, wenn Bazaine am 28. siegreich war? Drei bis vier Tagemärsche in der Richtung auf Paris entfernt. Was sollte selbst ein geglückter Ausfall Bazaines nützen, wenn Mac Mahon zu derselben Zeit das Innere Frankreichs aufsuchte? Wie sollte Mac Mahon, der bei Wahrnehmung der deutschen Rechtsschwenkung schleunigst zurückgehen sollte, gewahr werden, daß Bazaines Ausfall zu einem Siege geführt, der dann seinen Rückzug auf Paris unnötig gemacht hätte? Wie sollte über-

haupt Bazaine einen unbestrittenen Sieg erfechten — trotz der zeitweiligen Verminderung der Einschließungstruppen um zwei Armeekorps? Gelang ihm wirklich ein Durchbruch, so konnte er die Früchte davon nur ernten, wenn Mac Mahon sich sofort mit ihm vereinigte. Und auch in diesem Falle verfügten die Deutschen über genügende Kräfte, um über die teils stark erschütterten, teils schlecht organisierten französischen Massen bald wieder die Oberhand zu gewinnen.

Im besten Falle kam ein Teilerfolg Mac Mahons zustande, der darin bestand, daß er Bazaine zu einem sehr bald wieder nichtig gemachten Siege über einen Teil der Einschließungstruppen verhalf. Dann war es schon vorteilhafter, die Armee von Châlons ohne die Anstrengungen des Vorstoßes sogleich an die Seine zu führen.

Der Vorschlag birgt in sich denselben Fehler, der Mac Mahon an die belgische Grenze drängte und der am 16. August Bazaine zum Anklammern an die Festung Metz geführt hatte, nämlich die Scheu vor dem Kampfe. Mac Mahon konnte am 26. und 27. August mit schnellem Entschluß den rechten Flügel der Maas-Armee zurückwerfen, um dann wenigstens zu versuchen, nordwestlich zurückzugehen. Statt dessen wich er jeder Berührung mit dem Feinde ängstlich aus, ließ sich gegen seine Überzeugung von der Pariser Regierung weiter nach Osten treiben und scheiterte. Bazaine fand am 16. August nicht den Entschluß, sich auf die unterlegenen feindlichen Kräfte zu werfen, ließ sie anwachsen und sah sich durch die Schlacht des 18. in die Werke der Festung gebannt.

Noch nie ist im Kriege durch das geflissentliche Vermeiden des Kampfes der Erfolg erlangt worden. Wohl aber sind durch rücksichtsloses Draufgehen größere Erfolge errungen, als man sie bei peinlicher Abwägung des Für und Wider theoretisch herausgerechnet hätte.

Wenn am 25. August noch die Möglichkeit vorgelegen hatte, der Maas-Armee einen Schlag zu versetzen, so war die Lage bis zum 27. derart geworden, daß nur ein schneller Rückzug die Armee Mac Mahons wenigstens vorläufig retten konnte. Die Maas-Armee hatte sich mit dem XII. Armeekorps in der Linie Stenay—Dun dem Weitermarsch direkt vorgelegt. Es war erkannt worden, daß die übrigen deutschen Kräfte in Eilmärschen von Süden her gegen die rechte Flanke anrückten. Die vordersten Teile der Franzosen waren noch einen Tagemarsch von der Maas entfernt und schließlich war es zur Gewißheit geworden, daß Bazaine Metz nicht verlassen hatte.

Mac Mahon erkannte die völlige Aussichtslosigkeit einer Fortführung der Operation und entschloß sich zum Abmarsch über Mezieres nach Westen. Er gab für den 28. als Marschziele dem

1. Korps Mazerny,
7. = Chagny,
12. = Vendresse,
5. = Poix,

der Kavallerie-Division Bonnemains Launois, während die des Generals Margueritte in der Gegend von Sommauthe verbleiben sollte, um den Rückzug zu decken.

Durch das Eingreifen des Kriegsministers kam es nicht zu der Bewegung; der Vormarsch auf Montmedy wurde am 28. fortgesetzt und dieser Fehler entschied den Feldzug.

Im Prozeß gegen Bazaine erklärte Mac Mahon später: „Der entscheidende Augenblick des Feldzuges war in le Chesne."*) Das französische Generalstabswerk sagt darüber:

„Mac Mahons Entschluß zum Rückzuge konnte die Armee retten und Frankreich die Katastrophe von Sedan ersparen. Wären militärische Erwägungen maßgebend gewesen, hätte man in Paris eingesehen, daß nur die Armeeführer im Felde imstande sind, die strategische Lage zu beurteilen und die erforderlichen Maßnahmen zu treffen, so konnte das große Unheil noch verhindert werden. Bei Durchführung der Befehle zum Rückzuge wäre am 28. die Armee in guter Lage gewesen: vor sich den Ardennen-Kanal, hinter sich die Eisenbahn. Es war nicht einmal nötig, nordwärts abzuziehen. Man konnte nach Westen über Rethel die Aisne abwärts gehen und die Oise erreichen."

Das Urteil deckt sich nicht ganz mit dem Moltkes, der schrieb: „Der Zug nach Metz ist gescheitert und nur ein rascher Entschluß zum Rückzuge nach Westen vermag jetzt noch die französische Armee der von Süden her drohenden Umfassung zu entziehen."**) Daß dieser Entschluß aber die Armee hätte retten können, wird nicht behauptet und ist auch nicht zugegeben. Die Entscheidung wäre dann später gefallen; nur der gerade jetzt drohenden Umfassung hätte man sich entziehen können, mehr nicht. Die lose gefügte Armee von Châlons hätte, durch den Rückzug immer mehr zur Auflösung und Zersetzung gebracht, vielleicht noch Paris erreicht. Dort aber wäre ihr Schicksal zweifellos dasselbe geworden, das die Bazainesche Armee in Metz erlitt.

Daß aber der Rückzug durch den in Paris befindlichen Kriegsminister, auf dessen Seite die ganze Regierung war, verhindert wurde, daß die Armee von ihm direkt ins Verderben geschickt wurde, ist ein Beweis ohnegleichen dafür, daß im Felde nur der Feldherr zu entscheiden und zu handeln hat. In diesem Sinne wird das Nachgeben Mac Mahons im französischen Generalstabswerk mit Recht verurteilt. Hier beginnt seine Mitschuld an der Katastrophe.

„Tatsächlich", so heißt es im französischen Generalstabswerk weiter, „stellt sich der Vorsprung von zwei Tagen vor der Dritten deutschen Armee (den der Kriegsminister Mac Mahon glaubhaft zu machen suchte), so dar, daß der Marschall ohne Brückentrains einen Fluß überschreiten sollte angesichts 50 000 Mann vom Feinde, die

*) A. H. Q. am 27. August.

**) Preuß. Generalstabswerk Teil II, Seite 1300.

Herren der Übergänge und imstande waren, sie zu zerstören. Die Avantgarden des 5. und 12. Korps konnten zwar am 28. August bei Stenay und Mouzon die Maas erreichen. Aber selbst wenn die Brücken unversehrt waren, konnte der Übergang dieser Korps erst am 30. stattfinden. Das 1. und 7. Korps konnten entweder folgen, dann waren sie während des Überganges dem Angriff der Deutschen ausgesetzt; oder sie holten weiter nordöstlich aus und das 5. und 12. Korps waren gezwungen, ihr Herankommen auf dem rechten Ufer der Maas zu erwarten. In beiden Fällen waren die Verbindungen nach Westen unterbrochen, die Trains usw. fielen zum Teil der deutschen Kavallerie in die Hände und eine verlorene Schlacht bedeutete Vernichtung."

Gegen dieses Urteil ist nichts einzuwenden.

Am Abend des 28. August stand die Armee im Viereck Voult aux Bois—Belval—la Besace—le Chesne. Mac Mahon beschloß, da der Maas-Übergang bei Stenay in Feindeshand gemeldet wurde, bei Mouzon und Remilly überzugehen, also unter Vermeidung eines Kampfes nördlich auszuweichen. Der Vorschlag des französischen Generalstabswerkes, diese Lage durch einen Kampf zu bessern, kann, als theoretische Lösung einer taktischen Aufgabe betrachtet, Billigung finden. Die daran geknüpfte Aussicht aber in strategischer Beziehung führt zur Illusion.

Der Vorschlag ist folgender: Mac Mahon mußte durch einen Angriff der ihm zunächst stehenden feindlichen Kräfte feststellen, ob er wirklich 36 Stunden Vorsprung vor der Dritten deutschen Armee hatte, wie ihm der Kriegsminister mitgeteilt. War es nicht der Fall, dann kam er nicht mehr nach Metz, sondern wurde festgehalten und verlor seine Rückzugslinie. Fand er bei Stenay nur schwache Kräfte, so konnte er sie werfen und auf Metz weitermarschieren. Stieß er schon beim Vormarsch dorthin auf starken Feind, so mußte er die Schlacht wagen. Sie hätte im Falle feindlicher Überlegenheit die Klarheit verschafft, daß man nicht nach Osten weitermarschieren könne. Denn durch das Ausweichen nach Norden wurde nur die zu durchschreitende Entfernung vermehrt, die Vorwärtsbewegung gerade so wie durch eine Schlacht verzögert und jede Aussicht, Nachrichten über den Feind zu bekommen, verloren. Außerdem überließ man dem Feinde den geraden Weg nach Montmedy, und wenn man auch über die Maas bei Mouzon und Remilly hinüberkam, so ließ man damit dem Feinde freie Hand, auf der Sehne des Bogens zu marschieren und bei Montmedy zuvorzukommen.

Mac Mahon konnte alle seine Truppen zu dem Kampfe vereinigen: Das 12. Korps war von la Besace beiderseits der Maas gegen Stenay vorzuschieben; das 5. ebendorthin von Belval unter Entsendung eines starken Detachements zur Aufklärung nach Nouart—Barricourt, dazu die Kavallerie-Division Margueritte. Das 7. Korps war von Voult aux Bois und Belleville über Buzancy in Marsch zu setzen, seine Kavallerie im Verein mit der Kavallerie-Division Bonnemains auf Grandpré und Banthéville vorzutreiben. Das 1. Korps endlich sollte von le Chesne nach

Stonne und la Besace vorgehen, um von dort aus entweder das 5. zu unterstützen oder, falls dies nicht notwendig, die Maas zu überschreiten.

Stießen nun die Aufklärungsabteilungen des 5. und 7. Korps nur auf schwache Kräfte oder Kavallerie, so konnte man auf genügenden Vorsprung vor den Deutschen schließen und auf Metz weitermarschieren. Traf man dagegen erhebliche feindliche Kräfte, so mußte angegriffen werden. Der Ausgang des Kampfes hätte eine bestimmte Unterlage für die weiteren Entschlüsse gegeben. Von der feindlichen Armee war zunächst nur das XII. Armeekorps bei Nouart und Stenay zu bekämpfen und das Gardekorps bei Buzancy. Später wäre das IV. Armeekorps, dann das I. bayerische, schließlich die über Grandpré heraneilende Avantgarde des V. Armeekorps mit in den Kampf getreten.

Die Schlacht — so endigt der Vorschlag — wäre wahrscheinlich unentschieden gewesen. Aber Mac Mahon konnte dann schließen, daß der Marsch auf Metz nun nicht mehr ausführbar, also der Rückzug über Mezieres nötig wurde, wo inzwischen das 13. Korps Vinoy eintraf. Die Armee wäre dann „mittelst einiger Arrieregardenkämpfe gerettet worden."

Bis zu der Annahme einer unentschiedenen Schlacht kann man bei diesem Vorschlage alles zugeben, ja man kann mit Woide*), der auch diese Lösung erwägt und sie sodann wegen ungenügender Schlagfertigkeit der Franzosen in das Gebiet der grauen Theorie verweist, sogar annehmen, daß die zunächst getroffenen deutschen Armeekorps hätten eine Schlappe erleiden können.

Daß aber sodann die französische Armee sich mit einigen Arrieregardenkämpfen hätte vom Gegner lösen, Mezieres erreichen und gerettet werden können, ist ein leichtes Abtun von Schwierigkeiten, vor denen die Armee selbst nach einem vorübergehend hier erreichten Erfolge stand.

Denn am Abend des 29. August standen die Deutschen in hinreichender Stärke und Versammlung, um am nächsten Tage ihrerseits die Offensive mit Erfolg aufzunehmen. Auch war für die Verlegung des Rückzuges gesorgt: Drei Kavallerie-Divisionen standen von Attigny bis Vouziers; hinter ihnen das XI. Armeekorps, dann eine weitere Kavallerie-Division und endlich das VI. Armeekorps zur Verwendung bereit.

Gegen die auf deutscher Seite vereinten Vorteile der Überlegenheit an Zahl und der gelungenen strategischen Umfassung gab es eben seit dem 28. August kein Mittel mehr, auch wenn die Tapferkeit der französischen Armee an irgend einer Stelle zu einem taktischen Erfolg geführt hätte.

Noch gewichtiger werden diese Gründe gegenüber dem Vorschlag, den das französische Generalstabswerk selbst noch für den 30. August macht, daß nämlich Mac

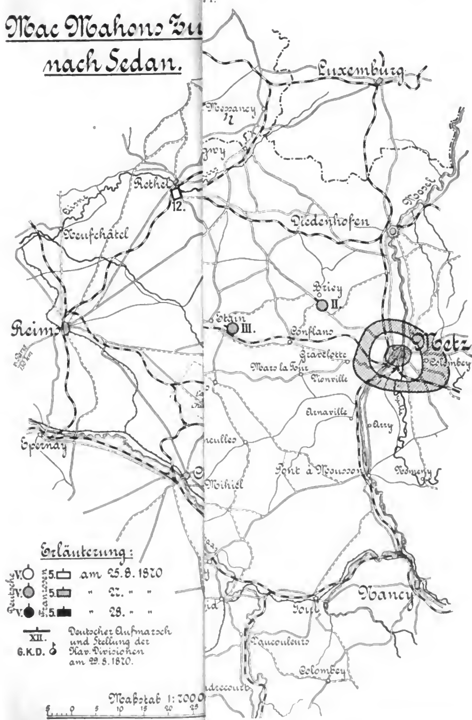
*) A. a. O. Seite 244.

Mahon mit seinen gesamten Kräften an diesem Tage in der Linie Stonne—la Besace—Yoncq—Bois de Givodeau den deutschen Angriff, der tatsächlich für den 30. befohlen wurde, zurückweisen sollte, um dann seine Armee durch den Rückzug nach Nordwesten zu retten. Die Tatkraft der deutschen Führung wird bei diesen Vorschlägen recht gering eingeschätzt.

So hat das französische Generalstabswerk auch bei diesem Abschnitt des Krieges seinen Beurteilungen eine Reihe von Vorschlägen folgen lassen, wie man zu Erfolgen oder wenigstens zur Vermeidung der Katastrophe von Sedan hätte gelangen können. Abgesehen von dem Umstande, daß bei der Armee von Châlons weder die Führung die hinreichende Kraft besaß, um schwierige Lagen mit frischer Initiative zu überwinden, noch die Truppe geeignet war, um ein brauchbares Werkzeug zu ihrer Durchführung zu sein, offenbart sich bei allen diesen Vorschlägen ein Optimismus, der nicht angebracht ist. Die dem Feinde zu Gebote stehenden Gegenmaßregeln werden nicht bis zu Ende erwogen und damit verlieren die Lösungen, die ohnehin ganz theoretisch gefunden wurden, an Wert.

Helfritz,
Hauptmann und Kompagniechef im Infanterie-Regiment
Graf Bülow von Dennewitz (6. Westfälisches) Nr. 55.





Hofbuchhandlung von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.



Die Tätigkeit der Etappe im Südwestafrikanischen Feldzuge.

Vorbemerkung.

Die Tätigkeit unserer Truppen in Südwestafrika, die opfermutige Hingabe, die Offiziere und Mannschaften in wochenlangen, entbehrungsvollen Kreuz- und Querzügen durch ein kulturarmes, fremdartiges Land, in heißem, durch die Qualen des Durstes und der afrikanischen Sonne erschwertem Ringen gegen einen kriegsgewohnten, mitleidlosen Feind bewiesen haben, ihre Tapferkeit und Ausdauer in einem langen, an glänzenden, ins Auge fallenden Erfolgen armen Kriege, ist von amtlicher und nichtamtlicher Seite gebührend gewürdigt worden. Die Pflicht der Dankbarkeit gebietet aber, auch der nicht minder notwendigen, aufreibenden und entsagungsvollen Arbeit derjenigen zu gedenken, die in stetem Kampfe mit den schwierigsten Verhältnissen die materiellen Grundlagen schufen und erhielten, ohne die eine Kriegführung in einem von allen Hilfsmitteln entblößten Lande, wie es Südwestafrika nach der Erhebung der Eingeborenen war, undenkbar ist: der Etappe und aller ihrer Organe. Es erscheint dies umso notwendiger, als die im Etappendienst verwendeten Heeresangehörigen nur ausnahmsweise in der auch heute noch nicht erstorbenen Romantik des Kampfes und in dem Ruhme überstandener Gefahren eine Entschädigung für ihre anstrengende und wenig anziehende Arbeit finden.

Daneben sollen die folgenden Zeilen weiteren Kreisen der Armee wenigstens einen Teil der Erfahrungen zugänglich machen, die in Südwestafrika auf dem schwierigen Gebiete des kolonialen Etappendienstes gemacht worden sind und die nur allzu leicht wieder in Vergessenheit geraten.

I. Das Etappenwesen im Herero-Lande.

1. Einleitung.

Die Etappentätigkeit bildet die Voraussetzung für jede moderne Kriegführung.

Die Zeit, in der verhältnismäßig kleine Heere ohne geregelte Zufuhr und ohne festgeordnete rückwärtige Verbindungen weite Kriegszüge unternahmen, wo also der Krieg im wahren Sinne des Wortes den Krieg ernährte, sind auch für europäische Verhältnisse längst dahin. Auch das reichste Land vermag nicht mehr den massenhaften Bedürfnissen moderner Heere ohne Zufuhr zu entsprechen. Ein gewaltiger Apparat muß in Bewegung gesetzt werden, um die Heere dauernd mit Verpflegung, Munition, Ausrüstung zu versehen und ihnen Verwundete, Gefangene, Beute und unbrauchbares Material abzunehmen, zahlreiche Truppen sind erforderlich, um diesen Apparat zu decken und um Ruhe und Ordnung im Rücken des Heeres zu erhalten. So waren am Schlusse des Deutsch-französischen Krieges bei einer Stärke der deutschen Feldarmee von rund 684 000 Mann etwa 140 000 Mann für die verschiedenen Aufgaben des Dienstes hinter der Front in Frankreich verwendet, abgesehen von den in der Heimat für die Zufuhr zur Armee tätigen Kräften.

Besondere Anforderungen an die Etappe in Kolonialkriegen.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß in den Kolonien das Zufuhrwesen, die Tätigkeit der Etappe noch wesentlich größeren Umfang und erhöhte Bedeutung gewinnen muß, namentlich wenn nicht die genügsamen Eingeborenen, sondern europäische Soldaten mit ihren entwickelten Bedürfnissen Verwendung finden. Das Land liefert wenig oder nichts zum Unterhalt der Truppe, sei es, daß es überhaupt unfruchtbar und wüste ist oder daß seine Erzeugnisse für die Ernährung des Europäers nicht in Betracht kommen. Außer Ausrüstung, Bekleidung, Sanitätsmaterial müssen der Truppe tausenderlei Bedürfnisse des täglichen Lebens zugeführt werden, die auch ein wenig entwickelter europäischer Landstrich ohne weiteres liefert. Rechnet man dazu die Transportschwierigkeiten, die bei den zu überwindenden Entfernungen, dem Mangel an Straßen, Eisenbahnen und Beförderungsmitteln unausbleiblich sind, so erkennt man, welche gewaltigen Anforderungen an die Etappe bei jeder kolonialen Unternehmung herantreten, die über den Rahmen eines Streifzuges hinausgeht. Von ihrer erfolgreichen Bewältigung hängt der Erfolg der Kriegführung in den Kolonien ab, weil bei einem Versagen der Zufuhr die Truppe sich nicht mehr oder minder gut selbst helfen kann, sondern in ihrer Tätigkeit lahmgelegt, oft geradezu in ihrem Bestande bedroht ist.

Erfahrungen fremder Heere bei Kolonialkriegen.

Daß zur Bewältigung einer solchen Aufgabe nicht nur Erfahrung und Umsicht, sondern auch zahlreiches Personal und reiche Mittel erforderlich sind, haben die Armeen längst erkannt, die häufiger Kolonialkriege zu führen hatten. Bei den

Engländern bildet regelmäßig die sorgfältigste Vorbereitung des Zufuhrwesens, die Organisation des Transports und die Bereitstellung der Heeresbedürfnisse in der Nähe des Operationsgebiets die Grundlage und Vorbedingung jeder kolonialen Unternehmung. Gerade die bestgeleiteten und erfolgreichsten englischen Kolonialfeldzüge, der abessinische von 1868 und der Zug Lord Kitcheners nach dem Sudan, zeichnen sich durch besonders vorsichtige und gründliche Etappenvorbereitung aus. Für den abessinischen Feldzug fanden neben 10 800 Mann fechtender Truppen 14 000 Etappen- und Trainmannschaften und mehr als 40 000 Zug- und Tragetiere Verwendung. Für seinen Vormarsch auf Prätoria stellte Lord Roberts, nachdem in den Anfangsoperationen des Burenkrieges auch das Transportwesen versagt hatte, bei einer Heeresstärke von 200 000 Mann 55 000 Mann Besatzungs- und Etappentruppen bereit. Auch die Japaner haben in dem Mandschurischen Kriege trotz der geringen Entfernungen und der im Vergleich zu Südwestafrika bedeutend ergiebigeren Hilfsquellen des Kriegsschauplatzes außerordentliche Anstrengungen für Etappenzwecke gemacht.

Südwestafrika bietet für das Etappenwesen außergewöhnliche Schwierigkeiten.

Zu den kolonialen Kriegsschauplätzen, die an die Tätigkeit der Etappe die allergrößten Anforderungen stellen, gehört unstreitig unser südwestafrikanisches Schutzgebiet, wenigstens in dem Zustande, in dem es sich nach Ausbruch des Herero-Aufstandes befand. Außer Schlachtvieh und Weide vermochte das Land an sich zum Unterhalt der Truppe so gut wie nichts beizutragen. Das Schlachtvieh aber war zum größten Teil den Aufständischen in die Hände gefallen, die Weide reichte wohl für die auf weite Räume zerstreuten Herden der Farmer und Eingeborenen, nicht aber für die dauernd zusammenbleibenden Pferde und Viehmassen aus, deren eine Truppe von einiger Stärke in diesem Lande bedarf, sie versagte außerdem überhaupt, sobald die nötigen Regenfälle ausblieben. Die geringen Hilfsmittel, die die erst in den Anfangsstadien befindliche europäische Besiedelung den Truppen hätte liefern können, waren der Raubgier und der Zerstörungslust der Eingeborenen zum Opfer gefallen. Die Zufuhr von außen war durch die ungünstige Küstenentwicklung auf eine einzige Landungsstelle beschränkt, deren geringe Leistungsfähigkeit noch näher geschildert werden wird. Für den Nachschub innerhalb des Schutzgebietes war man, abgesehen von der einzigen, wenig leistungsfähigen Bahn Swakopmund—Windhuk auf den schwerfälligen und langsamen, aber der Eigenart des Landes angepaßten Ochsenwagen angewiesen, sah sich aber durch den Aufstand im entscheidenden Augenblick fast des gesamten einheimischen Tiermaterials beraubt*) und auf die zeitraubende Beschaffung von Zugtieren im Auslande angewiesen. Zu alledem kam, daß das für die Erhaltung der zahlreichen Zugtiere unentbehrliche Wasser eigentlich nirgends in ausreichendem Maße vorhanden oder doch erschlossen war, ja oft ganz versagte.

Skizze 8.

*) Nur im Bastard-Lande waren größere Bestände verblieben.

Bei der alten Schutztruppe waren die Schwierigkeiten in geringerem Maße zu Tage getreten.

Unter diesen Verhältnissen hatte die alte Schutztruppe bei ihren Kriegszügen natürlich auch gelitten, aber ihre geringe Stärke und die Art ihrer Unternehmungen hatte die aus ihnen erwachsenden Schwierigkeiten weniger hervortreten lassen. Die Gefechtsstärke hatte immer nur einige 100 Mann betragen, für die auf wenigen Wagen alle erforderlichen Vorräte für Wochen mitgeführt werden konnten. Versagte die Zufuhr trotzdem gelegentlich infolge von feindlichen Unternehmungen oder Viehseuchen wie z. B. während der Naukluft-Kämpfe 1893/94, so konnten, da es sich immer nur um Bestrafung einzelner Stämme handelte, mit denen man außerdem dauernd in Unterhandlungen stand, die Operationen ohne größeren Nachteil auf günstigere Zeiten vertagt werden. Ferner hatte die Schutztruppe, da sie bis zu der Erhebung der Hottentotten im Jahre 1904 stets einen Teil der Eingeborenen auf ihrer Seite hatte, niemals Mangel an farbigen Treibern, die später so schmerzlich vermißt werden sollten. Umfangreiche Friedensvorbereitungen für die Sicherstellung der Bedürfnisse einer umfassenderen Operation verbot die Beschränktheit der verfügbaren Mittel, abgesehen davon, daß man nach den bisherigen Erfahrungen nicht mit einer solchen Möglichkeit rechnen zu müssen glaubte. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte man sich allerdings durch Anlage einer Anzahl reich ausgestatteter und gut befestigter Magazinplätze die spätere Kriegführung sehr erleichtern können. Auf bloße Möglichkeiten hin konnte aber niemand eine solche Millionen verschlingende Einrichtung vertreten.

Friedensvorbereitungen vor Ausbruch des Aufstandes.

Tatsächlich bestanden Anfang 1904 Hauptverpflegungsmagazine in Swakopmund, Windhuk und Keetmannshoop, von denen aus die kleineren Stationen versorgt wurden. Da aber alle Magazine zusammen nur einen Jahresbedarf für die damalige Stärke der Schutztruppe*) enthielten und ein Teil der Vorräte beim Ausbruch des Aufstandes in die Hände der Eingeborenen fiel, konnten die vorhandenen Bestände wenig mehr als den ersten Bedarf der schnell anwachsenden Schutztruppe und der aller Hilfsmittel entblößten Zivilbevölkerung decken. Im übrigen bildete eine umfassende Zufuhr die Voraussetzung für die Verwendung stärkerer Truppenkörper in der Kolonie.

2. Das Etappenwesen während der Kommandoführung des Obersten Leutwein.

Die ersten Bedürfnisse der Schutztruppe und des Marine-Expeditionskorps sind gering.

Zunächst freilich waren die Bedürfnisse der Schutztruppe gering. Die anfangs allein im Herero-Lande operierende 2. und 4. Feldkompagnie sowie der Ersatztransport Winkler fanden in dem Hauptmagazin Windhuk und in den Stationen des Nordgebiets alles, was sie für einen längeren Zeitraum brauchten. Die ihnen im Frieden zugeteilten und die bei Ausbruch der Feindseligkeiten ausgehobenen Transportmittel reichten aus, um, wie bei den früheren Strafexpeditionen, alles Erforderliche mitzuführen.

*) Rund 800 Mann.

Auch das zuerst eintreffende Marine-Expeditionskorps hatte zunächst keinen größeren Bedarf, da es mit allem Nötigen sehr reichlich versehen war*) und in dem beigegebenen Proviant- und Materialiendepot wenigstens die notwendigsten Organe für die Regelung des Zufuhr- und Verpflegungsdienstes besaß. Es erwies sich indessen von vornherein als zweckmäßiger, kein besonderes Nachschubsystem für die Marineteile einzurichten, sondern diese unter Abgabe der mitgebrachten Vorräte die Einrichtungen der Schutztruppe mitbenutzen zu lassen.**) Trotzdem mußten bald Teile des Expeditionskorps für Etappenzwecke, Stationsbesatzungen, Transportbedeckungen usw. abgegeben werden. Im weiteren Verlauf gestaltete sich die Versorgung des Marine-Expeditionskorps mit Verpflegung und sonstigen Bedürfnissen so, daß die an der Bahn verbleibenden Teile ihren Bedarf den dort befindlichen Magazinen entnahmen, während die zur Ost- und Westabteilung tretenden ähnlich wie die alten Schutztruppen-Kompagnien mit Transportmitteln ausgestattet wurden, die die Mitnahme eines größeren Vorrats (30 Tage) und dessen selbständige Ergänzung ermöglichten, solange die Bewegungen der Truppe nicht zu schnell und die Entfernung von den nächst gelegenen Proviantämtern nicht zu groß waren. Die Anlage von Zwischenmagazinen wurde nur während des Vormarsches der Ostabteilung auf Onjati und auch dort nur vorübergehend notwendig. Die Beschaffung der erforderlichen Transportmittel bereitete jedoch bereits damals nicht geringe Schwierigkeiten.

Die Eisenbahn Swakopmund—Windhuk erweist sich als ein unentbehrliches Hilfsmittel.

Bei den geringen im Herero-Lande vorhandenen Vorräten und der vermehrten Truppenstärke***) hätte der Anfang Februar 1904 im Herero-Lande verfügbare Bestand an Lebensmitteln, Munition, Ausrüstungsgegenständen aller Art in kürzester Zeit zur Neige gehen müssen und bei den großen Schwierigkeiten des Landtransportes nicht ergänzt werden können, wenn der deutschen Kriegführung nicht in der Bahn Swakopmund—Windhuk ein bei all seinen Mängeln unschätzbares Hilfsmittel zu Gebote gestanden hätte.

Diese war in den Jahren 1897 bis 1902 mit dem für militärische Zwecke vorrätig gehaltenen Feldbahnmaterial in einer Spurweite von 60 cm erbaut worden, als die immer größere Ausbreitung der Rinderpest ein Versagen der landesüblichen Transportmittel in gefahrdrohende Nähe rückte. Eingleisig, mit äußerster Sparsamkeit erbaut und nur notdürftig unterhalten, war die Bahn bei Ausbruch des Aufstandes sehr wenig leistungsfähig; insbesondere befand sich das rollende Material in keinem

*) Mit dem Marine-Expeditionskorps gelangte ein etwa für 4 Monate ausreichender Verpflegungsbedarf für dasselbe zur Verschiffung.

**) Nach der mit dem Kaiserlichen Gouvernement getroffenen Abmachung erhielt dieses außer den abgegebenen Beständen den von der Marineverwaltung für die Verpflegung ausgeworfenen Satz von 2 Mark für jeden Mann und Tag.

***) 2., 4., demnächst 1. Feldkomp., Feldbatterie, Marine-Expeditionskorps einschließl. Habichtmannschaften, Transport Winkler, Mannschaften des Beurlaubtenstandes, Kriegsfreiwillige.

sehr brauchbaren Zustande. Dazu kam, daß in den ersten Tagen des Aufstandes, abgesehen von den Beschädigungen durch die Hereros, weite Strecken durch außergewöhnlich heftige Regengüsse völlig zerstört wurden. Hier rechtzeitig und mit großer Energie Abhilfe geschafft zu haben, ist ein besonderes Verdienst des Kommandanten von S. M. S. Habicht, Korvettenkapitän Gudewill, der dabei aufs beste von dem Personal der Otawi-Bahn-Gesellschaft und der Woermann-Linie unterstützt wurde.*)

Die Eisenbahntruppe übernimmt den Bahnbetrieb.

Während so die Herstellung des Bahnkörpers verhältnismäßig rasch gelang, vermochte die Betriebsleitung aus eigener Kraft nicht, die Leistungsfähigkeit dem schnell wachsenden Bedarf entsprechend zu steigern.**) Schon nach kurzer Zeit war sie am Ende ihrer Leistungsfähigkeit angekommen, insbesondere schmolz die Zahl der betriebsfähigen Maschinen und Wagen schnell zusammen, weil in den Reparaturwerkstätten die erforderlichen Arbeiter fehlten. Am 1. April 1904 wurde daher die Bahn in militärischen Betrieb genommen und dessen Leitung dem ältesten Offizier der beiden bis dahin in Südwestafrika eingetroffenen Eisenbahndetachements,***) Hauptmann Witt, übertragen. Es wird noch zu schildern sein, in wie hohem Maße es die Eisenbahntruppe unter Mitwirkung des bisherigen Personals verstand, durch Verbesserungsarbeiten aller Art und Neueinstellungen von Material die Leistungen der Bahn zu erhöhen.

Immerhin hat das Vorhandensein der Bahn auch in dem Zustande, in dem sie sich befand, sehr wesentlich zu dem schnellen Verlauf des Herero-Krieges beigetragen. Mit Recht ist von maßgebender Stelle betont worden, daß, wenn die Bahn nicht vorhanden gewesen wäre, man sie erst hätte bauen müssen, ehe an die Niederwerfung der Aufständischen hätte herangegangen werden können. Auch für die Kolonien bestätigte sich somit das Wort des Feldmarschalls Moltke, daß jede Neuanlage von Eisenbahnen ein militärischer Vorteil ist.

Die Hafenverhältnisse zu Beginn des Krieges.

Geringere Schwierigkeiten bereiteten zu Beginn der Operationen der Zufuhr von außen die Landungseinrichtungen in Swakopmund, die auch nur auf den sehr geringen Friedensverkehr zugeschnitten waren. Swakopmund besitzt nur eine offene Reede mit Bootshafen, auf der die Dampfer sehr weit ab vom Lande liegen und die Landung mit Hilfe von Leichtern besorgt werden mußte. Das Personal der die Landung ausführenden Woermann-Linie war gering und nur ein einziger Schlepper mit wenigen Leichtern vorhanden, aber man konnte wenigstens anfangs noch ungefährdet mit den Schleppzügen in den durch die Mole gebildeten Leichterhafen gelangen, so daß die ersten Transporte noch mit genügender Schnelligkeit gelandet werden konnten. In demselben Maße indessen, wie sich die Truppen- und Materialtransporte häuften, nahm die Leistungsfähigkeit der Hafeneinrichtungen infolge der zunehmenden Versandung des Hafenbeckens, vor allem der Einfahrt, ab, ohne daß

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1906, 1. Heft, Seite 165 ff.

**) Im Frieden verkehrten auf der Bahn wöchentlich nur 2 Züge mit Personenbeförderung.

***) 4 Offiziere, 120 Mann.

zunächst Abhilfe hätte geschafft werden können. Dies gelang erst sehr viel später durch die hingebende Arbeit militärischer Kräfte.

Als sich im März 1904 die deutschen Streitkräfte in ansehnlicher Stärke zum Angriff auf die an den Onjati-Bergen sitzenden Hereros sammelten, sah sich Oberst Leutwein veranlaßt, die Etappenverhältnisse, soweit dies mit den vorhandenen Mitteln möglich und erforderlich war, unter Anlehnung an die für die Heimat geltenden Grundsätze zu regeln. Die Leitung des gesamten Etappenwesens wurde dem Hauptmann Witt übertragen, Etappen-Kommandanturen in Swakopmund, Karibib, Omaruru, Okahandja und Windhuk errichtet und für den Etappendienst die Mehrzahl der Reservisten und Kriegsfreiwilligen, das Eisenbahndetachement und die Landungsabteilung des Habicht zur Verfügung gestellt. Aufgabe der Etappenbehörden und -Truppen war im wesentlichen die Sicherung der Eisenbahn und die Bedeckung der Eisenbahn- und Landtransporte, Ansammlung eines dreimonatlichen Verpflegungsbedarfs in den Magazinen Windhuk, Okahandja und Karibib, Herrichtung von Lagerräumen und Stapelplätzen und Sicherstellung von Transportmitteln und Munition. Da die Operationen im März und April in unmittelbarer Nähe der Bahn vor sich gingen, bedurfte es vorläufig keines weiteren Ausbaues der Etappeneinrichtungen, insbesondere nicht der Einrichtung eines umfassenden Nachschubs auf Wagen. Für den Bedarf der West- und Ostabteilung genügte die Vorschiebung von Zweigdepots nach Omaruru und Seeis.

Oberst Leutwein trifft eine erste Regelung des Etappenwesens. März 1904.

Eine neue, sehr umfangreiche Tätigkeit, die unter europäischen Verhältnissen ganz außerhalb des Rahmens ihrer Geschäfte liegt, fiel der Etappe in Südwestafrika zu, als vom April 1904 die Verstärkungstransporte aus der Heimat in größerer Stärke und in kürzerer Folge im Schutzgebiete eintrafen. Während in Europa die Truppe vollkommen operationsbereit auf dem Kriegsschauplatz ankommt und der Mitwirkung der Etappe nur zur Erhaltung ihrer Schlagfertigkeit bedarf, war in Südwestafrika die Verwendungsbereitschaft der einzelnen Verbände nur mit ausgiebiger Unterstützung der Etappe zu erreichen. Diese Mitwirkung begann mit der Beschaffung von Vieh und Materialien aller Art im Kaplande sowie in Argentinien und mit der durch die Etappe zu veranlassenden Landung in Swakopmund, sie setzte sich fort in der Verteilung der Mannschaften auf die einzelnen Mobilmachungsorte, wo seitens der Etappe für Unterkunft,*) Verpflegung und Wasser gesorgt werden mußte, in der Zuführung des nötigen Proviants sowie in der Überweisung der Pferde und Fahrzeuge. Da ferner die Pferde in besonderen von der Etappe zu übernehmenden Transporten ankamen und der Bedarf an Fahrzeugen und Zugtieren ebenfalls von außerhalb herangeschafft werden mußte, erwuchs den unzureichend mit Personal ausgestatteten Etappenbehörden eine gewaltige Arbeit, an deren glücklicher Bewältigung der Kommandant des

Mitwirkung bei der Mobilmachung der Verstärkungen.

*) Stallzelte.

stellvertretenden Hauptquartiers, Hauptmann v. Fiedler, der Leiter des Etappen- und Eisenbahnwesens, Hauptmann Witt, und der Oberleutnant v. Bülow in erster Linie beteiligt waren. Daneben fiel der Etappe die Einführung der landesunkundigen Offiziere und Mannschaften in die afrikanischen Verhältnisse zu, sie stellte zu jedem Transporte Landeskundige und erleichterte durch Belehrung und Mitarbeit den außerordentlich schwierigen Übergang aus den wohlgeordneten, durch Anweisungen der Vorgesetzten und eigene Übung geregelten Verhältnissen in das afrikanische Kriegsleben, das an das Anpassungsvermögen und den praktischen Sinn der Führer und jedes einzelnen Mannes so hohe Anforderungen stellt.

Oberst Leutwein nimmt eine Neuordnung der Etappeneinrichtungen vor. Mai 1904.

Gegen Ende der Kommandoführung des Obersten Leutwein erfolgte im Hinblick auf die bevorstehende weitere Verstärkung der Schutztruppe und mit Hilfe des inzwischen eingetroffenen Personals auch eine Neuordnung und Erweiterung des Etappenwesens. An seine Spitze trat der Kommandeur des Marine-Infanterie-Bataillons, Major v. Glasenapp, dem Hauptmann Witt als Leiter des Eisenbahnwesens, Marine-Oberstabsarzt Dr. Metzke als Leiter des Sanitätswesens, Intendantur-Assessor v. Lagiewski als Intendant und Feuerwerksleutnant Donnevert als Vorstand der Munitionsverwaltung zugeteilt und außer den bisherigen Etappen- und Eisenbahnbehörden auch das stellvertretende Hauptquartier und die stellvertretende Intendantur unterstellt wurden. Als Etappengebiet wurde ohne bestimmte Begrenzung das ganze hinter der Feldtruppe befindliche Gebiet bezeichnet und als Etappenhauptort die dem voraussichtlichen Schauplatz der bevorstehenden Operationen am nächsten liegende Bahnstation Okahandja bestimmt. Die Tätigkeit der Etappe erhielt im Mai vor allem durch die Entsendung der Abteilung Bülow nach dem nördlichen Herero-Lande und durch den Vormarsch der Abteilung Estorff gegen den Waterberg eine Erweiterung.*) Die Sicherung der vermehrten Etappenorte und der bedeutend verlängerten Etappenstraßen bedingte den allmählichen Übergang fast des ganzen Marine-Expeditionskorps**) in den Dienst der Etappe. Seine Offiziere und Mannschaften haben sich der ebenso anstrengenden als undankbaren Arbeit auf der Etappe mit gleicher Hingabe gewidmet, wie dem Dienst im Felde, der sich für die unberittene Truppe ganz besonders aufreibend gestaltet hatte.

Das Vorschieben von Teilen der Schutztruppe nach Norden machte ferner die Einrichtung eines Etappenfuhrparks notwendig, dem alle nach Ausstattung der Truppen mit Ochsenwagen***) noch vorhandenen Fahrzeuge überwiesen wurden und der den Nachschub bis in die Nähe der vorgeschobenen Kolonnen zu übernehmen hatte. Bei der geringen Stärke dieser Abteilungen hielt sich der Kolonnenverkehr zunächst noch

*) Der Stand der Etappeneinrichtungen ist aus Skizze 7 ersichtlich.

**) Nach Maßgabe der Entlassung der Mannschaften aus der Typhus-Quarantänestation Otjihaënena.

***) Bataillons- und Abteilungsstäbe je einer, Kompagnien und Batterien je drei.

in engen Grenzen, aber auch so machte die Beschaffung eines ausreichenden Wagenparks, insbesondere die Anwerbung der nötigen Treiber, Tauleiter und Wächter, außerordentlich große Schwierigkeiten.

3. Die Etappe während des Waterberg-Zuges.

Die Etappe wird weiter verstärkt. Juni 1904.

Hatte schon die Versorgung der bis Mai 1904 auf über 4000 Köpfe angewachsenen deutschen Truppe die höchsten Anforderungen an die Leistungen der Etappe gestellt, so mußten diese sich noch gewaltig vermehren, als im Mai 1904 die Verstärkung der Schutztruppe um drei weitere Bataillone und zwei Batterien angeordnet wurde und der Vormarsch der Masse der Schutztruppe gegen den über 150 km von der Bahn entfernten Waterberg näherrückte. Die Kriegsleitung in der Heimat suchte den Anforderungen zu entsprechen, indem sie am 20. Mai 1904 ein neugebildetes Etappenkommando*) mit Kolonnen-Abteilung, Pferdedepot, Bekleidungsdepot, Artilleriedepot, Proviantamt, Bäckerei von Hamburg nach der Kolonie abgehen

---

*) **Kommandeur mit Stab.**

Etappenkommandeur: Maj. v. Redern.
Generalstab: Maj. Lequis.
Adjutant: Oblt. Starck.
Leiter des Eisenbahnwesens: Hptm. Witt.
Feldintendantur: Int. Assess. v. Lagiewski.
Feldint. Sekr. Schmidt.
Stabsveterinär: Iwersen.
Zahlmeister: Krause.
Garnisonverwaltung: Garn. Verw. Insp. Kerinnis.

Kolonnen-Abteilung.

Maj. Nordsieck.
Rittm. v. Fritsche.
„ Haegele.
„ Helm.
Hptm. Bech.
Oblt. Wrzodek.
Lt. Holtz.
„ Heise.
„ v. Bollard-Bockelberg.
„ Fuhrmann.
„ Jaeschke.
„ Brüggemann.
„ Nolte.
Zahlmstr. Heitzmann.

Bekleidungsdepot.

Hptm. Meydam.
Oblt. Friedrichs.
Zahlmstr. Asp. Pöschke.
Bekleidungsamts-Assist. Pfannschmidt.

Pferdedepot.

Oblt. Gr. v. Koenigsmarck.
Lt. v. Kleist.
Assist. Arzt Saßerath.
Zahlmstr. Rademacher.
Ob. Veter. Mann.

Artilleriedepot.

Zeug-Lt. Lindt.
Frw. Lt. Engel.
Zeughausbüchsenmacher Frankowski.

Proviantamt mit Bäckerei.

Provmstr. Karst.
Prv. Amts-Kontr. Werner.
„ „ Assist. Kunert.
„ „ „ Naujock.
„ „ „ Berner.
„ „ „ Kirstein.
„ „ Backmeister Schneider.

Sanitätswesen.

Ob. St. Arzt Plagge.
St. Arzt Kirsch.
„ „ Dr. Mayer.
„ „ Dr. Morgenroth.
„ „ Dr. Dansauer.
„ „ Dr. Frey.
Ob. Arzt Richel.
„ „ Zöllner.
Assist. Arzt Jäger.
„ „ Strahler.
„ „ Jungels.
„ „ Eckert.
„ „ Dr. Krause.
Ob. Apotheker Meyer.
Feldlaz. Insp. Marcus.
„ „ Dybilacz.
„ „ Zeidler.
„ Rendant Hecke.
„ „ Boost.
Chir. Instrumentenmacher Obendahl.

und gleichzeitig umfassende Ankäufe von Zugtieren und Wagen in der Kapkolonie ausführen ließ. An die Spitze des neugebildeten Kommandos wurde Major v. Redern gestellt, dem Major Lequis als Generalstabsoffizier und Oberleutnant Starck als Adjutant zur Seite standen. Zu dem ausreisenden Personal traten in Südwestafrika die bisher im Etappendienst verwandten Offiziere, Beamten und Mannschaften mit Ausnahme des Majors v. Glasenapp, der anderweitig verwendet wurde. Major v. Redern landete am 12. Juni in Swakopmund und begab sich am 14. nach Okahandja, das bis auf weiteres Sitz des Etappenkommandos blieb. Dort liefen in Zukunft die tausenderlei Anforderunden der Truppen zusammen, dort machten sich auch in erster Linie all die Hemmungen und Reibungen geltend, die sich aus der Eigenart des Kriegsschauplatzes, der Art der Kriegführung und dem Unbekanntsein der Truppe und ihrer Führer mit den Landesverhältnissen ergaben. Um allen Wünschen gerecht zu werden, bedurfte es einer außergewöhnlichen Hingabe aller Organe des Etappenkommandos vom Kommandeur abwärts bis zum letzten Schreiber.

Die Landungsverhältnisse in Swakopmund verschlechtern sich.

Die Schwierigkeiten begannen bereits bei der Landung der Truppen. Die früher geschilderten Landungsverhältnisse in Swakopmund*) hatten sich nämlich gerade jetzt, wo der Verkehr in so ungeahntem Maße stieg, dermaßen verschlechtert, daß Verzögerungen nicht ausbleiben und die Landung der Truppen sowie der Nachschub aller Bedürfnisse in Frage gestellt schien. Mit der im April 1904 einsetzenden schlechten Jahreszeit hatte nämlich die Versandung des Hafenbeckens derartig zugenommen, daß im Juli nur noch bei Flut an der Mole gelandet werden konnte, also nur vier bis fünf Stunden täglich. Außerdem bildete sich allmählich am Ende der Mole eine Sandbarre, die nicht nur die Hafeneinfahrt wesentlich beschränkte, sondern auch eine derartige Brandung erzeugte, daß der Leichterverkehr wiederholt ganz eingestellt werden mußte.

Daß unter solchen Umständen der Landungsbetrieb hohe Anforderungen an die Umsicht und die Kräfte des Personals stellte, versteht sich von selbst. Um so nachteiliger war es, daß dieser der unmittelbaren Einwirkung der Militärbehörden entzogen war. Der den Verkehr mit dem Schutzgebiete in erster Linie vermittelnden Woermann-Linie war nämlich seitens der Kolonialverwaltung das gesamte Landungswesen mit allen Einrichtungen vertraglich übertragen worden. Ihr Personal und Material, insbesondere dasjenige an Schleppdampfern und Leichtern, war auf den sehr geringen Friedensverkehr berechnet und entsprach in keiner Weise den gesteigerten Anforderungen. Seine Ergänzung ging erst sehr allmählich von statten. Auf den Betrieb hatte die Militärverwaltung nur einen sehr begrenzten Einfluß, der nach dem Vertrag in letzter Linie durch ein Schiedsgerichtsverfahren hätte zur Geltung gebracht werden müssen. Da ein solches für die oft plötzlichen und dringenden Anforderungen der Etappe praktisch nicht in Frage kam, war diese auf den guten Willen

---

*) Seite 326.

der Angestellten angewiesen. Zwangsmittel irgendwelcher Art standen den Militärbehörden nicht zur Verfügung, da das Land nicht ohne weiteres als im Kriegszustand befindlich behandelt werden konnte. Daß unter solchen Umständen Reibungen nicht ausbleiben konnten, liegt auf der Hand, und es bedurfte der angestrengtesten Tätigkeit und des besonderen Geschicks des Landungsoffiziers*) und vor allem des energischen Eingreifens des Generalstabsoffiziers des Etappenkommandos, Major Lequis, um den Hafenbetrieb im Gang zu erhalten. Soweit sich durch Anstellung weiteren Personals und durch Beschaffung von Schleppern und Leichtern Abhilfe schaffen ließ, geschah dies allerdings nicht ohne Zeitverlust, nachdem Mitte August 1904 Major Lequis mit dem im August 1904 im Schutzgebiet eingetroffenen Chef der Woermann-Linie selbst neue, den Kriegsverhältnissen entsprechende Abmachungen getroffen hatte.

Erwägungen über die Verbesserung der Landungsverhältnisse.

Auch der Frage der Verbesserung der Verhältnisse im Hafen und an der Mole wurde nähergetreten. Das Hafenbauamt hatte zu diesem Zweck schon Mitte Juni 1904 die Beschaffung eines Baggers zum Freihalten des Hafenbeckens und der Einfahrt vorgeschlagen. Die Militärbehörden traten diesem Antrag sofort bei, seitens der heimischen Stellen wurde aber die Entsendung einer Kommission für notwendig gehalten, die vorher die ganzen Hafenverhältnisse prüfen sollte. Da diese Kommission nicht vor Mitte August im Schutzgebiet eintreffen konnte und die Beschaffung des Baggers in der Heimat und seine Verbringung nach Südwestafrika Monate, der gleichfalls vorgeschlagene Weiterbau der Mole Jahre in Anspruch nehmen mußte, war es unerläßlich, schneller wirksame Aushilfen zu finden, wenn es nicht zu einer die Fortführung der Operationen gefährdenden Krisis kommen sollte. Da einschließlich der Landung der Truppen und Tiere und des Bedarfs der Zivilbevölkerung in Swakopmund täglich mindestens 400 Tonnen zu landen waren, die Landungen an der Mole aber häufig 200 Tonnen nicht erreichten, auch einzelne Tage ganz ausfielen, war die Auffindung neuer Landungsmöglichkeiten geradezu eine Lebensfrage für die Schutztruppe.

Die Landung am Strand wird wieder aufgenommen.

Es wurde daher zunächst die vor Erbauung der Mole übliche Landung am offenen Strand mit Hilfe von Brandungsbooten wieder aufgenommen. Dies war aber nur an einer einzigen 100 m langen Strecke, etwa 300 m südlich der Mole, nur bei ruhiger See und nur durch besonders geschultes Personal ausführbar. Die Woermann-Dampfer nahmen daher in Liberia je etwa 150 sogenannte Krujungen mit, die im Fahren mit Brandungsbooten unerreicht, sonst allerdings nicht sehr leistungs-

*) Als Landungsoffizier war während des größten Teils des Jahres 1904 der Oberleutnant z. S. Connemann mit Erfolg tätig. Seine Aufgabe war, die Wünsche der Militärverwaltung in bezug auf auszuladende Truppen, Tiere und Waren der Woermann-Linie zu übermitteln und besonders auf Beschleunigung des Löschbetriebes hinzuwirken. Die Stelle wurde später nach Abberufung des zum Kapitänleutnant beförderten Oberleutnants Connemann von dem Oberleutnant z. S. Schneider, dann von den Schutztruppen-Oberleutnants Lengeling und Neuß versehen. Auch diese zeigten sich den Aufgaben ihres verantwortungsvollen Postens durchaus gewachsen.

fähig und bald auch schwer zu bekommen waren. Traten bei diesem Betrieb auch Verluste und Beschädigungen der Güter durch Vollschlagen der Boote mit Seewasser ein, so war doch die Erhöhung der Landungsleistung durch die Mitbenutzung der alten Landungsstelle bedeutend, sie betrug z. B. im Juli 1904 im täglichen Durchschnitt fast 100 Tonnen.

Sonstige Mittel zur Steigerung der Landungstätigkeit.

Vermehrte Bedeutung erhielt die Landung an der alten Landungsstelle, als es gelang, nach einer Anregung des Hauptmanns Gr. v. Zech, der Mitte Juli mit einem Pferdetransport vor Swakopmund eintraf, Tonnenflöße zu bauen, mit deren Hilfe Tiere bei mäßig bewegter See glatt gelandet werden konnten.*) Hierdurch wurde die Mole, an der bisher Tierlandungen allein hatten stattfinden können, wesentlich entlastet.

Als weitere Mittel zur Steigerung der Landungsleistung wurden außerdem mit mehr oder minder großem Erfolg die Gewährung von Landungsprämien an die Arbeiter, Verbesserung der Gleisanlagen der Hafenbahn, Vermehrung ihres Wagenmaterials, Einrichtung elektrischer Beleuchtung angewendet.**) Ferner wurden eingehende Erhebungen angestellt, ob nicht die schwierigen Hafenverhältnisse in Swakopmund durch Mitbenutznng anderer Landestellen umgangen werden könnten, es zeigte sich indessen, daß der einzige an sich vorzügliche natürliche Hafen an der nördlichen Küste des deutschen Schutzgebiets, Sandwich-Hafen, wegen der schwierigen Verbindungen nach dem Innern, wegen des Fehlens von Süßwasser und mangels jeglicher Hafenanlagen für den laufenden Feldzug jedenfalls nicht in Betracht kam. Die Benutzung der englischen Walfisch-Bai für Lebensmittel- und Tierlandungen wurde erwogen, aber bald wieder fallen gelassen.

Im ganzen gestalteten sich die Landungsverhältnisse in Swakopmund bis zum August 1904 so, daß zwar mit höchster Kraftanstrengung den Anforderungen der Truppe genügt werden konnte, daß man aber wegen der fortschreitenden Versandung der Hafeneinfahrt und des Hafenbeckens täglich mit dem völligen Versagen des Molenbetriebs rechnen mußte. Da dem Betrieb an der alten Landungsstelle von der Natur enge Grenzen gezogen waren, mußte somit die Lage für den gesamten Nachschubdienst kritisch werden.

In der Entladung der Dampfer treten Stockungen ein.

War so wenigstens vorläufig den dringendsten Bedürfnissen des Augenblicks genügt, so ergab sich doch von Anfang an ein anderer schwerer Nachteil aus den

*) Die Flöße bestanden aus etwa 1,5 m hohen, 5 bis 6 m breiten und 12 bis 15 m langen Kasten aus starken Hölzern (mit Zwischenräumen), in deren innerem Raum Tonnen gestapelt wurden. Die in Swakopmund gebräuchlichen Flöße faßten etwa 15 Ochsen, 20 Pferde oder 30 Maultiere; sie wurden mit Hilfe einer Trosse bis etwa 10 m an das Ufer herangezogen, worauf die Tiere auf einer Rampe ins Wasser gelassen wurden und meist ohne Zwischenfall ans Land schwammen. Eine Abbildung der Flöße befindet sich im 1. Heft Seite 48/49.

**) Durch eine Scheinwerfer-Abteilung.

mangelhaften Landungsverhältnissen Swakopmunds. Bei der sprunghaften Vermehrung der Bedürfnisse der Schutztruppe und bei den schwankenden Ergebnissen des Landungsbetriebs war es ganz unmöglich, daß die Zufuhr über See genau der Leistungsfähigkeit der Hafeneinrichtungen von Swakopmund angepaßt wurde. Aus dem Bestreben, allen Anforderungen der Truppe möglichst schnell nachzukommen, und den geringen Ergebnissen des Landungsbetriebs andererseits ergab sich daher sehr bald eine Anhäufung von Schiffen, die auf der Reede von Swakopmund ihrer Entladung harrten. So lagen dort im August 1904 zehn Dampfer mit 15 000 Tonnen und 2200 Tieren, während zu derselben Zeit weitere fünf Dampfer mit 20 000 Tonnen und 3400 Tieren unterwegs waren. Die Folge dieser Anhäufung war, daß dem Reiche sehr bedeutende Ausgaben für Liegegelder erwuchsen (vom 1. bis 20. August allein 51 000 Mk.). Eine Änderung dieser Verhältnisse war bei einer Höchstleistung des Landungsbetriebs von 400 Tonnen und 200 Tieren nicht zu erwarten. Hierzu bedurfte es weiterer umfassender Maßnahmen.

Organisation und Aufgabe der Etappenbehörden.

An Land wurde die bisherige Etappenorganisation beibehalten. Das gesamte Etappengebiet, das sich mit dem Vorrücken der Truppe gegen den Waterberg ständig vergrößerte, wurde in eine Anzahl von Etappen-Kommandanturen eingeteilt, die außer ihrem Sitz einzelne besonders wichtige Punkte ihres Bezirks dauernd oder vorübergehend mit Etappenposten besetzten. Aufgabe der Etappen-Kommandanturen war neben der Sorge für die taktische Sicherheit die Bereitstellung von Unterkunft und Verpflegung für die zugeteilten und durchmarschierenden Truppen, die Bewachung der Vorräte, Stellung von Begleitkommandos für die Transporte und von Arbeitskräften für die Verwaltungsbehörden, Instandhaltung und Verbesserung der Wege und Wasserstellen und später die Bewachung, Beschäftigung und Ernährung der Kriegsgefangenen.

Aus der Zahl und der Bedeutung dieser Aufgaben ist ohne weiteres ersichtlich, daß der Dienst der Etappenkommandeure außerordentlich vielseitig und verantwortungsreich war, namentlich in den großen Etappenorten Swakopmund, Karibib, Okahandja, später auch Windhuk. Um so störender war es, daß mangels planmäßig formierter Etappen-Kommandanturen die leitenden Persönlichkeiten sowohl als das Unterpersonal ständig wechselten. Ein großer Teil der Offiziere und Mannschaften waren sogenannte Etappendienstfähige, die nach den Bestimmungen nach Wiedererlangung der Felddienstfähigkeit ihren Truppenteilen nachgesandt werden mußten. Auch bei den notgedrungen zurückgelassenen Gesunden war das Bestreben lebendig, den Anschluß an die Truppe wiederzugewinnen, nicht minder bei den Truppen dasjenige, ihre fehlenden Offiziere und Mannschaften wieder an sich zu ziehen.

Diese Umstände und die häufigen Erkrankungen bedingten einen ständigen Wechsel, der ein gründliches Einarbeiten in die an sich schwierigen und fremdartigen Verhält-

nisse ausschloß, Reibungen in Menge hervorrief*) und um so störender war, als die mangelnde Kenntnis der afrikanischen Verhältnisse nur selten durch Heranziehung von Landeskennern ausgeglichen werden konnte. Auch der Zahl nach war das im Etappendienst verwendete Personal anfangs durchaus unzulänglich. Namentlich fehlte es an Offizieren, die die notwendige Erfahrung im Bureaudienst und das unerläßliche Verständnis für die besonderen Aufgaben des Etappendienstes besaßen. Anfangs wenigstens mangelte es auch an Beamten, insbesondere an Zahlmeistern, zur Erledignng der sehr verwickelten Abrechnungsgeschäfte.

Die Etappe Swakopmund.

Am schwierigsten gestalteten sich die Verhältnisse bei der Etappe Swakopmund, wo der große Mangel an Arbeitskräften, die dort zusammenlaufenden Anforderungen sämtlicher anderen Etappenbehörden, die Schwierigkeiten des Landungsbetriebs und die mancherlei Reibungen mit den ankommenden Transporten eine Arbeitsüberlastung aller Organe herbeiführten, die zu großen Unordnungen und zu einem sehr bedenklichen von der Hand in den Mund Leben führten. Man versuchte, sich durch Einstellung von Zivilarbeitern aus der Kapkolonie zu helfen, es zeigte sich aber bald, daß sich unter diesen eine Menge zweifelhafter Elemente befanden, die sehr viel Aufsichtspersonal brauchten und trotzdem die öffentliche Sicherheit ernstlich gefährdeten. Eine Besserung trat erst ein, als das Hauptquartier sich entschloß, die ursprünglich für den Süden bestimmte 7. Kompagnie 2. Feldregiments in Swakopmund zu landen, und deren Chef, Hauptmann Preusker, die Geschäfte des Etappenkommandeurs übernahm,**) ihm das nötige Intendantur- und Aufsichtspersonal überwiesen und die bisher selbständigen Instanzen, Landungsoffizier und Pferdedepot, unterstellt wurden. Auch der Generalstabsoffizier des Etappenkommandos, Major Lequis, mußte, wie erwähnt, nach seiner Rückkehr aus dem Süden helfend eingreifen.***)

Die Verpflegung der Feldtruppe. Einrichtung des Landtransports.

Während so dank den Bemühungen aller beteiligten Persönlichkeiten die inneren Schwierigkeiten des Etappendienstes an der Küste und an der Bahn überwunden wurden, mußte das Etappenkommando nunmehr der wesentlich schwierigeren Aufgabe gerecht werden, eine Truppenmasse, wie sie bisher in Südwestafrika noch nicht aufgetreten war, abseits der Bahn durch Landtransport zu verpflegen, eine Aufgabe, an die im Südafrikanischen Kriege Lord Roberts bei seinem Vormarsch auf Bloemfontein—Prätoria erst nach wochenlanger Vorbereitung und unter Aufgebot gewaltiger Mittel herangegangen war, obwohl die Hilfsmittel des Oranje-Freistaates doch unendlich viel reicher waren als die des verwüsteten Herero-Landes. Auch die Verpflegung der bisher seitwärts der Bahn verwendeten Abteilungen (Estorff, Glasenapp) kann mit dieser

*) Die Etappe Swakopmund hatte in den ersten vier Monaten ihres Bestehens sechs verschiedene Kommandeure.

**) 2. Juli 1904. Vgl. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1906, 3. Heft, Seite 492.

***) 17. Juli bis Anfang August.

Aufgabe nicht verglichen werden, da es sich mehr um vorübergehende Anforderungen gehandelt hatte. Jetzt, vom Juli 1904 ab, galt es, rund 3000 Mann und über 4000 Pferde und Maultiere auf eine nicht abzusehende Zeit mit allen Bedürfnissen zu versorgen.

Als einziges Mittel hierzu kam nur der Wagentransport in Betracht, da bei den Hafenverhältnissen in Swakopmund an die Landung des zum Bau einer Feldbahn erforderlichen Materials nicht zu denken und die Versuche mit Kraftwagen, sogenannten Troostschen Trakteuren, noch viel zu weit zurück waren, um darauf das Zufuhrwesen der Truppe gründen zu können.*)

Die Schwierigkeit der Aufgabe lag nicht so sehr in der Länge der Etappenlinie (Okahandja—Waterberg etwa 170 km) und in der Menge des zu bewältigenden Nachschubs, der für die oben angegebene Truppenmenge nur etwa 22 000 bis 25 000 kg täglich betrug, als in den Wege- und Transportverhältnissen selbst. Die Zufuhrstraßen.

Als Zufuhrstraßen kamen in Betracht Okahandja — Owikokorero — Otjosondu und Karibib — Omaruru — Outjo (Otjiwarongo). Sie waren wie alle südwestafrikanischen Straßenverbindungen reine Naturwege, die in ihrem allgemeinen Verlauf durch die Lage der Wasserstellen gegeben, äußerlich aber nur an den Wagenspuren erkennbar sind. Das durch den steten Gebrauch erprobte Verkehrsmittel auf diesen Straßen ist trotz aller seiner Mängel der Ochsenwagen. Er bewegt sich zwar langsam — die Tagesleistung übersteigt selten 20 km —, der Wasserbedarf für die vielen Tiere ist ein sehr bedeutender und steht oft in einem argen Mißverhältnis zu der geringen Ergiebigkeit der Wasserstellen, die Tiere sind verhältnismäßig weich und empfindlich**) und den verschiedensten Krankheiten unterworfen, der Apparat an Treibern, Tauleitern, Wächtern ist außerordentlich umfangreich, dafür aber auch die Nutzlast des Wagens sehr erheblich, weil die Ochsen in der Regel auf der Weide ihre Nahrung ganz oder doch größtenteils finden; ferner sind die Betriebskosten verhältnismäßig gering. Die daneben verwendbaren Maultiere übertreffen die Ochsen zwar bei weitem an Schnelligkeit und Ausdauer, sind aber fast dreimal so teuer, bedürfen der Haferfütterung, so daß die Nutzlast der von ihnen gezogenen Wagen mit der Länge des zurückzulegenden Weges rasch sinkt, und stehen den Ochsen bei tiefsandigen Wegestrecken an Leistungsfähigkeit nach. Skizze 7.

Das Etappenkommando sah sich aus diesen Gründen veranlaßt, das Nachschubwesen auf den Ochsenwagen als Haupttransportmittel zu begründen, obwohl dadurch der Nachschub einen schleppenden, die Bewegungen der berittenen Truppe hemmenden

*) Troostsche Kraftwagen sind im Laufe des Krieges wiederholt bis nach Owikokorero gelangt, erlitten aber unterwegs so häufig Beschädigungen, daß ihre Verwendung nicht in Frage kam.

**) Auf vier Wochen Arbeit rechnet man in der Regel sechs Wochen Ruhe. Schwierige Wegestrecken, wie z. B. der Bai-Weg Lüderitz-Bucht—Kubub, wurden im Frieden nur von wenigen besonders geschickten Frachtfahrern und aus Rücksicht auf die Gespanne jährlich nur einmal befahren.

Charakter annehmen mußte. Maultierbespannung fand anfangs nur für den Munitionsnachschub und bei der beschleunigt nachzuziehenden Kolonne Deimling Anwendung.*)

Die I. (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung trifft im Schutzgebiet ein. Mitte Juni 1904.

Als Organ für den ganzen Landtransport war dem Etappenkommando eine (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung (später I.) zugeteilt worden, die unter dem Befehl des Majors Nordsieck Mitte Juni 1904 in Swakopmund eintraf. Bei einer ursprünglichen Stärke von 13 Offizieren und 104 Mann, von denen noch eine ganze Anzahl gleich nach dem Eintreffen abkommandiert wurden, konnte die Abteilung lediglich die Regelung des Wagenverkehrs übernehmen, die Ausführung blieb nach wie vor dem angeworbenen Zivilpersonal überlassen.



Karre mit vier Maultieren bespannt.
Im Hintergrunde Wagenpark der V. (Proviant-) Kolonnen-Abteilung und Windhuk.

Zu diesem Zweck begab sich der Stab der Kolonnen-Abteilung mit drei Viertel des Personals nach Okahandja, der älteste Rittmeister mit dem Rest nach Karibib. An beiden Stellen wurde sofort eifrigst gearbeitet, um eine Übersicht über das vorhandene Treiber- und Tiermaterial, den Bestand an Wagen und Geschirren zu gewinnen, und die vielfach gänzlich heruntergewirtschafteten Wagen instandzusetzen. Es zeigte sich bald, daß mit Hilfe der in Okahandja eingerichteten Wagenwerkstätte und der Einfuhr aus dem Kaplande der Bedarf an Wagen und Geschirren gedeckt werden konnte.

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1906, 3. Heft, Seite 532.

Dagegen fehlte es an Treibern und Zugtieren. Unter dem militärischen Personal befanden sich nur einige wenige Leute, die einen Begriff von der Ausführung des Marsches mit Ochsenwagen hatten. Man war vollkommen auf Eingeborene und die schon lange im Schutzgebiet angesessenen Farmer angewiesen. Die wenigen brauchbaren Farbigen, die nach der Erhebung der Hereros treu geblieben waren, hatte längst die Truppe an sich gezogen. Ebenso stand es mit den Zugtieren. Man schritt also notgedrungen zur Anwerbung von Treiberpersonal in der Kapkolonie. Es waren meist Eingeborene, die unter Leitung von Buren-Konduktoren die fiskalischen Gespanne und Wagen bedienten. Daneben wurden eine große Anzahl Zivilfrachtfahrer, Deutsche und Buren, vertraglich angenommen, die mit eigenen oder von der Militärbehörde geliehenen Gespannen die Beförderung von Gütern aller Art für eigene Rechnung übernahmen. Die Anwerbung von Treibern und Frachtfahrern in der Kapkolonie geschah durch das Generalkonsulat Kapstadt und unter Vermittlung des Oberkonduktors Maritz.

Die Transportmittel müssen zunächst überanstrengt werden.

Da diese Anwerbung naturgemäß Zeit erforderte und auch die eingeführten Ochsen wegen der Wasserverhältnisse und der sonstigen Transporte nur allmählich von Swakopmund ins Innere gesandt werden konnten, mußte das anfänglich vorhandene Tiermaterial aufs äußerste ausgenutzt werden. Sobald eine Leerkolonne von der Front zurückkehrte, mußte sie neubeladen und wieder vorgesandt werden. Die Folge waren schnell wachsende Tierverluste, die beim Eintritt der Trockenzeit durch Wassermangel und später auch durch Ausbruch der Lungenseuche noch gesteigert wurden. Infolgedessen reichten die neuankommenden Ochsentransporte immer nur gerade hin, um die Lücken im Tierbestande auszufüllen. Die Gewährung der erforderlichen Ruhepausen, die Ansammlung von Tierreserven, die Einrichtung von Relais erwies sich unter diesen Umständen zunächst als untunlich.

Gang der Zufuhr im einzelnen.

Im einzelnen gestaltete sich die Zufuhr folgendermaßen: Auf Anforderung der Intendantur oder auf Befehl des Etappenkommandos erfolgte die Bereitstellung der Transportstaffeln durch die Kolonnen-Abteilung. Sie bestanden gewöhnlich aus fünf Wagen mit 100 Ochsen unter Führung eines Leutnants oder älteren Unteroffiziers, dem selten mehr als drei Berittene beigegeben werden konnten. Außerdem sollte sich bei jedem Wagen ein Mann zu Fuß befinden, der für den Inhalt des Wagens verantwortlich war. An nichtmilitärischem Personal befanden sich gewöhnlich — wenn es sich nicht um Frachtfahrer handelte — ein Konduktor und für jeden Wagen zwei bis drei Treiber bei der Staffel. Das militärische Personal reichte natürlich nicht aus, um die an sich mehrere 100 m lange, oft kilometerweit auseinandergezogene Wagenkolonne gegen irgend einen ernstlichen Angriff zu schützen, und es ist nur dem Umstand zuzuschreiben, daß die Staffeln meist bei Nacht marschierten und die Hereros nächtliche Unternehmungen nicht liebten, wenn während des ganzen Herero-Feldzuges keiner einzigen Wagenkolonne etwas Ernstliches zugestoßen ist. Selbst zu dem ge-

schilderten, rein polizeilichen Schutz reichte das Personal der Kolonnen-Abteilung nicht aus, so daß ihr bald von der Etappe schonungsbedürftige Mannschaften der Feldtruppen in erheblicher Zahl zugewiesen werden mußten.

Leistungen der I. Kolonnen-Abteilung.

Trotz all dieser Schwierigkeiten hat die I. Kolonnen-Abteilung den Verpflegungsnachschub während der Operation gegen den Waterberg bewältigt. Wenn auch oft genug die Truppe erst im letzten Augenblick ihre Bedürfnisse erhielt, so ist doch nirgends wirklicher, Leben und Verwendungsfähigkeit der Truppen in Frage stellender Mangel eingetreten, ein Ergebnis, das in erster Linie der Tatkraft der als Staffelführer verwendeten Offiziere und Unteroffiziere zu danken ist. Sie übertrugen ihre Energie auf das unter ihnen stehende, oft wenig willige Treiberpersonal und setzten es fast immer durch, daß die Wagenkolonnen, selbst wenn sie schon mit matten Ochsen vom Etappenhauptort abrückten, dennoch ihr Ziel erreichten. Besonders zeichneten sich bei der Führung von Verpflegungs- und Munitionskolonnen aus Rittmeister Helm, Oberleutnant Wrzodek, die Leutnants Holtz, Brüggemann und Wachtmeister Schmidt. Der Dienst der Kolonnenführer und der Begleitmannschaften war außerordentlich anstrengend. Wochenlang ohne Unterbrechung unterwegs auf der einsamen, bald mit Tierleichen besäten Pad, hatten sie selten Gelegenheit, für ihr eigenes Wohl und ihre Bequemlichkeit zu sorgen. Ein sehr hoher Krankenstand, besonders an Typhuskranken, war die unausbleibliche Folge.

Ein Offizier, der während längerer Zeit bei einer Kolonnen-Abteilung tätig war, äußert sich folgendermaßen über die Haltung der Leute: „Im allgemeinen haben die Mannschaften sowohl wie die Unteroffiziere sich bei dem unendlich mühsamen und entbehrungsreichen Leben ausgezeichnet geführt. Sie waren dauernd unterwegs; manche haben 2 Jahre lang kein Dach über ihrem Haupte gehabt. Berührten sie eine Station, so erhielten sie, wenn nötig, Munition, neues Schuhzeug, Bekleidung und Ausrüstung und zogen wieder weiter. Gelegentliche Jagdbeute war das einzige frische Fleisch, das sie erhielten. Einen Teil meiner Leute habe ich nie gesehen, ebensowenig wie sie mich. Ihre einzige Klage war stets, daß sie »nur bei den Kolonnen« und nicht vorn in der Front seien. Stets drängten sie sich zu Patrouillen und gefährlichen Ritten und waren im allgemeinen nur in jeder Hinsicht zu loben." Wo Verfehlungen vorkamen, handelte es sich entweder um die Folgen des Alkohols oder es waren Mannschaften der Reserve oder Landwehr, die der militärischen Disziplin entwöhnt waren, oder in der Heimat fehlerhaft ausgewählte Elemente.

Was die verschiedenen Kolonnen betrifft, so stellte sich bald heraus, daß die Frachtfahrer-Kolonnen sehr viel besser funktionierten als die von angeworbenen Treibern bedienten. Geschick und Sorgfalt in der Behandlung der Gespanne und Wagen, Interesse an guten Leistungen der Kolonnen ließen die Frachtfahrer sehr viel brauchbarer erscheinen als die wenig leistungsfähigen und anspruchsvollen kapländischen Treiber.

4. Die Aufgaben der Etappe während der Verfolgung der Hereros in das Sandfeld.

Sehr viel schwieriger gestalteten sich die Aufgaben der Etappe, als General v. Trotha nach dem Siege am Waterberge (11. August 1904) seine Truppen im August und September 1904 den fliehenden Hereros nach in das fast wasserlose Sandfeld führte. Es konnte kaum ausbleiben, daß die Erweiterung der zurückzulegenden Entfernungen, der Mangel an Weide in dem von den Viehmassen der Hereros und der Truppe durchzogenen Gebiet und die Anforderungen, die die Sandwege an die Gespanne stellten, die Kräfte der Kolonnen-Abteilung mit der Zeit überstiegen. So trat schon am 13. August beim Vormarsch der Kolonnen Mühlenfels und Deimling eine Verpflegungskrisis ein und auch während der weiteren Verfolgungszüge herrschte vielfach Mangel an Verpflegung, der für die Mannschaften durch das Vorhandensein zahlreichen Beuteviehs gemildert wurde, für die Pferde aber sich sehr verderblich erwies.

Der Vormarsch der Truppen in das Sandfeld bildet eine weitere Erschwerung des Nachschubes.

Das Etappenkommando war nicht in der Lage, den kommenden Anforderungen vorzuarbeiten, weil es infolge Versagen der Nachrichtenverbindung über die Ereignisse am Waterberg und die weiteren Absichten des Truppenkommandos im unklaren blieb. Es mußte sich darauf beschränken, Verpflegung, Munition und Lazarettbedürfnisse in der bisherigen Richtung (Waterberg) nachzuschieben. Daneben wurden für den Fall eines Durchbruchs der Hereros nach Süden die Etappenorte und Bahnstationen in erhöhter Bereitschaft gehalten, die Bahnreisenden bewaffnet und von Okahandja, Waldau und Karibib aus ein lebhafter Patrouillengang nach den wichtigsten Wasserstellen des südlichen Herero-Landes unterhalten.

Sobald am 15. August sichere Nachricht über die Ereignisse am Waterberg eingegangen war, ordnete das Etappenkommando die Errichtung einer neuen Etappen-Kommandantur in Waterberg an, wohin sofort die unterwegs befindlichen Verpflegungsstaffeln, sowie Munitionssendungen und die Feldlazarette geleitet wurden. In der Folge gestaltete sich das Nachschubwesen so, daß die Abteilungen Deimling-Mühlenfels auf das früher angelegte Magazin Otjurutjondjou, die Abteilungen Estorff, Fiedler und Volkmann auf dasjenige von Waterberg angewiesen wurden. Später wurden alle Nachschubtransporte einheitlich nach Owikokorero dirigiert, von wo sie nach Bedarf nach Otjosondu, Otjire und Otjurutjondjou weitergeführt wurden. In Otjosondu, das im Verlauf der Operationen Hauptmagazinplatz für die Truppen wurde, richtete Rittmeister Helm Anfang September eine neue Etappenstation ein. Alle Einzelheiten regelte der Etappenkommandeur persönlich, indem er sich am 21. August mit dem Feldintendanten Nachtigall in das Hauptquartier begab. Anfang September wurden die Kolonnen der Etappe auf Befehl des Hauptquartiers über Otjosondu

Die Etappenlinie wird nach Norden und Osten ausgebaut. August/September 1904.

hinaus bis Otjimbinde und Epukiro vorgezogen. Auch von Windhuk mußte nunmehr ein Nachschub über Kehoro eingerichtet werden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Schwierigkeiten des Nachschubs mit der längeren Dauer und dem Fortschreiten der Operationen nach Osten wuchsen. Bei den Ochsenwagen-Kolonnen wurden die Marschleistungen zusehends geringer, da das Tiermaterial die notwendige Ruhe nicht finden konnte. Besonders die Treiberkolonnen hatten infolge Entkräftung oder Entlaufen der Tiere außerordentliche Verluste, während die finanziell interessierten Frachtfahrer es auch unter den schwierigsten Verhältnissen verstanden, ihr Tiermaterial zu schonen. Im September kehrten die meisten Treiberkolonnen meist mit nur 12 bis 14 Ochsen an die Bahnlinie zurück, so daß schleunigst weitere Ochsenankäufe im Kaplande in die Wege geleitet werden mußten.

Fürsorge für die Verwundeten.

Eine weitere unter südwestafrikanischen Verhältnissen ganz besonders schwierige Aufgabe erwuchs der Etappe in der Fürsorge für die Verwundeten und für die jetzt schnell anschwellende Zahl der Typhus- und sonstigen Kranken. Da es bei der geringen Stärke der operierenden Abteilungen und bei den schwierigen Transportverhältnissen unmöglich war, die einzelnen Kolonnen durch besondere Sanitätsformationen begleiten zu lassen, und die Tätigkeit der Etappe bis unmittelbar an die fechtende Truppe heranreichte, waren die Aufgaben der Etappe in Südwestafrika auf dem Gebiete der Krankenfürsorge sehr viel umfassender, als dies für europäische Verhältnisse vorgesehen ist. Ihr fiel tatsächlich die Pflege fast sämtlicher Kranken und Verwundeten zu, die nicht bei der Truppe selbst behandelt werden konnten. Um diesen Anforderungen zu genügen, waren schon gleich nach Ausbruch des Aufstandes die im Frieden bestehenden, aber nur für kleine Verhältnisse berechneten Lazarette in Swakopmund, Karibib, Omaruru, Outjo und Windhuk unter Leitung des Marine-Oberstabsarztes Dr. Metzke und unter Verwendung des reichen, dem Marine-Expeditionskorps mitgegebenen Personals und Materials als Etappenlazarette ausgebaut. Ferner wurden bis zum Beginn der Waterberg-Operationen neun Feldlazarette in das Schutzgebiet entsandt, die je ein Siebentel eines heimischen Feldlazaretts darstellten.*) Sie blieben bis zu ihrer Verwendung an der Bahn und unterstanden neben ihrer Unterstellung unter den Feldlazarettdirektor (Oberstabsarzt Dr. Plagge) und den Korpsarzt (Generaloberarzt Dr. Schian) dem Etappenkommando, aus dessen Bereich sie auch beim Vormarsch zur Truppe nur vorübergehend ausschieden und von dem sie — weil unbespannt — hinsichtlich ihrer Beförderung dauernd abhängig blieben.

Beim Vormarsch gegen den Waterberg folgte das Feldlazarett 1 der Truppe bis Otjosondu, wo es etabliert wurde. Die Feldlazarette 2 und 4 wurden seitens des

*) Etat: 1 Stabsarzt als Chefarzt, 1 Ober- oder Assistenzarzt, 1 Sanitätsfeldwebel (Rechnungsführer), 2 Sanitätsunteroffiziere, 1 Kammerunteroffizier, 4 Militärkrankenwärter, 3 Reiter (Burschen und Köche).

Etappenkommandos, sobald bestimmte Nachrichten über die Ereignisse bei der Truppe vorlagen, nach Waterberg in Marsch gesetzt, konnten aber dort wegen der großen Marschschwierigkeiten erst mehrere Tage nach dem Entscheidungskampf in Tätigkeit treten. Mit ihrem Eintreffen wurden die schwierigen Verhältnisse beseitigt, die in Waterberg nach dem Gefecht am 11. August eingetreten waren, wo unter anderem einige 40 Verwundete über eine Woche lang nicht in bedeckten Räumen hatten untergebracht werden können. Es gereicht unter diesen Umständen den Ärzten der beteiligten Lazarette zu besonderer Ehre, daß infolge ihrer hingebenden Arbeit von 77 nach den Augustkämpfen in Lazarettbehandlung genommenen Verwundeten nur drei gestorben sind.

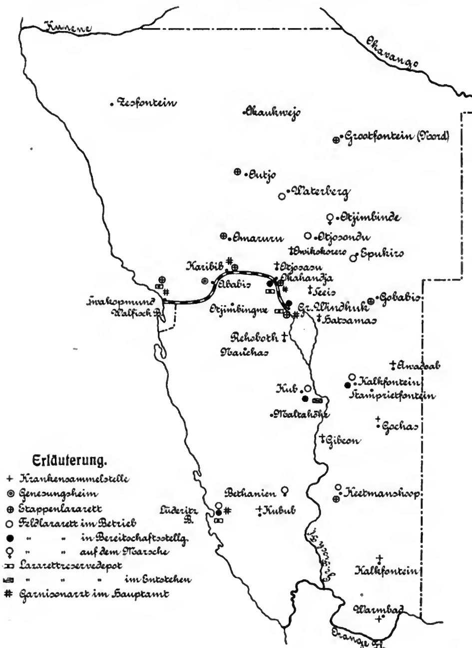
Ausbruch des Typhus.

Sehr viel größere Anforderungen als die Versorgung der Verwundeten stellte an die Leistungen der gesamten Sanitätsanstalten der kurz nach den Kämpfen am Waterberg einsetzende Ausbruch der Typhusseuche.*) Zu ihrer Bewältigung wurden die Feldlazarette 7, 8, 9 in das Sandfeld vorgeschoben. In allen Sanitätsanstalten wurde mit größter Aufopferung und Hingabe an der Bekämpfung der tückischen Krankheit gearbeitet trotz aller Erschwerungen durch Wassermangel und dem Fehlen fast aller Hilfsmittel, unter denen namentlich die in ganz oder fast unbewohnte Gegenden vorgeschobenen Feldlazarette zu leiden hatten. Obwohl der Typhus auch unter dem Sanitätspersonal selbst zahlreiche Opfer forderte, gelang es doch, selbst in den am ungünstigsten gelegenen Lazaretten, vier Fünftel der Typhuskranken am Leben zu erhalten und zu Beginn des Jahres 1905 einen sehr merklichen Rückgang der Seuche herbeizuführen.

Der Abtransport der Kranken gestaltete sich anfangs durch das Fehlen eines hinreichenden Sanitätsfuhrparks besonders schwierig. Die Kranken und Verwundeten wurden meist auf leeren Proviantwagen in die Lazarette übergeführt. Daneben wurde der Versuch gemacht, mit Hilfe von Pferdefahrzeugen einen eigenen Sanitätsfuhrpark zu bilden. Von den bis Anfang 1905 aus Deutschland gesandten Krankenwagen bewährten sich aber nur diejenigen leidlich, die in Südwestafrika mit Rädern aus Kapstädter Holz versehen wurden. Das aus Deutschland stammende Holz trocknete in dem heißen, trockenen Klima Südwestafrikas in kurzer Zeit so ein, daß die Räder rissig und brüchig wurden und bei den erheblichen Geländeschwierigkeiten bald brachen. Zum Fortschaffen der Feldlazarette und zur Ergänzung des Sanitätsbedarfs der Lazarette und der Truppen wurden zum Teil heimische Gerätewagen mit Pferdebespannung benutzt, die bei häufigem Nachbinden der Räder wenigstens mehrere Monate lang aushielten. Aus Mangel an Zugtieren kamen drei große Kapstädter Krankenwagen, die sehr schwer waren, trotz ihres Eintreffens im ersten Teile des Herero-Aufstandes, nicht zu der erhofften Geltung. Erst der im Februar 1905 in

*) Ende August 1904 stieg die Krankenzahl der Schutztruppe in einer Woche von 334 auf 512.

Übersicht über den Stand der Sanitätsanstalten im Schutzgebiet von Südwestafrika. Anfang April 1905.



Swakopmund und Lüderitz-Bucht gelandete, mit verstärkten Rädern und Reservedeichseln ausgestattete Sanitätsfuhrpark führte eine Besserung dieser Verhältnisse herbei.

Mannschafts- und Tierersatz.

Der sehr bedeutende Abgang an Mannschaften und Tieren, den die Truppe in den auf das Gefecht am Waterberg folgenden Zügen erlitt, machte eine umfangreiche Tätigkeit der Etappe notwendig. Abgesehen von den im Oktober nach dem Süden abrückenden Abteilungen, die in Windhuk vollständig neu mobil gemacht werden mußten,*) bedurfte es auch bei den übrigen Teilen der Schutztruppe sehr umfassender Maßnahmen, um sie verwendungsfähig zu erhalten. Schon am 20. August mußten 15 Offiziere und 125 Mann teils von den eben eingetroffenen Ersatzkompagnien, teils von den Etappenbesatzungen an die Feldtruppen abgegeben werden, wodurch bei einzelnen Etappen-Kommandanturen ein empfindlicher Mangel an Arbeitskräften entstand. Pferde, Maultiere und Ochsen mußten in großer Zahl für die Truppe bereitgestellt werden.

5. Die Weiterentwicklung der Nordetappe nach Ausbruch des Hottentotten-Aufstandes.

Die Aufgabe der Nordetappe vereinfacht sich infolge der Verschiebung zahlreicher Truppen nach dem Süden.

Mit der Erhebung der Hottentotten im Oktober 1904 verschob sich der Schwerpunkt der Operationen mehr und mehr nach dem südlichen Teil des Schutzgebiets. Im Norden, wo die Widerstandskraft der Hereros durch die Niederlage am Waterberge und die anschließende Verfolgung in das Sandfeld im wesentlichen gebrochen war, konnte man die Truppenstärke vermindern und zur Stationsbesatzung übergehen. War damit die Aufgabe der bisherigen, jetzt unter der Bezeichnung Nordetappe zusammengefaßten Etappenbehörden wesentlich erleichtert und eingeschränkt, so erweiterte sich ihr Wirkungsbereich insofern, als ihrem Kommandeur die obere Leitung des Etappenwesens auch im Süden zufiel und die im nördlichen Nama-Lande operierenden Truppen dauernd über Swakopmund—Windhuk versorgt und später auch Landzufuhren aus dem Norden selbst bis Keetmannshoop geleistet werden mußten.**)

Der Etappenhauptort wird nach Windhuk verlegt. März 1905.

Um mit dem nach dem Süden abgehenden Hauptquartier in Verbindung zu bleiben und selbst dem immer mehr in den Vordergrund tretenden Kriegsschauplatz im Süden näherzurücken, verlegte das Etappenkommando Mitte März 1905 seinen Sitz nach Windhuk, wo es bis zum Abschluß seiner Tätigkeit blieb. An seine Spitze trat an Stelle des mit Wahrnehmung der Geschäfte als Chef des Stabes des Kommandos betrauten Majors v. Redern Oberstleutnant Dame. Nachdem dieser im November 1905 die Geschäfte des Kommandeurs der Schutztruppe übernommen hatte, leitete der Major im Generalstabe des Etappenkommandos Maercker die Nordetappe

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1907, 1. Heft, Seite 116.

**) Das Etappenwesen im eigentlichen Süden der Kolonie wird in einem besonderen Artikel geschildert werden.

selbständig, er wurde in den letzten Monaten des Feldzuges im Norden durch Major Langer und Hauptmann Heye vertreten.

Weitere Kolonnen-Abteilungen werden aus der Heimat herangezogen.

Auf Grund der ersten Erfahrungen im Transportwesen war seitens des Kommandos der Schutztruppe eine weitere vollständig mit Personal besetzte und mit heimischen Fahrzeugen versehene Kolonnen-Abteilung (II. [Proviant-] Kolonnen-Abteilung)*) beantragt worden. Diese wurde vom 10. August ab auf dem Truppen-Übungsplatz Munster aufgestellt und traf unter der Führung des Majors Riese am 12. September in Swakopmund ein.**) Sie wurde dort mit Maultieren bespannt und nach beendigter Mobilmachung staffelweise nach Okahandja in Marsch gesetzt, wo sie vom 15. Oktober ab anlangte, also gerade in dem Augenblick, wo durch den Ausbruch des Aufstands im Süden der Bedarf an Transportmitteln sich ganz erheblich steigerte.

Leistungen und Verwendung der II. Kolonnen-Abteilung.

Es zeigte sich indessen schon bei der ersten Beladung, daß die Nutzlast der Kolonnen infolge des Haferbedarfs für die Maultiere***) nur gering war. Bei Mitnahme eines 20tägigen Verpflegungsvorrats für den eigenen Bedarf konnte nur die Hälfte des Laderaums für die Zufuhr ausgenutzt werden, was eine Nutzlast von 8000 bis 9000 kg für jede Staffel (Halbkolonne) ergab. Hatte die betreffende Staffel mehr als 10 Tagemärsche bis zu ihrem Bestimmungsort zurückzulegen, so mußte die Nutzlast weiter sinken.

Verwendung fand die II. Kolonnen-Abteilung anfangs zur Vermehrung des Nachschubs nach dem nördlichen und östlichen Herero-Lande, wo die Niederlegung eines Verpflegungsvorrats für einen Monat für die im Norden verbleibende Truppenzahl angestrebt wurde. Im November, als die Operationen der Abteilung Deimling im nördlichen Nama-Land fortschritten, wurde die ganze Abteilung auf die neuen Etappenstraßen Windhuk—Kub und Windhuk—Hoachanas angesetzt, ebenso ein Teil der Frachtfahrerkolonnen der I. Kolonnen-Abteilung. Die Proviantkolonnen erwiesen sich bald in bezug auf Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit des Betriebs den halbmilitärischen Fuhrparkkolonnen weit überlegen. Auch mit den fremdartigen Verhältnissen, den mancherlei Schwierigkeiten des „Trekkens“ und mit der Behandlung der Maultiere fanden sich Offiziere und Mannschaften gut und schnell ab.

Zwei weitere Proviantkolonnen-Abteilungen werden in das Schutzgebiet entsandt. Ende 1904.

Obwohl sich nun im Laufe der Zeit ergab, daß die Leistungen einer Proviantkolonne von 38 Wagen ungefähr derjenigen einer Ochsenwagenkolonne von zehn Wagen entsprach, wurden Ende des Jahres 1904 trotz der hohen Kosten noch zwei weitere Proviantkolonnen-Abteilungen (III. und V.) angefordert, weil man bei den oft und

*) Zu 5 Kolonnen zu je 5 Offizieren usw., 158 Mann, 37 Pferden, 320 Mauleseln und 38 Wagen.

**) Infolge des Hottentottenaufstandes wurde Ende 1904 auch für den Süden eine (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung (IV.) aufgestellt und der Etat der I. (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung um 9 Offiziere und 288 Mann verstärkt.

***) 2 kg täglich für das Tier.

plötzlich wechselnden Kriegsschauplätzen ein sehr bewegliches und zuverlässiges Transportmittel nicht entbehren konnte und sich wegen der Seuchengefahr nicht auf eine einzige Tierart verlassen durfte. Auch kam in Betracht, daß die stärker mit Mannschaften besetzten Proviantkolonnen gegen Überfälle, mit denen auf dem südlichen Kriegsschauplatz sehr viel mehr zu rechnen war als im Norden, wesentlich besser gesichert waren. Um das Mißverhältnis zwischen Nutzlast und eigenem Verbrauch nicht allzusehr zu steigern, wurden die Proviantkolonnen in erster Linie zum Transport von Gütern von den an der Bahn gelegenen Etappenmagazinen ausgenutzt und nur in Notfällen auf größere Entfernungen entsandt.

Weitere Verwendung der Fuhrparkkolonnen-Abteilung.

Den Transport auf weitere Strecken behielt die I. (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung, die mit ihrer Masse allmählich nach Kub verlegt wurde, das im April 1905 als Zentralmagazin für den Nachschub nach der Auob-Gegend und nach Nord-Bethanien bestimmt wurde. Den schwierigen Dienst auf dieser Station leitete während eines längeren Zeitraums mit besonderem Geschick der Rittmeister v. Fritsche der I. (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung. Der (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung fiel neben dem Nachschubwesen auch noch der Dienst in den Viehdepots und die Besetzung einer Reihe von Stationen zu. Ihr Stab übernahm Anfang des Jahres 1906 die einheitliche Leitung des gesammten Zufuhrwesens im Norden.

Die im Norden verwendeten Kolonnen werden neu organisiert. Juni 1906.

Mitte Juni 1906 erfolgte dann eine vollkommene Neuorganisation sämtlicher im Norden verwendeten Kolonnen, indem alle Kolonnen der Personalersparnis halber zu einem einheitlichen Etappenfuhrpark zusammengefaßt wurden, innerhalb dessen die Fuhrpark- und Proviantkolonnen je eine Abteilung bildeten. Dadurch vereinfachte sich der Verwaltungsapparat bedeutend, der Schriftverkehr nahm ab, Pferde- und Viehposten, Kantinen, Kücheneinrichtungen konnten zusammengelegt, der Wachdienst vermindert, zahlreiche Offiziere und Mannschaften für andere Zwecke freigemacht werden. Die Erfahrung, die mit dieser Neuordnung gemacht wurde, zeigte, daß auch ein so umfangreicher Apparat, wie es der Etappenfuhrpark-Nord war, sehr wohl von einer einzigen, genügend mit Personal ausgestatteten Stelle geleitet werden kann, umsomehr, als größere Teile des Fuhrparks selten gemeinsam auftraten. Ein Stabsoffizier mit einem oder zwei Adjutanten, einigen Hauptleuten als Inspektionsoffizieren, dem nötigen Verwaltungs- und Unterpersonal und einer nach Bedarf zu bemessenden Anzahl jüngerer Offiziere als Staffelführer dürfte unter ähnlichen Verhältnissen vollkommen genügen. Die einfache Übertragung des heimischen Systems hat sich nur insofern bewährt, als dadurch in den bei den kleinen Staffeln nicht zu verwendenden älteren Offizieren der Kolonnen-Abteilungen den Kommandobehörden, insbesondere dem Etappenkommando, eine Reserve zur Verfügung stand, auf die bei den verschiedensten Gelegenheiten zurückgegriffen werden konnte. In vielen Fällen erwies es sich sogar als angängig, gut eingefahrene Staffeln von zuverlässigen, energischen, mit der Gegend vertrauten Unteroffizieren führen zu lassen.

Als dann von Ende 1906 ab eine wesentliche Verminderung des Bestandes der Schutztruppe eintrat, konnten sieben Offiziere, über 400 Mann und acht sogenannte schwere Maultierstaffeln*) an die Südetappe abgegeben werden.

Auch während der Jahre 1906 bis 1907 litt der Zufuhrbetrieb der Nordetappe unter zwei großen Übelständen, die, weil in den Verhältnissen selbst begründet, niemals vollkommen beseitigt werden konnten: der ungenügenden Leistungsfähigkeit der Zugtiere und der Unzuverlässigkeit der Treiber.

Das Treiberpersonal. Das angeworbene Treiberpersonal der Fuhrparkkolonnen, unter dem sich neben einer Anzahl zuverlässiger Leute eine ganze Reihe höchst zweifelhafter Elemente zusammenfanden, vernachlässigte sich trotz glänzender, die Löhnung der Mannschaften weit übersteigender Bezahlung in seinen Leistungen, verwendete die ihm anfangs anvertrauten Gewehre meist nur zur Jagd oder zu völlig überflüssigen Knallereien, ließ sie oft genug in Feindeshand fallen, verübte Diebstähle aller Art und erfreute sich, da die Bestimmungen des Militärstrafgesetzbuches für im Heeresdienst verwendete Zivilpersonen für sie außer Kraft gesetzt waren und man ihrer Dienste bedurfte, einer weitgehenden Straflosigkeit. An Stelle der Treiber und als Ersatz für Mannschaften wurde im Jahre 1906 versucht, Kriegsgefangene zu verwenden, wegen der damit verbundenen Gefahr wurde der Versuch aber schon im Juli desselben Jahres auf Befehl des Obersten v. Deimling, wenigstens soweit es sich um die geschickteren und anstelligeren Hottentotten handelte, wieder eingestellt.

Viehseuchen. Von den Zugtieren waren die Ochsen neben den Verlusten infolge von Erschöpfung dauernd einer Reihe von Seuchen ausgesetzt, von denen die Lungenseuche die meisten Opfer forderte (Juni 1905 bis März 1906 7,8 v. H.). Daneben herrschte an einzelnen Orten Milzbrand, vereinzelt auch Texasfieber. Unter den Maultieren räumte die Sterbe**) gewaltig auf. Einzelne Staffeln verloren in den Monaten Januar und Februar oft innerhalb weniger Tage über 30 v. H. ihres Bestandes. Der Gesamtverlust von Oktober 1905 bis März 1906 betrug 19,8 v. H.

Eselkolonnen. Das Etappenkommando war unter diesen Umständen schon frühzeitig bestrebt, sich in dem aus der Kapkolonie eingeführten Esel ein Zugtier zu sichern, das von fast allen Krankheiten der übrigen Tiergattungen vollkommen unberührt blieb. Es wurden nicht nur bereits im Jahre 1904 an Frachtfahrer Esel vergeben, sondern auch die 1905 eintreffende V. (Proviant-) Kolonnen-Abteilung mit Eselbespannung versehen. Man hoffte, in den zwar langsameren, aber bedürfnisloseren Eselkolonnen***) ein Verkehrsmittel zu erhalten, das die Vorteile der Ochsen- und Maultierkolonnen bis zu einem gewissen Grad verbinden würde. Es zeigte sich aber bald, daß ihre Marsch-

*) Mit Fußartillerie-Munitionswagen an Stelle von Proviantwagen C. 95 ausgestattet.
**) 1. Heft, Seite 64/65.
***) Tägliche Haferration 1 kg für das Tier.

leistung auf sandigen Wegen und in bergigem Gelände auf ein Mindestmaß zurückging; außerdem machte die Behandlung der Tiere den Leuten der V. Kolonnen-Abteilung anfangs sehr viele Schwierigkeiten, während einzelne Frachtfahrer von vornherein mit Eselgespannen hervorragende Leistungen erzielten.

Das Wagenmaterial.

Was das verwendete Wagenmaterial betrifft, so erwiesen sich neben dem einheimischen und aus dem Kaplande eingeführten Karren und Wagen auch die deutschen Fahrzeuge als brauchbar. Insbesondere bewährten sich die in der zweiten Hälfte des Feldzugs eingeführten Fußartillerie-Munitionswagen vermöge ihrer breiten und hohen Räder und festen Bauart sehr gut. Der früher benutzte Proviantwagen C. 95 war dagegen für afrikanische Verhältnisse zu schwach, wenn sich auch sonst seine Bauart als sehr solide bewährte. Bei späteren Lieferungen wurden daher einzelne Teile, insbesondere die Räder, verstärkt.

Tätigkeit der Etappentruppen.

Neben den Kolonnen-Abteilungen waren eine Reihe weiterer Truppen und Behörden bemüht, die sonstigen umfassenden Aufgaben der Etappe zu lösen.

An Stelle des Marine-Infanterie-Bataillons, das fast dreiviertel Jahre lang den entsagungsvollen Dienst auf den Etappenorten getan hatte, traten im Januar und Februar 1905 drei in der Heimat neugebildete Etappenkompagnien. In einer Stärke von 170 Mann aufgestellt und reichlich mit Offizieren besetzt, vermochten sie endlich den Bedarf der Etappe an Personal zu decken und die anderen Formationen zu entlasten. Ihre Verteilung gestaltete sich so, daß die 2. Etappenkompagnie Karibib und Omaruru, die 3. Okahandja und Windhuk, die 4. Areb mit den dazugehörigen benachbarten Stationen besetzte.*) Für Swakopmund mußten die dort dauernd stationierten Formationen, in Kub und Gibeon die Kolonnen-Abteilungen, in Hoachanas die 1. Ersatzkompagnie, in Maltahöhe die 2. Ersatzkompagnie, in Outjo die 6. Kompagnie 1. Feldregiments aushelfen.**) An dem Etappenhauptort Windhuk erwiesen sich die Kräfte der dorthin später ausschließlich verlegten 3. Etappenkompagnie als nicht ausreichend, so daß auch hier noch dauernd Leute anderer Formationen zum Wach-, Arbeits- und Bureaudienst herangezogen werden mußten.

Die Etappenstraßen werden durch Pionierzüge verbessert.

Den Pionierzügen der Etappenkompagnien fiel die außerordentlich wichtige Aufgabe der Verbesserung der Etappenstraßen zu. Sie wurden zu diesem Zweck auf je einen der drei von Windhuk nach dem Süden führenden Wege (Windhuk—Rehoboth—Tsumis—Kub, Windhuk—Gurumanas—Aub—Dirichas—Romtsas—Namtseb und Windhuk—Hatsamas—Kalkfontein-Nord) angesetzt. Später wurde für die Wege südlich Kub—Gibeon ein weiterer Pionierzug gebildet. Da die Leistungsfähigkeit der Etappenstraßen in erster Linie von den Wasserverhältnissen abhing, beschäftigten sich die Pioniere hauptsächlich mit der Verbesserung und Neuanlage von

*) Die 1. Etappenkompagnie wurde im Süden verwendet, ebenso die später aufgestellte 5.

**) Außerdem fanden gelegentlich die Ersatzkompagnie 1a und die beiden Ersatzbatterien im Nordetappengebiet Verwendung. Die Einteilung des Etappengebiets Mitte März 1905 zeigt Skizze 8.

Wasserstellen sowie der Einrichtung von Tränkeinrichtungen. Sie übernahmen die bei dem geringen Verständnis, das vor allem die Frachtfahrer der Erhaltung der Wasserstellen entgegenbrachten, besonders notwendige Bewachung der geschaffenen Anlagen. Wegebesserungen im engeren Sinne, Beseitigung von Hindernissen, Wegeverlegungen mußten wegen Mangels an Arbeitskräften meist unterbleiben.

Kriegerische Tätigkeit der Nordetappe.

Im Gegensatz zum ersten Abschnitt des Herero-Krieges fielen den Truppen der Nordetappe in den Jahren 1905 und 1906 sehr umfassende kriegerische Aufgaben zu, an deren Lösung sich nicht nur die Etappenkompagnien, sondern auch die Kolonnen-Abteilungen, die Scheinwerfer-Abteilung und nicht zuletzt die Offiziere und Mannschaften des Kommandos beteiligten. Die Hereros waren nach dem Schlage am Waterberg zum großen Teil in einzelnen Trupps nach Westen und Süden zurückgeströmt und stellten nun, zerstreut, ihres Viehes beraubt und auf Beute angewiesen, eine sehr viel größere Gefahr für die kleinen Stationen und Transporte dar, als die schwerfällige, durch ihre Herden behinderte Masse. Daneben bedrohten Hottentotten-Banden verschiedener Herkunft wenigstens den südlichen Teil des Arbeitsgebiets der Nordetappe. Am meisten zu schaffen machte dieser der Herero Andreas, der vom Komas-Hochlande und dem nordwestlichen Teile des Bethanier-Landes aus immer wieder die von Windhuk nach Süden führenden Etappenstraßen, das Gebiet der treugebliebenen Bastards und die Viehbestände des Farmbezirks Maltahöhe beunruhigte. Im Mai 1905 mußte gegen ihn unter Leitung des Generalstabsoffiziers des Etappenkommandos, Major Maercker, ein langwieriger Streifzug unternommen werden, an dem neben einzelnen Ersatztruppenteilen die 2. Etappenkompagnie (Hauptmann Blume), die 3. Etappenkompagnie (Hauptmann Barack), Teile der Etappenbesatzung Swakopmund (von der 2. Eisenbahn-Baukompagnie, Scheinwerfer-Abteilung, Pferdesammelstelle unter Oberleutnant Lengeling, später Willecke) teilnahmen. Den entscheidenden Erfolg errang mit schnell zusammengerafften Etappen- und Kolonnenmannschaften am 9. Juni 1905 der Hauptmann Wunsch der V. Kolonnen-Abteilung bei Atis im südlichen Bastard-Lande, wobei der Leutnant v. Versen der I. (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung tapfer kämpfend fiel.*)

In der zweiten Hälfte des Jahres 1905 wurden die südlichen Etappenstraßen von den durchziehenden Banden Hendrik Witbois, den im Nord-Bethanier-Lande herumschweifenden Scharen des Elias, Sebulon und anderer wiederholt beunruhigt. Zahlreiche Überfälle auf marschierende Wagenstaffeln, Viehposten und kleine Stationen zeugten von der bei den Hottentotten herrschenden Not, aber auch von ihrem altbewährten Geschick für diese Art Kriegführung. Mehr als einer ihrer Streiche war vom Glück begünstigt, oft aber gelang es auch wenigen deutschen Reitern, durch kaltblütiges Feuer weit überlegene Hottentotten-Scharen abzuweisen.**) Der zum Schutze

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1907. 2. Heft, Seite 388.

**) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1907. 2. Heft, Seite 387.

des Kolonnenverkehrs und zur Verfolgung der Räuber seitens der Etappenbesatzungen und Kolonnen-Abteilungen mit großem Eifer betriebene Patrouillendienst gab vielen Offizieren und Mannschaften, unter andern den Oberleutnants Leisner, Stübel, den Leutnants v. Schweinichen,*) Schultz, v. Linsingen, v. Abendroth Gelegenheit, sich hervorzutun.

Die kriegsmüden Hereros werden gesammelt.

Nicht minder rege war die kriegerische Tätigkeit der Etappe im eigentlichen Norden. Hier handelte es sich darum, im Zusammenwirken mit den Truppen des Nordbezirks die Früchte des Waterberg-Sieges einzuheimsen und die im Lande zerstreuten Hereros, die sich meist scheu im Busch oder Feld versteckt hielten, oft aber auch Vieh- und andere Diebstähle verübten, endgültig unter die deutsche Herrschaft zurückzuzwingen. Zu diesem Zweck wurden immer von neuem Patrouillen ausgesandt, um die Werften der Feldhereros zu überfallen und ihre Bewohner gefangen zu nehmen oder unschädlich zu machen. Andere Züge wurden notwendig, um Viehräubern ihre Beute wieder abzujagen. An diesen oft außerordentlich anstrengenden Streifen beteiligten sich mit besonderem Erfolg die Hauptleute Brosig, Bender, die Oberleutnants v. Rosenberg, Wilm, Krüger, Raabe, die Leutnants Reuß, Perkuhn, Kuentzle, Lademann. Auch größere konzentrische Unternehmungen zur Säuberung ganzer Landstriche fanden gelegentlich statt, so unter anderem im Oktober 1905 unter Leitung des Major Riese zur Säuberung des Komas-Hochlandes, in dem sich auch damals noch versprengte Andreas-Leute herumtrieben.

Das Ergebnis dieser Tätigkeit der deutschen Truppen war, daß sich die Zahl der mit Gewalt eingebrachten und freiwillig sich stellenden Gefangenen ständig vermehrte. Bildeten diese Gefangenen einen willkommenen Zuwachs an Arbeitskräften, so bedingte doch ihre Ernährung und Beaufsichtigung eine weitere Mehrarbeit für die deutsche Truppe, die ausschließlich der Etappe zur Last fiel. Die Zahl der anfangs an den großen Etappenstationen Windhuk, Okahandja, Karibib, Swakopmund zusammengehaltenen, später zu Arbeitszwecken auch auf kleinere Posten und Farmen verteilten Gefangenen wuchs bis 1. Mai 1906 einschließlich der ebenfalls nach dem Norden abgeschobenen Hottentotten auf über 15 000 Köpfe an. Sie sank erst, als Oberst v. Deimling mit Zustimmung des Gouverneurs im August 1906 die Verschickung der Hottentotten nach der Haifisch-Insel**) anordnete.

Auch das neu aufblühende wirtschaftliche Leben im Herero-Lande stellte Anforderungen an die Etappe. Die Farmen, auf denen die Ansiedler allmählich den Betrieb wieder eröffneten, mußten während der Jahre 1905 und 1906 dauernd mit Schutzwachen besetzt werden. Ebenso bedingte der im Jahre 1905 wieder aufgenommene Bau der Otawi-Bahn die dauernde Gestellung einer Schutzwache.

*) Fiel am 2. Dezember bei Kuis im Kampfe gegen Sebulon-Leute.
**) Bei Lüderitz-Bucht.

Neben diesen den Etappenbehörden und -Truppen im engeren Sinn zufallenden Aufgaben ging auch die Tätigkeit der übrigen der Etappe unterstehenden Behörden und Truppen ununterbrochen weiter.

Die Eisenbahntruppen heben die Leistungsfähigkeit der Bahn.

In erster Linie steht in dieser Beziehung die Tätigkeit der Eisenbahntruppen. Ihrer hingebenden Arbeit bedurfte nach wie vor die Bahn Swakopmund—Windhuk. Trotz aller Verbesserungen war sie Anfang des Jahres 1905 noch nicht einmal imstande, soviel Güter in das Innere zu schaffen, als die Kolonnen-Abteilungen abzubefördern vermochten. Dazu kam, daß Mitte Februar 1905 5 km Bahnstrecke von dem ausgetretenen Swakop weggerissen wurden. Es gereicht der militärischen Betriebsleitung, die am 8. 3. 1905 an Stelle des Hauptmanns Witt Hauptmann Hälbig übernahm, und der Eisenbahn-Betriebskompagnie zur Ehre, daß nicht nur dieser schwere Schaden durch Verlegung der Strecke innerhalb dreier Tage beseitigt wurde, sondern auch die Leistungsfähigkeit der Bahn durch Neubeschaffung von rollendem Material, Werkstatteinrichtungen und Ausrüstungsstücken und vor allem durch die planmäßig fortgesetzten Wassererschließungsarbeiten so gesteigert wurde, daß schließlich, unter geringer Einschränkung des Privatgüterverkehrs, der Bedarf der Militärverwaltung gedeckt und eine Verpflegungsreserve in den Bahnmagazinen angesammelt werden konnte. Ein mit den Verhältnissen wohlvertrauter höherer Offizier faßt sein Urteil über die Leistungen des Betriebsdetachements in folgende Worte zusammen: „Unsere »Eisenbahner« haben in wahrem Sinne kulturbringend gewirkt und ihre Leistungen, sei es der Brückenbau, der Eisenbahnbetrieb oder das Verlegen des Oberbaues der Bai-Bahn verdienen das höchste Lob."

Eine gewisse Entlastung der Regierungsbahn trat ein, als im Mai 1905 die Otawi-Bahn mit ihrem Schienenstrang Karibib erreichte. Es fehlte der neuen Bahn zwar anfangs an rollendem Material, allmählich aber konnte der Zugverkehr auf der besonders schwierigen Regierungsstrecke Swakopmund — Karibib eingeschränkt und Personal und Material zur Erhöhung der Betriebsleistung auf der Strecke Karibib—Windhuk freigemacht werden. Als dann im September 1905 die Bauspitze der Otawi-Bahn Omaruru erreichte, konnte die Versorgung der Stationen im Norden von dort aus bewirkt werden.

Die 2. Eisenbahn-Baukompagnie erbaut eine Landungsbrücke in Swakopmund.

Eine ganz neue Aufgabe erwuchs der Eisenbahntruppe in Swakopmund. Dort hatte die zur Prüfung der Landungsverhältnisse aus der Heimat entsandte Kommission*) im August 1904 zur Verbesserung des damals vollkommen in Frage gestellten Landungsbetriebes neben der Entsendung von Baggern**) die Erbauung einer

*) Seite 331.

**) Die Tätigkeit der erst nach langer Zeit eintreffenden Bagger blieb ergebnislos, da man sich anfangs wegen der damit verbundenen Gefahr nicht entschließen konnte, die Barre von außen anzugreifen, und in das Innere des Hafens nur ein Bagger hineingelangen konnte, der aber dort bald von der See abgesperrt und zur Untätigkeit verurteilt war.

Landungsbrücke vorgeschlagen. Mit dieser Arbeit wurde die 2. Baukompagnie (Hauptmann Seelmann-Eggebert) des Ende Oktober 1904 im Schutzgebiet eintreffenden Eisenbahn-Bataillons betraut; die Oberleitung des Baus übernahm der Bataillonskommandeur, Major Bauer.

Die Brücke, die nach den Plänen des Majors Bauer Ende November 1904 an der sogenannten alten Landungsstelle als hölzerne Pfahljochbrücke begonnen wurde, bot so außerordentliche Schwierigkeiten, daß nicht nur die Ausführbarkeit des Baues von



Hafen von Swakopmund mit der vom Major Bauer erbauten Landungsbrücke.

mancher Seite in Frage gezogen wurde, sondern auch nach seiner Vollendung Sachverständige an der Haltbarkeit des kühnen Bauwerks in der gewaltigen Brandung zweifelten. Zunächst schien es, als ob die mächtige Dünung das Einbauen der Pfähle mit den einfachen Mitteln der Truppe unmöglich machen würde. Der Baugrund bestand nämlich aus Granitfelsen, die nur von einer dünnen Sandschicht bedeckt waren; in sie mußte für jeden einzelnen Pfahl ein Loch gesprengt und der Pfahl mit Beton befestigt werden, eine Arbeit, die unter Wasser und bei dem starken Seegang von Tauchern ausgeführt werden mußte. Bei allem Eifer blieben natürlich Rückschläge

Skizze der Hafenanlagen von Swakopmund.

Maßstab 1:7500.
100 50 0 100 200 300m

Mole 375 m lang
Helling
Neuer Zollschuppen
Leuchtturm
Niedrigwasserlinie
Hochwasserlinie
Dampfwinde
Alter Zollschuppen
Landungsbrücke 300 m lang
Richtung der Dünung
Vorherrschende Windrichtung

nicht aus. Trotzdem an dem Bau festgehalten und ihn in siegreichem Kampf gegen die Elemente durchgeführt zu haben, gereicht in erster Linie dem Bauleiter zum Ruhme, der nie den Mut sinken ließ und stets neue Mittel und Wege zum Ziel ersann. Nicht mindere Anerkennung gebührt aber den ihm unterstellten Offizieren und Mannschaften, die bei den schwierigen Wasserarbeiten in dem naßkalten Klima von Swakopmund einen außerordentlich schweren Dienst hatten.

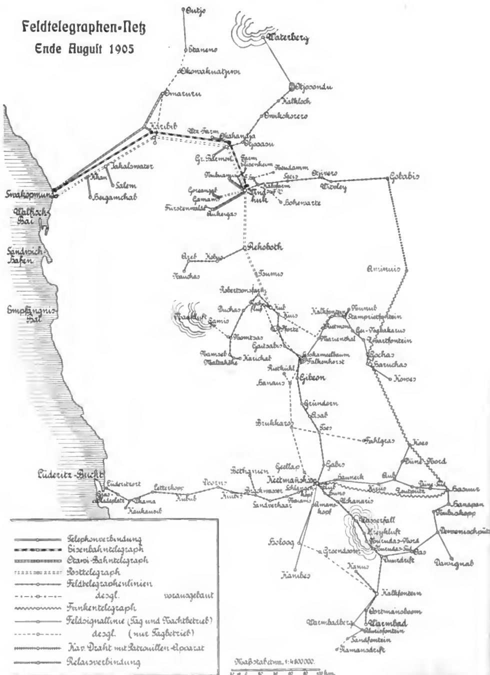
Ende April 1905 war die Brücke in einer Länge von 275 m vollendet und mit zwei Eisenbahngleisen versehen. Schon am 29. April begannen die Brandungsboote an ihr anzulegen. Die Löschleistung, die wegen fehlender Entladevorrichtungen anfangs nur 100 Tonnen betrug, wurde durch Vermehrung der Krane, Verlängerung und Verstärkung der Brücke so gesteigert, daß sie bald die Leistungen der Mole in ihren besten Tagen hinter sich ließ und an guten Tagen sogar über 1000 Tonnen gelandet werden konnten, während an der Mole im August und September 1905 der Betrieb überhaupt eingestellt werden mußte.

Die Eisenbahntruppe hat, vom 22. Juni 1905 ab unter Leitung des Majors Friedrich während des ganzen Feldzuges an der Erhaltung und Verbesserung der Landungsbrücke weitergearbeitet. Mag ihr Werk auch, wie es die Erbauer von Anfang an vorausgesehen haben, in verhältnismäßig kurzer Zeit der Vernichtung anheimfallen, so bleibt die Erbauung der Landungsbrücke doch nicht nur eine Leistung im Interesse der Kriegführung, sondern auch ein Friedenswerk, das jahrelang für die Entwickelung des Nordens der Kolonie unentbehrlich sein wird.

Auch die übrigen Zweige der Verkehrstruppen haben im Nordetappengebiet eine umfassende Tätigkeit entwickelt. Fällt die Arbeit der Feldsignal-Abteilung größtenteils in das eigentliche Operationsgebiet, so hat sich die der I. Feldtelegraphen-Abteilung (Hauptmann Boethke, später Oberleutnant Malbrandt) trotz ihres Namens größtenteils im Etappengebiet und zwar im Norden abgespielt. Am 30. August 1904 in Swakopmund eingetroffen, stellte sie in kurzer Zeit die Strecken Okahandja—Owikokorero—Otjimbinde, Windhuk—Rehoboth—Kub—Gibeon—Tses, Rehoboth—Nauchas, Kub—Maltahöhe und Windhuk—Gobabis her. Der Betrieb der I. Abteilung umfaßte Ende 1905 ein Leitungsnetz von 1250 km. Bedeutende Marschleistungen beim Bau der Leitungen, fortgesetzter Patrouillendienst zur Sicherung und Instandhaltung der Strecken und gelegentliche kriegerische Unternehmungen stellten auch hier große Anforderungen an Offiziere und Mannschaften.

Etappenlazarettdienst 1906/07.

Im Etappenlazarettdienst im Norden war mit dem Abflauen des Typhus im Jahre 1905, mit der Verschiebung zahlreicher Truppen nach Süden und dem allmählichen Eintreten geordneterer Verhältnisse im Herero-Lande eine wesentliche Erleichterung eingetreten, so daß mehrere Feldlazarette für den Süden verfügbar gemacht werden konnten. Immerhin blieb auch jetzt noch Arbeit genug für das Sanitätspersonal der Etappe.


Feldtelegraphen-Netz
Ende August 1905
Outjo
Waterberg
Otjosondu
Omaruru
Karibib
Okahandja
Swakopmund
Walfisch-Bai
Windhuk
Gobabis
Rehoboth
Aminuis
Gibeon
Keetmanshoop
Lüderitz-Bucht
Kalkfontein
Warmbad
Telephonverbindung
Eisenbahntelegraph
Otavi-Bahntelegraph
Posttelegraph
Feldtelegraphenlinien
desgl. vorausgebaut
Funkentelegraph
Feldsignallinie (Tag und Nachtbetrieb)
desgl. (nur Tagbetrieb)
Kav. Draht mit Patrouillen-Apparat
Relaisverbindung

Schon bald nach den Ereignissen am Waterberg hatte die Heimsendung verwundeter, kranker oder erholungsbedürftiger Offiziere und Mannschaften aus dem Schutzgebiet begonnen. Alle Arbeiten, die mit diesen sich allmählich vollziehenden Heimsendungen in Zusammenhang standen, fielen wiederum dem Etappenkommando zu. Sie waren, da es sich neben den Transportvorbereitungen um Festsetzung von Gehaltsansprüchen, Dienstbeschädigungen von Leuten der verschiedensten, oft weit entfernten Truppenteile handelte, oft außerordentlich schwierig und zeitraubend und doch mußte von dem vorübergehend versuchten Absenden der Mannschaften ohne Rücksicht auf die Fertigstellung ihrer Papiere sehr bald wieder abgegangen werden, weil die Regelung der nicht nur für den einzelnen, sondern auch für die Reichsfinanzen wichtigen Fragen von der Heimat aus noch umständlicher und zeitraubender werden mußte. Heimsendung Kranker und Erholungsbedürftiger.

Mitte des Jahres 1906 begann das Kommando der Schutztruppe mit der allmählichen Verminderung der Nordetappe, um Kräfte für den Süden freizubekommen, wo der Nachschub mit dem Vorschreiten des Bahnbaus Lüderitz-Bucht—Kubub mehr und mehr auf den bisher wenig leistungsfähigen südlichen Bai-Weg verlegt werden konnte. Auch mußte bei der allmählichen Herabsetzung der Stärke der Schutztruppe die Etappe mit herangezogen werden. Da nun auf der anderen Seite die zunehmende Wiederbesiedelung des Herero-Landes und der dadurch vermehrte Sicherheitsdienst erhöhte Ansprüche stellte, entstanden für das Etappenkommando noch einmal sehr schwierige Verhältnisse. Der Bureaudienst, die Bewachung der Vorräte und das Nachschubwesen litten gleichmäßig darunter. Eine Erleichterung trat erst ein, als die Leistungsfähigkeit der einzelnen Staffeln der Proviantkolonnen durch Einstellung von Fußartillerie-Munitionswagen gehoben und infolgedessen die Zahl der Wagen, Tiere und Mannschaften erheblich vermindert werden konnte. Auch wurden Mannschaften in großem Umfang erst durch Gefangene, später durch sogenannte Cape-boys ersetzt.

Trotzdem hat die Nordetappe bis zur Beendigung der Feindseligkeiten ihre vielfachen Aufgaben mit stets gleichbleibender Hingabe erfüllt. Sie hat während ihres fast dreijährigen Bestehens eine Arbeit erledigt, wie sie in gleichem Umfang und von gleicher Wichtigkeit wenigen Behörden während des Südwestafrikanischen Feldzuges zugefallen ist. Die Angehörigen der Etappe konnten mit Stolz sich sagen, daß sie, wenngleich meist hinter der Front, doch oft genug in engster Berührung mit dem Feinde, ihre Pflicht in vollstem Maße getan und das Ihrige reichlich zu der Niederwerfung des Feindes beigetragen hatten.



Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei

1813.*)

Der Rückzug aus Rußland am Ausgang des Jahres 1812 brachte der großen Armee völlige Auflösung. Von den versprengten französischen Soldaten, die dem Frost, dem Hunger, der Krankheit, den Lanzen der Kasaken und den Knütteln der Bauern entronnen waren, fanden immerhin nicht wenige in den polnischen und preußischen, von den Franzosen besetzten Festungen Zuflucht und verstärkten dort die Besatzungen. Was zusammengeblieben war und zusammengerafft werden konnte, wurde anfangs vom König von Neapel, dann vom Vizekönig von Italien hinter den Riemen, die Weichsel, die Warthe bei Posen, die Oder, die Elbe und endlich, durch Zuzug verschiedener Art auf 40 000 Mann gebracht, hinter die Saale zwischen Halle und Merseburg geführt. Hier konnte der Rückzug eingestellt werden. Napoleon hatte innerhalb weniger Monate eine neue Armee aus der Erde gestampft. Mit 142 000 Mann kam er Ende April 1813 vom Main her in zwei Kolonnen, über Erfurt—Weimar und Koburg—Saalfeld nach Naumburg und weiter über Weißenfels auf Leipzig heran. Er wollte sich mit dem Vizekönig vereinigen, um dann 182 000 Mann stark den Feind zu schlagen, das Verlorene wieder zu gewinnen.

Nicht die Hälfte der Zahl konnte ihm entgegengestellt werden. Die Russen hatten während des Winterfeldzuges ebenfalls schwere Verluste erlitten. In Polen hatten sie eine Armee, vor allen Festungen, die sich einigermaßen im Bereich des Vormarsches befanden, Blockadekorps zurückgelassen. Was für die Verfolgung übrig blieb, war gering. Nicht viel über 60 000 Mann waren im Frühjahr für das Feld verfügbar. Dies schwache Heer hoffte auf die Unterstützung des übrigen geknechteten Europas. Preußen, Österreich, die Rheinbundstaaten sollten sich erheben und zu den Waffen greifen. Nur Preußen stellte sich ein. Die übrigen Länder wollten, um die Freiheit zu gewinnen, nichts Ungewisses wagen, lieber abwarten, zusehen, wie die Dinge ver-

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1906. 4. Heft und 1907. 1., 2. und 3. Heft.

laufen würden. Für den Augenblick vermochte aber Preußen kaum die gleiche Zahl wie Rußland aufzustellen. Von den bescheidenen Kräften beider wurden noch manche größere und kleinere Abteilungen abgezweigt. Nur mit etwa 87 000 Mann langte der Oberbefehlshaber der Verbündeten, Graf Wittgenstein, rechts der Elster südlich Leipzig an. Das Doppelte rückte ihm entgegen.

Wie Napoleon 1806 im Vormarsch rechts der Saale die auf dem anderen Ufer stehenden Preußen über Naumburg links umgehen wollte, so beabsichtigte er diesmal, die hinter der Elster stehenden Verbündeten über Leipzig rechts zu überflügeln. Von Norden her angegriffen, sollten Russen und Preußen gegen das Erzgebirge und gegen das damals noch wenigstens der Form nach verbündete Österreich gedrängt werden.

Groß-Görschen, Lage am 1. Mai Abends.

Skizze 9.

Am 1. Mai hatten auf der Straße Naumburg—Leipzig erreicht: Ney Lützen, Marmont mit zwei Divisionen Rippach, die Garde Weißenfels, die dritte Division Marmonts Naumburg, in einer zweiten Kolonne Bertrand von Camburg her Stößen. Weit zurück war Oudinot bei Kahla. Auf dem Marsch von Merseburg war der Vizekönig mit dem Korps Macdonald bis Markranstädt, mit demjenigen Lauristons bis Günthersdorf gekommen.

Welche Punkte der Feind erreicht hatte, war dem Grafen Wittgenstein durch seine Kavallerie im allgemeinen bekannt geworden. Er nahm an, daß Napoleon den Marsch auf Leipzig am nächsten Tage fortsetzen würde und beschloß, am 2. Mai bei Pegau die Elster zu überschreiten und dem Feinde während des Marsches in die rechte Flanke zu fallen. Der Plan beruhte auf einem Irrtum. Eine in der Flanke bedrohte Marschkolonne macht instinktiv eine Wendung der Gefahr entgegen. Der Angriff trifft nicht eine schmale Flanke, sondern eine sehr breite Front. Es ist wohl möglich, daß diese dünne Front an der angegriffenen Stelle zurückgedrängt wird. Desto wirksamer können aber die überragenden Flügel zur Umfassung des Angreifers vorgehen. Bei der großen Überlegenheit an Zahl war zu befürchten, daß die Umfassung zur Vernichtung des über eine schwierige Enge vorgegangenen Gegners führen würde. Es kam hinzu, daß Napoleon die Versammlung der Verbündeten östlich der Elster nicht verborgen geblieben war, und daß er einen Angriff von dort allerdings nicht für den 2., wohl aber für den 3. erwartete. Er ließ daher am 2. nur Lauriston den Marsch auf Leipzig fortsetzen. Dagegen sollte Macdonald bei Markranstädt sich bereit stellen, die Garde nach Lützen rücken, Ney bei Kaja, Marmont bei Poserna Stellung nehmen, Bertrand auf Starsiedel, Oudinot auf Naumburg weitermarschieren. Diese Bewegungen bedeuteten einen Aufmarsch gegen die Elster-Strecke Pegau—Zwenkau. Der Feind, der von dort erwartet wurde, sollte am 3. angegriffen und in den Fluß zurückgeworfen werden. Weder dieser Angriff, noch der beabsichtigte Aufmarsch kam zustande.

Wittgenstein ließ am 2. Kleist mit 6500 Mann bei Leipzig, Miloradowitsch mit 11 500 Mann bei Zeitz zur Sperrung der dortigen Flußübergänge. Mit

den übrigen 54 000 Mann Infanterie, 17 000 Mann Kavallerie wollte er zu früher Stunde bei Pegau und Storkwitz das linke Elster-Ufer gewinnen. Mangelhafte Marschanordnungen verzögerten den Übergang. Erst nach 11° Vormittags war Blücher an der Spitze des vordersten Korps hinter den Höhen zwischen Werben und Domsen aufmarschiert, um längs der Lützener Straße zum Angriff auf Ney vorzugehen. Dieser lagerte mit 48 000 Mann hinter den Dörfern Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Kaja.

Die damalige Taktik verlangte der Hauptsache nach den Angriff auf Dörfer, nicht durch Entfaltung einer Überlegenheit und Umfassung der besetzten Ortschaften, sondern durch hintereinander folgende Stöße schwächerer Abteilungen. Nach kurzer Artillerievorbereitung gehen ein, zwei, drei Bataillone, auch eine Brigade vor, dringen in das besetzte Dorf ein, werden aber von frischen Truppen wieder hinausgeworfen. Neue Bataillone wiederholen den Angriff, den anfänglichen Erfolg und den schließlichen Mißerfolg. Stärkere Abteilungen werden von hüben und drüben vorgenommen. Mit einer ermüdenden Gleichmäßigkeit spielen sich die Gefechte ab. Nur die Namen der Dörfer gewähren eine gewisse Abwechselung. Wer über die letzte frische Truppe verfügt, behauptet sich in dem umstrittenen Dorfe. Der Stand der Schlacht ist aber dadurch nur wenig geändert.

Am 2. Mai traten in diesem normalen Verlauf einige Änderungen dadurch ein, daß Ney durch den Angriff überrascht wurde, und daß seine schnell zusammengerafften, nur wenig ausgebildeten Truppen nicht die höchste Leistungsfähigkeit besaßen.

Die Brigade Klüx des Blücherschen Korps nimmt im ersten Anlauf Groß-Görschen und mit Unterstützung der Brigade Zieten auch Klein-Görschen und Rahna.

Napoleon, der mit Lauriston die Richtung auf Leipzig eingeschlagen hat, hört den Schall des Geschützfeuers. Es ist klar: der Feind hat das ihm oktroyierte Programm nicht innegehalten, den 3. nicht abgewartet. Er greift bereits am 2. an. Ein neuer Entschluß muß gefaßt werden.

Die Armee war, wie üblich, in große Tiefe ausgedehnt. Wurde die Wendung nach rechts gemacht, so befand sich ihr rechter Flügel, abgesehen von Oudinot, etwa bei Naumburg, ihr linker bei Leipzig. Sie mußte gegen den von Pegau vorgegangenen Feind zusammengezogen werden.

Entwurf für den Angriff im Moltkeschen Sinne.

Moltke hätte den 48 000 Mann starken Ney dem nicht sehr überlegenen Feind Widerstand leisten lassen, wäre wie bei Königgrätz mit den übrigen Korps gegen dessen Flanken vorgegangen. Die Garde, die sich im Marsch von Weißenfels nach Lützen befand, hätte etwa den Weg über nördlich Starsiedel auf Groß-Görschen eingeschlagen. Marmont wäre von Poserna über Starsiedel auf die Ziegelei südlich Groß-Görschen, Bertrand von der Stelle, auf der er sich gerade befand, gegen den Punkt marschiert, wo sich heute das Schlachtdenkmal befindet. Macdonald hätte die Richtung auf Eisdorf—Kitzen, Lauriston nach Zurücklassung einer Division diejenige

auf Knaut-Naundorf erhalten, um sich von dort nach den Umständen auf Kitzen oder Zitzschen zu wenden.

Lage am 2. Mai Mittags. Skizze 11.

Napoleon läßt Lauriston vor Leipzig, versammelt das übrige auf dem bedrohten Punkt. Die Garde setzt den Marsch auf Lützen fort, biegt nach Kaja ab und stellt sich hinter Ney als Reserve auf. Marmont marschiert ebenfalls nach Kaja, Bertrand nach Starsiedel, Macdonald nach Eisdorf. Napoleon will zwischen Starsiedel und Eisdorf aufmarschieren, sehen, wie sich die Dinge entwickeln, dann angreifen.

Mit Hilfe des zunächst herangekommenen Marmont gelingt es Ney, Groß-Görschen und Rahna wieder zu gewinnen. Preußischerseits wird die Brigade Roeder vorgeführt. Die Franzosen müssen die beiden Dörfer wieder räumen, weichen sogar hinter Kaja zurück. Ein preußisches Bataillon dringt in dieses Dorf ein. Große Überlegenheit treibt es wieder hinaus. Stundenlang wogt in dieser Weise der Kampf um die Dörfer hin und her. Von seiten der Verbündeten wird erst Blücher, dann York, später auch der russische General Berg mit einschließlich der Kavallerie etwa 42 000, französischerseits Ney und Marmont mit etwa 64 000 Mann eingesetzt. Mit Hilfe von 10 000 Mann unter Wintzingerode bringen die Verbündeten nach 5° Nachmittags nicht nur die vier Dörfer, sondern auch die beherrschende Höhe bei Kaja in ihren Besitz. Hätten sie ihren Durchbruchsversuch fortgesetzt, so wären sie in eine üble Lage gekommen, in eine noch üblere, wenn Moltke gegen sie geführt hätte, mit drei Korps gegen ihre linke Flanke vorgegangen wäre. Napoleon bewahrt sie vor dem Äußersten. Mit dem größten Teil seiner Garde nimmt er Kaja wieder. Preußen und Russen gehen bis Rahna und Klein-Görschen in verhältnismäßige Sicherheit zurück. Macdonald trifft bei Eisdorf ein, verlängert die Front nach links. Herzog Eugen von Württemberg stellt sich ihm hinter dem Floß-Graben entgegen, weist jeden Angriff zurück. Auch Bertrand nähert sich. Durch Kavallerie am Grunau-Grund eine Zeitlang aufgehalten, rückt er über Kölzen heran. Der Aufmarsch zwischen Starsiedel und Eisdorf ist nahezu vollendet. Gegenüber südlich Eisdorf, bei Klein-Görschen und Rahna steht der Feind. Auf seinem linken Flügel jenseits Rahna ist nur Kavallerie zu erkennen. Der große Angriff, 130 000 Mann gegen 54 000 Mann Infanterie, 17 000 Mann Kavallerie unter Umfassung des linken Flügels kann beginnen. Die Befehle können gegeben werden. Ehe alle Vorbereitungen getroffen sind, bricht die Nacht herein. Auf morgen also die Vernichtungsschlacht. Dann können noch Lauriston mit zwei Divisionen und Oudinot das Schlachtfeld erreichen. Es gibt kein Morgen. Nach eingetretener Dunkelheit räumen die Verbündeten die Dörfer. Allerdings sind die russischen Garden noch nicht eingesetzt gewesen. Miloradowitsch kann während der Nacht herangeholt werden. Das Mißverhältnis der Kräfte wäre damit nicht geändert worden. Kleist hat überdies vor dem überlegenen Angriff Lauristons der ihm gegebenen Anweisung entsprechend Leipzig geräumt und ist auf Wurzen abgezogen. Dem Feind

steht es frei, auf dem rechten Elster-Ufer die Übergänge bei Zwenkau und Pegau abzusperren.

Am 3. Mai gehen die Verbündeten über die Elster. An den folgenden Tagen wird der Rückzug über die Mulde und über die Elbe fortgesetzt.

Napoleon ist Sieger. Einen etwa nur halb so starken Angreifer hat er glücklich abgewiesen. Den Feind, der sich in seine Hände gegeben hatte, zu besiegen, geschweige denn zu vernichten, ist ihm nicht gelungen. Im Gegenteil, die Truppen der Verbündeten fühlen sich ebenfalls als Sieger. Unwillig verlassen sie den Schauplatz ihrer glänzenden Erfolge. Sie haben einen beträchtlich stärkeren Feind anfangs weit zurückgetrieben und nur einer überwältigenden Mehrzahl einen Teil des Eroberten überlassen. 11 000 Mann haben sie zwar verloren, dem Feinde aber einen Verlust von 25 000 Mann beigebracht. Das Gefühl: „Wir können Napoleon besiegen" durchdringt die ganze Armee.

Dem mochte sein wie ihm wollte: Der Zauber des Sieges war doch übermächtig. Das geknechtete Europa jauchzt dem Unterdrücker zu. Österreich hält sich noch mehr wie vorher zurück. Sachsen, das sich unter eine Neutralität zu flüchten versucht hatte, folgt wieder dem Wagen des Triumphators, die Rheinbundstaaten fügen sich, ihm unverbrüchlich Gefolgschaft zu leisten.

Groß-Görschen—Königgrätz. Skizze 12.

Der Schlacht von Königgrätz hätte der gleiche Ausgang gegeben werden können, wie derjenigen von Groß-Görschen. Die Preußen hätten nur ihre drei Armeen zunächst auf der Grundlinie zusammenzuziehen brauchen. Mit den dazu nötigen Bewegungen, mit einem Kampf in der Front, mit Vorbereitungen zu einer großen wirksamen Umfassung wäre der Tag hingebracht worden. In Erkenntnis der bedeutenden feindlichen Überlegenheit nicht sowohl an Zahl, wie an Bewaffnung, wären die Österreicher wahrscheinlich in der Dunkelheit zurückgegangen. Man setze für Kaja: Sadowa, für Elster: Elbe, für Pegau: Königgrätz ein und man erhält die Lage vom 3. Juli. Der Feldzug hätte sich dann leicht bis zum Eingreifen einer dritten Macht hinziehen lassen.

Ohne nennenswerte Störung geht der Rückzug vor sich. Langsam folgt der Sieger, der sich wieder auf 176 000 Mann gebracht hat. Im Gefühl seiner großen Überlegenheit glaubt er sich teilen zu dürfen, weil er irrtümlich annimmt, daß der Feind das gleiche getan hat. Mit 106 000 Mann meint er den Russen über Dresden auf Bautzen zu folgen und schickt Ney mit 70 000 den im Rückzug auf Berlin gedachten Preußen nach. Diese Trennung wollen die Verbündeten benutzen. Sie sind keineswegs gesonnen, den Rückzug in das Ungemessene fortzusetzen. Die gehobene und begeisterte Stimmung der Truppen muß unter einem beständigen Ausweichen leiden. Eine Stellung bei Bautzen hinter der Spree wird gefunden. Bei dem Entschluß, hier Widerstand zu leisten, ist schwerlich übersehen worden, daß die Teilung eines Gegners nur durch Angriff auf einen Teil ausgenutzt werden kann. Zu einem ent-

scheidenden Siege fühlte man sich aber doch noch trotz der Teilung des Feindes zu schwach. Es kam augenblicklich nur darauf an, erfolgreichen Widerstand zu leisten, Zeit für weitere Rüstungen zu gewinnen, Europa zu zeigen, daß man im Kampf mindestens die Ebenbürtigkeit gewonnen habe, den übrigen Mächten, namentlich Österreich, zu beweisen, daß man nur noch der Zahl bedürfe, um das Übergewicht zu gewinnen. Diese Zwecke wären vollständig erreicht worden, wenn Napoleon sich dazu verstanden hätte, allein mit den Kräften, die er augenblicklich zur Hand hatte, die Bautzener Stellung anzugreifen. Angesichts einer Schlacht wollte aber der gewiegte Heerführer die Untätigkeit des Gegners ausnutzen und seine ganze Armee wieder vereinigen. Ney erhielt am 17. Mai in Calau Befehl, über Hoyerswerda heranzukommen. Inzwischen ließ Napoleon den Aufmarsch der Hauptarmee links der Spree langsam vollziehen.

Bautzen, 20./21. Mai. Skizze 13. Die jenseitige Stellung war wenigstens in ihrem südlichen Teile von der Spree etwas abgerückt, lehnte sich links bei Klein-Kunitz an die Löbauer Berge und erstreckte sich über Pielitz, Mehltheuer, Rieschen, Jenkwitz, Baschütz nach Litten. Diese ganze Linie hatten die Russen besetzt und einigermaßen befestigt. Rechts anschließend behauptete Blücher die Höhen zwischen Kreckwitz, Doberschütz und Pließkowitz. Von Russen wie Preußen waren Abteilungen an die Spree vorgeschoben.

Diese wurden am 20. angegriffen. Oudinot ging bei Singwitz über den Fluß und drang bis Klein-Kunitz, Binnewitz und Grubditz vor. Macdonald gewann unter lebhaften Gefechten erst Bautzen, dann Falkenberg, Auritz und Nadelwitz. Marmont, der bei Oehna über die Spree ging, gelang es erst bei einbrechender Dunkelheit, Kleist die Höhen von Burk abzugewinnen, nachdem er ihn mit einer Division über Nieder-Kaina umgangen hatte. Bertrand, dem Latour-Maubourg mit seinem Kavalleriekorps zugeteilt war, bemächtigte sich Nieder-Gurigs und schob einige Bataillone über die dortige Brücke. Nachdem die Garde bis Bautzen nachgerückt war, standen zwischen Klein-Kunitz und Nieder-Gurig 106 000 Mann den 73 000 der Verbündeten gegenüber.

Es wäre nicht nötig gewesen, es so weit kommen zu lassen. Als der Übergang des Feindes über die Spree sich ausgesprochen hatte, wäre es wohl an der Zeit gewesen, über die übergegangenen Teile herzufallen und sie unter schweren Verlusten über den Fluß zurückzuwerfen. Die Verbündeten wollten aber nicht die Vorteile ihrer guten und verstärkten Stellung aufgeben und bedachten nicht, daß der von Calau herbeigerufene Ney alle diese Vorteile illusorisch machen könnte.

Auf die Nachricht von dessen Anrücken waren bereits am 18. Barclay und York abgeschickt worden, um den gefährlichen Gegner von dem Schlachtfeld fernzuhalten. Es gelang, am 19. eine vereinzelte französische Division zu schlagen, gegen Neys große Überlegenheit konnten aber die beiden Generale nichts ausrichten. Am 20. abends stand Barclay wieder mit 11 000 Mann auf dem Windmühlenberg bei

Gleina. Yorck war bei Litten in die Schlachtlinie eingerückt. Neben ihm hatten Kleist Purschwitz, Blüchers Reservebrigade Roeder Klein-Bautzen, weiter vorwärts die Brigaden Klüx und Zieten die Kreckwitzer Höhen besetzt.

Barclay gegenüber war Ney mit Lauriston bis Klix und Särchen gekommen. Reynier war noch weiter zurück. Der Ausgang der für den 21. bevorstehenden Schlacht erscheint nicht zweifelhaft. Mochte die Front der Stellung der Verbündeten auch noch so stark sein, die Flanken waren um so schwächer. Die linke ließ sich unschwer über und durch das Gebirge umgehen. Die schmale Deckung der rechten durch die Teiche zwischen Malschwitz und Preititz war mehr schädlich als nützlich. Sie gestattete den 70000 Mann Neys nicht gegen die Flanke sondern gegen den Rücken vorzugehen. Strömten diese über Preititz und Baruth gegen die Weißenberger, dann gegen die Löbauer Straße herein, so konnten die von einem überlegenen Feind in der Front angegriffenen, in der linken Flanke vielleicht umfaßten Verbündeten nicht länger standhalten. Es war nur noch die Frage, wie viele von ihnen entkommen, wie viele vernichtet werden würden. Um sich dieser drohenden Umfassung zu entziehen, war es nur nötig, beizeiten etwa in die Höhe von Weißenberg zurückzugehen, um bei völlig veränderter Lage Neys linke Flanke anzugreifen. Daran war aber nicht zu denken. Es sollte durchaus bei Bautzen geschlagen werden.

Wenn ein Teil der Verbündeten bei dem Angriff wenig berücksichtigt bleiben durfte, so waren es die preußischen Brigaden auf den Kreckwitzer Höhen. In dieser vorgeschobenen Stellung war Blücher auf das äußerste gefährdet, sobald Ney entschlossen in seinem Rücken vorging. Es lag im französischen Interesse, den preußischen General nicht zu drängen, von jedem frühzeitigen Rückzug abzuhalten und ihn für eine gründliche Vernichtung aufzusparen. Das Gegenteil geschah. Der linke Flügel und die Mitte des Feindes waren Napoleon ziemlich gleichgültig. Alle seine Anstrengungen richteten sich gegen den rechten Flügel, gegen die Kreckwitzer Höhen.

Oudinot, Macdonald und Marmont gingen am Morgen des 21. gegen die russischen Linien zwischen Klein-Kunitz und Litten vor, erreichten gegen den linken Flügel einige Vorteile, mußten aber dann zurückweichen und füllten den Rest des Tages mit einer unwirksamen Kanonade aus. Die Garde, welche das Korps Marmonts bei Burk abgelöst hatte, sollte über Basankwitz gegen die Kreckwitzer Höhen vorgehen. Eine starke Artillerie hatte den Angriff vorzubereiten. Links sollte Bertrand, der südlich Nieder-Gurig eine zweite Brücke geschlagen, die preußischen Vortruppen vertrieben und das rechte Ufer gewonnen hatte, ebenso wie Latour-Maubourg die Garde begleiten. Ehe indes zum entscheidenden Angriff angetreten wurde, war Neys Eingreifen abzuwarten.

Dieser hatte Barclay nach kurzem Gefecht zurückgetrieben und sich des Gleinaer Windmühlenberges bemächtigt. Von dort schickte er eine Division nach Malschwitz, eine nach Preititz, zwei dem abziehenden Barclay nach auf den Schafberg bei Baruth

und blieb mit drei Divisionen auf dem eroberten Berge, mit einer weiter dahinter stehen*), vielleicht um das Herankommen Reyniers, vielleicht um das Signal zum Angriff abzuwarten. Barclay, der mit dem Gros bei Baruth, mit zwei oder drei Bataillonen in Preititz haltgemacht hatte, räumte beide Orte, sobald seine Verfolger herankamen und ging nach Gröditz und Cortnitz zurück.

Preititz im Rücken Blüchers durfte nicht in französischen Händen gelassen werden. Roeder in Klein-Bautzen, wie Kleist in Purschwitz erhielten Befehl den Ort wieder zu nehmen. Nach blutigem Kampf wurde die Division Souham unter schweren Verlusten aus dem Dorf vertrieben. Das konnte Ney, der überdies inzwischen den bestimmten Befehl erhalten hatte nach Preititz zu gehen, nicht ungerächt lassen. Mit drei Divisionen marschierte er dorthin, zog alle übrigen Divisionen bis auf diejenige Maisons in Malschwitz sowie Reynier nach, gewann das Dorf wieder und rüstete sich, an dem gemeinschaftlichen Angriff auf die Kreckwitzer Höhen von Preititz—Klein-Bautzen her teilzunehmen. Da die Division Maison inzwischen von Malschwitz nach Pließkowitz herangerückt war, so fand sich alles bereit, diesen entscheidenden Angriff mit im ganzen 110 000 Mann unter Deckung gegen York bei Kreckwitz und Roeder bei Klein-Bautzen vorzunehmen. Als die Sturmkolonnen von drei Seiten die wellige Hochfläche erreichten, trafen sie aufeinander. Der Feind war verschwunden. Blücher hatte gar zu gern den Angriff abwarten wollen. 110 000 Mann von drei Seiten waren selbst ihm schließlich zu viel. Er mußte sich in das Unvermeidliche fügen und unwilligen Herzens mit seinen zwei Brigaden in Ordnung und Ruhe über Purschwitz abziehen. Von Roeder, York und russischen Kürassieren aufgenommen, durch Kleist bei Cannewitz und Barclay bei Gröditz in der Flanke gedeckt, setzte er den Rückzug nach Wurschen fort. Südlich schlossen sich die Russen an. Die gesamte Armee verließ das Schlachtfeld. Die drohende Flankierung ist verschwunden. Die gesamte französische Armee befindet sich hinter den Verbündeten. Sie hat reichlich zu tun, ihre durcheinander gekommenen Kolonnen auf den Kreckwitzer Höhen zu ordnen. 24 000 Mann, das Doppelte der feindlichen Verluste, hat sie eingebüßt, keine einzige Trophäe gewonnen und wagt heute nicht über das Schlachtfeld hinaus zu verfolgen.

Napoleon verdankt seine großen Siege, Austerlitz und Wagram nicht ausgenommen, der Umfassung der gesamten oder eines als Opfer erlesenen Teiles der feindlichen Armee. Er benutzte in der Regel seine Überlegenheit, um mit überragenden Flügeln gegen die Flanken des Feindes vorzugehen. Getrennte Armeen dagegen zum umfassenden Angriff auf dem Schlachtfeld zu vereinigen, ist ihm nie recht gelungen.**)

Vor dem Angriff der Garde und Bertrands hätte Blücher nimmermehr die Kreckwitzer Höhen geräumt. Daß Maison über Malschwitz und Pließkowitz noch

*) Neys Korps zählte fünf, Lauristons drei Divisionen.

**) Pr. Eylau, Bautzen, Löwenberg, Dresden usw.

hinzukam, war ohne Belang. Einzig und allein das Erscheinen Neys bei Preitiz im Rücken bestimmte Blücher zum Rückzug. Es gelang ihm, sich dieser Umfassung zu entziehen. Das gleiche wäre ihm schwerlich geglückt, wenn eine zweite Kolonne Neys über Baruth und Cannewitz oder Belgern, eine dritte über Nechern oder Wurschen vorgedrungen, Latour-Maubourgs Kavallerie noch weiter östlich verwendet worden wäre. Die Umfassung hätte sich nicht auf Blücher beschränkt. Die gesamte Armee der Verbündeten wäre von ihr betroffen worden. In dieser Weise ist später bei Leipzig, Waterloo und Königgrätz die Trennung zweier Armeen zum Verderben des Gegners benutzt worden. Wie hoch auch Napoleon als Feldherr stehen mag, die Zusammenziehung der Neyschen Armee bei Preitiz, das Aufgeben des bereits angesetzten breiten Flankenangriffs wird man schwerlich bewundern können. Aber auch die höchste Bewunderung wird nichts daran ändern, daß diese Massenbildung bei Preitiz den großen Kaiser um einen vernichtenden Sieg gebracht hat. Technisch mag es eine erstklassige Leistung gewesen sein, die Garde, die Korps Bertrand, Lauriston, Ney, Reynier und die Kavallerie Latour-Maubourgs zum Angriff auf den mit zwei Brigaden besetzten Hügel zu vereinigen. Aber diese Vereinigung dauerte viele, viele Stunden und gewährte auch einem so verbissenen und hartnäckigen Gegner wie Blücher die Zeit, sich dem von drei Seiten angesetzten überwältigenden Angriff zu entziehen, indem er sich durch die auf der vierten Seite offen gelassene Türe still entfernte. Napoleon war durch frühere Kriege verwöhnt. Er setzte bei seinen Gegnern noch immer die übermenschliche Geduld voraus, die ihm das Siegen oft so leicht gemacht hatte. Hohenlohe bei Jena war viel zu vornehm, um einem Angriff des Generals Bonaparte auszuweichen. Voll gelassener Todesverachtung wartet er mit seinen 17¾ Bataillonen ab, bis 79 französische seine im dreistündigen Nahfeuer zusammengeschmolzene kleine Schar in schrecklicher Umarmung erdrücken. Blücher widerstrebte es nicht weniger, die Stellung, die er verteidigen sollte, aufzugeben. Aber um eine Niederlage von Jena zu wiederholen, dazu hatte er in sieben Jahren doch zu viel gelernt.

Ein großer und glänzender Sieg hatte in Napoleons Händen gelegen. Zogen die Verbündeten nicht schleunigst ab, so konnten sie einer vernichtenden Niederlage nicht entgehen. Napoleon hatte einen so entscheidenden Erfolg verschmäht und sich mit der Vernichtung zweier Brigaden begnügen wollen. Das war ihm völlig mißglückt. Der große Feldherr an der Spitze eines Heeres von der doppelten Stärke des Gegners hatte mit einem stundenlangen Kampf nichts erreicht, als einen geordneten Rückzug des Feindes ohne erhebliche Verluste und ohne Zurücklassung von Trophäen.

An den folgenden Tagen setzen die Verbündeten den Rückzug unter wiederholten Gefechten fort. An jedem Abschnitt, an jeder Enge wird der Verfolger zu einer zeitraubenden Umgehung gezwungen. Gesichert durch ihre Arrieregarden ziehen die Verbündeten in zwei Kolonnen weiter. Die rechte schlägt den Weg über Bunzlau und Haynau auf Liegnitz ein, die linke geht über Lauban, Löwenberg nach Goldberg.

Jenseits der Katzbach wird die Richtung auf Breslau und die Oder aufgegeben, um längs des Gebirges über Schweidnitz weiter zu marschieren. Die Möglichkeit einer Verbindung mit Österreich soll aufrechterhalten, zu gleicher Zeit Schlesien und die in dieser Provinz betriebene Rüstung gedeckt werden. Allmählich ermattet der Feldzug auf beiden Seiten. Freund wie Feind ist eine Unterbrechung des Krieges erwünscht, wenn nicht notwendig. Nicht zum wenigsten für Napoleon. Wenn Rückzug und Verfolgung in der bisherigen Weise fortgesetzt werden, so hat er so gut wie gar keine Aussicht auf einen glücklichen Ausgang. Es ist ja möglich, daß die Verbündeten sich noch einmal zur Schlacht stellen, daß er sie aber in entscheidender Weise schlägt, bleibt ausgeschlossen. Zweimal bereits ist ihm die Gelegenheit zu einer Vernichtungsschlacht geboten worden, er hat sie nicht ausnutzen können.

Seine Armee besteht zum großen Teil aus unausgebildeten Rekruten, ist nicht im vollen Maße leistungsfähig. Bei der großen Überlegenheit an Zahl kann hierin nicht der alleinige Grund seiner geringen Erfolge gesucht werden, doch auch wohl nicht in einer Abnahme seiner Feldherrnfähigkeiten. Die Maßnahmen für Groß-Görschen entsprechen durchaus denjenigen für Jena. Er läßt den schwächeren Feind an einer Stellung sich abmühen, womöglich verbluten. Währenddessen zieht er alle seine Kräfte zusammen. Ist die große Überlegenheit vereinigt, so breitet er sich aus, geht mit weit ausgedehnten Flügeln vor und erdrückt den kaum noch widerstandsfähigen Feind.

Bautzen erinnert an Austerlitz. Der einfache Gedanke des 2. Dezember, einen Flügel und die Mitte des Feindes möglichst zurückzudrücken, wenigstens zu beschäftigen und festzuhalten, mit überwiegenden Kräften aber sich von verschiedenen Seiten auf den in schwieriger Lage befindlichen anderen Flügel zu werfen, findet sich in den Anordnungen für den 21. Mai wieder. Die nämlichen Schlachtbefehle aber, die 1806 und 1805 vernichtende Siege eingebracht hatten, führten 1813 nur zu überaus dürftigen Resultaten. Das war erklärlich. Ganz so ratlos, so planlos, so ihrer Vorteile und Nachteile unbewußt wie vor Jahren, waren Napoleons Gegner nun doch nicht mehr. Ein Teil der Feldherrngröße des gewaltigen Mannes hatte doch in der völligen Unzulänglichkeit seiner Feinde bestanden. Jetzt muß er aber entdecken, daß „ces animaux ont appris quelque chose“. Ja, er wird noch weiter finden, daß sie ihren Charakter, ihre Tatkraft in wunderbarer Weise gestärkt haben. Sie wollen durchaus siegen. Darin sind alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten einig. Die Überwundenen von Austerlitz und Jena haben noch viele und zahlreiche Fehler begangen. Unter ihrem zähen und bewußten Willen ist aber doch am Ende Napoleons Feldherrngröße zusammengebrochen.

Von einer neuen Schlacht war also für Napoleon nichts Besseres, als ein Groß-Görschen oder Bautzen zu erwarten. Günstigsten Falls hätte der Feind den Rückzug fortgesetzt, wenn erforderlich, nach Polen und Rußland hinein. Was diesem fehlte,

war allein die Zahl. Mit jedem Schritt nach Osten verstärkten sich aber die Verbündeten, schwand die Rekrutenarmee mehr und mehr zusammen. Schon nach dem Siege von Bautzen waren Tausende von Flüchtlingen an der Elbe aufgefangen worden. Die Lazarette waren überfüllt. Schwärme von Marodeuren begleiteten die Marschkolonnen auf beiden Seiten. Bereits 1806/07 hatte es sich gezeigt, daß ein weiteres Vorgehen über Oder und Weichsel nur möglich war, wenn sich Napoleon Österreichs gewiß fühlte. Mit Vorstellungen, Drohungen und Versprechungen mußten die Diplomaten für die Sicherung der rechten Flanke des in Polen und Ostpreußen eindringenden Heeres sorgen. 1812 war nur dadurch ermöglicht worden, daß Österreich und Preußen zum Bündnis gezwungen wurden, und noch ein gutes Stück in das feindliche Land hinein die Deckung der beiden Flanken übernahmen. Und jetzt gehörte Preußen zu den Feinden. Seine Truppen sammelten sich in der Mark, in Pommern, in Ostpreußen. Neue russische Korps rückten heran. Schweden und England hatten an den Küsten Truppen gelandet oder drohten mit Landungen. Zur Deckung der linken Flanke hatten schon Vandamme und Davout an die untere Elbe, Viktor an die Oder, Oudinot gegen Bülow entsendet werden müssen. Nach Breslau waren Ney und Lauriston geschickt worden. Die Armee drohte sich in Flankendeckungen aufzulösen. Die Überlegenheit der Zahl, die Napoleon bisher seine dürftigen Erfolge verschafft hatte, schwand dahin. Und nun mußte noch mit einer Parteiergreifung Österreichs, einem Anfall gegen rechte Flanke und Rücken gerechnet werden. Die Lage war in der Tat kaum haltbar. Es ist gesagt worden, sie sei nach Austerlitz noch weniger günstig gewesen. Sein Genie habe Napoleon damals gerettet, ihm zu einem Triumph verholfen. Dieses Genie habe ihn 1813 im Stich gelassen. Mag sein. Aber freilich, nach Bautzen kam kein Kaiser Franz in das Zelt des Siegers, um Frieden zu erbitten, kein Kaiser Alexander wollte nach einer verlorenen Schlacht die unangenehme Sache aufgeben, kein Gesandter des Königs von Preußen bewarb sich um ein Bündnis. Furcht vor dem rücksichtslosen Sieger war auch heute noch vorhanden, aber der Glaube an seine Unfehlbarkeit war doch erschüttert. Er hatte doch Mißerfolge erlitten. Alles war ihm doch nicht geglückt. Das machte Mut. Das eigene Selbstgefühl war erwacht. Die Tyrannei sollte nicht länger geduldet werden. Überall regte sich die Entrüstung, die Wut, der lang verhaltene Grimm. Allerorts wurden die Ketten geschüttelt. Preußen und Rußland waren zum Äußersten entschlossen. Ein Unfall, ein Mißgeschick, und Österreich, vielleicht ganz Deutschland standen auf.

Nicht unüberlegt, nicht leichtsinnig hat Napoleon einen Waffenstillstand geschlossen. Es blieb ihm kaum etwas anderes zu tun übrig. Der Entschluß, die Feindseligkeiten zu unterbrechen, soll der größte Fehler seines Lebens gewesen sein, der Anfang des Endes. Hätte er ihn nicht gefaßt, so hätte er sein Leipzig weiter im Osten gefunden. Es wäre noch schlimmer ausgefallen, als dasjenige an der Pleiße.

Am 4. Juni wurde ein Waffenstillstand bis zum 20. Juli abgeschlossen, später bis zum 14. August verlängert. Er wurde von beiden Seiten zu umfassenden Rüstungen, zur Befestigung der vorhandenen, zur Schöpfung neuer, zur Heranziehung zurückgebliebener Truppenteile benutzt. Noch vor Ablauf der Waffenruhe waren Österreich und Schweden dem russisch-preußischen Bündnis beigetreten, das England mit Geld, Waffen, Munition und auch mit einigen Truppenabteilungen unterstützte. Dagegen war Dänemark als Feind Schwedens zu Frankreich übergetreten. Die Rheinbundstaaten hielten mit Ausnahme von Mecklenburg und Anhalt zu Napoleon.

Verteilung der Streitkräfte Mitte August.

Skizze 14.

Gegen Ablauf des Waffenstillstandes haben auf dem deutschen Kriegsschauplatz aufgestellt:

	Die Verbündeten	Napoleon
	834 000 Mann	700 000 Mann
Davon sind Ersatz-, Etappen- und in der Neubildung begriffene Truppen, sowie Besatzungen unbeteiligter Festungen	108 600 Mann	156 500 Mann
In und vor den Festungen an der Oder, der Weichsel und in Polen festgelegt . .	142 900 = einschl. der Armee Bennigsens bei Warschau	51 000 =
Abgesondert:		
1. an der unteren Elbe	30 800 Mann unter Wallmoden	49 500 = unter Davout
2. im Gebiet der Donau	66 700 Mann unter Reuß und Hiller	25 000 Mann unter Wrede
	349 000 =	282 000 =
Bleiben zur Verwendung im Felde . .	485 000 Mann	418 000 Mann einschl. 12 500 Besatzungen von Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden.

Die Verbündeten sind an Zahl überlegen. Ihre Kräfte befinden sich aber auf weite Entfernungen voneinander getrennt.

Bei Berlin unter dem Kronprinzen von Schweden wird zusammengezogen eine Nordarmee, bestehend aus:

Preußen unter Bülow und Tauentzien . . .	74 300 Mann	
Russen unter Wintzingerode	30 800 „	
Schweden unter Stedingk	23 400 „	
		128 500 Mann

In Schlesien die russisch-preußische Hauptarmee

mit den russischen Korps Langeron, Sacken und St. Priest	66 500 Mann	
dem russischen Korps Wittgenstein und den russischen Garden	79 300 „	
dem preußischen Korps York	38 500 „	
dem preußischen Korps Kleist und den preußischen Garden	44 900 „	
		229 200 Mann
In Böhmen rechts der Elbe Österreicher. . .		127 300 „
		485 000 Mann

Davon Russen	176 600 Mann
Preußen	157 700 „
Österreicher	127 300 „
Schweden	23 400 „
	485 000 Mann.

Inmitten dieser drei Armeen befand sich Napoleon im westlichen Schlesien und in Sachsen der Hauptsache nach zwischen Liegnitz und Dresden mit dem Mittelpunkt Görlitz, im Rücken gedeckt durch die befestigte Elbe-Strecke Magdeburg—Wittenberg—Torgau—Dresden—Königstein.

Man möchte meinen, es wäre die nächste und dringendste Aufgabe der Verbündeten gewesen, ihre Kräfte zusammenzuziehen, wenigstens einander soweit zu nähern, daß ein Zusammenwirken sich hätte ermöglichen lassen. Dann konnten sie angreifen und den Mann der Massenbildung durch die Masse erdrücken. Bei der großen Entfernung des rechten von dem linken Flügel war jedoch eine Vereinigung nur nach der Mitte ausführbar. Zu einer Bewegung dorthin hätten sich aber weder die Österreicher, noch der Kronprinz von Schweden verstanden. Erstere wollten Prag, Böhmen und Wien, letzterer Berlin und die lange Rückzugslinie nach Stralsund zu seinen Schiffen unter jeder Bedingung decken. Beide waren von ihrer einmal angenommenen Grundlinie nicht fortzubringen. Überdies erschien eine Vereinigung von zweifelhaftem Wert. War das ganze Heer von fast einer halben Million Menschen versammelt,

so blieb eine große Schlacht nicht mehr zu vermeiden. Und in dieser großen Schlacht, davon war man durchdrungen, siegte Napoleon. Klugheit verlangte, einer Hauptschlacht und also auch einer Vereinigung aus dem Wege zu gehen. Besser, als sich zu einer plumpen Masse, zu „einem Heere des Xerxes" zu vereinigen, war, sich noch mehr zu trennen. Die Österreicher in der Nordspitze Böhmens waren einem überwältigenden Angriff ausgesetzt. Dort durften sie nicht bleiben. Sie sollten hinter die Elbe zurückgehen. Auch hier freilich konnte sie Napoleon, besonders wenn er über Dresden auf das linke Ufer abmarschierte, erreichen. Denn ihnen war, das galt als ausgemacht, der erste Stoß zugedacht. Um diesen Stoß aushalten zu können, mußte ihnen die erforderliche Widerstandsfähigkeit gegeben werden. Anfangs hielt man eine Verstärkung durch 40 000 Russen für ausreichend, dann die Heranziehung der gesamten russisch-preußischen Hauptarmee für notwendig. Eine große Armee in Böhmen, eine kleine bei Berlin, hätte aber eine völlige Abzweigung der letzteren, einen Verzicht auf ihre Mitwirkung ergeben. Der Krieg hätte sich auf einen Kampf annähernd gleicher Kräfte links der Elbe beschränkt. Den Erfolg mußte Napoleons überlegene Führung davontragen. Die widerstreitenden Ansichten einigten sich dahin, daß nur Wittgenstein, Kleist, die russischen und preußischen Garden (124 200 Mann) unter Barclays Befehl kurz vor Ablauf des Waffenstillstandes aus Schlesien nach Böhmen marschieren sollten. So wurden die Österreicher ungefähr verdoppelt, aus Truppen aller drei Mächte eine neue Hauptarmee von 251 000 Mann gebildet, diese sowie der Oberbefehl über die beiden anderen Armeen dem Fürsten Schwarzenberg unter Aufsicht der drei Monarchen übergeben. Die Reste der bisherigen Hauptarmee, die russischen und preußischen Korps Langeron, Sacken, St. Priest und das preußische Korps Yorck schrumpften zu einer Schlesischen Armee von 105 000 Mann unter dem General v. Blücher zusammen. So war die Dreiteilung festgelegt, eine Vereinigung der gesamten Streitkräfte für geraume Zeit verhindert, die Unterstützung einer Armee auch nur durch die Nachbararmee erschwert.

Die Frage, wie der Krieg mit drei getrennten Armeen gegen einen vereinigten Gegner zu führen sei, war zu beantworten. Die Mutigen erklärten: alle drei Armeen müssen geraden Weges in der Richtung der feindlichen Hauptmacht auf das Biwakfeuer des französischen Kaisers hinmarschieren, auf dem Schlachtfelde ihre Vereinigung suchen. Wie bestechend dieser Vorschlag auch erschien, das Bedenken ließ sich nicht unterdrücken, daß vor Erreichung jenes Biwakfeuers eine oder zwei Armeen durch die feindliche Überlegenheit geschlagen sein würden. Glückte es aber doch, bis zu dem ersehnten Ziele zu gelangen, so kam es zu einer Hauptschlacht, die ja unbedingt vermieden werden sollte. Nach vielen Beratungen und Erwägungen aller denkbaren Fälle kam man zu dem als „Trachenberger Operationsplan" bekannten Ausweg: Jede der drei Armeen geht rücksichtslos auf das Biwakfeuer zu. Trifft sie aber auf einen überlegenen Feind, so weicht sie dem Kampfe aus, während die beiden anderen Armeen um so ungestümer

gegen Flanke und Rücken des Feindes vordringen. Dieser wird, meinte man, dadurch gezwungen werden, von dem zuerst Angegriffenen abzulassen, um sich gegen den neu auftretenden Gegner zu wenden. Die frei gewordene Armee macht Front, folgt ihrerseits. Würde dies Spiel dauernd wiederholt, so hoffte man, den durch unausgesetzte Hin- und Hermärsche und erfolglose Gefechte ermatteten und aufgeriebenen Feind derartig zur Verzweiflung zu bringen, daß er das Weite suchen oder wie der Stier in der Arena sich zum Todesstoß stellen würde.

Dies im Prinzip gebilligte und angenommene Verfahren wurde indes wesentlichen Abänderungen unterworfen. Da Napoleon, wie ausgemacht, den Feldzug mit einem Angriff auf die Hauptarmee eröffnen sollte, so erschien deren Vorgehen unnütz. Es war für sie einfacher, zunächst in starker Stellung hinter der Eger den sicher bevorstehenden Angriff abzuwarten.

Auch der Kronprinz von Schweden hielt einen Vormarsch der Nordarmee nicht für zweckmäßig. Er kannte ja Napoleon ganz genau und wußte, daß dieser sich keinenfalls nach Böhmen gegen die Hauptarmee wenden würde. Ein so gewiegter Feldherr sucht sich selbstverständlich für den ersten Angriff den gefährlichsten Gegner, der außerdem ein verhaßter Nebenbuhler ist, aus, und marschiert ungesäumt auf Berlin gegen die Nordarmee. Dieser Angriff darf nicht angenommen, noch weniger ihm entgegengegangen werden. Für einen Rückzug ist alles sorgsam vorzubereiten, umsomehr, als der Weg nach Stralsund von Hamburg her durch Davout auf das äußerste bedroht wird.

Zwei Armeen bleiben also stehen. Beide besorgen, daß sie, einmal in die Nähe des Übermächtigen geraten, sich seinen Angriffen nicht mehr werden entziehen können. Der Trachenberger Operationsplan ist so gut wie zerrissen. Drei zusammenhanglose Sonderpläne sind an seine Stelle getreten. Nur die kleinste, die Schlesische Armee bleibt bei den getroffenen Verabredungen und tritt ohne Zaudern den Vormarsch an. Blücher konnte die Stunde des Ausbruchs nicht erwarten. Da einige französische Abteilungen, wahrscheinlich um zu fouragieren, das zwischen beiden Parteien liegende neutrale Gebiet verletzt hatten, setzte er sich am 14. August, drei Tage vor Ablauf der festgesetzten Zeit, in Marsch.

Napoleon war vereinigt, seine Gegner geteilt. Von diesen Gegnern einen nach dem anderen mit Hilfe seiner großen Überlegenheit zu schlagen, war seine scheinbar leicht zu erfüllende Aufgabe. Dennoch wurde seine Lage von Freund und Feind als eine sehr schwierige betrachtet. Es war ihm während des Waffenstillstandes gelungen, seine Streitkräfte erheblich zu vermehren und die bereits vorhandenen Truppen durch fortgesetzte Übungen leistungsfähiger zu machen. Aber auch seine Gegner, die in Schlesien vor ihm standen, hatten Truppen über Truppen aufgeboten und es an Vervollständigung der Ausbildung ihrer Soldaten nicht fehlen lassen. Ihnen gegenüber besaß Napoleon noch immer die Überlegenheit an Zahl. Er verfügte, wie jene, über

zum Teil sehr brauchbare, aber auch zum Teil schnell zusammengeraffte, wenig geübte Truppen. Trotz der Vermehrung der Heere waren die beiderseitigen Verhältnisse auf dem bisherigen Kriegsschauplatz ungefähr die nämlichen, wie vor dem Waffenstillstand geblieben. Der Unterschied gegen früher bestand nur darin, daß, was Napoleon befürchtet und was er durch diplomatische Verhandlungen zu verhindern sich bemüht hatte, eingetroffen war: Auf seinen beiden Flanken hatten sich neue feindliche Armeen eingefunden. Unter diesen Verhältnissen war eine Wiederaufnahme der bei Abschluß des Waffenstillstandes unterbrochenen Operationen nicht mehr möglich. Wollte er von neuem in Schlesien vordringen, so war anzunehmen, daß ihm die beiden feindlichen Seitenarmeen im Rücken folgen würden. Ging er gegen die Österreicher nach Böhmen hinein, und das wurde ihm von mehreren Seiten angeraten, so brach aus Schlesien eine Armee, die er als die Hauptarmee ansah, gegen seine linke Flanke vor, während die Nordarmee ihm unausgesetzt folgte. Wendete er sich endlich gegen diese, so hätten sich die beiden anderen Armeen an seine Fersen geheftet. Er mochte vorgehen, wohin er wollte, immer wich eine Armee vor ihm zurück oder trieb er eine Armee vor sich her, während die beiden anderen Flanken und Rücken bedrohten. Unter diesen Umständen wäre jeder andere General über die Elbe, vielleicht auch über die Saale zurückgegangen, hätte sich vor allem der drohenden Umfassung entzogen und zunächst einigermaßen regelrechte Verhältnisse hergestellt. Napoleon aber durfte nicht rückwärts sehen. Seine Stärke beruhte nicht sowohl in der Zahl seiner Truppen, wie in seiner Person, in sich selbst, in seiner Vergangenheit, in dem Schrecken, den sein Name einflößte. Dieser Schrecken schwand, verringerte sich wenigstens, sobald er den Rücken kehrte. Notgedrungen mußte er bleiben. Ein guter Teil der Schwierigkeiten und Gefahren seiner Lage beruhte aber auch auf unbegründeten Vorstellungen. Daß ein feindlicher Armeeführer dem Angriff Napoleons ausweichen würde, war zu glauben. Daß die beiden anderen sich ungesäumt auf seine Flanken und auf seinen Rücken werfen würden, war nicht mit der gleichen Sicherheit anzunehmen. 120 000 Mann greifen nicht ohne weiteres 400 000 selbst im Rücken an. Sie müßten denn genau wissen, daß von den anderen Seiten eine sehr wirksame Unterstützung gesichert ist. Denn sonst ist zu vermuten, daß die 400 000 Kehrt-machen und die 120 000 ihren Fürwitz büßen lassen werden. Das Streben, sich in achtungsvoller Entfernung zu halten, war daher vorherrschend. Sicherlich bei der Nordarmee. Von ihrem Führer, dem Kronprinzen von Schweden, hat Napoleon auf Grund genauer Bekanntschaft gesagt: „il ne fera que piaffer“. Und in der Tat hat das Verhalten des ehemaligen französischen Marschalls während des ganzen Feldzuges dieser Beurteilung durchaus entsprochen. Er konnte also ziemlich unberücksichtigt gelassen werden. Napoleon hatte im wesentlichen nicht drei, sondern nur zwei Armeen, die russisch-preußische und die österreichische zu bekämpfen. Beiden zusammen war er an Zahl mindestens gleich, den einzelnen beträchtlich überlegen. Seine Lage war also bei näherer Betrachtung

nicht ungünstig, sondern günstig. Sie wurde noch günstiger dadurch, daß die beiden feindlichen Seitenarmeen ihn von vornherein umgangen hatten. Nach einem alten Satz ist nämlich derjenige, der umgeht, selbst umgangen. Auch hier konnten die beiden feindlichen Seitenarmeen Napoleon in Flanke und Rücken angreifen, aber ebensogut konnte auch er einen so gefahrbringenden Angriff unternehmen. Die österreichische Armee stand zur Zeit in der nördlichen vorspringenden Ecke Böhmens mit dem Gros, wie bekannt geworden, bei Hirschberg und konnte über Gabel und Friedland—Reichenberg mit starkem linken Flügel umgangen und in westlicher Richtung abgedrängt werden. Ehe man aber gegen diese Armee vorzugehen vermochte, mußte die Armee in Schlesien geschlagen und möglichst zurückgedrückt werden, um Raum für die Operation nach Böhmen hinein zu gewinnen. Von Liegnitz, von den vordersten französischen Linien aus war der Feldzug so früh wie möglich zu eröffnen, der Feind am Striegauer Wasser anzugreifen. Ob man ihn zu vernichten vermochte, war freilich zweifelhaft. Zurückzuwerfen, für einige Zeit unschädlich zu machen war er sicherlich. Die Verfolgung konnte verhältnismäßig schwachen Kräften überlassen, mit dem allergrößten Teil des Heeres aber Kehrt gemacht und gegen die österreichische Armee vorgegangen werden. War diese inzwischen in die Lausitz vorgedrungen oder hinter die Elbe zurückgegangen, um so besser. Desto leichter und wirksamer konnte sie in verderblicher Richtung zurückgeworfen werden.

Eine derartige Operation ist Napoleon im Laufe der Ereignisse durch die tatsächlichen Verhältnisse aufgedrängt worden. Bei Ablauf des Waffenstillstandes wollte er nichts von ihr wissen. In zwei Denkschriften hat er nachgewiesen, daß er bei Liegnitz nicht stehen bleiben, geschweige denn über die Katzbach hinaus vorgehen durfte. Auch bei Bunzlau fühlte er seine rechte Flanke zu sehr bedroht. Erst zwischen Görlitz und Bautzen wollte er mit der Masse seines Heeres Stellung nehmen und das Herankommen der russisch-preußischen Armee abwarten. Es war schwer, einen unglücklicheren Entschluß zu fassen. Napoleons Heil beruhte auf der Zusammenfassung seiner Kräfte, auf dem Angriff und auf der Schnelligkeit seiner Bewegungen. So lange die Gegner sich durch die Keulenschläge des Titanen bedroht fühlen, sind sie gänzlich unschädlich. Wenn aber der gefürchtete Riese zurückgeht, Stellung nimmt, seine Schwäche zu erkennen gibt, selbst Furcht zeigt, so werden die bisher geängstigten Gegner hervorkommen. Sogar der Kronprinz wird sich vielleicht hervorwagen, und dann wird der Riese der Menge seiner Feinde erliegen.

Die nächsten Folgen der beabsichtigten Defensive zeigen sich bald. Um die feindliche Hauptarmee bekämpfen zu können, müssen die Seitenarmeen abgewehrt werden. Gegen die Österreicher sollte die rechte Flanke durch die befestigte Elbe-Strecke Dresden—Schandau und durch Besetzung der Gebirgsübergänge bei Zittau, Rumburg und Neustadt gesichert werden. Gelang es jenen trotzdem, diese Pässe zu öffnen, so wollte Napoleon in einer Stellung näher an Bautzen, etwa hinter dem Löbauer Wasser, mit

gesicherter rechter Flanke seine ganze Armee zusammenziehen, den Angriff der vereinigten russisch-preußisch-österreichischen Armee annehmen, „dem Kriege mit einem Schlage ein Ende machen".

In der Durchführung dieser Pläne durfte er nicht durch die Nordarmee gestört werden. Auch gegen sie wollte er sich decken. Eine Stellung nach dieser Seite war nicht zu finden. Nur offensiv ließ sich die Aufgabe lösen. Von Baruth aus sollte Oudinot mit seinem eigenen, den Korps Bertrand und Reynier, sowie der Kavallerie Arrighis, zusammen 70 000 Mann, von Magdeburg Girard mit 10 000 Mann, von Hamburg Davout mit 40 000, im ganzen 120 000 Mann zum konzentrischen Angriff gegen die Nordarmee bei Berlin hervorbrechen. Bei den ganz ungleichen Entfernungen der drei französischen Gruppen von ihrem Ziele war aber ein Zusammenwirken unmöglich. Girard mußte zu spät kommen. Von Davout vollends, wenn er auch entschiedener vorgegangen wäre, als er es wirklich tat, war eine Mitwirkung nicht zu erwarten. Von der allseitigen Umfassung blieb nichts übrig, als ein geradeaus gehender Angriff von 70 000 Mann gegen einen fast doppelt so starken Gegner. Oudinot, einem Anfänger in der Heerführung, eine Aufgabe anzuvertrauen, deren Lösung bis jetzt nur ganz einzelnen Heroen, aber auch Napoleon selbst nicht, gelungen ist, war höchst gewagt. Bernadotte wäre bereitwilligst vor Napoleon selbst zurückgewichen. Mit dem jüngeren und unerfahrenen Oudinot glaubte er sich doch messen zu können. Den halb so starken Gegner, der auf genau vorgezeichneten Straßen vorgehen, aus Wald- und Sumpfwegen sich entwickeln mußte, in einer formidabeln Stellung zu erwarten, fühlte er sich Feldherr und Held genug. Ein entschlossenes Vorgehen Davouts gegen den schwächeren Wallmoden und damit eine Bedrohung der schwedischen Rückzugslinie, ein selbst nur bescheidenes Vorrücken Girards, eine nichtssagende Demonstration gegen die Front der Nordarmee hätten vollauf genügt, den Kronprinzen wenn nicht zum Rückzug zu bringen, so doch in der Untätigkeit zu erhalten. Haß gegen das nicht zu bändigende Preußen, Rachedurst gegen den treulosen, verräterischen Waffengefährten, der Wunsch, gleich bei Beginn des Feldzuges durch eine glänzende Tat, wie die Eroberung von Berlin, die Stimmung der Freunde zu heben, der Feinde niederzudrücken, verleiteten Napoleon, den Gegner zu unterschätzen und dem Unterführer einen Fehler aufzuzwingen, den er selbst sorgfältig vermieden haben würde. Durch Groß-Beeren und Dennewitz ist er bestraft worden. Noch schlimmer war es, daß ihm drei, mindestens zwei Korps für die Hauptentscheidung verloren gingen.

Zur Sicherung der linken Flanke hatte also Napoleon 70 000 Mann bestimmt. Die rechte Flanke sollten links der Elbe vor Dresden Gouvion-St. Cyr mit der Kavallerie L'Heritiers, auf dem rechten Flußufer die Korps Vandamme, Viktor und Poniatowski sowie die Kavallerie Kellermanns mit 99 000 Mann, den Rücken an der Elbe zwischen Magdeburg und Dresden sowie bei Leipzig 43 300 Mann decken. Für

die Entscheidungsschlacht gegen die erwartete russisch-preußische Hauptarmee von 229 000 Mann blieben noch die Korps Macdonald, Lauriston, Ney, Marmont, die Garden, die Kavallerie Latour-Maubourgs und Sebastianis mit 205 000 Mann, etwa die Hälfte des Heeres, übrig.

Der Mann der Massenbildung hat sich geteilt. Der Held der ungestümen Offensive greift nicht an, sondern flüchtet sich mit einer künstlich hergestellten Minderheit in eine Stellung. Durch übermäßige Flankendeckungen, durch Verzicht auf die Offensive, durch Zurückgehen, Stehenbleiben und Abwarten hat sich Napoleon in eine bedenkliche Lage gebracht. Bei Groß-Görschen und Bautzen hat er mit einer überwältigenden Mehrzahl kaum etwas, das als Sieg gelten konnte, erringen können, und nun soll er mit einer Unterlegenheit eine Vernichtungsschlacht zustande bringen.

Seiner Verlegenheit haben indes die Verbündeten bereits abgeholfen. Die Armee in Schlesien, die bestimmt zu sein schien, den gewaltigen Strauß auszufechten, haben sie nicht etwa verstärkt, sondern ihr im Augenblick der bevorstehenden Entscheidung 124 000 Mann entzogen und sie einer Seitenarmee übergeben, die weitab aufgestellt niemand schädlich werden kann. Mit einem Schlage haben sie für ihren Gegner alles auf das beste geordnet: Jede Flankenbedrohung ist beiseite geschoben. Napoleon hat mit 205 000 nur noch 105 000 Mann zu bekämpfen. Wenn er diesen dürftigen Feind einfach über den Haufen gerannt haben wird, kann er sich gegen die Böhmische Armee wenden, die sich zwischen Elbe, Eger und Erzgebirge so aufgestellt hat, daß sie bequem von ihren Verbindungen abgedrängt werden kann. Die 99 000 Mann, die jetzt seine rechte Flanke decken, lassen sich zu dem Siegeszuge ohne weiteres heranziehen. Die Verhältnisse konnten nicht klarer und einfacher sein. Nur ein Übelstand bleibt bestehen: Oudinot kann nicht wieder zurückgeholt werden. Der geht unentwegt seinem Verhängnis entgegen.

Die günstige Lage, in die er sich plötzlich versetzt sieht, auszunutzen, zaudert Napoleon. Er sucht nach Besserem. Die Nachricht, daß die Russen in mehreren Kolonnen über Glatz nach Böhmen marschieren, macht es ihm verlockend, über Zittau in dieses Land einzufallen, die Russen „en flagrant délit“ zu überraschen. Er hätte sie schwerlich vereinsamt angetroffen. Die Österreicher hätten sich von der Flanke her beteiligt. Gegen Blücher mußte eine Armee zurückgelassen werden. Nur mit einer Minderheit konnte die Überraschung vorgenommen werden. Die tatsächlichen Verhältnisse bewahrten Napoleon vor dem beabsichtigten Mißgriff. Während er noch mit sich selbst über diesen und jenen Plan beratschlagt, ist die Schlesische Armee im steten Vorgehen begriffen und überhebt ihn weiterer Grübeleien. Er brauchte nicht mehr zwischen den fernstehenden Österreichern und Russen hin und her zu schwanken. Hier ganz in der Nähe meldet sich ein Feind, der Berücksichtigung verlangt. Dieser ist zu gering, um ihn zwischen Görlitz und Bautzen abzuwarten. Er kann angegriffen werden. Nachdem Napoleon sich überzeugt hat, daß ein Anmarsch

der Österreicher auf Zittau für die nächsten Tage nicht zu erwarten, seine rechte Flanke nicht bedroht ist, geht er mit den Garden der Schlesischen Armee entgegen.

Löwenberg, 21. August. Skizze 15.

Vor dem anrückenden Blücher waren Ney, Lauriston und Sebastiani in der Annahme, daß sie es mit der großen russisch-preußischen Hauptarmee zu tun hätten, programmäßig zurückgegangen. Marmont hatte den linken Flügel aufgenommen, Macdonald den rechten gedeckt. Einige Gefechte waren vorgefallen. Am 20. August abends standen links des Bobers: Ney und Sebastiani bei Bunzlau, ihnen gegenüber Sacken; Marmont bei Possen und Ottendorf; Lauriston und Macdonald bei Löwenberg, ihnen gegenüber Yorck und Langeron; die Garden in Lauban.

Die Entscheidungsschlacht sollte geschlagen, Blücher „vernichtet oder wenigstens sehr geschwächt werden". Die Anstalten, die dazu getroffen wurden, entsprachen keineswegs dem beabsichtigten Zweck. Es wäre einfach gewesen, nach dem Plane der Marschälle den Rückzug scheinbar fortzusetzen, Blücher, der nichts Besseres verlangte, über den Bober hinüber zu lassen und ihn dann mit großer Überlegenheit anzugreifen, in den Fluß zurückzuwerfen. Sollte er durchaus jenseits angegriffen werden, so war es doch kaum ein geeignetes Mittel zum Siege, mit 155 000 Mann bei Löwenberg hinter dem Bober Masse zu bilden und sich mit diesem Übermaß an Kräften über einen einzigen Übergang mühsam gegen die jenseitige starke Stellung vorzukämpfen und zu warten, bis Ney bei Bunzlau mit 50 000 Mann „alles über den Haufen wirft" und nach einem Marsch von mehr als zwei Meilen den linken Flügel verlängert. Der Plan erinnert an Bautzen. Versammlung der Armee hinter dem Fluß, Brückenschlag und Übergang, Aufmarsch auf dem jenseitigen Ufer, Angriff der feindlichen Front, Herankommen eines abgesonderten Korps, Flankenangriff und Vernichtung. Hatte sich dieser Plan bereits dort als zu durchsichtig, zu weitläufig und als wenig wirksam erwiesen, so wäre er hier gänzlich verunglückt, wenn Blücher nicht der ihm erteilten Anweisung gemäß seine Stellung freiwillig geräumt hätte. Allerdings gelang es der Gewandtheit der französischen Tirailleure, die nur leicht von den Russen besetzte Höhe südlich der Pilgramsdorfer Straße und auch das Dorf Plagwitz zu nehmen. An ein weiteres Vordringen war aber, obgleich nur eine schwache Arrieregarde entgegenstand, nicht zu denken. Blieb Blücher stehen, so mißlang zweifellos der Angriff gegen seine Front nicht weniger als die weit ausholende Umgehung seiner Flanke. Sacken war völlig imstande, Ney von der ihm aufgetragenen Bewegung über Giersdorf abzulenken. Vielleicht, daß am folgenden Tage bei größerem Aufwand von Kräften ein französischer Angriff gelungen wäre. Napoleon hatte in früheren Zeiten wiederholt angeraten, einen jenseits eines Flusses stehenden Feind nicht geradezu, sondern nach einem Übergang ober- oder unterhalb in der Flanke anzugreifen. Das war hier zu erreichen. Der Feind konnte bei Löwenberg und Zobten festgehalten werden, über Lähn war Pilgramsdorf und Goldberg auf dem näheren Weg zu erreichen, der Feind zur Schlacht mit der Front nach Süden zu zwingen.

Was man aber auch beabsichtigte, eine Art von Überraschung mußte wenigstens versucht werden. Man durfte in Löwenberg nicht schon tags zuvor erfahren, daß der Kaiser erwartet, ihm Quartier bereitet wurde. Es war nicht zweckmäßig, am Vormittag die tiefen Kolonnen der 155 000 Mann Revue passieren zu lassen und durch donnerndes „Vive l'Empereur“ die Schlacht für den Mittag anzusagen. Blücher entzog sich der so harmlos vorbereiteten Niederlage; aber ein vierstündiges Arrieregardengefecht belehrte ihn doch, daß 70 000 Mann sich nicht ganz leicht und schnell auf zwei Straßen einfädeln und in Sicherheit bringen lassen. Mit einem Brückenschlag während der Nacht, einem Vorgehen bei Anbruch des Tages hätte Napoleon die Schlesische Armee nicht so leicht entkommen lassen.

Trotz des offenbaren Fehlschlages träumte sich Napoleon in die Rolle eines glänzenden Siegers hinein. Den angeblich gründlich geschlagenen Blücher sollte Macdonald mit drei Korps vollends vernichten. Um diese Aufgabe mit Sicherheit auszuführen, waren drei Korps zu wenig, dagegen viel zu viel, um bei der Hauptentscheidung entbehrt werden zu können. Nachdem zwei Armeen gegen zwei Gegner entsandt worden waren, wandte sich der Kaiser selbst gegen den dritten. In drei Richtungen ging sein Heer auseinander. Drei Siege mußten gleichzeitig gewonnen werden.

Die Hauptarmee der Verbündeten war am 20. August nahezu versammelt. Kein Angriff drohte. So wurde im Hauptquartier beschlossen, vorzugehen, aber nicht etwa über Zittau und Görlitz Napoleon in den Rücken, sondern über das Erzgebirge in vier Kolonnen auf Leipzig, um im weiten Bogen dem angeblich hart bedrängten Kronprinzen Luft zu machen. Während der Gegner nach Osten vordrang, schlug man selbst die Richtung nach Westen ein. Die abenteuerliche Bewegung ließ sich nicht in genügender Weise durch die eingebildete Bedrängnis des Kronprinzen rechtfertigen. Eine bessere Begründung mußte gesucht werden. Man fand heraus, Napoleon würde auf die Nachricht von einem Übergang über das Erzgebirge nach Dresden umkehren, die Elbe überschreiten, um sich bei Freiberg oder Chemnitz der drohenden Umgehung entgegenzustellen. So war die Marschrichtung auf Leipzig widerspruchslos motiviert. Im Grunde des Herzens wünschte man aber keineswegs Napoleon unterwegs vorzufinden und ihn angreifen zu müssen. Man hoffte im stillen, der gefürchtete Gegner würde sich über die Elbe, dann weiter hinter die Saale zurückmanövrieren lassen. Kaum war jedoch der Marsch angetreten, das Erzgebirge überschritten, so fühlte man, daß in der eingeschlagenen Richtung nicht weiter zu marschieren war. Bei Chemnitz stand freilich kein Feind, dort war ein Hindernis nicht zu erwarten. Während des weiteren Vormarsches konnte aber jeden Augenblick der Feind aus Dresden hervorbrechen, der Hauptarmee in Flanke und Rücken fallen. Um den drohenden Stoß zu parieren, mußte man sich also auf Dresden wenden. Vielleicht glückte es, die schlecht befestigte Stadt durch Handstreich zu nehmen. Die Elbe-Brücke beim Königstein war

Vormarsch auf Dresden bis zum 25. August.

Skizze 16.

leicht durch ein Korps abzusperren. Gelang es, auch die Dresdener Brücke abzuschließen, so war, wie man sich glauben machte, Napoleon auf dem rechten Ufer abgeschnitten und verloren. Daß dieser Mittel besaß, oberhalb und unterhalb das linke Flußufer zu gewinnen und daß er nur durch einen Übergang der Verbündeten bei Dresden und durch Angriff von dort aus abgeschnitten werden konnte, verschwieg man sich weislich.

Napoleon beabsichtigte anfangs auf Prag zu marschieren, das will sagen, sich der feindlichen Rückzugsstraße zu bemächtigen. Er war überzeugt, dadurch den in Sachsen eingedrungenen Feind zur schleunigsten Umkehr zu bewegen, ihn zu einer Schlacht unter ungünstigen Verhältnissen zu bringen. Eine so weit ausholende Umgehung hätte aber doch den Bewegungen des Feindes zuviel Spielraum gelassen. Er beschloß daher, sich nach Dresden zu wenden. Gestützt auf diese zum Waffenplatz umgeschaffene Stadt gedachte er „mit dem Rücken gegen die Oder, dem Feind, der seinerseits den Rücken gegen den Rhein" haben würde, eine entscheidende Niederlage zu bereiten. Diese Hoffnung war trügerisch. Er selbst hätte freilich in einer Schlacht bei Dresden den Rücken gegen die Oder gehabt, der Gegner aber wäre nur durch eine sehr überwältigende Umfassung seines rechten Flügels zum Rückzug in der Richtung des Rheins zu bringen gewesen. Ein wirksameres Mittel mußte angewendet werden. Napoleon wollte von Stolpen her bei Pirna und Königstein auf mehreren Brücken über die Elbe gehen, dem vor Dresden gedachten Gegner in den Rücken fallen, ihn zur Schlacht mit gänzlich verwandter Front zwingen, um „so mit seinen Feinden auf einmal fertig zu werden." Zur Ausführung dieses seiner Vergangenheit würdigen Planes konnte er trotz seiner Entsendung von sechs Korps immer noch etwa 180 000 Mann zusammenbringen, während 25 000 Mann Dresden verteidigen. Der Feind hatte einige Truppen in Böhmen zurückgelassen. Seine langen Marschkolonnen hatten sich auf schlechten Wegen immer mehr ausgedehnt. Als die Anfänge vor Dresden anlangten, steckten die Enden noch im Gebirge oder jenseits des Gebirges. Mehrere Abteilungen waren zur Deckung der Flanken und zur Sicherung der Verbindungen zurückgehalten. Über das ganze Land waren Truppen zerstreut. Schwerlich wäre es gelungen, dem geschlossenen Angriff von 180 000 Mann eine gleiche Zahl, geschweige denn eine Überlegenheit entgegenzustellen. Ehe aber Napoleon heranzukommen vermochte, war vielleicht Dresden bereits von den Verbündeten genommen. Das wäre schmerzlich gewesen. Magazine, Vorräte wären vielleicht verloren gegangen. Die Ausführung des Planes wurde aber desto mehr begünstigt, je mehr die Verbündeten in den Kampf um Dresden verwickelt waren. Sie hätten sich bald genug abgewendet, wenn die Spitzen der französischen Kolonnen auf dem linken Elbufer im Anmarsch von der Gottleuba her gemeldet worden wären. Die Verhältnisse schienen durchaus günstig zu liegen. Aber allerdings wurden die Franzosen im Falle einer Niederlage gegen die Elbe oder in das Erzgebirge geworfen. Eine Schlacht, wie sie

hier geplant war, bleibt immer ein großes Wagnis. Wie der Zufall walten wird, ist nicht zu berechnen. Derjenige, der geschlagen wird, ist verloren. Alles wird auf eine Karte gesetzt. Wie die Würfel fallen werden, niemand weiß es. In solchen Augenblicken hatte Napoleon früher auf seinen Genius vertraut. Der hatte ihn schon bei Pr. Eylau in Stich gelassen. Er hatte an seinen Stern geglaubt. Der hatte ihn weder nach Moskau noch über die Pyrenäen begleitet. Die Sonne von Austerlitz hatte ihm an der Beresina nicht geschienen. Durch Unglücksfälle von sechs Jahren war der Übermensch dahin gebracht worden, in seinen Armeebefehlen schüchtern Gott um Hilfe anzurufen. Ob sie ihm gewährt werden würde, daran zweifelte er selbst, zweifelten seine Generale, seine Soldaten. Was Napoleons Kopf ersonnen, war groß und einfach. Es auszuführen, fehlte ihm das Herz. Durch die Vorstellungen ängstlicher Generale ließ er sich gern bestimmen, die Erinnerungen einer großen Vergangenheit beiseite zu lassen, auf dem rechten Ufer zu bleiben, wie ein gewöhnlicher philisterhafter General nach Dresden zu eilen, nicht um den Feind zu vernichten, sondern um die sächsische Hauptstadt, den Stützpunkt seiner Operationen und was dergleichen Dinge mehr sind, zu retten. Nur Vandamme sollte mit 40 000 Mann von Pirna und Königstein aus den großgedachten Plan kleinlich auszuführen suchen. — Ja, wenn nicht sechs Korps fortgeschickt worden wären!

Für die Verbündeten schien sich bei Dresden, solange man einigermaßen fern war, alles gut anzulassen. Die wichtige Stadt leichten Kaufes fortzunehmen, während Napoleon weit ab in Schlesien beschäftigt wurde, war verlockend. Je näher man indes dem Ziele kam, desto deutlicher traten die Schwierigkeiten hervor. Seit langer Zeit waren die Vorstädte durch Feldbefestigungen, wie man erfahren, gedeckt worden. Solche ausschließlich in der Front anzugreifen, war von jeher ein hartes Stück Arbeit gewesen. Doch die Besatzung war schwach, der Angriff, wenn auch schwierig, konnte der großen Übermacht sehr wohl gelingen. Dresden war sicherlich zu gewinnen. Aber konnte man dort stehen bleiben, durch die Elbe getrennt den Kronprinzen und Blücher im Stich lassen? Sobald die Hauptstadt erobert war, mußte man sich vielmehr den Übergang auf das rechte Ufer erkämpfen. Eine große Schlacht ergab sich dann von selbst. Dem Entscheidungskampf, der doch so klüglich hatte vermieden werden sollen, ging man unter den ungünstigsten Verhältnissen geradeswegs entgegen. Aber durfte man sich aus der verhängnisvollen Lage, in die man geraten, durch einen Rückzug wieder befreien? Mit fast einer Viertelmillion Menschen war man in Sachsen eingefallen. Ohne Kampf wieder umzukehren war unmöglich. Ein Versuch, Dresden zu nehmen, mußte gemacht werden. Was für diesen Versuch eingesetzt werden konnte, war nicht allzuviel. Nur mit etwa 70 000 Mann langten die Verbündeten am 25. August vor Dresden an, und nur mit einem Teil dieser Truppen wurde am Vormittag des 26. August „rekognoszierend und demonstrierend" vorgegangen, dennoch und trotz erheblicher Verluste an mehreren Stellen der Rand der

Vorstadtbefestigungen erreicht. Sie zu bewältigen, fehlte es an Kräften und Mitteln. Für einen Sturm war nichts vorbereitet. Überall kam der Angriff zum Stehen. Er ging aber in eine rückgängige Bewegung über, als Napoleon mit einer Armee eingetroffen am Nachmittag zum Gegenangriff vorging.

Dresden, 27. August.

In einem am Abend abgehaltenen Kriegsrat der Monarchen, Feldherren und Ratgeber wurde beschlossen, in der Nacht nach Dippoldiswalde zurückzugehen. Dort, dachte man, würde guter Rat kommen, von dort wieder zu dem bewährten Manövrieren zurückgekehrt werden können. Den Mehrheitsbeschluß auszuführen war nicht leicht. Aus den 70 000 Mann vom 25. waren durch beständiges Nachrücken der zurückgebliebenen Truppenteile 175 400 Mann geworden. Wie sollte man es dieser großen Armee, den mit Begeisterung vorgegangenen Truppen zumuten, ohne ernstlichen Kampf, ohne Einsetzung aller Kräfte schmählich den Rückzug anzutreten, die gespannte Erwartung des nach Befreiung dürstenden Europas täuschen! Daß man nicht anzugreifen vermochte, war freilich erwiesen, aber zur Verteidigung war man doch stark genug. Zwischen der Weißeritz und der Straße nach Pirna fand sich eine starke Stellung. Mit 142 400 Mann, die am folgenden Tage noch durch 29 000 Mann verstärkt werden konnten, war sicherlich die 6 km lange Front zwischen Torna und Plauen zu halten. Links der Weißeritz waren 24 000 Mann verfügbar. Wenn zu diesen noch Klenau mit 20 000 heranrückte, erschien auch die linke Flanke ausreichend gesichert. Der österreichische General meldete aber am späten Abend, daß seine auf schlechten Wegen weit auseinandergezogenen Truppen erst am folgenden Nachmittage das Schlachtfeld würden erreichen können. So mußten für die Deckung der linken Flanke die 24 000 Mann ausreichen, welche aus den Divisionen A. Lichtenstein und Meszko sowie aus den Brigaden Czollich und Mumb bestanden und von dem Feldmarschalleutnant Weißenwolf befehligt wurden. Ob sie ihrer Aufgabe würden genügen können, hing von der Art ihrer Verwendung ab. Czollich und A. Lichtenstein besetzten im Anschluß an die Hauptstellung die Dörfer Dölzschen, Naußlitz, Roßthal, Wölfnitz und Gorbitz. Meszko verlängerte diese Front in der Richtung auf Leutewitz. Seine fünf Bataillone reichten aber nicht weit hin. Der dünne Flügel stand völlig in der Luft. Die dahinter stehenden vier Bataillone Mumbs erhöhten die Widerstandsfähigkeit nur wenig. Die Aufforderung zu einer Umfassung wurde dem Feinde förmlich entgegengebracht.

Skizze 17.

Zur Sicherung der rechten Flanke war die russische Brigade Roth, unterstützt durch die preußische Kavallerie-Reserve unter Roeder, zusammen 9000 Mann, bis zu den Dörfern Blasewitz, Gruhna und Grünewiese vorgeschoben. In der Verteilung der Truppen der Verbündeten sprach sich der eigentümliche Grundsatz aus: Dort, wo die Stellung von Natur stark ist, kann sie nicht stark genug besetzt und durch Reserven gesichert werden. Die Deckung der schwachen Flanken überläßt man schwachen Kräften. Diese schwachen Flankendeckungen hing man nicht etwa als Staffeln

den Flügeln an, sondern schob sie soweit vor, daß sie leicht eine Beute der feindlichen Überlegenheit werden konnten. Napoleon zeigte sich nicht als ein so unbedingter Anhänger des Axioms, stark zu sein, wo man die Stärke nicht gebrauchen kann, schwach zu sein, wo man der Stärke auf das dringendste bedarf, aber er verwandte doch die 81 000 Mann, welche seine Hauptkräfte bildeten, gegen die feindliche Front, die er ernstlich anzugreifen gar nicht beabsichtigte, während er nur 27 000 Mann unter Mortier zum Angriff auf die rechte, 39 000 Mann unter Murat gegen die linke Flanke des Feindes verwandte. Das erwies sich als völlig unzureichend auf dem linken Flügel, wo die Entscheidung lag, als mehr wie genügend auf der rechten Seite, wo ein Erfolg oder ein Mißerfolg von nicht durchschlagender Bedeutung waren. Friedrich der Große, der allerdings im Licht Napoleonischer Strategie gesehen, für durchaus rückständig gilt, hätte ohne Zweifel die Österreicher links der Weißeritz ihrem Schicksal überlassen, die Verbündeten in ihrer starken Stellung durch die Dresdener Besatzung und durch schwere Artillerie wirkungsvoll beschäftigt, dafür gesorgt, daß Vandamme und Poniatowski nicht weitab untätig beiseite standen, und wäre unbekümmert um Elbe und Rückzugslinie mit seiner ganzen Heeresmacht zum Angriff auf die rechte Flanke vor Tagesgrauen abmarschiert. Ein Sieg über die zusammengedrängte, unbehilfliche, unbewegliche Masse wäre ihm sicher gewesen.

Der Verlauf der Schlacht war durch die beiderseitige Kräfteverteilung so ziemlich gegeben. Mortier dehnte seinen linken Flügel bis zur Elbe aus, überragte somit weit die schwache russische Brigade und drückte sie immer weiter zurück. General Roth ließ sich jedoch nicht abdrängen. Indem er Seidnitz festhielt und hartnäckig verteidigte, ermöglichte er eine Rechtsschwenkung rückwärts, zog sich allmählich über Reick an den rechten Flügel der Verbündeten heran. Russische Kavallerie verlängerte die Front nach Prohlis bis gegen Nieder-Sedlitz. Zu einem Angriff auf diese Stellung reichten Mortiers Kräfte nicht aus. Von der Mittagsstunde ab wurde das Gefecht auf der ganzen Linie von Nieder-Sedlitz bis Plauen im allgemeinen stehend geführt. Nur vereinzelte vergebliche Angriffe auf das Dorf Leubnitz unterbrachen die unwirksame Kanonade.

Ein anderes Bild zeigte sich jenseits der Weißeritz. Murat verfügte hier über das Korps Viktor, die Division Teste und das Kavalleriekorps Latour-Maubourg. Das erstere Korps ging von Löbtau in vier Kolonnen auf Wölfnitz, Naußlitz und auf die Räume zwischen diesen beiden Dörfern sowie zwischen dem letzteren und Dölzschen vor. Ein Angriff auf die Front einer Stellung war damals nicht viel weniger schwierig als heute. Das Infanteriefeuer erwies sich allerdings nicht als sehr wirksam. Wenn es aber dem Verteidiger gelang, seine Batterien während des einleitenden Artilleriekampfes zu erhalten, so wirkten seine Kartätschlagen verheerend gegen die in dicken Kolonnen vorgehende Infanterie des Angreifers. Wie heute, war namentlich die Artillerie des Verteidigers wie die Infanterie des Angreifers auf

Dr. C G
Murat / Nöll..
Sch.. Roth

Deckung im Gelände angewiesen. Die Kolonnen Viktors benutzten daher am 27. August die Schluchten und Hohlwege, die von der Pesterwitzer Höhe in die Niederung herabführen. Auf einem solchen Wege gelang es der linken Kolonne, begünstigt durch Regen und unsichtige Luft, zwischen Naußlitz und Dölzschen in die Stellung einzudringen. Die Verteidiger der beiden Dörfer sahen sich umgangen. Die Brigade Czollich, welche den rechten Flügel bildete, schwenkte zurück und nahm eine neue Stellung zwischen Dölzschen und dem Wege Roßthal—Pottschappel mit dem Rücken gegen den Plauenschen Grund. Die Division A. Lichtenstein, in Front und rechter Flanke angegriffen, räumte erst Naußlitz und Wölfnitz, dann Roßthal und wurde gegen Gorbitz gedrängt. Ein Durchbruch war weniger nach Absicht wie durch Zufall gelungen. Noch ein zweiter wurde durchgeführt. Die verstärkte rechte Kolonne ging über Wölfnitz auf das besetzte Ober-Gorbitz vor. Eine andere aus der Reserve vorgeholte Kolonne benutzte die Schlucht, welche Gorbitz von Neu-Nimptsch trennt. Im Rücken umgangen, räumten die Österreicher Ober-Gorbitz, zogen sich auf Pesterwitz zurück. In die zurückgehende Infanterie brach Kavallerie ein. Einige Bataillone wurden zersprengt. Die Divisionen Lichtenstein und Meszko waren auseinandergerissen. Der Rückzug wurde befohlen für erstere über Pesterwitz und Zauckerode nach Dohlen, für die Brigade Czollich nach Pottschappel.

Gegen die Front der Division Meszko waren zwei Divisionen Latour-Maubourgs vorgegangen, während die Infanterie-Division Teste mit der Kavallerie-Division Chastel über Burgstädtel die linke Flanke zu umgehen suchte. Nachdem Ober-Gorbitz geräumt worden war, trat auch die Division Meszko mit der Brigade Mumb den Rückzug längs der Freiberger Straße an. Bei strömendem Regen versagten die Gewehre. In Karrees formiert, bewegten sich die neun Bataillone nur langsam durch den tief durchweichten Boden. Die französische Umgehungskolonne gewann einen Vorsprung. Unter Benutzung des Zschonen-Grundes drang die Division Teste in das Dorf Pennrich ein und verjagte ein dort zurückgelassenes Bataillon. Die Division Chastel, weiter ausholend, nahm zwischen diesem Dorf und der Freiberger Straße hinter einer Höhe Aufstellung. Als Meszko, immer mit der Kavallerie Latour-Maubourgs beschäftigt, in den Raum zwischen Gompitz, Pennrich und Ziegelei gelangt war, wurde er überraschend von allen Seiten angegriffen. Es blieb ihm nichts übrig, als das Gewehr zu strecken. Murat war Herr des linken Weißeritz-Ufers. Den Fluß zu überschreiten, den jenseitigen Feind anzugreifen nahm er Anstand.

Denkt man sich die Rollen der Division Teste und des Korps Latour-Maubourg vertauscht, die Infanterie zum Angriff der Front, die Kavallerie zur Umgehung bestimmt, so erhält man ein Bild, wie es sich trotz der erhöhten Feuerwirkung der Infanterie, aber mit Hilfe der besseren Bewaffnung und Ausrüstung der Kavallerie auch heute darstellen ließe.

Murat hatte einen entschiedenen Sieg gewonnen, die Gesamtlage aber dadurch

nur wenig beeinflußt. Von einem Erfolg Napoleons konnte kaum die Rede sein. Allerdings hatte er Dresden geschützt, aber nur für den Augenblick. Wollte er nicht dauernd dort stehen bleiben, so mußte er den Feind, der die Stadt bedrohte, vertreiben. Nach Bautzener Muster hatte er die Verbündeten in der Front angreifen wollen. Dann sollte Vandamme vom Königstein her kommen und ihnen in Flanke und Rücken fallen. Der schwächlich unternommene Angriff war nicht gelungen, und Vandamme in zwei Tagen nur bis Pirna gelangt. Die Schlacht mußte am 28. fortgesetzt werden. Die Verhältnisse lagen für Napoleon nicht günstig. Die Verbündeten verfügten vor Dresden über 205 000, bei Pirna über 19 600 Mann, Napoleon bei Dresden über 147 000, bei Pirna über 40 000 Mann. Die Verbündeten waren wohl imstande, in ihrer starken Stellung mit ungefähr gleichen Kräften Napoleon festzuhalten, den herankommenden Vandamme mit doppelter Überlegenheit zu vernichten. Lange konnte Napoleon dann in Dresden nicht bleiben. Er mußte sich mit erheblichen Teilen des ihm gebliebenen Heeres gegen den Kronprinzen oder gegen Blücher wenden. Die besten Aussichten eröffneten sich für den ferneren Feldzug.

Die militärische Lage gestattete nicht nur, sondern gebot den Verbündeten durchaus die Fortsetzung des Kampfes, die Wiederaufnahme der Schlacht am 28. Aber der Kleinmut, der sich seit der Ankunft vor Dresden mit dem Erscheinen Napoleons der Gemüter bemächtigt hatte, war durch schlechtes Wetter und noch schlechtere Verpflegung erheblich gesteigert worden. In dem zusammenberufenen Kriegsrat stimmten fast alle für schleunigen Rückzug. Wohl allein der König von Preußen wollte die Sache hier und sogleich durchfechten. Er dachte an Auerstedt. Er wußte, daß eine augenblickliche Erleichterung durch zukünftiges größeres Elend weit aufgewogen wird. Die Erklärung Schwarzenbergs, der österreichischen Armee sei die Munition ausgegangen, schnitt alle weiteren Erörterungen ab. Die Verbündeten bekannten sich freiwillig als Besiegte, obgleich sie nicht besiegt waren, und überließen Napoleon den Sieg, den er nicht errungen hatte. Der Rückzug mußte bei Eintritt der Dunkelheit angetreten werden. Er wurde nicht durch Verfolgung, wohl aber durch Krankheiten, tiefe, unergründliche Wege, kalte und nasse Biwaks, äußerst mangelhafte, oft gänzlich fehlende Verpflegung und unzweckmäßige Marschanordnungen überaus verderblich. Die Verluste der beiden Schlachttage hatten 20 000 Mann betragen. Sie wurden durch den freiwillig angetretenen Rückzug um 25 000 Mann erhöht.

Da die Freiberger Straße durch Murat bedroht, die Pirnaer durch Mortier besetzt war, so blieben im wesentlichen nur drei Straßen: über Dohna—Maxen, über Dippoldiswalde und über Rabenau—Pretzschendorf, verfügbar. Nicht sowohl nach den Befehlen des Hauptquartiers, wie nach eigenem Gutdünken verteilten sich die Truppen auf diese drei Straßen. Der linke Flügel der Österreicher, Klenau, Aloys Lichtenstein und Weißenwolf, ging über Rabenau und Pretzschendorf auf Groß-Waltersdorf, von dort der erstere auf Marienberg, während die beiden letzteren den Weg über

Märsche nach der Schlacht bei Dresden.

Skizze 18.

Sayda auf Brüx verfolgten. Die Masse der österreichischen Armee, die russischen und preußischen Garden und Reserven schlugen den Weg über Dippoldiswalde und Altenberg auf Dux und Teplitz ein. Kleist wurde auf den Weg über Maxen, Glashütte und Geiers-Berg gewiesen. Wittgenstein blieb auf den Höhen von Leubnitz und Prohlis stehen und folgte erst am Morgen des 28. über Dippoldiswalde.

In der rechten Flanke der zurückgehenden Kolonnen stand Vandamme bei Pirna. Er war am 26. und 27. beim Königstein über die Elbe gegangen und hatte das ihm gegenüberstehende 2. russische Infanteriekorps des Herzogs Eugen von Württemberg*) bei Struppen und Kriezschwitz angegriffen. Die sehr viel schwächeren Russen hatten sich schließlich zurückgezogen, die tiefen Schluchten der Gottleuba durchklettert und standen in der Nacht 27./28. bei Zehista. Vandamme war gefolgt, hatte Pirna besetzt und auf der Hochfläche zwischen dieser Stadt und Kriezschwitz, mit einer Division aber bei Langen-Hennersdorf, Stellung genommen. Aufgabe des Herzogs war gewesen, Flanke und Rücken der vor Dresden kämpfenden Hauptarmee zu decken. Da seine Kräfte hierzu nicht ausreichten, hatte er die Unterstützung derjenigen Truppen erbeten, die auf der großen Teplitzer Straße an ihm vorüber dem Schlachtfeld zu marschierten. Nur ein Kavallerie-Regiment, zuletzt aber noch die russische 1. Garde-Division unter Yermolow hatten sich bewegen lassen, bei ihm zu bleiben. Von der Hauptarmee waren ihm keine Truppen, wohl aber ein Oberkommandierender in der Person des Generals v. Ostermann zugeschickt worden. Für diesen veränderte sich die bisher gegebene Aufgabe, als am 28. früh die Nachricht von dem Rückzug der Hauptarmee nach Böhmen eintraf. Von seiten eines seiner Vorgesetzten wurde ihm gleichzeitig angekündigt, daß ein großer Teil der Armee auf der Straße über Berggießhübel—Peterswald zurückgehen würde. Dann wäre an einen Widerstand Vandammes kaum zu denken gewesen. Ein anderer Vorgesetzter teilte ihm berichtigend mit, daß der rechte Flügel der Hauptarmee die Wege über Dippoldiswalde und Maxen einschlagen würde und stellte ihm anheim, ebenfalls auf dem letzteren den Rückzug anzutreten. Ostermann war willens, diesen Rat zu befolgen. Der Herzog Eugen überzeugte aber sowohl ihn, wie die versammelten Generale, daß der Weg über Peterswald unter keinerlei Bedingung verlassen und Vandamme nicht erlaubt werden dürfe, auf dieser bequemen Straße der Hauptarmee den Rückzug durch die Gebirgspässe zu verlegen. Unter dem Schutz von Scheinangriffen gegen den Kohlberg (östlich Zehista) und gegen Kriezschwitz wurde der Marsch längs der feindlichen Stellung angetreten. Nicht mehr nördlich, sondern südlich wollte man sich Vandamme vorlegen. Dieser ließ sich nicht lange täuschen, sondern suchte den Flankenmarsch zu verhindern, und links abmarschierend über Langen-Hennersdorf die feindliche Rück-

*) Das Armeekorps des Grafen Wittgenstein wurde aus dem 1. und 2. Infanteriekorps, Gortschakoff und Prinz Eugen von Württemberg, sowie dem Kavalleriekorps Pahlen gebildet.

zugsstraße zu erreichen. Bereits die am Anfang der russischen Kolonne marschierende 1. Garde-Division mußte sich mit dem Bajonett den Weg durch das, wenn auch schwach besetzte Berggießhübel bahnen. Als aber das 2. Infanteriekorps ungefähr zur Hälfte das Dorf passiert hatte, erfolgte ein Angriff stärkerer Kräfte aus den südlich gelegenen Waldungen hervor. Zwei Regimenter wendeten sich dagegen, wurden aber zurückgeworfen. Ein Teil rettete sich durch die Waldungen zu seinem Korps, ein anderer schloß sich der Arrieregarde an, die den Weg über Göppersdorf und Schönwald eingeschlagen hatte. Die Verluste, darunter ein Geschütz, waren erheblich. Aber schließlich war doch das ganze Korps, die Garde südlich, die Linie nördlich, bei Peterswald vereinigt, der Feind nicht über Hellendorf hinaus gefolgt.

Napoleon hatte seinen Gegner nicht geschlagen, zum Rückzug auch nicht gezwungen. Freiwillig war dieser zurückgegangen. Um einen Sieg zu gewinnen und vielleicht gar die feindliche Armee zu vernichten oder auseinander zu sprengen, bedurfte er einer neuen Schlacht. Für diese wurde angeordnet: Murat geht mit dem Korps Viktor und der Kavallerie Latour-Maubourgs über Freiberg, Marmont mit seinem Korps und der Kavallerie-Division Ornano über Dippoldiswalde vor. Sie folgen dem Feind auf allen Wegen, die dieser einschlagen mag. Gouvion-St. Cyr vereinigt sich mit Vandamme und sucht auf der Straße über Berggießhübel, Peterswald, Nollendorf dem Feinde zuvorzukommen. Mortier rückt mit der jungen Garde nach Pirna. Die alte Garde folgt ebendahin. Mit verhältnismäßig schwächeren Truppen wird also der Feind im Rücken verfolgt, mit drei Korps, Vandamme, St. Cyr, Mortier, aber in der rechten Flanke umgangen. Die alte Garde folgt als starke Reserve der Umgehungskolonne. Die Verbündeten sollen zum Halten gebracht, von zwei Seiten, durch die Gebirgspässe und auf der Teplitzer Straße, angegriffen werden. Kam dieser Plan zur Ausführung, so wurde aller Voraussicht nach die Hauptarmee vernichtet. Der Krieg war kaum noch weiter zu führen. Napoleon war indes nicht mehr imstande, seine großartig gefaßten Ideen zu verwirklichen. Bereits gegen Mittag des 28. werden die eben gegebenen Befehle abgeändert. St. Cyr wird auf die Maxener Straße gewiesen, die bisher von der Verfolgung freigelassen war. Wiederholte Meldungen Oudinots über seine Niederlage bei Groß-Beeren und seinen Rückzug lassen es erforderlich erscheinen, die alte Garde zurückzuschicken. Sie soll Dresden gegen den siegreichen Kronprinzen verteidigen. Die junge Garde wird in Pirna zurückgehalten. Von der gewaltigen Umgehung auf der Peterswalder Straße: alte Garde, junge Garde, St. Cyr, Vandamme bleibt nur der letztere übrig. Er wird über seine Vereinsamung damit beruhigt, daß der Rückzug des Feindes nicht nach dem Tal von Teplitz, sondern weiter westlich nach Marienberg und Annaberg gerichtet sei. Die Umgehung auf der Peterswalder, Nollendorfer Straße müsse unter diesen Umständen zu spät kommen. Vandamme würde allein genügen, um „den Herzog von Württemberg über den Haufen zu werfen, die Verbindungen des Feindes

zwischen Tetschen, Außig und Teplitz zu erreichen, dessen Equipagen, Feldlazarette, Bagagen, und endlich alles, was hinter einer Armee marschiert, nehmen zu können". Als am Abend die Nachricht von der Niederlage Macdonalds an der Katzbach eingeht, erscheint es bedenklich, Murat die eingeschlagene Richtung nach Marienberg verfolgen zu lassen. Obgleich er eben durch Patrouillen Fühlung mit Klenau bei Groß-Waltersdorf genommen hat, wird er angewiesen, von Freiberg nach Frauenstein abzubiegen. Der verkappte Rückzugsbefehl wird dem Leichtgläubigen durch die Versicherung annehmbar gemacht, er könne an dem gegebenen Zielpunkt „auf Flanke und Rücken des Feindes fallen". Die Verfolgung in der Richtung auf Marienberg wird somit aufgegeben. Im übrigen werden die bisherigen Operationen beibehalten, nur mit kaum der Hälfte der Kräfte fortgesetzt. Marmont folgt dem abziehenden Feinde über Dippoldiswalde, St. Cyr über Maxen. Vandamme umgeht auf der Peterswalder Straße. Alte und junge Garden, ebenso Murat scheiden aus und werden zu anderweitiger Verwendung zurückbehalten.

Gegen jede der drei feindlichen Armeen steht eine Armee von drei Korps im Felde. Eine Reserve von ebensovielen Korps befindet sich dahinter. Poniatowski ist vergessen und zwecklos in Zittau gelassen.

Wenn auch Napoleon das im großen Stile gegen Böhmen angelegte Unternehmen auf weniger als die Hälfte herabgesetzt hatte, so konnte er doch immer noch bedeutende Erfolge erzielen, wenn nur seine Unterführer durchgängig von dem Eifer und dem Schwung früherer Zeiten beseelt gewesen wären. Marmont und St. Cyr waren angewiesen, dem abziehenden Feinde auf allen Wegen zu folgen. Sobald eine Nachhut an einer Stelle Widerstand leistete, sollte sie an einer anderen umgangen werden. Auch die schwierigste Enge war auf diese Weise schnell zu öffnen. In zahlreichen Kolonnen sollten die beiden Korps über das Gebirge nach Böhmen hineinströmen, den Feind nirgends zur Ruhe kommen lassen. Marmont folgte aber nur langsam und zögernd auf der einen Dippoldiswalder Straße der mühsam sich hinschleppenden Hauptkolonne der Verbündeten. Kaum daß es zu einem Zusammenstoß zwischen Verfolger und Verfolgten kam. Erst nahe am Gebirgskamm bei Altenberg wurde vergebens versucht, die Nachhut Wittgensteins aus ihrer festen Stellung zu vertreiben. St. Cyr ließ sich durch den Widerstand einer Nachhut am Eingang der langen Enge von Glashütte täuschen, glaubte das feindliche Gros inzwischen über Reinhardsgrimma abgezogen, folgte dorthin und stieß mit der Avantgarde bei Falkenhain auf die Kolonne Marmonts. Es erschien ihm unzweckmäßig, die nämliche Straße wie dieser zu verfolgen, aber auch nicht geraten, einen Weg einzuschlagen, den der Feind besetzt hatte. Unsicher, was zu tun, bleibt er bei Reinhardsgrimma. Ehe ein über Pirna nach Dresden abgeschickter Bote mit der Lösung des Problems und dem Anheimgeben Napoleons eintraf, auf den verlassenen Weg zurückzukehren, war der Feind verschwunden. Beide Marschälle, die allgemein für besonders intelligent, gebildet, wohl-

unterrichtet gelten und zu gutem Rat jederzeit bereit waren, fallen für diesen Teil des Feldzuges vollständig aus. Der Lauf der Dinge wäre kein anderer geworden, wenn sie ganz gefehlt hätten. Von den sechs Korps, welche ursprüglich in Bewegung gesetzt waren, blieb nur das eine Vandammes übrig. Dieser ging allein gehorsam und getrost vor, nicht um, wie Napoleon gemeint hatte, auf einige Bagagen, sondern um auf den größten Teil der feindlichen Hauptarmee zu stoßen.

Kulm, 29. August.

Er trieb am 29. den Herzog Eugen auf der Teplitzer Straße allmählich zurück. Dessen Aufgabe war nicht leicht. Der Feind mußte aufgehalten, die unzweckmäßigen Eingriffe der Oberkommandierenden nach Möglichkeit unschädlich gemacht, die heilige Schar der 1. Garde-Division unversehrt und unberührt zurückgebracht werden. Arrieregardengefechte, Aufnahmestellungen, hartnäckiger Widerstand und langsames Zurückweichen fielen ausschließlich dem durch die vorhergehenden Gefechte arg geschwächten 2. Infanteriekorps zu. Mit 5500 Mann waren aber 40 000 auf die Dauer nicht aufzuhalten. Die Russen mußten immer mehr zurückweichen. Die Franzosen näherten sich immer mehr den Ausgängen des Gebirges, drohten sie abzuschließen und alles, was in den langen Gebirgsengen befindlich, zwischen zwei Feuer zu bringen. Von der rechten Kolonne, General v. Kleist, war noch nichts zu sehen. Sie mußte noch weit zurück sein. Die linke, österreichische, hatte sich nach Westen gezogen und konnte zu keiner Mitwirkung herbeigeholt werden. Dagegen war die mittlere, über Dippoldiswalde und Altenberg zurückgehende Kolonne mit ihren vordersten Divisionen Colloredo und Bianchi schon aus dem Gebirge in der Richtung auf Dux herausgetreten. Ein Entschluß mußte gefaßt werden. Weder Schwarzenberg noch Barclay waren zur Stelle. Der bereits in Teplitz eingetroffene König von Preußen griff ein. Offiziere wurden ausgeschickt, um die aus dem Gebirge heraustretenden Truppenteile heranzurufen. Vor allem gingen aber die Bemühungen des Königs dahin, Ostermann zum Widerstand mit allen seinen Kräften einschließlich der Garde zu bewegen und Vandamme zum Stehen zu bringen. Durch taktische, strategische oder politische Erwägungen würde der im Gardekultus aufgezogene Ostermann kaum zu bestimmen gewesen sein, die 1. Garde-Division in Gefahr zu bringen. Die Mitteilung, daß Kaiser Alexander sich noch im Gebirge befände, leicht abgeschnitten werden könnte, verfehlte aber nicht, Eindruck zu machen. In dem peinvollen Konflikt der Pflichten, ob das geheiligte Haupt der Majestät oder die Ismailowo, Semenowski und Preobraschenski zu schützen seien, konnte die Entscheidung schließlich nicht zweifelhaft sein. Mit blutendem Herzen ließ sich der russische General bestimmen, bei Priesten, Straden und auf den Höhen nordöstlich dieses Dorfes Stellung zu nehmen, seinen rechten Flügel südlich der großen Straße bis Karbitz hin durch Kavallerie zu decken. Skizze 19.

Vandamme säumte nicht lange. Sobald die vorderste Division zum Aufmarsch gebracht war, ging er vor, um im raschen Anlauf den Feind aus seiner „Arriere-

gardenstellung“ zu vertreiben. Seine Angriffe richteten sich einmal gegen das Dorf Priesten, dann aber auch gegen die waldigen Abhänge des Gebirges, um den feindlichen linken Flügel zu umfassen und von den Höhen das Tal zu beherrschen. Zunächst konnte dem verhältnismäßig schwachen Angreifer erfolgreicher Widerstand geleistet werden. Je mehr aber die lange französische Kolonne sich entwickelte, frische Truppen in die Gefechtslinie geführt wurden, desto schwieriger wurde der Kampf für die Russen. Der linke Flügel mußte von der Höhe nordöstlich Straden, dann von Straden selbst bis zur Eggemühle zurückweichen. Priesten ging verloren, wurde wieder gewonnen und wieder verloren. Den von jenseits heranrückenden Brigaden und Divisionen konnten nur Bataillone und Regimenter entgegengeworfen werden. Um 10° Vormittags hatte das Gefecht begonnen, gegen 5° Nachmittags soll die letzte von Yermolow sorgsam behütete Reserve eingesetzt werden. Lebhafter Widerspruch. Der unbedingten Notwendigkeit muß sich der General fügen. · Das erste Bataillon Preobraschenski wird bei Priesten vorgeführt. Das Opfer belohnt sich. Die Triarier halten in der Front stand. Gegen die linke Flanke stürmen zwei eiligst herbeigekommene Kavallerie-Divisionen. So gut es auf den ermatteten, abgehungerten Pferden gehen will, jagen Dragoner, Husaren, Kürassiere vorwärts, bringen in die französischen Vierecke ein. Zum Rückzug ließ sich Vandamme durch diese wütenden Attacken freilich nicht bringen, aber die eigenen Angriffe stellte er doch ein. In der Linie: Höhe östlich Eggemühle, Straden, südlich Kulm, Wapplings-Berge wurde bis zum Einbruch der Dunkelheit ein allmählich ersterbendes Tirailleurgefecht weiter geführt. Auch in der Nacht oder am nächsten Morgen beabsichtigte Vandamme keineswegs den Rückzug anzutreten. Im kindlichen Glauben an seinen Kaiser hielt er es für selbstverständlich, daß morgen in früher Stunde Mortier mit der jungen Garde von der Nollendorfer Höhe herabsteigen, Gouvion-St. Cyr und Marmont durch das Gebirge gegen den Rücken des Feindes vordringen, sie alle vereinigt den Resten der Hauptarmee ein entsetzliches Ende bereiten werden. In der Linie, die er am 29. Abends inne hatte, gedachte er am 30. den Widerstand fortzusetzen, das Herankommen der Waffengefährten abzuwarten.

Die Erfolge, welche die Verbündeten mit großem Heldenmut errungen hatten, waren im Grunde doch nur bescheiden. Ebenso bescheiden waren auch die Ansprüche, welche für den folgenden Tag zunächst erhoben wurden. Nur so lange sollte Widerstand geleistet werden, bis alle Kolonnen aus dem Gebirge heil hinter die Eger zurückgeführt werden konnten. Dorthin sollte alles Erreichbare, auch Blücher zum verzweifelten Kampf herangezogen werden. Allmählich ließen sich aber doch Stimmen vernehmen, welche den Übergang zum Angriff befürworteten. Bis zum nächsten Morgen konnten die österreichischen Divisionen Colloredo und Bianchi, die 1. russische Grenadier-, die 2. Garde-Division, die preußische Garde-Brigade und mehrere Kavallerie-Regimenter herangezogen sein. Eine Armee von etwa 50 000 Mann war

zusammenzubringen. Mit ihr ließ sich Vandamme, der durch die Verluste der letzten Tage auf vielleicht 32 000 Mann beschränkt war, ohne Zweifel zurückwerfen. Die beste Verteidigung ist der Angriff. Selbst wenn Napoleon zur Unterstützung herankam, wofür noch kein Anzeichen vorlag, war man als Sieger über ein französisches Korps noch immer in einer besseren Lage, als man es nach Abbruch eines mühseligen Rückzugsgefechtes gewesen wäre. Immerhin waren die Aussichten auf einen großen Erfolg nicht bedeutend. Viel mehr als ein Zurücktreiben Vandammes auf seiner Rückzugsstraße war nicht zu erhoffen. Besseres konnte erst erwartet werden, als sich ein Eingreifen Kleists ins Auge fassen ließ.

Dieser General befand sich am 29. Abends in einer, wie es schien, verzweifelten Lage. Er war mit dem Gros bis Fürstenwalde, mit der Nachhut bis Liebenau gelangt. Der schmale Gebirgsweg vor ihm über den Geiers-Berg war derartig durch Bagagen und Fuhrwerk aller Art verfahren, daß ein Durchkommen unmöglich schien. Ein Angriff St. Cyrs war am frühen Morgen zu erwarten. Man konnte nicht vorwärts, nicht zurück. Ein Ausweg nach Nollendorf auf die Teplitzer Straße führte allerdings in den Rücken des Feindes, aber wenn St. Cyr folgte oder Mortier von Pirna vorrückte, so geriet man in eine noch üblere Lage. Dennoch entschied sich Kleist für den Marsch nach Nollendorf: ein Entschluß, wie ihn Napoleon wiederholt gefaßt, aber nicht zur Ausführung gebracht hatte, und der darin bestand, einen Feind mit Aussicht auf einen großen Erfolg anzugreifen, während man durch einen anderen im Rücken bedroht ist. Vernichtung, entweder des Feindes oder die eigene, steht bevor.

Kulm—Nollendorf, 30. August. Skizze 20.

Die Franzosen behielten am 30. im allgemeinen die Stellungen vom 29. — östlicher Rand der Eggenmühler Schlucht, Straden, Höhen südlich Kulm und Wapplings-Berge — bei. Wie Tags zuvor beabsichtigten sie die feindliche linke Flanke zu umfassen. Ihre Bemühungen scheiterten indessen. Je weiter sie rechts ausholten, desto mehr verlängerte der Gegner seinen linken Flügel. Die Verbündeten hatten am westlichen Schluchtrand, an der Juchten-Capelle und bei Priesten ihre Hauptkräfte aufgestellt und waren vollständig befähigt, jeden Angriff nordwestlich der großen Straße zurückzuweisen. Den Raum zwischen dieser Straße und Karbitz hatten sie mit Kavallerie ausgefüllt, bei diesem Dorfe aber die Divisionen Colloredos und Bianchis sowie die Kavallerie Knorrings versammelt, in der Absicht, den feindlichen linken Flügel umfassend anzugreifen. Bianchi und Knorring sollten zwischen Karbitz und Böhmisch-Neudorf hindurch die Wapplings-Berge wegnehmen, Colloredo über Herbitz und Striesewitz dem Feind in die linke Flanke fallen. Beide Absichten mißlangen. Für den entscheidenden Angriff waren zu wenige, für die abwehrenden Aufgaben auf dem linken Flügel zu viele Kräfte bestimmt worden. Die Wapplings-Berge wurden vom Feind behauptet, der Umgehung des linken Flügels französischerseits eine Brigade aus der Reserve entgegengeworfen. Die Schlacht drohte unentschieden zu bleiben. Da ließ sich von Vorder-Tellnitz her das Geschützfeuer des preußischen Korps hören.

Kleist war von Fürstenwalde nach Streckenwald marschiert, hatte die Brigade Zieten zur Rückendeckung nach Peterswald geschickt und mit den drei übrigen Brigaden den Marsch über Nollendorf in Richtung auf Kulm fortgesetzt.

Vandamme glaubte zunächst in der anrückenden Kolonne Mortiers junge Garde zu erkennen. Sobald er seinen Irrtum gewahr wurde, schickte er alles irgend Entbehrliche, namentlich an Infanterie dem neu auftretenden Feind entgegen, während er in der Front die Verteidigung vorzugsweise mit Artillerie weiterführte. Das war nicht für lange möglich. Da die französischen Truppen des linken Flügels weggezogen wurden, so konnten Colloredo, Bianchi und Knorring ungehindert mit dem rechten Flügel in Richtung auf Arbesau, mit dem linken auf Kulm vorgehen. Damit war das, was Vandamme bei Kulm und auf den nächstgelegenen Höhen zur Hauptverteidigung zusammengezogen hatte, in Flanke und Rücken umfaßt. Gleichzeitig in der Front von Straden und Priesten her gedrängt, mußten die Verteidiger nach hartnäckiger Abwehr teils die Waffen strecken, teils über die Berge flüchten, teils in der Richtung auf Nollendorf zu entkommen suchen. Die rechte Flügel-Division, Mouton-Duvernet, der, sobald die Russen auf Straden vordrangen, jedes Entkommen über Nollendorf abgeschnitten war, ließ ihre Artillerie im Stich, löste sich in Trupps und kleine Abteilungen auf und suchte durch das Waldgebirge Ebersdorf und Streckenwald zu erreichen.

Inzwischen war südlich Vorder-Tellnitz ein heftiges Gefecht entbrannt. Kleists vorderste Brigade Pirch wurde in der Front sowie von Nieder-Arbesau her und durch das Gebirge in beiden Flanken von überlegenen Kräften angegriffen. Durch eine Besetzung von Ober-Arbesau wurde der Angriff gegen die linke Flanke nur ungenügend gehindert. Die folgende Brigade konnte nur auf kurze Zeit den Angriff der Franzosen zum Stehen bringen. Nicht viel besser erging es der dritten Brigade. Immer mehr drängten die Feinde gegen die Flanken, um seitwärts entkommen zu können. Die Unordnung, die vielfach entstanden war, wurde teilweise zur Verwirrung, als General Corbineau mit seiner in Kolonnen formierten Kavallerie-Division unbekümmert um das, was liegen blieb, längs der Straße durchbrach. Nicht wenige der preußischen Landwehrmänner flüchteten in die waldigen Berge nach rechts und nach links.

Als das Gefecht einen ernsteren Charakter angenommen, war Zieten von Peterswald herbeigerufen worden. Sobald der General die Lage der Dinge übersehen konnte, machte er Halt und besetzte den südlichen Rand des Jungferndorfer Waldes. Die Franzosen, die in gänzlicher Auflösung und vollständiger Erschöpfung hier anlangten, wurden von einem verheerenden Feuer empfangen. Viele blieben liegen. Einige suchten seitwärts auszuweichen. Die meisten, am Ende ihrer Kräfte angekommen, gaben sich gefangen.

Das französische Korps ist so gut wie vernichtet.*) Vandamme kann aber nicht als der alleinige Besiegte gelten. Marmont, St. Cyr und auch Mortier, die ihren Kameraden in Stich gelassen, dürfen einen reichlichen Anteil an der Niederlage für sich beanspruchen. Alle drei sind ihrer Pflicht nicht nachgekommen. Marmont, der immer nur auf der einen Straße geblieben, ohne die mindeste Tatkraft verfolgt, durch jede kleine Nachhut sich hat aufhalten lassen. St. Cyr, der die ihm angewiesene Straße aufgegeben, in kläglicher Unselbständigkeit sich erst in Dresden Rat geholt, den in die Enge geratenen Kleist nicht vernichtet, sondern dem Verfolgten eine unerhörte Umgehung gestattet hat, Mortier, der mit dem Korps vor ihm nicht Verbindung gehalten hat und auf die erste Nachricht von einem unentschiedenen oder zweifelhaften Gefecht nicht noch in der Nacht auf eigene Verantwortung zur Unterstützung abgerückt ist. Vor allem mußte aber doch Napoleon selbst sich das Unglück von Kulm anrechnen. Er konnte keinen Vorwurf gegen Vandamme erheben, der als einziger seine Befehle treu und gewissenhaft ausgeführt, die Schlacht nach besten Kräften, tapfer, entschlossen und umsichtig geleitet hatte. Die Halbheit der Maßnahmen des Oberfeldherrn hat den gehorsamen und vertrauensvollen Unterführer in das Verderben gestürzt. Nicht dieser, der große Kaiser trägt die Verantwortung.

Nicht nur bei Kulm, auch bei Groß-Beeren war Napoleon persönlich besiegt worden. Sein Plan, mit Davout, Girard und Oudinot konzentrisch gegen Berlin vorzugehen, hatte sich als nichtig erwiesen. Zeit und Raum widersprachen zu entscheiden der Ausführung. Oudinot wurde allein vorgeschickt. Mit unzureichenden Mitteln ausgestattet, war er bestimmt, dem verhaßten, treulosen Verräter nicht eine empfindliche Züchtigung zu erteilen, sondern einen wohlfeilen Sieg, einen leichten Triumph zu verschaffen. Groß-Beeren, 23. August. Skizze 21.

Am 18. August hatte Oudinot dem erhaltenen Befehl gemäß seine Armee bei Baruth an der Dresden—Berliner Straße vereinigt. Um sich der Unterstützung Girards von Magdeburg her zu versichern, begab er sich am 19. auf die Wittenberg—Berliner Straße. Zwei Korps gingen über Luckenwalde, eins in gerader Richtung auf Trebbin. Am 21. mittags war die Armee wieder südlich und südöstlich dieser Stadt, Bertrand bei Saalow, Reynier bei Gadsdorf, Oudinot zwischen Neuendorf und Cliestow vereinigt. Ein Befehl war eingegangen, der Marschall solle sich auf kein weiteres Manövrieren einlassen, geradenwegs auf Berlin marschieren. Um diesen Befehl auszuführen, waren indes zunächst die vom Feinde besetzten Nuthe-Übergänge zwischen Trebbin und Zossen zu überwinden. Nach Gefechten auf der ganzen Strecke standen am Abend: Bertrand zwischen Dergischow und Schünow, Reynier bei Nunsdorf, Oudinot in Trebbin. Ein neuer Abschnitt, der Haupt-Nuthe-

*) Aus den Trümmern wurde durch den Grafen Lobau ein neues Korps gebildet, das sich aber als wenig verwendungsfähig erwiesen hat.

Graben zwischen Rangsdorfer See und Nuthe lag vor den Franzosen. Die preußischen Vortruppen haben die südlich gelegenen Dörfer besetzt. Es werden am 22. angegriffen vom 4. Korps Groß-Schulzendorf, vom 7. Wietstock, vom 12. Wendisch-Wilmersdorf. Nach zum Teil heftigem Kampf werden Ortschaften und Übergänge genommen. Zwei Verteidigungslinien sind überwunden. Es bleibt nur noch die Waldzone südlich Ahrensdorf, Groß-Beeren, Blankenfelde zu durchschreiten. Dann kommt man in die freie Ebene südlich Berlin. Dort vermag man den Feind unbehindert anzugreifen und zu schlagen. Oudinot kann in einer einzigen Kolonne über Groß-Beeren auf Berlin vorgehen oder noch zwei Nebenkolonnen bilden. Für beide Anmarschmethoden hat Napoleon Vorbilder gegeben, aber auch die Nachteile beider erfahren. Bei dem Marsch in einer Kolonne läuft der Anfang Gefahr, geschlagen zu werden, bevor der Rest zum Aufmarsch gelangt ist. Von drei Kolonnen kann leicht eine zu spät herankommen. Da Engen zu bewältigen waren, so empfahl sich, wie Napoleon oft gesagt, der Marsch in mehreren Kolonnen. Auch dem erteilten Befehl, alles einfach über den Haufen zu werfen, entsprach mehr die breite Front, als die schmale. Oudinot entschließt sich daher zum Marsch in drei Kolonnen. Reynier soll auf Groß-Beeren, mit je zwei Divisionen soll Bertrand auf Blankenfelde, will Oudinot selbst auf Ahrensdorf marschieren. Damit erscheinen die Flanken nicht gehörig gesichert. Feind ist sowohl bei Königs-Wusterhausen, wie bei Potsdam gemeldet. Ersterer kann über Mittenwalde, letzterer über Saarmund, Blankensee oder Stangenhagen der Armee in den Rücken kommen, die Übergänge bei Thyrow, Wendisch-Wilmersdorf, Wietstock, Groß-Schulzendorf abschließen. In der Front abgewiesen würde die Armee gänzlich verloren sein. Die württembergische Division Bertrands hat daher bei Vorwerk Werben, die bayerische Oudinots und eine Kavallerie-Division bei Trebbin und Groß-Beuthen zu verbleiben. Zwei Divisionen waren also abgesondert. Die übrigen sieben trennten sich. Zwei (16 000 Mann) marschierten auf Blankenfelde, fünf (32 000 Mann) auf Groß-Beeren und Ahrensdorf. Drüben harrten der ersteren 12 000, der letzteren 93 000 Mann.

Um einem Vorgehen der Franzosen gegen Berlin zwischen Spree und Havel entgegenzutreten, hatte der Kronprinz von Schweden sich nach rechts geschoben. Stedingk wurde auf den Höhen von Ruhlsdorf, rechts Wintzingerode bis Gütergotz, links Bülow bei Heinersdorf aufgestellt. Die eine Flanke deckte die Division Hirschfeld bei Saarmund, die andere Tauentzien mit der Division Dobschütz bei Blankenfelde. Noch weiter links war die Division Wobeser angewiesen, über Buchholz auf Baruth vorzugehen. So sollte, wenn nicht der Angriff, doch das Herankommen des Feindes abgewartet werden. Der rechte Flügel der Verbündeten war schwer zu umfassen. Sollte eine Umgehung des linken versucht werden, so beabsichtigte der Kronprinz in östlicher Richtung vorzugehen, den Feind in die Spree zu werfen. Bald zeigte es sich, daß eine solche Umgehung nicht beabsichtigt war. Ohne zu wissen, ob

und wo die Nordarmee Stellung genommen habe, ging der Feind in drei Kolonnen geradenwegs auf sie zu.

Die rechte Kolonne stieß am 23. August bei Blankenfelde auf Tauentzien, der seine beiden Flanken an ungangbares Gelände angelehnt hatte und alle Angriffe gegen seine Front ohne allzugroße Mühe zurückwies. Schon gegen Mittag gab Bertrand die vergeblichen Anstrengungen auf, zog seine Truppen zurück und beschloß zu warten, daß der Nachbar ihm die Tür öffnen werde.

Nach spätem Aufbruch kommt Reynier gegen 3⁰ Nachmittags vor Groß-Beeren an und vertreibt die preußischen Vorposten von dem Windmühlenberg westlich des Dorfes. Er hat mit diesen Vorposten schon seit zwei Tagen zu tun gehabt. Sie halten nicht stand. Voraussichtlich werden sie auch am folgenden Tage wieder zu finden sein. Es lohnt nicht nachzusehen, wo sie bleiben. Wichtiger ist, sich auf einen Gegenangriff vorzubereiten. Die Division Sahr besetzt mit sieben und ein halb Bataillonen, drei Batterien die Windmühlenhöhe, mit einem halben Bataillon Groß-Beeren, mit einem Bataillon das Wäldchen östlich des Dorfes jenseits des Lelow-Grabens. Hinter der Windmühlenhöhe marschiert allmählich die Division Durutte auf. Links gegen Vorwerk Neu-Beeren herausgeschoben soll die Division Lecocq die Flanke decken. Bei schlechtem Wetter richtet man die Biwaks ein.

Niemand ahnt, daß unmittelbar gegenüber bei Heinersdorf, Ruhlsdorf und Gütergotz die feindliche Armee steht. Der Kronprinz will warten, bis auch die andere feindliche Kolonne herangekommen ist, hofft dann angegriffen zu werden. Bülow ist viel zu sehr Soldat, viel zu sehr von Angriffsgedanken erfüllt, viel zu sehr der Mann des schnellen Entschlusses, um den Verteidigungsplan Bernadottes ausreifen zu lassen. Er greift an. Der Oberbefehlshaber, dessen abwartende Absichten durchkreuzt werden, gibt mißlaunig seine Zustimmung, verweigert aber die erbetene Unterstützung. Er will nicht gegen Reyniers linke Flanke vorgehen, um dann nicht selbst durch die angeblich sehr starke Kolonne Oudinots in der rechten Flanke angefallen zu werden.

Bülow schickt die Brigade Hessen-Homburg gegen die Windmühlenhöhe, die Brigaden Krafft, Thümen und Borstell hintereinander gegen die Nordfront Groß-Beerens. Borstell, der keinen Raum findet an den Feind zu kommen, biegt links aus, geht über Klein-Beeren gegen die Ostseite des anzugreifenden Dorfes. Die preußische Artillerie wird gegen die Windmühlenhöhe entwickelt. Eine reitende und eine schwedische Batterie beschießen die linke Flanke. Allmählich treten 80 Geschütze ins Feuer gegen 52 feindliche. Sobald die Feuerüberlegenheit gewonnen, gehen Hessen-Homburg, Krafft und Thümen zum Angriff über. Vor Borstell ist das feindliche Bataillon aus dem Wäldchen nach Groß-Beeren zurückgewichen. Der Lelow-Graben hindert, zu folgen. Das Feuer der Artillerie aber bringt die im Rücken getroffenen Verteidiger des Dorfes zum Weichen. Kraffts und Thümens Bataillone dringen von Norden in Groß-Beeren und in das Wäldchen westlich ein. Die feind-

liche Stellung auf der Windmühlenhöhe ist völlig flankiert. Die Division Sahr gibt den Kampf auf. Die eilig zurückgehenden Batterien bringen die Division Durutte in Verwirrung. Eine Panik ergreift die Truppen. Beide Divisionen eilen in den Wald zurück, werden durch Feuer und Kavallerieattacken verfolgt. Die Division Lecocq bewahrt ihre Haltung. Ein Angriff auf die von den Preußen besetzte Windmühlenhöhe mit einigen schwedischen Truppen in der linken Flanke erscheint aber untunlich. Auch diese Division wird zurückgenommen. Die Dunkelheit bricht bereits herein, als die Division Guilleminot des Oudinotschen Korps und die Kavallerie-Division Fournier von Ahrensdorf über Sputendorf herankommen und Vorwerk Neu-Beeren gegenüber aufmarschieren. Ein Angriff war für sie noch weniger ratsam, als für die Division Lecocq. Nur Fournier wird auf gutes Glück in die Dunkelheit hineingeschickt, um Verwirrung anzurichten und in Verwirrung zurückgetragen zu werden. Dann zieht alles ab. Bernadotte, der auf den Höhen von Ruhlsdorf unbeweglich stehen geblieben, den programmäßigen Angriff abgewartet hat, ist Sieger. Oudinot, der Besiegte, ist und bleibt einer der gänzlich unfähigen Marschälle, die zu Feldherren zu erziehen der Meister versäumt hat und „die überall Dummheiten begehen, wo der Kaiser nicht selbst ist“.

Sicherlich hatte Oudinot Fehler begangen. Um seine Aufgabe zu erfüllen, nach Berlin zu gelangen, jeden Feind, der sich ihm auf dem Wege dorthin entgegenstellen würde, zu beseitigen, mußte er alle seine Kräfte zusammennehmen. Er durfte nicht in Nachahmung Napoleons die Hälfte, auch nicht ein Fünftel seiner Truppen, keinen Mann zur Deckung von Flanke und Rücken zurücklassen. Er durfte sich nicht zersplittern, wie der Meister es zu tun für gut fand. Er mußte, wie dieser es früher gelehrt hatte, zusammenbleiben, die Sicherung der Flanken und des Rückens in einem Sieg vor der Front suchen. Welchen Weg er nach Berlin einzuschlagen hatte, darüber war ihm kein Zweifel gelassen. Auf dem geraden Wege hatte er sein Ziel zu erreichen. Der führte von Trebbin über Groß-Beeren. Mochte er sich auf diesen Weg beschränken oder mochte er noch den auf Ahrensdorf und Sputendorf führenden hinzunehmen, immer geriet er mit etwa 60 000 Mann vor die Mitte der mit 90 000 Mann besetzten Stellung Heinersdorf—Ruhlsdorf—Gütergotz. Er muß aufmarschieren. Das dauert länger, wenn er auf einem, kürzer, wenn er auf zwei Wegen vorgeht, jedenfalls viele Stunden. Während seine langen Kolonnen sich mühsam aus den Waldwegen herausziehen, bleibt Oudinot dem Belieben des Gegners völlig überlassen. Wer weiß, was der abgefeimte, hinterhaltige Bernadotte gegen die noch gar nicht versammelte französische Armee vorzunehmen beabsichtigt. Wird er gleich angreifen, sich auf die vordersten Divisionen werfen, wird er den Aufmarsch des Gegners abwarten, ihn dann angreifen oder endlich dessen Angriff herankommen lassen? Denn angreifen muß Oudinot. Er hat den gemessenen Befehl, den Feind, ob schwach oder stark, ganz einfach über den Haufen zu werfen. Kein Ausweichen, Verschieben nach rechts oder

links ist statthaft. Es handelt sich also nur darum, mit den vordersten Truppen schnell Punkte im Gelände zu besetzen, auf denen ein Angriff abgewehrt werden kann, sie immer mehr zu verstärken und sobald der Aufmarsch vollendet, die feindliche Front anzugreifen, sie zu durchbrechen, in tiefen und dichten Kolonnen unter dem Klang der Marseillaise vorzugehen, dem Kartätschfeuer der feindlichen Batterien ein sicheres, nicht zu fehlendes Ziel zu bieten. Bis zu welcher Phase Oudinots Aufmarsch und Angriff auch gelangen wird, einmal wird auch Bernadotte vorgehen, nach Jenaer Muster wahrscheinlich erst, nachdem der Angriff sich verblutet hat, dann mit Bülow auf Groß- und Neu-Beeren, mit Stedingk auf Neu-Beeren—Sputendorf, mit Wintzingerodes Mitte auf Schenkendorf—Ahrensdorf, mit Hirschfeld auf Gröben—Siethen, mit Tauentzien endlich auf Jühnsdorf—Wietstock. So ungefähr würde sich die Schlacht entwickelt haben, wenn Oudinot die kaiserlichen Vorschriften befolgt hätte. Er tat es nicht, er machte sich einiger Fehler schuldig, er beging ausgesprochene „Dummheiten". Zu seinem und Napoleons Glück. Ohne „Dummheiten" wäre er vollständig vernichtet worden. So wurden nur zwei Divisionen geschlagen und in Auflösung zurückgeworfen. Die übrigen sieben blieben gänzlich unversehrt. Mit dem Ganzen entkam er dem sicheren Untergang.

Nicht in dem Grade wie Oudinot war Macdonald von vornherein dem Verderben bestimmt. Er war dem abziehenden Blücher langsam bis zur Katzbach zwischen Goldberg und Liegnitz gefolgt, dann stehen geblieben, um die Rückkehr eines infolge mißverstandenen Befehls abmarschierten Korps abzuwarten. Gerade dieses langsame und abwartende Verhalten brachte dem Gegner Nachteil. Blücher hatte die bestimmte Anweisung erhalten, dem angreifenden Feind auszuweichen, dem zurückgehenden aber auf den Fersen zu folgen, ihn festzuhalten und zu verhindern, sich gegen eine andere Armee zu wenden. Es war schwer, diese Vorschrift gegen einen Feind in Ausführung zu bringen, der teils zurückging, teils stehen blieb, teils wieder vorrückte. Um allen diesen Bewegungen zu folgen, mußten die Kräfte der Truppen durch Nachtmärsche, anscheinende Kreuz- und Querzüge auf das äußerste in Anspruch genommen werden. Der Regen, die mangelhafte Verpflegung, die schlechten Wege, die nassen Biwaks taten ein übriges. Die Verluste, namentlich bei der schlecht gekleideten, wenig geübten Landwehr waren ungeheure. Die Unterführer murrten, machten Vorstellungen gegen dieses „heerverderbende Verfahren". Die Armee war der Auflösung nahe. Nur eine Überschreitung der gegebenen Vorschrift, eine Schlacht, ein Angriff konnten das drohende Verderben abwenden. Der Vormarsch wurde an dem nämlichen Morgen des 26. August angetreten, an dem Macdonald die Ausführung des ihm erteilten Auftrags unternahm, den Feind über Jauer zurückzuwerfen. In der Richtung dieser Stadt sollte Lauriston von Goldberg, Gerard über Kroitsch, Souham von Rothkirch und Liegnitz vormarschieren. Auf der anderen Seite sollte Langeron bei Hennersdorf und Seichau an der Goldberger Straße sich zunächst verteidigen, York

Katzbach, 26. August.

Skizze 22.

von Jauer auf Kroitsch, Sacken von Malitsch auf Liegnitz und oberhalb vorgehen. Verlief alles den gegebenen Befehlen entsprechend, so mußte Korps auf Korps treffen. Drei wenig entscheidende Gefechte mit unbestimmtem Ausgang schienen bevorzustehen. Eine Abänderung der beiderseitigen Programme wurde durch das entgegengesetzte Verhalten der beiden Oberkommandierenden herbeigeführt. Macdonald wahrte die Selbständigkeit seiner Unterführer soweit, daß er ihre Fehler nicht störte, ihre Unterlassungen duldete. Blücher, auf dem entscheidenden Punkt gegenwärtig, wußte die Fehler der Korpsführer wieder gut zu machen, diejenigen der Gegner auszunutzen, die Lage, in welche diese sich begaben, zu ihrem Verderben zu verwenden. Langeron, mit Mühe abgehalten, den Rückzug vor dem schwächeren Lauriston anzutreten, kämpfte hinhaltend, mehr abwehrend als angreifend an der Straße Jauer—Goldberg. York stieß rechts der Neiße bei Eichholtz und Bellwitzhof auf Gerard*), der Mühe hatte, seine Truppen nach zwei schwierigen Flußübergängen auf der Hochfläche zu entwickeln. Er wurde angegriffen von York in der Front, von Sacken, der keinen Feind in der Richtung auf Liegnitz vor sich fand, in der linken Flanke, zumeist mit Kavallerie, da bei strömendem Regen die Gewehre versagten. Durch den überwältigenden Angriff von Preußen und Russen wurden die Franzosen über die Neiße und Katzbach geworfen. Die Verluste, welche diesen das Bajonett, der Säbel, die Kartätschlagen der Geschütze beibrachten, waren beträchtlich. Kaum geringer diejenigen, die sie in den wilden Fluten der sonst so harmlosen Gewässer erlitten. Es war schon gegen Abend, als Souham, der spät aufgebrochen, sich im Wege geirrt hatte, bei Schmochwitz mit seiner vorderen Division die Katzbach überschritt und gegen die Höhen zwischen Klein-Schweinitz und Dohnau vorging. Er fand sie von Sacken besetzt, kehrte wieder um. Ein französisches Korps war gänzlich geschlagen, ein anderes durch ein mehrstündiges Gefecht nicht wesentlich mitgenommen, das dritte so gut wie unberührt. Alle drei mußten den Rückzug antreten. Diesen zu einem vernichtenden zu machen, war das eifrige Bestreben Blüchers. Die Lauigkeit der Unterführer, der strömende Regen, die unergründlichen Wege, die Ermattung der hungernden und frierenden Truppen behinderten die Ausführung seiner Absichten. Aber alle die Übel, welche die Bewegungen der Sieger lähmten, machten sich auch bei den Besiegten geltend. Wenn die Verfolgung auch nur langsam fortschritt, so war sie doch ungleich wirksamer als diejenige, welche zur gleichen Zeit Marmont und St. Cyr matten Herzens ausführten. Die viel gepriesene „Energie der Kriegführung", aus dem Dresdener Palais verjagt, hatte an Blüchers Biwakfeuer Aufnahme gefunden. Der hoch angeschwollene Bober hatte fast alle Brücken fortgerissen. Die Fliehenden sahen sich beinahe ausschließlich auf den Übergang bei Bunzlau beschränkt. Manche, die von oberhalb die rettende Brücke zu erreichen suchten, wurden eingeholt. Eine ganze

*) Gerard war durch eine Division Souhams verstärkt worden, so daß diese beiden Generale je vier, Lauriston drei Divisionen unter sich hatten.

Division fand bei Löwenberg ihr Ende. Macdonalds Armee war nicht vernichtet, aber tief erschüttert.

Die Nachricht von dieser Niederlage (26.) ebenso wie die Bestätigung des Unglücks bei Groß-Beeren (23.) fand Napoleon am 28. in Dresden vor. Seinen Hauptgegner glaubte er gründlich geschlagen und nach Böhmen hinein verfolgt. Die beiden anderen Gegner waren im Vorrücken begriffen. Gegen einen von diesen mußte er sich wenden. Blücher erschien nicht als gefährlich. Er konnte am Bober, am Queis, an der Neiße, an der Spree noch für lange zurückgehalten werden. Der Kronprinz von Schweden war bedrohlicher. Er mochte über Wittenberg, auf Luckau oder über Kottbus vorgehen, immer konnte er eine Bekämpfung Blüchers unmöglich machen. Mochte dieser von Macdonald abgewehrt oder von Napoleon angegriffen werden, immer war der Kronprinz da, um durch einen Angriff auf Flanke und Rücken der französischen Armee eine Niederlage zu bereiten. Die Gefahr schien sich zu vergrößern, als am 29. die Nachricht von der Niederlage Girards durch Hirschfeld bei Hagelberg (27.), der Einnahme des befestigten Luckaus durch Tauentzien (28.) und dem Rückzug Oudinots nicht nach Dresden, sondern nach Wittenberg eintraf. Das ganze Land zwischen Elbe und Spree lag frei vor dem Sieger von Groß-Beeren. Mindestens Kasaken konnten jeden Augenblick auf der Straße Dresden—Bautzen erscheinen, die Verbindung mit Macdonald unterbrechen. Das erste Erfordernis schien also zu sein, die Nordarmee zurückzutreiben, diesen Gegner zu beseitigen, Flanke und Rücken frei zu machen, sich dann gegen Blücher zu wenden, mochte dieser auch inzwischen bis zur Spree vorgedrungen sein. Das geplante Unternehmen war keineswegs aussichtslos. Der Kronprinz ging mit den Hauptkräften über Beelitz und Treuenbrietzen, nur mit kleineren Abteilungen auf Jüterbog und Luckau vor. Eine Operation über diese Stadt und Baruth auf Berlin versprach daher entscheidende Erfolge. Ney, der Oudinot zu ersetzen bestimmt war, sollte zu dieser Bewegung von Wittenberg herangezogen werden. Bei einiger Schnelligkeit konnte es wohl gelingen, die Nordarmee von Berlin abzudrängen, zur Schlacht zu stellen, wenigstens zum Rückzug hinter Havel und Spree zu zwingen, Berlin zu besetzen. Auch im ungünstigsten Fall würde Napoleon für lange Zeit auf dieser Seite gegen jeden Angriff gesichert gewesen sein, er es nur noch mit Blücher zu tun gehabt haben. Die Nachricht von der Niederlage bei Kulm, eine Meldung Macdonalds von dem traurigen Zustand seiner Armee lähmte wieder die Unternehmungslust. Es waren wieder drei Feinde vorhanden. Napoleon glaubte sich nicht weit von dem aufs neue bedrohten Dresden entfernen zu dürfen. Bei Hoyerswerda wollte er seine Reserven bereitstellen, um je nach Gelegenheit auf die rechte Flanke Blüchers oder auf die linke Bernadottes zu fallen oder endlich schnell nach Dresden zurückzueilen. Die Garden und Reserven sind bereits nach Hoyerswerda in Bewegung gesetzt, als eine neue Meldung Macdonalds eingeht, Görlitz habe geräumt werden müssen, der Feind sei im weiteren

Vordringen begriffen. Die Märsche werden unterbrochen, den Kolonnen die Richtung auf Bautzen gegeben. Wieder wie bei Beginn des Feldzuges ist es Blücher, der alle Pläne stört, den Gegner zwingt, sich gegen ihn zu wenden. Zuerst soll die Schlesische Armee zurückgeworfen, dann das Unternehmen gegen Berlin ausgeführt werden. Blücher weicht beizeiten aus. Durch Löwenberg belehrt, gibt er keine Gelegenheit auch nur zu einem ernsteren Arrieregardengefecht. Nach dieser Seite ist kein Erfolg zu erhoffen. Wieder soll nach Hoyerswerda marschiert werden. Aber die angstvollen Meldungen St. Cyrs über ein Vorrücken der Böhmischen Armee rufen den Kaiser zurück. Am 6. September trifft er in Dresden ein. Seitdem er am 28. August als Sieger dort eingezogen war, hatte er acht Tage für ein Unternehmen gegen Berlin gehabt. Die Zeit hätte genügt, um Bernadotte zu schlagen, mindestens hinter Spree und Havel zurückzuwerfen. Die Hauptarmee hätte ihn nicht gestört, und je weiter Blücher inzwischen vorgedrungen wäre, in eine um so ungünstigere Lage hätte er sich gebracht. Napoleon hatte aber nicht an einem Entschluß festgehalten. Fast willenlos ließ er sich von einem Unternehmen auf ein anderes ablenken. Seine Lage verschlechterte sich von Tag zu Tag. Zunächst war über allen Kreuz- und Querzügen Ney gänzlich vergessen worden.

Lage am 5. und 6. September vor der Schlacht bei Dennewitz.

Skizze 23.

Dieser hatte zu der Zeit, als Napoleon noch selbst über Luckau nach Berlin vorgehen wollte, den Befehl erhalten, am 4. September von Wittenberg abzumarschieren, am 6. in Baruth einzutreffen, um sich auf der Luckauer Straße mit dem Kaiser zu vereinigen. Trotz der sonstigen im steten Wechsel gebliebenen Absichten war dieser Befehl aufrecht erhalten, keineswegs aufgehoben worden. Ney trifft erst am 3. in Wittenberg ein. Er ist beherrscht von dem Glauben, den gegebenen Befehl ausführen zu müssen. Seine drei Korps Oudinot, Reynier und Bertrand mit der Kavallerie Arrighis, 58 000 Mann, lagern bei der Festung auf dem rechten Elbufer. Ihnen gegenüber im weiten Bogen stehen: die Division Hirschfeld, die Korps Stedingk, Wintzingerode, Bülow und Tauentzien, mehr als 100 000 Mann, bei Göritz, Raben, Hohenwerbig, Marzahne und Zahna. Avantgarden sind bis Straach, Grabo, Köpenick vorgeschoben. Am 5. tritt Ney den ihm befohlenen Marsch nach Baruth über Zahna und Jüterbog „dem Kaiser entgegen" an. Er muß auf den linken Flügel des Feindes stoßen und gewärtigen, von dessen übrigen Korps in der linken Flanke angegriffen zu werden. Am 5. wird Tauentzien bei Zahna angegriffen und über Seyda zurückgeworfen. Am Abend stehen Oudinot und Reynier bei Seyda und Zalmsdorf, Bertrand weiter vor bei Naundorf. Auf der Gegenseite versammeln sich im Laufe der Nacht: Hirschfeld bei Rabenstein, Stedingk und Wintzingerode bei Lobbese, Bülow bei Kurzlipsdorf, Tauentzien bei Jüterbog. Avantgarden, unter Worontzow und Tschernitschew bei Straach und Grabo, unter Borstell bei Köpenick, bleiben gegen Wittenberg stehen.

Am 6. setzt Ney den Vormarsch fort. Bertrand soll von Naundorf nach Dennewitz, Reynier von Zalmsdorf auf Rohrbeck, Oudinot von Seyda auf Oehna rechts

gestaffelt marschieren. Die Korps können, wenn der Feind von links her angreift, schnell nach der bedrohten Seite einschwenken und, nachdem die angegebenen Zielpunkte erreicht sind, in drei parallelen Kolonnen, unter südlicher Umgehung von Jüterbog, auf Baruth, erforderlichenfalls auch auf Dahme, abmarschieren. Sie würden den Feind hinter sich gehabt und nur vielleicht Arrieregardengefechte zu bestehen gehabt haben. Zwischen Baruth und Luckau können sie mit dem Kaiser, der schon am 6. ein Korps bis zum letzteren Ort vorschieben wollte, zusammentreffen. Mit der vereinigten Armee steht es dann Napoleon frei, auf Berlin oder gegen die etwa gefolgte Nordarmee vorzugehen. In beiden Fällen lagen die Verhältnisse, sofern sich nur Napoleon mit genügenden Kräften auf der Straße Luckau—Baruth einstellte, so günstig wie möglich. Unter allen Umständen konnte die Ausführung des Planes, soweit er Ney betraf, sehr wohl gelingen.

Tauentzien marschierte am frühen Morgen, um sich Bülow zu nähern, von Jüterbog auf Kaltenborn. Der Anfang seiner Kolonne hat Nieder-Görsdorf noch nicht erreicht, als Bertrand bei Dennewitz erscheint. Tauentzien schwenkt ein. Ein französischer Angriff kommt zum Stehen. Ein Gegenangriff, mit Landwehren unternommen, mißlingt. Tauentzien wird in nördlicher Richtung zurückgedrängt. Nachdem Ney den Feind, der den Weg versperrte, beseitigt hatte, war es für ihn Zeit, den Marsch nach der Luckauer Straße wieder aufzunehmen. Er hat keinen Auftrag, sich allein in eine Schlacht einzulassen. Erst nach Vereinigung mit dem Kaiser soll angegriffen werden. Doch die spät aufgebrochenen Reynier und Oudinot haben noch nicht Rohrbeck und Oehna erreicht. Sie sind abzuwarten. Bülows vordere Division*), Thümen, ist von Kurzlipsdorf über Eckmannsdorf und Kaltenborn herangekommen, geht nördlich Nieder-Görsdorf vor. Bertrand muß sich gegen ihn wenden. Der erste preußische Angriff, nur mit den vordersten Truppen unternommen, mißlingt. In Erwartung eines zweiten, nehmen die Franzosen Stellung, mit dem linken Flügel bei Dennewitz, mit dem rechten in dem Kiefernwäldchen nördlich des Dorfes. Zunächst erfolgt kein neuer Angriff. Wiederum war Zeit, abzumarschieren. Bertrand bleibt stehen. Ney wartet, bis er, vielleicht gegen seine Absicht, in eine Schlacht verwickelt wird. Nach geraumer Zeit greift Thümen, durch einen Teil der Division Hessen-Homburg verstärkt, von neuem an. Hauptsächlich mit Artillerie wird der Feind in der Front bekämpft, indessen stärkere Kräfte zur Umfassung des rechten französischen Flügels in das Kiefernwäldchen eindringen. Bertrand gibt die Stellung auf. Thümen folgt. Tauentzien, der seine Landwehren wieder geordnet, mit neuem Mut belebt hat, schließt sich links an. Beide folgen dem auf Rohrbeck abziehenden Feind.

Dennewitz, 6. September.

Skizze 24.

Inzwischen ist auch die Division Krafft herangekommen. Im Verein mit dem

*) Die preußischen gemischten Brigaden wurden bei der Nordarmee auf Befehl des Kronprinzen Divisionen genannt.

anderen Teile Hessen-Homburgs geht sie südlich Nieder-Görsdorf—Dennewitz vor. Dagegen wendet sich Reynier, greift mit dem linken Flügel Gölsdorf an, lehnt den rechten an Dennewitz und schiebt eine Brigade auf die Höhe nördlich letzteren Dorfes. Die Preußen stehen gegenüber in Gölsdorf, sowie östlich Wölmsdorf und südlich Nieder-Görsdorf. Gegen die starke französische Artillerie können sie nicht vorwärts kommen. Sie warten auf Borstell, der von Köpenick herangerufen ist. Seiner Umfassung südlich um Gölsdorf herum werden die Franzosen nicht standhalten. Reynier wendet sich an Oudinot, der sich mit dem letzten französischen Korps im Anmarsch befindet. Dieser folgt der Bitte des Kameraden, nimmt Gölsdorf und drängt den inzwischen angelangten Borstell bis über die Landstraße Dennewitz-Zahna zurück. Da ruft ein Befehl Neys Oudinot auf den anderen Flügel nach Rohrbeck. Die völlige Umfassung Bertrands, der gesamten Armee soll er zurückweisen. Um links einen Sieg zu erfechten, rechts eine Niederlage abzuwehren, scheint er auf beiden Flügeln dringend erforderlich zu sein. Reynier bittet ihn zu bleiben, den gewonnenen Sieg zu vervollständigen, wenigstens ihm die Hälfte des Korps zu lassen. Oudinot, tief gekränkt durch die Absetzung vom Oberbefehl, beleidigt durch die hochfahrende Behandlung, die Ney ihm zuteil werden läßt, geht auf Reyniers Vorschläge nicht ein, bricht sofort das Gefecht ab und folgt dem Befehl des Vorgesetzten nach Rohrbeck. Nun ist Borstell frei. Bülow geht mit Krafft, Hessen-Homburg, Borstell und einigen schwedischen Batterien zum Angriff vor. Gölsdorf und die Windmühlenhöhe nördlich des Dorfes werden genommen. Reynier links umfaßt, muß weichen.

Oudinot ist hart getadelt worden. Er hätte den Befehl des Vorgesetzten nicht buchstäblich ausführen, wenigstens eine Division Reynier belassen sollen. Der Sieg hätte in seinen Händen gelegen. Das letztere läßt sich schwerlich beweisen. Folgte Oudinot nicht dem gegebenen Befehl, so wäre vielleicht der rechte preußische Flügel noch mehr zurückgedrängt worden. Je weiter dieser aber zurückging, desto mehr näherte er sich dem Kronprinzen, der mit zwei Korps von Eckmannsdorf heranrückte, mit dem Anfang Kaltenborn bereits durchschritten hatte. Über die größere Hälfte der Nordarmee war noch nicht verfügt. Russen und Schweden befanden sich noch in Reserve. Die Niederlage der Franzosen, durch das Zurückgehen ihres rechten Flügels längst besiegelt, wäre womöglich noch gründlicher gewesen.

Nördlich Rohrbeck hatte Bertrand wiederum Stellung genommen. Ein nochmaliger Angriff, von Ney befohlen, wird mit Unterstützung einiger russischer Batterien abgewiesen. Der Rückzug durch Rohrbeck und über den sumpfigen Abschnitt auf beiden Seiten des Dorfes wird verderbenbringend. Oudinot kommt zu spät. Schon ist das Verhängnis hereingebrochen. Ungefähr gleichzeitig drängen Thümen und Tauentzien über Rohrbeck, Borstell über Gölsdorf vor, werfen Bertrand und Reynier, den einen auf den anderen, verwickeln Oudinot in die allgemeine Flucht. Die Armee Neys ist aufgelöst. „Eine Unzahl einzelner Menschen, Reiter, Geschütze, Wagen

flüchten über die weite deckungslose Ebene." Russische und schwedische Batterien und Schwadronen, eiligst herangekommen, senden den Bedrängten Kartätschlagen nach, reiten die Verzweifelten über. Die Niederlage kann nicht größer sein. Das Unglück von Jena wäre dagegen zurückgetreten, wenn nicht der gesicherte Rückzug nach Torgau offen gestanden hätte. Dorthin suchten Oudinot und Reynier die Flüchtigen zu lenken. Ney dagegen, immer treu und gehorsam, bewahrte auch in der Niederlage den einen Gedanken, dem Kaiser entgegen zu marschieren. Mit allem, dessen er habhaft werden konnte, wandte er sich nach Dahme. Erst, als er sich hier verlassen sah, seinen Kaiser in Dresden geborgen wußte, rettete auch er sich nach Torgau. Nur eine Arrieregarde ließ er in der kleinen Stadt zurück. Am 7. durch den General v. Wobeser von Luckau her überrascht, wurde sie gänzlich auseinandergesprengt.

Bewegungen nach der Schlacht bei Dennewitz.

Skizze 25.

Nach der Schlacht von Kulm hatte die Hauptarmee der Verbündeten einige Tage gebraucht, um sich wieder zu ordnen und die gesunkenen Kräfte wiederherzustellen. Die im Hauptquartier eingehenden Nachrichten ließen anfangs glauben, Napoleon habe sich gegen den Kronprinzen gewendet, brachten aber bald darauf die Gewißheit, er marschiere gegen Blücher. Der Gedanke, daß man nun nicht noch einmal die entgegengesetzte Richtung einschlagen, nicht noch einmal in Sachsen einfallen dürfe, während der Hauptgegner nach Schlesien vordränge, machte sich geltend. Hätte man diesen Gedanken verfolgt, wäre man mit der Hauptarmee über Zittau in die Lausitz und in Schlesien eingebrochen, so hätte man vielleicht einen vollständigen Sieg über Napoleon davongetragen; jedenfalls aber ihn vom rechten Elbufer vertrieben. Eine Vereinigung der drei verbündeten Armeen hätte sich von selbst ergeben. Mit der gewonnenen großen Überlegenheit wäre der Feind von der Elbe über die Saale und weiter vertrieben worden. Ein solcher Erfolg hätte sich nur mit einem Aufgeben Böhmens und der österreichischen Verbindungen erkaufen lassen. Das war nicht statthaft. Auf dem linken Elbufer mußte also unbedingt geblieben werden. Das bedeutete, wenn man stehen blieb, einen Verzicht auf den Sieg, wenn man über das Erzgebirge vorging, eine neue Schlacht bei Dresden. Um beiden Übelständen abzuhelfen, brachte man ein gemischtes Verfahren zur Anwendung.

Schwarzenberg wollte mit 50 000 bis 60 000 Österreichern über Zittau dem bereits am Bober vermuteten Napoleon in den Rücken fallen, während Barclay mit Russen und Preußen über Peterswald und Altenberg, Klenau mit dem Rest der Österreicher über Marienberg und Chemnitz „kräftig demonstrieren" sollten. Die eine halbe Maßregel hob die andere wieder auf. Napoleon, immer vor allem um die sächsische Hauptstadt besorgt, gab dem Druck der kräftigen Demonstration nach, kehrte aus der Lausitz zurück und brachte Schwarzenberg um den mit zu geringen Mitteln erstrebten Sieg.

Die Russen waren schon bis nahe an Dresden vorgedrungen, hatten siegreich

St. Cyr zurückgeworfen, wichen aber dem Gegenangriff des Kaisers aus. Der Augenblick erschien für Napoleon günstig. In der eingetretenen Verwirrung konnte es wohl gelingen, die dreifach geteilte Hauptarmee auseinander zu sprengen. Zu einem solchen Wagnis gehörte aber ein unbeugsamer Entschluß. Den vermochte Napoleon nicht zu finden. Warf er Barclay zurück, drang er in Böhmen ein, so würden ja bald von allen Seiten Schwarzenberg, Klenau, Blücher und Bernadotte über ihn hergefallen sein. Er begnügte sich, Barclay nach Böhmen zurückzuwerfen, von dem Kamm des Erzgebirges in das gelobte Land hinabzublicken. Dann kehrte er am 12. September nach Dresden zurück.

Bereits in den Tagen vorher war die Nachricht von dem Siege des Kronprinzen in beiden Hauptquartieren eingegangen. Zu Groß-Beeren, der Katzbach und Kulm war Dennewitz hinzugekommen. Freilich nicht Napoleon selbst, nur seine unfähigen und beschränkten Generale waren von diesen Niederlagen betroffen worden. Der Kaiser hatte nie geirrt, sondern nur überall, wo er nicht gegenwärtig war, wurden Fehler begangen. Aber dennoch war er der eigentliche Urheber aller Unglücksfälle gewesen. Kein anderer wie Napoleon selbst hatte Oudinot vor eine unmögliche Aufgabe gestellt, sich selbst und Macdonald über dessen Gegner getäuscht, Vandamme wie Ney schmählich im Stich gelassen. Die unmittelbaren Folgen sind: Die Armee Macdonalds und Neys sind für geraume Zeit für den Angriff gar nicht, für die Verteidigung schlecht zu gebrauchen. Vandammes Korps ist vernichtet, das ganze Heer in seinem Vertrauen und seiner Leistungsfähigkeit stark erschüttert. Jedem seiner drei Gegner steht eine schwache Armee gegenüber: Ney mit Bertrand und Reynier (Oudinots Korps ist aufgelöst) bei Torgau, Macdonald mit Lauriston, Souham, Gerard und Poniatowski bei Bautzen, Murat mit St. Cyr, Viktor und dem neugebildeten Korps Lobau nach der Seite des Erzgebirges, der Kaiser selbst mit den Garden und Marmont in Reserve bei Dresden.

Für die Verbündeten scheint der Augenblick gekommen zu sein, den Vormarsch aller drei Armeen in der Richtung des Kaiserlichen Biwakfeuers wieder aufzunehmen. Niemand lag eine solche Absicht ferner, als dem Helden von Dennewitz selbst. Im ersten Rausche des Sieges, den ein anderer für ihn erfochten, erklärt er sich Blücher gegenüber bereit, „gegen die Flanke des Kaisers Napoleon zu marschieren, falls derselbe nach Schlesien vorgeht“. Um Ney festzuhalten, hätte in der Tat ein Korps genügt. Mit den übrigen drei Korps gegen Napoleons Flanke vorzugehen, stand nichts im Wege. Ernüchtert schreckt der Kronprinz aber vor den vielen Gefahren, die sein kühnes Vorhaben in sich birgt, zurück. Nicht gegen den Feind geht er vor, sondern in entgegengesetzter Richtung nach Zerbst und Roßlau weicht er mit Schweden und Russen aus. Durch Bülow läßt er Wittenberg belagern, durch Tauentzien Torgau beobachten, gegen Dresden aufklären. Der Sieger in zwei Schlachten und vier Gefechten fällt für die Kriegführung der nächsten Wochen aus. Napoleon darf nach

dieser Seite ganz beruhigt sein. Der Kronprinz wird weder über die Elbe dem Feinde in den Rücken gehen, noch zur Vereinigung mit Blücher nach der Lausitz abmarschieren. In beiden Fällen fürchtet er, ganz allein, ohne Unterstützung, von Napoleon angefallen zu werden. Dieser hat also wie früher nicht drei, sondern nur zwei Gegner zu bekämpfen. Dennoch schickt er Marmont nach Großenhain und läßt ihm Murat mit den Kavalleriekorps Latour-Maubourg und L'Heritier folgen. Zwei Armeen stehen jetzt gegen den Kronprinzen. St. Cyr, Viktor, Lobau und den 24 Schwadronen Kellermanns fällt allein die Deckung gegen die Böhmische Armee zu. Die Lage für diese ist sehr günstig. Seit Dennewitz wird sie für noch günstiger gehalten, als sie es in der Tat ist. Man kann sich im Großen Hauptquartier nicht denken, daß nach einer so entscheidenden Niederlage, nach einer vollständigen Bloßlegung seiner linken Flanke Napoleon noch bei Dresden und an der Elbe ausharren wird. Die Vorposten, die man auf dem Kamm des Erzgebirges vor sich hat, bilden offenbar nur einen dünnen Schleier, durch den gedeckt der von drei Seiten umstellte Gegner seinen Rückzug hinter die Elster oder hinter die Saale bewerkstelligt. Ungesäumt muß man folgen. Aber es wird sich doch empfehlen, vorher festzustellen, ob die Annahme auch zutreffend ist, und ob nicht der arglose Verfolger in eine schlau gelegte Falle geraten wird. Russische und preußische Truppen unter Wittgenstein sollen von Teplitz auf der großen Dresdener Straße vorgehen, die Franzosen zurücktreiben, den Schleier zerreißen, alle Zweifel lösen. Glücklich wirft Wittgenstein am 14. September die Division Dumonceau des Korps Lobau von Nollendorf zurück. Die zur Aufnahme bei Peterswald bestimmte Division Philippon wird von plötzlichem Schrecken ergriffen, in den Rückzug verwickelt. Auch die Division Teste hält bei Hellendorf nicht lange stand. Das gesamte Korps Lobau geht eiligst zurück. Erst bei Berggießhübel nimmt Flucht und Verfolgung ein Ende. Napoleon, der ein ernstliches Unternehmen der Verbündeten annimmt, kommt am 15. mit zwei Divisionen junger Garde zu Hilfe und befiehlt den Angriff. Wittgenstein, der inzwischen Weisung erhalten hat, nicht weiter vorzugehen, sich in kein nachteiliges Gefecht einzulassen, weicht langsam aus. Die Lage ist derjenigen vor der Schlacht von Kulm ähnlich. St. Cyr auf der Maxener, Viktor an Stelle von Marmont auf der Altenberger Straße, Napoleon an Stelle Vandammes auf der großen Teplitzer Straße rücken vor. Unter sich hinschleppenden Gefechten gelangt der Kaiser am 16. abends bis in die Gegend von Kulm. Dort ist inzwischen fast die ganze Böhmische Armee versammelt. Im weiten Bogen aufgestellt, erwartet sie am 17. den Durchbruch. Der Angriff beschränkt sich auf die vorgeschobenen Truppen. Gegen die Übermacht ist nichts zu erreichen, eine Offensive nach Böhmen hinein unmöglich. Was vor drei Wochen versäumt ist, läßt sich nicht nachholen. Wiederum kehrt Napoleon unverrichteter Sache um. Er wendet sich gegen die Schlesische Armee.

Blücher hatte, sobald Napoleon von ihm abgelassen, am 7. September hinter dem

Queis Halt gemacht, dann Macdonald wieder angegriffen und mit Unterstützung der österreichischen Division Bubna bis über Bautzen und Bischofswerda hinaus zurückgedrängt. Weiter wollte er zunächst nicht vorgehen. Eine Schlacht vor Dresden versprach keinen Erfolg. Er hätte Macdonald vor der Front, Murat bei Großenhain in der rechten Flanke, Napoleon, der die Übergänge bei Pillnitz, Pirna und Königstein benutzen konnte, in der linken Flanke und im Rücken gehabt. Er begnügte sich daher bei Bautzen eine Stellung einzunehmen in der Hoffnung, möglichst viele Kräfte auf sich zu ziehen und den Feind zu verhindern, sich mit aller Macht gegen die Hauptarmee zu wenden. Dies gelang. Durch Meldungen Macdonalds beunruhigt, stellte Napoleon Mortier mit zwei Divisionen bei Pirna bereit und begab sich selbst auf das rechte Ufer. Macdonald mußte am 22. Nachmittags mit zwei Korps die feindlichen Vortruppen über Bischofswerda zurückdrängen, während Lauriston gegen Bubna auf Stolpen vorging. Der 23. September brachte wiederum Gefechte gegen die russische und preußische Arrieregarde. Diese ebenso wie die Division Bubna weichen zurück. Blücher bleibt aber in seiner festen Stellung hinter der Spree stehen. Er war offenbar entschlossen, Widerstand zu leisten. Wie acht Tage vorher bei Kulm, so wurde auch hier bei Bautzen Napoleon die Schlacht angeboten. Nach einer solchen Schlacht war sein Streben und Trachten von Anfang an gewesen. Wie auch die Dinge im übrigen stehen mochten, in einer Schlacht war er allen überlegen, mußte er siegen. Durch einen einzigen Sieg konnte er aus der ungünstigsten und verwickeltsten Lage herauskommen, alles zum besten wenden. Jetzt war die so heiß ersehnte Schlacht da. Und nun nimmt er das ihm Gebotene nicht auf. Freilich, die an der Katzbach besiegte Armee Macdonalds vermochte ja kaum anzugreifen. Er verfügte aber noch über viele beinahe unberührte Truppen, über Marmont, Poniatowski, die Garden, mehrere Kavalleriekorps, wohl 100 000 Mann. Aus ihnen konnte die Masse gebildet werden, mit der er so oft die Entscheidung herbeigeführt hatte. Aber der Angriff konnte auch mißlingen und fehlschlagen. Dann war die letzte Reserve verbraucht, alles zu Ende. Der ungewisse Einsatz ist nicht zu wagen. Napoleon, der Meister in Verwendung der Reserve, hält sie zurück, wartet, bis es zu spät ist.

Wurde nicht angegriffen, so war auch ein Verbleiben auf dem rechten Ufer gefährlich. Der Kronprinz konnte doch heranrücken. Macdonald ebenso wie Murat wurden über Dresden und Meißen auf das linke Ufer zurückgezogen. Nur zwei Korps mit starker Kavallerie blieben zur Aufklärung und zum Schutz der Brücken rechts zurück. Nicht durch eine große Feldschlacht, sondern durch klug gewählte Stellungen war Napoleon auf das linke Elbufer zurückgedrängt worden. Der verachtete Positionskrieg feierte über den Mann der ungestümen Offensive späte Triumphe.

Dahin war der gewaltige Feldherr gekommen. Der bisherige Feldzug ist nichts wie ein großer Fehlschlag. Die Lösung der anscheinend so einfachen Aufgabe, mit einer vereinigten Armee drei getrennte gegnerische Armeen, eine nach der anderen, zu

schlagen, ist nicht gelungen. Sie konnte nicht gelingen. Denn von vornherein hat sich Napoleon des Vorteils der Vereinigung begeben. Die Lage, in der er sich befindet, verlangt als das Wesentliche, zwei Gegner mit einem Minimum von Kräften zu beschäftigen, zu täuschen, hinzuhalten, abzuwehren, mit der überwältigenden Masse seines Heeres auf den dritten zu fallen. Aber obgleich er genau weiß, daß der Kronprinz sich nicht von der Stelle bewegen wird, und daß die Österreicher zu schwach sind, um allein anzugreifen, teilt er sich in drei Teile, geht in drei Richtungen auseinander, verwendet die Hälfte seiner Kräfte auf Nebenzwecke. Er ist nicht der Stärkere drei schwachen Armeen gegenüber, sondern er befindet sich auf allen Seiten in der Minderzahl. Wie will der Held von Groß-Görschen und Bautzen, der mit einer doppelten Überlegenheit einen wahrhaften Sieg nicht hat erfechten können, mit einer Unterlegenheit eine große Entscheidung herbeiführen! Da kommt der Feind selbst ihm zu Hilfe. Die in Schlesien Napoleon gegenüberstehende Armee wird auf weniger als die Hälfte beschränkt, die abseits sich befindende Böhmische Armee verdoppelt. Napoleon hat die Überlegenheit über einen Gegner wieder gewonnen, und dieser eine Gegner marschiert geradenwegs auf ihn zu, während die beiden anderen stehen bleiben, ihn in keiner Weise behindern. Er frohlockt. Der Feind gibt sich in seine Hände. Aber um die überaus günstige Lage auszunutzen, bedarf es doch eines raschen Zugreifens, einer schnellen, überwältigenden Tat. Es bedarf dessen, was er seinen Generalen oft zugerufen hat „activité, activité, vitesse". Davon ist bei Löwenberg nichts zu bemerken. Napoleon gibt den Gegner, der sich ihm bereits überliefert hatte, wieder aus den Händen. Noch mehr, er verfolgt ihn nicht, sondern läßt ihn nur durch Macdonald matt verfolgen. Der Verlauf der Begebenheiten hat gezeigt, daß Blücher einer unmittelbaren, in mehreren Kolonnen angesetzten Verfolgung nicht entgangen wäre. Das in Trachenberg ausgeklügelte Ausweichen einer Armee vor dem überlegenen Feind konnte nur dann zu einem Erfolg führen, wenn die beiden anderen Armeen sich ungesäumt gegen Flanken und Rücken des Verfolgers wendeten. Da aber die Nordarmee stehen blieb, die Böhmische sich in entgegengesetzter Richtung fortbewegte, so mußte Blücher innerhalb weniger Tage sich zur Schlacht stellen oder die Auflösung seiner Armee erleben.

Eine neue Gelegenheit zum Siege, zu einem glänzenden Siege wird Napoleon geboten. Die drei Gegner sind vollständig getrennt, weit auseinander. Die Nordarmee steht bei Berlin, Blücher hat sich weit nach Schlesien hinein bis Liegnitz zurückgezogen. Die Hauptarmee ist bei Dresden ganz und gar vereinsamt. Niemand vermag sie zu unterstützen, ihr zu helfen. Und so gänzlich isoliert kann sie im Rücken angegriffen werden. Eine Möglichkeit, den Feind zu vernichten, ist gegeben, wie sie nur äußerst selten in dem langen Lauf der Kriegsgeschichte sich gezeigt hat. Napoleon benutzt nicht das, was sich ihm ungesucht darbietet, weil er seinen Wagemut verloren, und weil er sich nach mutwilliger Zersplitterung seiner Kräfte für das große Unter-

nehmen zu schwach fühlt. Immerhin erringt er einen „ordinären“ Sieg, einen Sieg, wie er ihn früher verschmäht und verachtet hatte. Er konnte aber den unvollkommenen durch eine Verfolgung noch zu einem entscheidenden machen. Die Vorbedingungen waren die denkbar günstigsten. Wieder fehlt ihm der Wagemut. Die unausbleiblichen Folgen der Teilung, des Auseinandergehens in drei Richtungen machen sich geltend. Die nach Norden und Osten entsendeten Marschälle werden einer nach dem andern geschlagen. Ohne tatsächlich gefährdet zu sein, fühlt sich Napoleon im Rücken durch die Sieger bedroht. Im Bewußtsein der begangenen Fehler zieht er zu seiner Sicherung Korps auf Korps zurück, überläßt schließlich die Verfolgung einem einzigen General. Der wird als dritter nicht geschlagen, sondern vernichtet. Endlich bietet sich noch eine Gelegenheit, auch dem unschädlichen Bernadotte eine Niederlage zu bereiten. Napoleon wird von der Ausführung seiner Absicht durch den drohenden Vormarsch Blüchers abgehalten. Nachdem er vier Gelegenheiten zum entscheidenden Siege versäumt hat, läßt er sich hin und her ziehen, sucht hier und dort den Feind zurückzustoßen, erkennt die Unmöglichkeit, ihn zu besiegen und entschließt sich, das rechte Elbufer zu räumen.

Der „große Meister der inneren Linie“ war seiner Aufgabe nicht mehr gewachsen. Er verleugnet seine eigenen Grundsätze. „Es gibt in Europa“, hat er 1797 gesagt, „viele gute Generale, aber sie sehen zuviel auf einmal. Ich, ich sehe nur eins, das sind die Massen. Ich suche sie zu vernichten, weil ich sicher bin, daß alles andere damit zugleich fällt.“ 1813 gehörte er zu den vielen guten Generalen, die zuviel auf einmal sehen. Er brauchte nur einen Gegner zu sehen und er sah deren drei. Nicht mit aller Kraft warf er sich auf den einen, sondern nach drei Richtungen ging er auseinander. Er wagte nicht, zu vernichten. Er hielt es für genug, zurückzustoßen. Damit war nicht der Feldzug, geschweige denn die Weltherrschaft zu gewinnen. Er mußte das, was er 1796 im kleinen vollbracht, im großen wiederholen. Er mußte mit dem einen Feind hinter sich, den andern völlig schlagen. Er mußte handeln wie Moltke, der mit dem Rücken gegen die Armee von Chalons Bazaine schlug, nach Metz hinein warf, dann Kehrt machte, nach der andern Seite sich wandte, um Mac Mahon das Sedan zu bereiten. Die Verhältnisse, welche zur Zeit der Metzer Schlachten obwalteten, waren für Moltke nicht günstiger, wie diejenigen in den Tagen vor Dresden für Napoleon.

(Fortsetzung folgt.)

Graf Schlieffen,
Generaloberst.





Inwiefern haben sich die Bedingungen des Erfolges im Kriege seit 1871 verändert?



Seit dem Jahre 1871 erfreut sich Deutschland, von Kolonialkämpfen abgesehen, ununterbrochenen Friedens. Ein Zeitraum von 37 Jahren liegt also hinter uns, in dem wir keine eigenen Erfahrungen im großen Kriege gesammelt haben. In derselben Zeit hat auch ein Krieg zwischen anderen europäischen Großmächten, dessen Lehren für uns wertvoll gewesen sein würden, nicht stattgefunden, und die Kriege, die Rußland gegen die Türkei und gegen Japan geführt hat, sowie der Feldzug der Engländer in Südafrika bieten dafür, ihrer besonderen Natur wegen, nur in beschränktem Maße Ersatz. Dieser Mangel an neuzeitlichen Kriegserfahrungen mahnt uns um so eindringlicher zum Nachdenken über die Bedingungen, von denen der Erfolg in einem künftigen Kriege abhängen wird, als sich auf den hierfür in Betracht kommenden Gebieten des Staats- und Volkslebens, der Wissenschaften, der Technik und, damit zusammenhängend, des Heerwesens in der langen Friedenszeit so große Veränderungen vollzogen haben, wie kaum je in einer früheren Periode von gleicher Dauer. Einen Beitrag zum Studium dieser Veränderungen und der Folgerungen zu liefern, die sich aus ihnen für die Kriegführung ergeben, ist der Zweck der nachfolgenden Betrachtungen. Einleitung.

Sie beschränken sich im wesentlichen auf den Landkrieg, beschäftigen sich mit dem Seekriege nur insoweit, als er auf Verlauf und Ausgang des Landkrieges einwirken kann. Nicht als ob die Bedeutung, die der Seekrieg an sich jetzt auch für uns gewonnen hat, verkannt würde. Die Zeiten, in denen Deutschland sich bescheiden mußte, im Meeresgestade die Grenze seiner Macht und seines Einflusses zu erblicken, sind vorüber. Für jeden Staat ist jedoch die Sicherung der Quellen seiner Macht die nächstliegende und wichtigste militärische Aufgabe, und sie fällt für Deutschland der Landmacht zu, da das Gebiet des Deutschen Reichs in breiter Ausdehnung gemeinsame Landgrenzen mit drei Großmächten und vier kleineren Staaten hat, starke Landmacht aber auch für den Schutz des mit Eisenbahnen und Telegraphen reich ausgestatteten deutschen Binnenlandes gegen Unternehmungen von der Küste her ausreicht.

Es gibt andere Staaten, deren Sicherheit davon abhängt, daß sie feindliche Macht von ihren Küsten fernzuhalten vermögen. Auch für Deutschland ist solcher Küstenschutz ein nicht gering zu schätzender Vorteil, aber keine Lebensfrage. Und wie die Sicherheit des Deutschen Reichs auf seiner Landmacht beruht, so kann es auch den widerstrebenden Willen einer benachbarten Macht gewaltsam nur durch Erfolg im Landkriege brechen. Zwar ist für uns kaum noch ein Landkrieg ohne gleichzeitigen Seekrieg denkbar. Aber in jedem derartigen Falle erfolgt die Entscheidung, selbst wenn wir auf dem Meere und in unseren Kolonien Schaden erleiden sollten, zu unseren Gunsten durch den Landkrieg, wenn es uns in ihm gelingt, die Streitmacht des Gegners niederzuwerfen und uns den Zugang zu den Quellen seiner Macht zu eröffnen. Im Friedensvertrage wird uns alsdann Ersatz für den Schaden, der uns im Seekriege etwa zugefügt worden ist, insoweit wir uns nicht schon im Landkriege dafür schadlos halten konnten, nicht versagt werden. Dasselbe gilt von dem Falle, daß wir etwa gleichzeitig uns mehrerer Mächte zu erwehren haben. Der Stoß ins Herz der einen von ihnen entscheidet den Krieg zu unseren Gunsten, sofern wir nur gleichzeitig die Quellen unserer Macht gegen die andere zu schützen vermögen. Der Verlauf des Seekrieges ändert hieran nichts. Auf der Seemacht dagegen beruht die Möglichkeit kriegerischen Erfolges gegen Staaten oder Völker, deren Gebiet wir nicht auf dem Landwege mit unserer Kriegsmacht erreichen können.

Aber auch bei Beschränkung auf den Landkrieg kann unser Thema im Rahmen eines Zeitschriftenaufsatzes selbstverständlich nicht erschöpfend behandelt werden. So beziehen sich insbesondere die nachfolgenden Betrachtungen, insoweit das Verhältnis zwischen Politik und Kriegführung in Frage kommt, nur auf den uns am nächsten liegenden Fall eines Krieges, in dem benachbarte europäische Großmächte mit Einsetzung ihrer ganzen Kraft um Lebensinteressen kämpfen. Betrachtungen über einen solchen Krieg dürfen sich aber nicht auf den Gebrauch der Streitkräfte und Streitmittel zur Überwindung derer des Gegners beschränken, sondern müssen sich auch auf den Zusammenhang erstrecken, in dem die Kriegshandlung mit dem gesamten Volks- und Staatsleben steht. Wir werden sehen, wie eng dieser Zusammenhang, der in der Zeit der mit beschränkten Mitteln geführten Kabinettskriege dem militärischen Gesichtskreise fern lag, unter den veränderten Verhältnissen unserer Zeit ist.

Die wichtigsten neuen Erscheinungen, mit denen im Falle eines Krieges der vorgedachten Art in Zukunft zu rechnen sein wird, sind aus zwei Ursachen abzuleiten:

1. aus der Ausbreitung der Anschauung, daß der Staat für Kriegszwecke nach Bedürfnis über alle persönlichen Kräfte und alle Hilfsmittel des Landes verfügt, insbesondere aus der darauf beruhenden Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in fast allen europäischen Kontinentalstaaten;

2. aus den veränderten Kulturverhältnissen, namentlich aus den großen Fort-

schritten, die in den letzten Jahrzehnten auf den Gebieten der Naturwissenschaften, der Technik und des Verkehrs gemacht worden sind.

Bekanntlich hat die altgermanische Anschauung, daß die Verteidigung des Vaterlandes eine Ehrenpflicht und ein Ehrenrecht aller wehrhaften Männer des Volkes ist, in Preußen in der schweren Prüfungszeit vor hundert Jahren wieder Lebenskraft gewonnen, und ist dann unter den frischen Eindrücken des Befreiungskrieges hier, in Verbindung mit einem soliden Cadresystem, zum dauernden Staatsprinzip erhoben worden. Bei Ausbruch des Krieges von 1866 bestand also in Preußen ein stehendes Heer mit allgemeiner Wehrpflicht seit einem halben Jahrhundert. Kein anderer Staat war diesem Beispiele gefolgt. Wir haben daher allerdings jenes Heeressystem bereits 1866 und 1870/71 im Kriege erproben können; aber unsere Erfahrungen sind doch insofern unvollkommen geblieben, als wir Gegner mit minder starken Wehrverfassungen zu bekämpfen hatten, und als unsere damaligen Streitkräfte an Zahl noch weit hinter denen zurückstanden, die in künftigen Kriegen auf einander stoßen werden. Als der Krieg gegen Frankreich ausbrach, bestand die allgemeine Wehrpflicht in den von Preußen im Jahre 1866 erworbenen Landesteilen und in den anderen deutschen Staaten erst seit $2^1/_2$ Jahren, und in der Verfassung des Norddeutschen Bundes war die Gesamtdienstzeit, die bisher in Preußen 19 Jahre betragen hatte, auf nur 12 Jahre festgesetzt worden, mit der Maßgabe, daß die Verkürzung in den altpreußischen Gebieten allmählich durchgeführt werden sollte. Hier war infolgedessen die Dauer der Gesamtdienstzeit vor 1870 auf 16 Jahre zurückgegangen. Unter diesen Umständen konnten die deutschen Streitkräfte im Kriege von 1870/71 bei weitem nicht die Stärke erreichen, die sie in künftigen Kriegsfällen haben werden, zumal die Bevölkerung Deutschlands inzwischen von 40 auf 63 Millionen angewachsen ist. Im Monat August 1870 belief sich zwar die Verpflegungsstärke der deutschen Gesamtmacht auf 1 183 389 Köpfe; aber an Streitbaren (außer Offizieren) zählte das deutsche Feldheer bei Beginn des Krieges doch nur 462 300 Infanteristen und 56 800 Kavalleristen nebst 1584 Geschützen, hinter denen allerdings, zunächst in Deutschland zurückgelassen, Besatzungs- und Ersatztruppen in der Stärke von 362 890 streitbaren Mannschaften nebst 462 bespannten Geschützen standen.

Wehrverfassung.

Gegenwärtig besteht — seit 1888 — im Deutschen Reich 19jährige Gesamtdienstpflicht; und, nachdem 1893 die gesetzliche Friedensdienstzeit, die bis dahin bei allen Waffen drei Jahre betrug, für die Fußtruppen auf zwei Jahre herabgesetzt worden ist, werden alljährlich rund 250 000 Rekruten in das Heer eingestellt. Daraus würde sich, wenn kein Abgang stattfände, ein aus 19 Jahrgängen zusammengesetztes Kriegsheer von $4^3/_4$ Millionen militärisch geschulter Mannschaften bilden lassen. Selbst wenn wir mit einem starken Ausfall von Mannschaften rechnen, reicht deren Zahl doch aus, um im Kriegsfalle eine mehr als dreimal so starke Streitmacht als

1870 aufzustellen, während noch ungezählte, zum Teil gleichfalls militärisch ausgebildete Landsturmpflichtige in der Heimat verfügbar bleiben würden.

Als Anhalt für die Schätzung der Streiterzahl, über die die anderen europäischen Kontinentalmächte auf Grund der inzwischen auch von ihnen angenommenen allgemeinen Wehrpflicht verfügen können, mögen folgende Angaben dienen:

In Frankreich beträgt bei 25jähriger Gesamtdienstpflicht das jährliche Rekrutenkontingent rund 220 000 Mann. Das würde, selbst bei starkem Ausfall, zur Bildung einer Streitmacht von 4 Millionen Köpfen ausreichen.

Die Feld- und Reservetruppen Rußlands werden für Europa auf 2 Millionen, für Mittelasien auf 90 000, für Ostasien auf 300 000 Mann geschätzt, wozu noch etwa 260 000 Mann Festungstruppen, 300 000 Mann Ersatztruppen und 700 000 Mann Reichswehr kommen.

Österreich-Ungarn hat bisher alljährlich etwa 130 000 Mann zu 12jähriger Gesamtdienstzeit in das Heer und die Landwehr eingestellt, wird also, wenn man durchschnittlich 20 % Ausfall berechnet, ein Kriegsheer von etwa $1^1/_4$ Million ausgebildeter Mannschaften aufstellen können.

Italien endlich verfügt, unter Mitverwendung der Mobilmiliz, über die Mittel, um ein Feldheer nebst den erforderlichen Ersatztruppen in der Gesamtstärke von etwa 720 000 Mann und außerdem 300 000 Mann Territorialtruppen zu bilden.

Die ziffermäßige Stärke der Streitkräfte, die die Mächte bei Ausbruch eines Krieges aus militärisch geschulten Mannschaften aufzustellen vermögen, ist also seit 1871 gewaltig gewachsen. Freilich aus mancherlei Gründen nicht überall in gleichem Maße. Insbesondere haben sich die Stärkeverhältnisse in der angegebenen Zeit zuungunsten Deutschlands dadurch verschoben, daß der größte deutsche Staat, Preußen, an der durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht anderwärts eingetretenen Vermehrung der Streitkräfte nicht teilgenommen hat, weil sein Heerwesen bereits zuvor auf dieser Grundlage beruhte. Frankreich gegenüber hat sich dies jedoch durch die schnellere Vermehrung der deutschen Bevölkerung wieder nahezu ausgeglichen.

Nun ist aber auch die Zahl der Streitkräfte weit davon entfernt, den alleinigen Maßstab ihrer Stärke zu bilden. Diese hängt vielmehr, außer von ihrer Zahl, wesentlich auch von ihrer Organisation und Schulung, ihrer Bewaffnung und Ausrüstung ab, nicht minder von den natürlichen und erworbenen Eigenschaften der Menschen, aus denen die Streitmacht besteht, und von dem Geiste, der das Ganze beseelt. Wir werden daher außer der vermehrten Zahl auch die veränderte Beschaffenheit der modernen Streitkräfte und die dabei zutage tretenden Verschiedenheiten ins Auge fassen und versuchen müssen, die Folgerungen zu erkennen, die aus diesen beiden Faktoren in Verbindung mit den Fortschritten auf kulturellem und technischem Gebiete für die Kriegführung zwischen benachbarten Kontinentalmächten zu ziehen sind.

Dabei möge, zur Erleichterung unserer Betrachtungen, vorläufig von Verschieden-

heiten in der materiellen Ausstattung der Heere abgesehen und insbesondere angenommen werden, daß beide Kriegsparteien annähernd gleichmäßig mit weittragenden Schnellfeuerwaffen und rauchschwacher Munition ausgestattet seien. Auch empfiehlt es sich, an die Prüfung der Frage, inwieweit die Stärke der Streitkräfte von der natürlichen Beschaffenheit des Heeresersatzes sowie von der militärischen Erziehung und taktischen Ausbildung abhängt, erst nach Erwägung der besonderen Anforderungen heranzutreten, die in dieser Beziehung die Kriegführung heute stellt. Daraus ergibt sich, daß unsere weiteren Betrachtungen sich zunächst den auf die Organisation der zeitgenössischen Massenheere bezüglichen Fragen und dann den Folgerungen zuzuwenden haben, die für Strategie und Taktik aus der größeren Kopfzahl und der veränderten organischen Beschaffenheit der Streitkräfte sowie aus den technischen Fortschritten der neuesten Zeit zu ziehen sind. Hieran anknüpfend würden schließlich die zunächst noch offen gelassenen Fragen zu erwägen sein.

Friedens- und Kriegsorganisation der Heere. Mobilmachung.

Die stehenden Heere, die von den zur allgemeinen Wehrpflicht übergegangenen Staaten im Frieden unterhalten werden, bilden nur die Schule für die militärische Erziehung und Ausbildung der demnächst mit Urlaub wieder in das bürgerliche Leben zurücktretenden Wehrpflichtigen sowie den Rahmen für die im Kriegsfalle aufzustellende Streitmacht. Dem Beginn eines Krieges muß daher die Mobilmachung vorhergehen, d. h. die Einberufung der beurlaubten Wehrpflichtigen zu den Fahnen, die Überführung des Heeres in die Kriegsformation unter Einreihung jener und die kriegsmäßige Ausstattung der Truppen und Heerkörper.

Bezüglich der Kriegsformation der großen europäischen Kontinentalheere besteht gegenwärtig insofern Übereinstimmung, als bei ihnen durchweg die Infanterie in Bataillone von 800 bis 1000 Bajonetten, die Kavallerie in Schwadronen von 140 bis 160 Pferden, die Feldartillerie in Batterien von 4 bis 8 Geschützen gegliedert und für den Feldkrieg Armeekorps in der Stärke von 30 000 bis 45 000 Streitbaren aus allen Waffengattungen zusammengesetzt werden, die, ausgestattet mit allem, was zu selbständiger Operations- und Schlagfähigkeit erforderlich ist, als strategische Einheiten zu betrachten sind. Das Stärkeverhältnis der drei Hauptwaffen zueinander in den Armeekorps unterscheidet sich von dem, das bei den deutschen Korps im Kriege von 1870/71 bestand, wesentlich nur insofern, als die Artillerie beträchtlich vermehrt worden ist. In den deutschen Armeekorps ist, bei unveränderter Stärke der anderen Waffen, die Zahl der Feldgeschütze von 90 auf 144 gestiegen, zu denen jetzt noch mehrere Batterien schwerer Artillerie kommen. Die Kavallerie wird zum Teil in selbständigen Divisionen formiert. Drei bis fünf Armeekorps nebst einer oder mehreren Kavallerie-Divisionen bilden in der Regel eine Armee. Wo im nachfolgenden von Armeekorps die Rede ist, denken wir uns die drei Hauptwaffen in ihnen aus 25 Bataillonen zu 1000 Mann, zwei Kavallerie-Regimentern zu 600 Pferden, 144 Feld- und 8 schweren Geschützen bestehend.

Sehr ungleichartig sind aber die Truppeneinheiten in den Kriegsheeren unserer Zeit zusammengesetzt, und zwar nicht nur in den Heeren verschiedener Staaten, sondern auch in denen ein und desselben Staates.

Die Kriegs- und die Friedensverfassung des Heeres stehen in unmittelbarem Abhängigkeitsverhältnis zueinander. Vom militärischen Standpunkte erscheint geboten, für die Stärke und Organisation des Heeres im Frieden lediglich die Erfordernisse der Kriegsfälle, die für den Staat eintreten können, zum Maßstab zu nehmen. Allein finanzielle und volkswirtschaftliche Interessen, oft auch innerpolitische Bestrebungen üben in dieser Beziehung fast überall beschränkenden Einfluß aus. Begrenzt ist zunächst die Friedensstärke des Heeres durch finanzielle Rücksichten, durch die Zahl des jährlichen Rekrutenkontingents und durch die Dauer der gesetzlichen Friedensdienstpflicht. Mit der allgemeinen Wehrpflicht ist eine lange Friedensdienstzeit nicht vereinbar. Sie beträgt gegenwärtig in den europäischen Kontinentalheeren höchstens drei Jahre, meistens ist sie von noch geringerer Dauer. Nun gehen die schlagfertigsten und leistungsfähigsten Kriegsformationen aus starken und wohlorganisierten Friedenscadres hervor, die überdies für die militärische Erziehung und kriegsmäßige Ausbildung der Wehrpflichtigen am geeignetsten sind. Solche, durch Einreihung von Mannschaften der jüngeren Altersklassen des Beurlaubtenstandes auf Kriegsstärke gebrachte Cadres sind die besten Feldtruppen. Mehr oder weniger erheblich werden hinter ihnen aus Mannschaften des Beurlaubtenstandes neu gebildete Truppen, namentlich in der ersten Zeit, zurückstehen. Aus älteren, vom Militärdienst seit langen Jahren entwöhnten, größtenteils verheirateten Mannschaften hergestellte Neuformationen wird man, wenigstens außerhalb des eigenen Landes, in der Regel nur für Nebenaufgaben verwenden können. Bei kurzer Friedensdienstzeit und langer Gesamtdienstzeit ist es gleichwohl nur mit Hilfe von Neuformationen möglich, den ganzen Beurlaubtenstand in Reih und Glied zu stellen. Und je stärker die Friedenscadres sind, um so geringer ist bei gegebener Friedensstärke des Heeres ihre Zahl sowie im Mobilmachungsfalle die Zahl der Mannschaften des Beurlaubtenstandes, die sie aufnehmen können. Das einzige Mittel, die Zahl der für die Nutzbarmachung des ganzen Beurlaubtenstandes erforderlichen Neuformationen zu vermindern, besteht in einer Vermehrung der Zahl der Friedenscadres unter entsprechender Herabsetzung ihrer Stärke. Aber es gibt hierfür eine Grenze; werden die Cadres zu schwach, so kann es zweckmäßiger sein, sich mit einer geringeren Zahl von ihnen zu begnügen und den Mehrbedarf an Truppen bei der Mobilmachung durch Neuformationen zu decken. Über die Frage, wo jene Grenze zu suchen ist, sind freilich in den Heeresorganisationen der in Betracht kommenden Staaten voneinander abweichende Ansichten zum Ausdruck gekommen.

Wie aus vorstehendem hervorgeht, sind die im Kriege auftretenden Truppen der großen Heere unserer Zeit schon nach der Art ihrer Zusammensetzung so verschieden,

daß es fehlerhaft wäre, bei Beurteilung der Stärke von Heeren oder Heeresteilen der Kopfzahl einseitige Bedeutung beizumessen. Wir werden später noch andere Momente zu erwägen haben, die hierbei in Betracht kommen.

Eines von ihnen bedarf schon an dieser Stelle einer kurzen Erwähnung, zumal es auch für die Frage der Truppenformation von unmittelbarer, hervorragender Bedeutung ist. Wie ein Heer auch im übrigen beschaffen sein mag, so hängen die Leistungen, die in ihm im Frieden und von ihm im Kriege zu erwarten sind, doch in erster Linie von den Erziehern und Führern, also von den Offizieren und deren Gehilfen, den Unteroffizieren ab. Dies umsomehr, je kürzer die Friedensdienstzeit der Wehrpflichtigen ist. Wo tüchtige Offiziere und Unteroffiziere in ausreichender Zahl vorhanden sind, gleichen sie manchen Mangel aus.

Reicher als im Kriege von 1870/71 ist jetzt, infolge der auf technischem Gebiete gemachten Fortschritte, durchweg die Ausstattung der Feldheere mit Hilfskräften und Hilfsmitteln der mannigfachsten Art. So sind an neuartigen Formationen Eisenbahn- und Telegraphentruppen, Maschinengewehr- und Luftschiffer-Abteilungen, Automobilkorps, mehrfach auch Radfahrer-Abteilungen hinzugekommen, die Sanitätseinrichtungen, das Brückenbau- und Schanzmaterial, die Munitions- und Verpflegungsvorräte der mobilen Heere sind großenteils vermehrt worden. Hand in Hand ist damit freilich eine bedeutende Vermehrung des Trosses gegangen.

Hervorgehoben zu werden verdient, daß trotz der großen Zahl militärisch geschulter Mannschaften, über die der Staat bei allgemeiner Wehrpflicht verfügt, die Aufgabe der Ersatztruppen, jene Zahl durch Ausbildung möglichst vieler der im Lande noch vorhandenen, bisher dienstfrei gebliebenen Wehrfähigen zu vermehren, nichts von ihrer Bedeutung verloren hat. Zur Ausfüllung der Lücken, die in den Feldtruppen entstehen, eignen sich im allgemeinen jüngere Kräfte, selbst bei zunächst noch unvollkommener militärischer Ausbildung, besser als ältere Familienväter. Überdies läßt sich beim Ausbruch eines großen Krieges und selbst in seinem Verlauf niemals mit Sicherheit übersehen, welche Opfer seine Durchführung erfordern wird.

Ein solcher Krieg macht die Aufbietung aller Kräfte notwendig, vor allem also die **Mobilmachung** des ganzen Heeres. Sie läßt sich mit besserer Ordnung einheitlich als bruchstückweise ausführen. Jedes Vorgreifen mit halben Maßnahmen stört sie und ruft überdies Gegenmaßregeln auf seiten der anderen Partei hervor. Es ist deshalb ratsam, beim Eintritt politischer Verwickelungen, aus denen ein von uns mit ganzer Macht zu führender Krieg hervorzugehen droht, oder wenn ein solcher beabsichtigt ist, kriegerische Einzelmaßnahmen nach Möglichkeit zu vermeiden, um im gegebenen Zeitpunkt zu einheitlicher Mobilmachung des ganzen Heeres zu schreiten. Bei der Wahl des Zeitpunktes hierfür ist zu berücksichtigen, daß eine allgemeine Mobilmachung die Erhaltung des Friedens und selbst weitere Verhandlungen zu

diesem Zweck nahezu unmöglich macht. Man kann ein kriegsbereites Volksheer nicht lange untätig stehen lassen. Die Staatsleitung, die den Krieg noch vermeiden zu können hofft oder doch den Gegner mit dem Odium des Friedensbruches zu belasten trachtet, wird daher den Zeitpunkt für den Mobilmachungsbefehl so weit hinauszuschieben suchen, als ohne Gefahr möglich ist. Andererseits ist es von höchstem Werte, dem Gegner in der Operationsbereitschaft, und daher zunächst in der Mobilmachung, einen Vorsprung abzugewinnen. Die zur Ausführung der Mobilmachung erforderliche Mindestzeit ist hüben und drüben durch die Ausdehnung des Staatsgebietes, durch die Friedensstandquartiere der Truppen oder den zeitigen Aufenthalt der letzteren und durch das Verkehrssystem, namentlich das Eisenbahn- und Telegraphennetz des Landes bedingt. Aus denselben Faktoren ergibt sich auch die Mindestzeit, die zur Versammlung der Streitkräfte an der Grenze erforderlich ist. Wie der Gegner diese plant, können wir freilich nur vermuten. Aber wir haben doch wesentliche Anhaltspunkte, um ein Urteil darüber zu gewinnen, wie viel Zeit er mindestens gebrauchen wird, um seine Streitkräfte mobil zu machen und gegen uns zu versammeln. Und da wir genau wissen, wie lange Zeit wir selbst hierfür, je nach unserem Kriegsplane, bedürfen, da ferner unter den heutigen Verkehrsverhältnissen der Beginn der Mobilmachung oder anderer Kriegsvorbereitungen im feindlichen Lande nicht lange verborgen bleiben kann, so dürfen wir hoffen, daß eintretendenfalles im Zusammenwirken der politischen und militärischen Staatsleitung der richtige Zeitpunkt zum Erlaß des Mobilmachungsbefehls getroffen werden wird.

Die Mobilmachung und Versammlung eines auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht beruhenden Heeres stellt nicht nur hohe Anforderungen an die Militärbehörden und Truppen, sondern erfordert auch die einsichtige, kraftvolle und selbsttätige Mitwirkung der Zivilverwaltung und der Verkehrsanstalten sowie Pflichttreue und Zuverlässigkeit der gesamten Bevölkerung, besonders der Angehörigen des Beurlaubtenstandes. Zu den unerläßlichen Vorbedingungen ihrer schnellen und ordnungsmäßigen Ausführungen gehört, daß sie jederzeit an allen zur Mitwirkung berufenen Dienststellen bis in die kleinsten Einzelheiten hinein auf das sorgfältigste vorbereitet sei, daß andererseits die Zeitbestimmungen des Mobilmachungsplanes sich in Grenzen der Leistungsfähigkeit der zur Ausführung berufenen Organe halten. Feststehen muß insbesondere die Kriegsformation des Heeres und die Art und Weise, wie sie aus dem Friedensstande und dem Beurlaubtenstande herzustellen ist, wie, wann und wohin die einzelnen Angehörigen des letzteren einzuberufen sind, und wie der gewaltige Mehrbedarf an Pferden, Waffen, Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen, überhaupt an Kriegsmaterial aller Art zu decken ist. Was davon bei plötzlich eintretender Mobilmachung nicht rechtzeitig durch Neuanfertigung, freihändigen Ankauf oder Landlieferungen beschafft werden kann, muß schon im Frieden dauernd vorrätig gehalten werden.

Wie bei der kriegsbereiten Aufstellung eines Volksheeres unserer Zeit auch innerpolitische, soziale und volkswirtschaftliche Verhältnisse in Betracht kommen, bleibt späterer Erörterung vorbehalten. Aber schon aus dem bisher Gesagten wird hervorgehen, daß die Mobilmachung und Versammlung eines solchen Heeres einen Prüfstein für den Kulturzustand des Landes und den Geist der Bevölkerung, für die Kraft und Gesundheit des gesamten Staatsorganismus bildet. Mängel, die bei diesen einleitenden Kriegsmaßnahmen infolge kultureller Rückständigkeit, ungenügender Vorbereitung oder lässiger Ausführung zutage treten, sind schwer wieder gut zu machen, können sogar verhängnisvolle Folgen haben.

Allgemeiner Charakter des Krieges.

Mit der Stärke der Machtmittel, die im Kriegsfalle aufeinander stoßen, ist unvermeidlich eine Steigerung des gewaltsamen Charakters und der Folgewirkungen des Krieges verbunden. Daran vermag auch der Kulturfortschritt nichts zu ändern. Ist er doch vielmehr eine wesentliche Ursache der gesteigerten kriegerischen Machtentfaltung der Staaten, indem die höhere Kultur nach stärkerem Schutz verlangt, wie diese andererseits auch die vervollkommneten Vernichtungswerkzeuge liefert. Ein humanitärer Gewinn ergibt sich gleichwohl daraus; er besteht in der Erschwerung des Entschlusses zum Kriege. Aus geringfügigen Ursachen werden Kulturstaaten, namentlich benachbarte, nachdem sie die allgemeine Wehrpflicht angenommen haben, nicht mehr Krieg gegeneinander führen. Auch wenn bei Ausbruch eines Krieges zwischen ihnen der äußere Anlaß unbedeutend erscheint, wird es sich doch in Wahrheit um schwer wiegende Interessen handeln, um scharfe Gegensätze, deren Ausgleich jeder von ihnen nur von der nachhaltigen Schwächung des anderen erwartet.

Die Gegenpartei, mag sie aus einem Staate oder mehreren bestehen, durch Gewalt bis zu dem Grade zu schwächen, daß sie sich zur Unterwerfung unter unseren politischen Willen gezwungen sieht, ist also der oberste Leitgedanke für den Kriegsplan wie für dessen Ausführung. Er ist dies auch dann, wenn unser politischer Wille in der Zurückweisung von Forderungen der Gegenpartei zum Ausdruck kommt, und muß es unentwegt bleiben, selbst wenn wir, sei es im Anfange oder im Laufe des Krieges, zeitweise genötigt sein sollten, uns auf Abwehr der feindlichen Gewalt zu beschränken oder gar vor ihr zurückzuweichen. Unausweichlicher Zwang zur Unterwerfung liegt nur für die Partei vor, die sich der Mittel zur Fortsetzung des Widerstandes beraubt sieht, deren Streitkräfte also vernichtet oder doch dauernd kampfunfähig gemacht, und deren Hilfsquellen zur Bildung neuer Streitkräfte erschöpft oder verstopft sind. Die letztgedachte Aufgabe kann der Seekrieg fördern. Erschöpfung der Hilfsquellen des Gegners kann die mittelbare, in finanziellen, volkswirtschaftlichen oder innerpolitischen Schwierigkeiten zutage tretende Wirkung des Krieges sein. Das Mittel der Landkriegführung, dem Gegner seine Hilfsquellen zu entziehen, besteht in der Okkupation seines Landes. Vernichtung der feindlichen Streitmacht ist also das erste, Okkupation des feindlichen Gebietes das zweite, wenn auch bei Offensive im feindlichen Lande in

der Regel gleichzeitig mit jenem anzustrebende militärische Endziel des Krieges. Möglich, daß die Gegenpartei es nicht zu diesem Äußersten kommen läßt, daß sie ihm, die Aussichtslosigkeit weiteren Ringens erkennend, durch ein annehmbares Friedensangebot vorzubeugen sucht. Aber in Anbetracht der Größe der Interessen, die unter heutigen Verhältnissen bei einem Kriege zwischen benachbarten Mächten auf dem Spiele stehen, gebietet verständige Voraussicht, von der Annahme auszugehen, daß der Gegner den Krieg unter Aufbietung aller Mittel bis zum Äußersten durchzuführen suchen und dementsprechend handeln wird. Je energischer und folgerichtiger wir selbst dies tun, um so wahrscheinlicher ist, daß der Gegner sich beugt, ohne das Äußerste abzuwarten. Und schnelle Beendigung des Krieges liegt heute mehr als je nicht nur in unserem Interesse, sondern auch in allgemeinem Kulturinteresse.

Hieraus zu folgern, daß künftige Kriege stets von nur kurzer Dauer sein würden, wäre indes irrig und gefährlich. Irrig, weil die Größe der auf dem Spiele stehenden Interessen friedliche Verständigung erschwert. Bedenklich, weil solche vorgefaßte Meinung bei eintretender Enttäuschung die zähe Willenskraft der Nation lähmen würde.

Neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Taktik.

Die Fernwaffen und ihre Munition haben seit 1871 sehr bedeutende Vervollkommnungen erfahren, die in größerer Schußweite, Treffsicherheit, Rasanz und Ladegeschwindigkeit sowie in gesteigerter Wirkung am Ziel und fast gänzlich geschwundener Rauchentwickelung vor der Mündung bestehen. Die Gewehrmunition ist überdies leichter geworden, so daß der Infanterist eine größere Zahl von Patronen mit sich führen kann.

Gefechtsgrundsätze.

Daraus ergeben sich folgende neue Gefechtserscheinungen und -grundsätze:

1. Beide Parteien suchen sich vor dem Gefecht und in dessen Verlauf den Blicken des Gegners nach Möglichkeit zu entziehen. Es entsteht die von Teilnehmern an Kämpfen der neuesten Zeit oft geschilderte „Leere des Schlachtfeldes", die den Führern die Beurteilung der Lage, die Entschließungen und richtiges Handeln erschwert, dadurch Zeitverluste verursacht und auch auf die Kämpfer einen beklemmenden Eindruck macht. Die Schwierigkeiten der Erkennung des Feindes werden indes vermutlich in nicht ferner Zeit durch Benutzung der Luftschiffahrt vermindert werden. Einige Hilfe gewährt schon jetzt die Vervollkommnung der Fernrohre.

2. Das Gefecht beginnt auf weite Entfernungen; in entsprechend großem Abstande vom Feinde muß daher die Entwickelung zum Gefecht stattfinden. Auch hieraus ergibt sich eine Verlängerung der Gefechtsdauer, weil die Raumabstände, in denen die Entscheidungen fallen, sich nicht in gleichem Maße erweitert haben (siehe auch Ziffer 5).

3. Die Infanterie ist nach wie vor die Hauptwaffe. Bei Tage führt sie den Kampf nahezu ausschließlich mit der Feuerwaffe, Erfolg und Mißerfolg in ihm sind im wesentlichen das Ergebnis der physischen und moralischen Wirkungen des Feuers, Entscheidungen durch das Bajonett bei Tage seltene Ausnahmen. Der Sturmanlauf heimst fast immer nur die reifen Früchte des Feuergefechtes ein.

4. Die bei Tage nahezu ausschließlich anwendbare Kampfform der Infanterie ist der eingliedrige Schützenschwarm. Geschlossene Abteilungen sind im Bereiche des wirksamen feindlichen Feuers der Gefahr schneller Vernichtung preisgegeben, können daher, von Ausnahmefällen abgesehen, am Kampfe nur nach Übergang in die Schützenformation unmittelbar teilnehmen. Sonach dienen im Gefecht auf seitlich begrenztem Raume Unterstützungs-Abteilungen, die im Kriege von 1870/71 nicht selten noch in geschlossener Formation in den Kampf eingriffen, der Regel nach bei Tage nur noch dem Zweck, die Verluste der Schützenlinie zu ersetzen, sie zu verstärken oder zu erneuern.

5. Da der Schütze zu unbehindertem Gebrauch seiner Waffe eines Breitenraumes von mindestens einem Schritt (3/4 m) bedarf, so ist nach dem zuvor Gesagten das Feuer einer in der Stärke von einem Mann auf den Schritt gebildeten Schützenlinie unter gewöhnlichen Verhältnissen die höchste Kraft, die eine Infanterietruppe, wie zahlreich sie auch sei, im Gefecht auf begrenztem Raume gleichzeitig zu entwickeln vermag; und nur durch die Mitwirkung von Maschinengewehren und Artillerie (siehe Ziffer 12) kann diese Kraft gesteigert werden.

Befinden sich hinter einer solchen Schützenlinie Unterstützungs-Abteilungen in anderthalbfacher Stärke der Schützen, so reichen sie aus, um Verluste der letzteren bis zu 50 % zu ersetzen und dann noch eine starke neue Schützenlinie zu bilden. In der Verteidigung werden die Unterstützungstrupps, ebenso wie die Schützen, die Wirkung des feindlichen Feuers durch Benutzung natürlicher oder Herstellung künstlicher Deckungen abschwächen können. Unter dieser Voraussetzung ist eine in der Stärke von vier bis fünf Mann auf je zwei Schritt gebildete Front zu langer und zäher Verteidigung fähig. Der Angreifer wird auch nach Möglichkeit Deckung suchen, aber er befindet sich in dieser Hinsicht im Nachteil. Sein Zweck erfordert Vorwärtsbewegung, Herantragen des Feuers an den Feind, um die Wirkung zu steigern. Hierzu werden die Schützen und, um diesen in angemessener Entfernung zu folgen, auch die Unterstützungstrupps oft die Deckung aufgeben, letztere auch häufig sich vorübergehend auflösen müssen. Im Bereich der vollen Wirksamkeit der feindlichen Waffen ist ein Herankommen an den Verteidiger nur möglich, wenn es gelingt, dessen Feuer niederzuhalten oder mindestens erheblich zu schwächen. Das ist im Infanteriekampfe — Artillerie siehe Ziffer 12 — nur in der Weise ausführbar, daß abwechselnd ein Teil der Schützenlinie des Angreifers ein überlegenes Feuer unterhält, während der andere sich vorwärts bewegt. Dazu bedarf es einer überlegenen Zahl oder überlegenen Tüchtigkeit der Schützen. Überlegene Zahl kann bei der vergrößerten Schußweite der heutigen Feuerwaffen durch Umfassung oder durch Vereinigung des Feuers auf Entscheidungspunkte mehr als früher zur Geltung gebracht werden. Und tüchtige Schützen ziehen aus der Vervollkommnung der Feuerwaffen natürlich größeren Gewinn als untüchtige. Aber selbst bei vorhandener Überlegenheit wird das Vor-

schreiten verlustreich und zeitraubend sein. Hat doch auch die längere Zeit verbreitet gewesene Annahme, daß im Feuerkampf auf nahe Entfernungen die Entscheidung in kürzester Frist fallen müsse, durch die Kriegserfahrungen der neuesten Zeit keine Bestätigung gefunden.

Der Angriff verzehrt und erfordert daher mehr Kraft als die Verteidigung. Gleichwohl kann auch im reinen Frontalangriff eine Schützenlinie in der Stärke von einem Mann auf den Schritt mit Unterstützungen von anderthalbfacher Stärke bei überlegener Tüchtigkeit Erfolg, selbst in mehreren aufeinanderfolgenden Gefechtsakten, erzielen. Die Japaner haben in ihren langdauernden Angriffsschlachten von 1904/05 fast immer und überall in geringerer Stärke als solcher von zwei Mann auf den Schritt siegreich gekämpft.

6. Wenn nun im Angriff wie in der Verteidigung gleichzeitig nicht stärkere Kräfte als ein Mann auf den Schritt am frontalen Kampf unmittelbar teilnehmen können, und stärkere Unterstützungstruppen, als zur Ergänzung der in der Schützenlinie eintretenden Verluste und zu rechtzeitiger Erneuerung der Schützenlinie erforderlich sind, ohne Nutzen die Gesamtverluste vermehren würden, so ergibt sich daraus die Möglichkeit und Zweckmäßigkeit, mit gegebener Truppenstärke entweder eine breitere Gefechtslinie als früher zu bilden oder stärkere Kräfte in Reserve zu behalten oder beide Vorteile zu kombinieren.

Für stärkere Reserven spricht die größere Auflösung, die jetzt in der Kampflinie herrscht sowie der Umstand, daß die Reserven jetzt auch Aufgaben zu erfüllen haben, die früher zum Teil dem zweiten Treffen der Infanterie zufielen: Ersetzung etwa verbrauchter Unterstützungstrupps, Verlängerung der Kampflinie, Umfassungen, Flankenbildungen, Aufnahme der zurückweichenden Kampflinie. Spezial- und Hauptreserven müssen in ausreichender Stärke zur Hand sein, wann und wo der Leiter des Gefechts sie gebraucht, bis dahin aber dem feindlichen Feuer, wenn irgend möglich, gänzlich entzogen werden. Ihre Stärke steht bei gegebener Truppenzahl im umgekehrten Verhältnis zur Ausdehnung der Kampffront. Nimmt man, nach Ziffer 5, die normale Stärke der letzteren zu fünf Mann auf je zwei Schritt an, so kann beispielsweise ein vollzähliges Armeekorps, dem in der Mitte der Schlachtfront ein Raum von 6000 Schritt (4500 m) angewiesen wird, mindestens zwei Fünftel seiner Infanterie in Reserve stellen, in der Regel aber mehr, da es sich selten darum handeln wird, die ganze Front ohne Zwischenräume dicht zu besetzen. Erfordern die dem Korps zugedachten Aufgaben noch stärkere Reserven, so empfiehlt sich eine entsprechende Verringerung der Frontbreite, ihre Verlängerung dagegen, behufs Ausnutzung der Feuerkraft, wenn geringere Reserven genügen.

Daß es den Japanern an ausreichend starken Reserven hinter ihren dünnen Kampffronten fehlte, ist der Hauptgrund, weshalb sie sowohl die in der Schlacht erzielten Einzelerfolge wie ihre Schlachtensiege nur mangelhaft auszunutzen vermochten

(siehe auch Ziffer 15). Auch verlängerte sich dadurch die Dauer ihrer Schlachten (bei Mukden auf 14 Tage!).

7. Mit der Stärke der Reserven wächst der Einfluß der höheren Führer auf den Verlauf der Gefechte, zumal deren langsamere Durchführung mehr Zeit zu zweckmäßiger Verwendung der Reserven läßt. Dadurch werden die aus den erweiterten Raumverhältnissen für die Führung erwachsenden Schwierigkeiten aufgewogen. Im Gefecht größerer Truppenverbände werden sie überdies durch Benutzung der neuen technischen Hilfsmittel des Fernverkehrs: Fahrräder, Fernsprecher, Telegraph, Heliograph, Kraftwagen vermindert.

8. Die Gefahr einer Lähmung der Kampfkraft durch Munitionsmangel hat sich mit der Schnelladefähigkeit der Waffen und der verlängerten Dauer des Feuergefechtes gesteigert. Zu ihrer Überwindung bedarf es vor allem guter Feuerdisziplin sodann sorgfältiger Anordnungen für rechtzeitigen Munitionsersatz, der besonders im Angriffsgefecht schwierig ist.

9. Durch das verstärkte Deckungsbedürfnis hat die Feldbefestigungskunst an Bedeutung gewonnen und kommt daher zu vermehrter Anwendung. Ihrem Wesen nach dem Gebiete der Defensive angehörend, kann sie mittelbar auch Offensivzwecken dienen, in der Regel jedoch nur dadurch, daß sie ermöglicht, an Nebenaufgaben Kräfte zugunsten der Verstärkung des entscheidenden Angriffs zu ersparen.

10. Im Begegnungsgefecht erzielt überlegene Tüchtigkeit der Truppen und ihrer Führung fast immer schnelleren und billigeren Erfolg als im Angriff auf einen in vorbereiteter Stellung befindlichen Feind. Wer sich stark genug fühlt, eine solche Stellung in frontalem Kampf zu überwinden, ist auch stark genug, um sie zu umgehen und im Rücken anzugreifen oder den sie aufgebenden Gegner in freiem Felde zum Kampf zu stellen. Freilich ist die Umgehung nicht immer möglich und wenn sie möglich ist, so kann sich der Verteidiger durch rechtzeitigen Abmarsch in der Regel dem Kampf entziehen, was oft nicht im Interesse seines Gegners liegt. Aber die Vorteile, die einem tatkräftigen und gefechtsgewandten Angreifer das Begegnungsgefecht im Vergleich mit dem Positionskampfe bietet, sind heute nicht geringer, sondern größer als früher.

11. Wald galt bisher als unvorteilhaftes Angriffsfeld wegen der Schwierigkeit, einheitlich in ihm vordringend, schnelle Erfolge zu erzielen. Ob unter heutigen Verhältnissen gut disziplinierte Truppen unter gewandten Führern, beseelt von frischer Initiative, im Walde, wo das Feuer nur auf nahe Entfernungen wirksam ist, nicht leichter und schneller vorzudringen vermögen als in unbedeckter Ebene, verdient ernste Erwägung. Es sprechen dafür ähnliche Gründe wie für vermehrte Benutzung der nächtlichen Dunkelheit zu Angriffszwecken, die als das, trotz der entgegenstehenden Bedenken jetzt oft beste Mittel zur Überwindung einer starken Verteidigungsstellung anerkannt wird. Der Sturm kann freilich in der Nacht nur von Truppen in

geschlossener Formation und mit dem Bajonett ausgeführt werden, und seine Abwehr erfordert geschlossene Truppen in nächster Nähe der angegriffenen Stellung, was in Ergänzung des in Ziffer 5 und 6 Gesagten bei der Kräfte- und Raumverteilung wohl zu beachten ist.

Bei der erhöhten Bedeutung, die nächtliche Unternehmungen gewonnen haben, ist die Mitnahme von Scheinwerfern ins Feld nahezu unentbehrlich geworden.

12. Die Artillerie ist durch die Vervollkommnung der Geschütze, der Munition und des Schießverfahrens jetzt in erhöhtem Maße zur Erfüllung ihrer Aufgaben befähigt, deren hauptsächlichste nach wie vor darin besteht, durch ihr weit und kraftvoll wirkendes Feuer die Gefechtstätigkeit der Infanterie zu unterstützen. Erschwert ist ihre Aufgabe dagegen durch die gleichfalls gesteigerte Wirkung des feindlichen Artillerie- und Infanteriefeuers und dadurch, daß Feind wie Freund jetzt mehr darauf bedacht und mehr darin geübt ist, sich der Sicht und der Feuerwirkung des Gegners zu entziehen. Neue Gesichtspunkte ergeben sich ferner für die Verwendung der Artillerie im Gefecht und für ihre Kampftätigkeit aus der Einführung von Schutzschilden, durch die die Geschützbedienung gegen frontales Schrapnel- und Infanteriefeuer nahezu gesichert ist, und aus der gewonnenen Möglichkeit, aus verdeckter Stellung zu wirken.

Schnell durchschlagende Erfolge erreicht die Artillerie indes nur gegen Ziele, die für sie sichtbar oder doch ihrer Lage nach genau bekannt sind, und da, wo sie ihre Wirkung beobachten kann, um demgemäß ihr Schießen zu regeln. Unter solchen Umständen können ungedeckte, sich ungeschickt verhaltende feindliche Truppen, u. a. auch Batterien, die offen auf- oder abzufahren versuchen, schneller, völliger Vernichtung durch sie verfallen. Wo sie sich dagegen darauf beschränkt sieht, ein Gelände durch Streuen unsicher zu machen, ist die Wirkung meistens gering. Und kunstvolle Schießverfahren versagen in der Feldschlacht gar leicht, wie glänzend auch die von Friedensbatterien auf dem Schießplatz damit erzielten Ergebnisse sein mögen.

Infanterie in tief und steil eingeschnittenen Schützengräben oder hinter ähnlichen Deckungen ist gegen Artilleriefeuer so lange gesichert, bis sie die Deckung teilweise aufgeben muß, um schießen zu können. Gegen das Feuer von Flachbahngeschützen findet Infanterie hinter minder steilen Deckungen noch einigen Schutz, aber nicht gegen Steilfeuergeschütze. Diese vermögen auch Eindeckungen zu durchschlagen, sofern deren Lage genau bekannt ist. Ortschaften mit massiven Häusern bieten guten Schutz gegen Flachbahnfeuer der Feldartillerie, geringen gegen Steilfeuer, können überdies in Brand geschossen und dadurch unhaltbar werden. Schwere Artillerie erzielt da, wo sie mit ausreichender Munition zur Hand ist, verstärkte Wirkungen, auch aus größerer Entfernung.

Aus verdeckter Stellung kann die Artillerie gegen sichtbar stehende Ziele mit Erfolg wirken, gegen verdeckt stehende nur, wenn ihre Aufstellung und Entfernung sicher bekannt ist, gegen bewegliche Ziele, wenn sie an Punkten erscheinen, auf die die

Artillerie sich vorher eingeschossen hat. So aufgestellte Batterien sind für den Gegner, solange er nicht über lenkbare Luftschiffe verfügt, schwer zu ermitteln. In einem bewegten Gefecht vermögen sie aber die eigene Infanterie nicht genügend wirksam zu unterstützen, müssen vielmehr zu diesem Zweck die verdeckten Stellungen aufgeben und solche wählen, von denen aus sie das Kampffeld übersehen und die Gunst des Augenblicks benutzen können, also fast verdeckte oder selbst offene. Dem feindlichen Artilleriefeuer sich hierdurch mehr aussetzend, werden sie Verluste erleiden. Aber wenn die feindliche Artillerie ihr Feuer ihnen zuwendet, entlasten sie davon die eigene Infanterie, die, ohne Schutzschilde, schwereren Verlusten schon durch das feindliche Infanteriefeuer ausgesetzt ist (siehe Ziffer 16). Der Grundsatz, daß die Rücksicht auf Wirkung der Rücksicht auf Deckung vorgeht, gilt, wie für die Infanterie, so auch für die Artillerie. Im Begegnungsgefecht wird letztere auf die Vorteile verdeckter Stellungen oft ganz verzichten müssen.

Im Gefecht kleinerer Verbände, etwa bis zur Stärke einer Division, findet die Artillerie oft gute Gelegenheit, aus seitlichen Aufstellungen zu wirken. In seitlich schmal begrenztem Frontalgefecht wird sie bei der Breite, deren die Infanterie zu voller Entfaltung ihrer Kraft bedarf (siehe Ziffer 6), ihre Aufgaben nur erfüllen können, indem sie mit dem größten Teil der Batterien, wenn nicht mit allen, Stellung hinter der für die Infanterie bestimmten Gefechtsfront nimmt und über diese hinwegfeuert. Flachbahnbatterien dürfen freilich nicht feuern, solange sich Infanterie innerhalb 300 m vor den Mündungen ihrer Geschütze befindet, und auch innerhalb 300 m vor dem Ziele ist die Infanterie vor Verlusten durch die eigene, über sie hinwegfeuernde Artillerie nicht sicher. Das ist ein schwerer Übelstand, der aber unvermeidlich erscheint, wenn man annimmt, daß die Gefechtsbreite der Infanterie eines Armeekorps fortan selten weniger als 4500 m betragen wird, und bedenkt, daß die Feldartillerie eines Korps, in ununterbrochener Linie gedacht, bei normalen Geschützabständen einen Breitenraum von 2400 m beansprucht. Wie könnte diese Artilleriemasse, selbst wenn sie die Geschützabstände verringerte und dann Raum seitwärts der Gefechtsfront der Infanterie fände, von dorther überall in den Kampf der letzteren wirksam eingreifen, die entsprechend lange feindliche Linie überall da unter kräftiges Feuer nehmen, wo es im Verlaufe des Gefechtes sich als notwendig herausstellt?

Beim Kampf um eine vorbereitete, mehr oder weniger befestigte Stellung hat jetzt die Artillerie auf beiden Seiten geringeren Anlaß als früher, das Feuer zu eröffnen, bevor die gegnerische Infanterie auf dem Plane erscheint, vergrößertes Interesse dagegen daran, ihre Positionen bis zu diesem Zeitpunkte nicht erkennen zu lassen. Es ist daher nicht wahrscheinlich, daß der Kampf durch ein langes Artillerieduell eingeleitet werden wird. Die Infanterie des Verteidigers wird sich erst zeigen, wenn die des Gegners in Schußweite ihres Gewehrs kommt, die letztere dagegen gerät schon früher in den Schußbereich der Geschütze des Verteidigers, und dies wird vermutlich

der Augenblick sein, wo der allgemeine Artilleriekampf entbrennt. Die Artillerie des Angreifers wird freilich gerade in diesem Moment im Schießen vielfach dadurch behindert sein, daß die eigene Infanterie durch ihre Linie vorbricht. Es kann sich daher empfehlen, zur Überwindung der hieraus erwachsenden Schwierigkeit das Dunkel der Nacht zu benutzen.

Der Grundsatz, bei Beginn eines ernsteren Gefechtes sofort möglichst die ganze verfügbare Artillerie zu entwickeln, kann jetzt nicht mehr unbedingte Gültigkeit wie früher beanspruchen. Unter manchen Umständen wird sich die Artillerie, wie es 1870/71 trotz ihrer geringeren Stärke, bei allerdings auch geringerer Kampfbreite der Infanterie öfter der Fall gewesen ist, als zu zahlreich im Verhältnis zur Infanterie herausstellen. Umsomehr wird es sich häufig als nützlich erweisen, auch Batterien in Reserve zu halten.

In nahem Zusammenhange hiermit steht die Frage, wo die Feldartillerie den geeignetsten Platz in der Marschkolonne findet. Im Kriege von 1866 befand sich die „Reserve-Artillerie" der Armeekorps grundsätzlich am Ende der Marschkolonnen der Korps und nur je eine Abteilung von vier Batterien bei den Divisionen. Da sich aber das Bedürfnis herausstellte, für das die Einleitung des Gefechtes bildende Artillerie-Duell möglichst viele Geschütze zur Hand zu haben, so wurde nach jenem Kriege der früheren Reserve-Artillerie unter dem Namen „Korps-Artillerie" ihr Platz in der Marschkolonne des Armeekorps zusammen mit der Artillerie der vordersten Division nahe hinter der Spitze dieser Division angewiesen, während auch die zweite Division ihre Artillerie an die Spitze zu nehmen hatte. Dieses Verfahren hat sich 1870/71 bewährt, und der ihm zugrunde liegende Gedanke ist bis in die neueste Zeit maßgebend geblieben, wenn auch nach der Neuorganisation der Feldartillerie in der veränderten Gestalt, daß beide Divisionen ihre Artillerie nahe an die Spitze nehmen.

Da nun aber die Artillerie künftig in der Regel erst in Tätigkeit treten wird, wenn die Infanterie des Angreifers auf dem Plane erscheint, so wird der Hauptgrund für das weite Vorziehen der Artillerie in der Marschkolonne hinfällig, und die Nachteile der dadurch verzögerten Entwickelung der Infanterie zum Gefecht treten in den Vordergrund, umsomehr, als die normale Marschtiefe der Feldartillerie eines Armeekorps sich seit 1871 nahezu verdoppelt hat (von $4^1/_2$ km auf 8 km), und erfahrungsmäßig bei ungünstigen Witterungs- und Wegeverhältnissen die Geschütz- und Fahrzeug-Kolonnen sich am meisten verlängern. Für das geplante Gefecht, dem der Aufmarsch vorhergeht, ist es zwar gleichgültig, in welcher Reihenfolge die Truppen eintreffen. Im Begegnungsgefecht aber ist jede Verzögerung der Infanterie-Entwickelung eine schwere Beeinträchtigung des Bestrebens, sich die Vorhand zu sichern. Daher spricht jetzt vieles dafür, in der Marschkolonne des Armeekorps einen Teil der Artillerie wieder hinter die Infanterie zu setzen. Die Felddienst-Ordnung von 1908 läßt den kommandierenden Generalen hierfür freie Hand.

13. Die Kavallerie hat durch die bessere Ausrüstung und Ausbildung für Feuergefecht an Selbständigkeit gewonnen. Im Gefecht mit verbundenen Waffen reicht jedoch ihre Feuerkraft nur für Nebenaufgaben aus. Der Infanterie und Artillerie gegenüber ist ihre Tätigkeit durch deren gesteigerte Feuerwirkung erschwert. Insbesondere ist es für sie schwerer geworden, sich zur Wahrnehmung günstiger Gefechtsmomente nahe genug bereit zu halten. Derartige Momente bieten sich aber, trotz der gesteigerten Feuerwirkung, wegen des zersetzenden Einflusses, den diese auf die im Kampfe stehenden Truppen ausübt, keineswegs seltener als früher. Namentlich in der Verfolgung oder im Aufhalten einer solchen (siehe Ziffer 15) kann eine tüchtige Reiterei, wenn sie rechtzeitig zur Stelle ist, nach wie vor große Dienste leisten. Unersetzbar sind ihre Dienste auf den Gebieten des Nachrichten- und Sicherungswesens, trotz der technischen Hilfsmittel, die jetzt hierbei auch mit Nutzen Verwendung finden.

14. Aus dem bisher, namentlich in Ziffer 6 und 12 Gesagten geht hervor, daß die gesteigerte Wirkung der Feuerwaffen im Kampfe dem Verteidiger mehr Vorteil als dem Angreifer gewährt. Die auf moralischem Gebiete liegenden Vorzüge des Angriffsverfahrens bestehen unverändert fort, aber die Überlegenheit des Angreifers an Zahl oder Tüchtigkeit muß heute größer sein, um Erfolg zu erzielen. Im Gefecht kommt es indes nicht darauf an, daß diese Überlegenheit an allen Punkten bestehe, sondern, daß sie da vorhanden sei, wo die Entscheidung liegt. Sie kann auf einem oder beiden Flügeln oder auch in der Front gesucht werden.

Die Vorteile des umfassenden Angriffs haben mit der größeren Tragweite und Wirksamkeit der Feuerwaffen eine Steigerung erfahren. Denken wir uns die Flanke einer Verteidigungsstellung im rechten Winkel zur Front gebildet, so ist der Verteidiger zwar räumlich nicht behindert, dem gegen Front und Flanke sich entwickelnden Angreifer eine gleiche Anzahl von Geschützen und Gewehren entgegenzustellen. Aber abgesehen von dem Vorteil des konzentrischen Feuers, der hierbei auf seiten des Angreifers ist, findet dieser auch vor dem Scheitelpunkt des durch Front und Flanke der Stellung gebildeten Winkels Raum zur Entwickelung von Kräften, denen der in Front und Flanke voll beschäftigte Verteidiger keine Feuerwirkung entgegenzusetzen vermag. Der hierfür vor dem Scheitelpunkt eines rechten Winkels zur Verfügung stehende Viertelkreisraum hat auf 1500 m vor der Winkelspitze schon eine Breite von 2550 m, in der Entfernung von 2500 m aber eine Breite von fast 4000 m. Darin findet die gesteigerte Wirksamkeit der Umfassung ihren Ausdruck. Sie ermöglicht dem Angreifer eine Feuerwirkung von erdrückender Überlegenheit. — Ähnliche Vorteile bietet der Angriff auf ausspringende Winkel einer feindlichen Front.

Der Durchbruch der feindlichen Front ist dagegen durch die gesteigerte Feuerwirkung erschwert, weil hierbei der Angreifer zunächst und bis er sich Luft geschafft hat, in die Lage des Umfaßten gerät. Für Truppen von überlegener Tüchtigkeit ist

er gleichwohl unter günstigen Gelände- oder Stärkeverhältnissen auch jetzt noch nicht unausführbar.

15. Durch die gesteigerte Feuerwirkung und durch die größere Auflösung, die die Truppenverbände im Gefecht erleiden, wird jede Rückzugsbewegung im Angesicht des Feindes schwerer und verlustreicher, entsprechend größer die Wirkung einer tatkräftigen Verfolgung. Truppen, die einen Angriff erfolgreich durchgeführt haben, werden aber selten sogleich für Leistungen, die über das Verfolgungsfeuer hinausgehen, verwendbar sein. Um die Früchte eines siegreichen Gefechtes durch Verfolgung des geschlagenen Gegners zu ernten, bedarf es verfügbarer Kavallerie und intakter Reserven.

16. Die bisherige, auf Tatsachen beruhende Annahme, daß die blutigen Gefechtsverluste mit der Vervollkommnung der Waffen nicht zu- sondern abnehmen, hat noch im Kriege der Engländer gegen die Buren Bestätigung gefunden. Nach den neuesten, allerdings noch nicht durchweg einwandfreien statistischen Nachrichten über die Verluste im Ostasiatischen Kriege von 1904/05*) erscheint mindestens die Allgemeingültigkeit jener Annahme zweifelhaft. Denn es ergibt sich daraus, daß die durchschnittlichen Verluste an Toten und Verwundeten in den vier großen Schlachten dieses Krieges sich bei den Japanern auf 20,4 %, bei den Russen auf 16,7 % beliefen, während sie bei den Deutschen in den 18 großen Schlachten des Krieges von 1870/71 nur 7,0 % der Streiter betrugen. Nun dauerten freilich die vier Schlachten 1904/05 im ganzen 40 Tage, die 18 des Krieges von 1870/71 nur 27 Tage. Berechnet man den Durchschnittsverlust am einzelnen Schlachttage, so stellt sich heraus, daß er für die Russen 1,7 %, für die Japaner 2,0 %, für die Deutschen aber 4,7 % betrug. In der 14tägigen Schlacht von Mukden verloren die Russen 19,3 % der Streiter, in der eintägigen von Mars la Tour—Vionville erkauften die Deutschen ihren Sieg mit einem Verlust von 22,0 %. Bei allen Vergleichen dieser Art ist zu berücksichtigen, daß die Schlachten von 1870/71 reine Feldschlachten waren, und daß die Deutschen im zweiten Teile des Krieges ihre Siege mit verhältnismäßig geringeren Verlusten erfochten, daß dagegen die Schlachten von 1904/05 in schweren Positionskämpfen bestanden, in denen gegen Verluste ungewöhnlich unempfindliche Angreifer gegen sehr standhafte Verteidiger fochten. Einzelne Truppenteile haben 1904/05 in den nicht selten auf nächste Entfernungen geführten Kämpfen in kurzer Zeit sehr schwere Verluste erlitten. Das ist aber auch in allen früheren Kriegen vorgekommen. Ein Verlust von 90 %, wie ihn die japanische Brigade Nambu in der Schlacht bei Mukden in kurzer Zeit erlitt, steht allerdings in der Geschichte wohl einzig da. Indes verlor beispielsweise auch 1870 das preußische Infanterie-Regiment Nr. 16 in einem kaum halbstündigen Angriff bei Mars la Tour 68 %.

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 1. Heft. Seite 155 ff. und Anlage 1 bis 3.

Man wird weitere Kriegserfahrungen abwarten müssen, um ein einigermaßen zuverlässiges Urteil darüber zu gewinnen, ob und in welchem Maße infolge der neuesten Waffenvervollkommnungen und entsprechend veränderter Taktik die blutigen Verluste zu- oder abnehmen.

Die Schlacht, d. h. der gewaltsame Zusammenstoß einer oder mehrerer Armeen mit ähnlich starken feindlichen Kräften, besteht aus einer Reihe mehr oder weniger zusammenhängender, beiderseits einheitlichem Zwecke dienender, einheitlich geleiteter und sich gegenseitig beeinflussender Gefechte. In jedem dieser Gefechte werden die im vorstehenden gekennzeichneten neuen Erscheinungen sich geltend machen. Die Schlacht.

Hiervon abgesehen, wird die Schlacht einer selbständig operierenden Armee — von drei bis fünf Armeekorps — nur noch insofern ein gegen früher verändertes Gepräge zeigen, als mit der Verbreiterung der Gefechtslinien der Armeekorps sich auch die Raum- und Zeitverhältnisse in ihr erweitern, gleichwohl der Einfluß des Oberbefehlshabers durch die Vervollkommnung der Verkehrsmittel und den langsameren Verlauf der einzelnen Gefechte größer als früher geworden ist. Mit allen Teilen der Schlachtlinie durch Telegraph, Telephon usw. in Verbindung stehend, kann und muß der Oberbefehlshaber jederzeit ein zutreffendes Bild von dem Verlauf der Schlacht, ihren Hauptzügen nach, besitzen; und fast ohne Zeitverlust kann er mit Befehlen eingreifen. Mit Nutzen wird er dies freilich nur tun, wenn er peinlich der Versuchung widersteht, die Unterbefehlshaber in der Wahl der Mittel zur Erfüllung der ihnen gestellten Aufgaben mehr zu beschränken, als zur Sicherung übereinstimmender Tätigkeit aller Glieder unerläßlich ist. Dagegen bietet seine bessere Orientierung und der langsamere Verlauf der Schlacht ihm vermehrte Gelegenheit zu machtvollem Eingreifen mit Reserven. Ein von frischer Initiative beseelter Armeeführer wird daher, wenn er nicht schon vor der Schlacht die Lage so übersieht, daß er bereits bei den einleitenden Bewegungen zu ihr einen angemessenen Teil seiner Kräfte zur Führung des entscheidenden Schlages anzusetzen vermag, umsomehr darauf bedacht sein, mit Hilfe einer starken Reserve sich hierzu die Möglichkeit zu sichern. In einer in diesem Sinne geleiteten Armeeschlacht wird die Entscheidung zwar nicht so schnell wie bisher fallen, aber länger als zwei, höchstens drei Tage wird das Ringen voraussichtlich nicht dauern, es sei denn, daß es sich in ihr um Angriff und Verteidigung einer festungsähnlichen Stellung handelt, oder daß auf beiden Seiten hochgradige Unentschlossenheit herrscht. 1. Armeeschlacht.

Wie für das Gefecht, so besteht auch für die Armeeschlacht nach voraufgegangener Erkundung die nächstliegende und wichtigste Aufgabe der Oberleitung in der zweckmäßigen, d. h. in der der strategischen Lage, dem taktischen Zweck, den Stärkeverhältnissen und den örtlichen Verhältnissen entsprechenden Gliederung und räumlichen Gruppierung der Streitkräfte. Der Oberbefehlshaber wird hierbei grundsätzlich mit Armeekorps rechnen, diesen ihre Aufgaben zuteilen und nur, insoweit es unvermeidlich

ist, Teile für besondere Zwecke aus ihrem Korpsverbande loslösen. Die Hauptfrage aber, von deren Beantwortung die Gruppierung der Streitkräfte abhängig zu machen ist, lautet für einen tatkräftigen Oberbefehlshaber: Mit wie geringen Kräften kann ich für die Nebenaufgaben in der Schlacht auskommen, um möglichst starke Kräfte als Hauptreserve zur Führung eines entscheidenden Schlages an der Hand zu behalten, und wo werde ich zur Führung dieses Schlages voraussichtlich die günstigste Gelegenheit finden?

Dies gilt für die Verteidigungs- wie für die Angriffsschlacht. Für die weiteren Betrachtungen werden wir jedoch beide Schlachtformen auseinander halten müssen. Und um uns nicht in Abstraktionen zu verlieren, möge angenommen werden, daß die beiden auseinander stoßenden Armeen aus je fünf Korps von annähernd gleicher Stärke wie die deutschen Armeekorps bestehen.

Der Oberbefehlshaber einer selbständig operierenden, in strategischer Defensive befindlichen Armee von fünf Korps hat eine gewisse, wenn auch begrenzte Freiheit bezüglich der Wahl des Schlachtfeldes. Eine allen Wünschen entsprechende Stellung für die Verteidigungsschlacht in der Gegend zu finden, in der er eine solche annehmen will oder muß, darf er kaum jemals hoffen. Meilenlange natürliche Verteidigungslinien ohne schwache Punkte gehören zu den größten Seltenheiten. Als gut muß eine Armee-Verteidigungsstellung schon angesehen werden, wenn sie einem Flügel starke Anlehnung, vor dem größten Teile der Front weithin freies Schußfeld, in ihr befriedigende Deckung und Stützpunkte und hinter ihr Bewegungsfreiheit bietet. Nehmen wir an, der Verteidiger finde eine solche Stellung und auch noch einige Zeit, um sie künstlich zu verstärken. Die nächste Frage ist dann, wie weit die Front, von dem angelehnten Flügel gerechnet, ausgedehnt werden soll. Örtliche Verhältnisse sprechen hierbei mit, seltener auch strategische. Je länger die Front, um so größer ihre Feuerkraft, vorausgesetzt allerdings, daß sie in ihrer ganzen Länge angegriffen wird; um so größer aber wahrscheinlich auch die Zahl der schwachen Punkte in ihr, und um so schwächer die Reserven. Indes kann die Front einer guten Verteidigungsstellung schon recht stark gebildet werden, wenn den einzelnen Armeekorps in ihr ein durchschnittlicher Breitenraum von je 5000 m zugewiesen wird, zumal bei der großen Fernwirkung der heutigen Waffen die Herstellung zusammenhängender Feuerlinien nicht notwendig, oft nicht einmal zweckmäßig ist. Allerdings darf bei Besetzung einer Armee-Schlachtstellung nicht außer acht gelassen werden, daß der Kampf um sie voraussichtlich ein mehrtägiger sein wird, man in ihr also auf die Möglichkeit nächtlicher Angriffe Bedacht zu nehmen hat. Aber auch unter Berücksichtigung dieses Umstandes werden die Korps bei der angenommenen Durchschnittsbreite in der Regel Feuerlinien und Spezialreserven in ausreichender Stärke zu zäher Verteidigung bilden können, sofern die Truppen den Aufgaben einer solchen gewachsen sind.

Wenn unter vorstehender Voraussetzung vier Korps zur Bildung der Front verwendet würden, so erhielte diese eine Breite von 20 km, und nur ein Korps bliebe als Hauptreserve übrig. Deren aus taktischen Gründen gebotener Platz wäre vermutlich etwa einen halben Tagemarsch gestaffelt hinter dem nicht angelehnten Flügel, um einem Versuche des Gegners zur Umfassung dieses Flügels entgegentreten zu können. Zu entscheidendem Eingreifen am anderen Flügel könnte sie der Entfernung wegen freilich erst am Tage nach dem hierzu gefaßten Entschluß gelangen. Zu offensivem Hervorbrechen gegen die Flanke des den äußeren Flügel angreifenden Gegners stände sie wohl bereit. Aber nur dann, wenn letzterer die ganze Front stark angegriffen und hierbei schwere Erschütterungen erfahren hätte, würde sie stark genug erscheinen, um einen entscheidenden Erfolg von ihrem Angriff erhoffen zu können.

Für den beschränkten Zweck der Abwehr mag gleichwohl eine dem Vorstehenden entsprechende räumliche Ausdehnung und Kräfteverteilung unter Umständen genügen. Ein Armeeführer aber, der sich zur Verteidigungsschlacht in der Hoffnung entschließt, in ihr und durch sie die Kraft für den Übergang zu offensiver Kriegführung zu gewinnen, wird guttun, sich mit schmalerer oder mit schwächer besetzter Front zu begnügen, um die Entscheidung mit einer um so stärkeren Reserve zu suchen. Eine zu schwach besetzte Front könnte freilich leicht zu ihrer unmittelbaren Verstärkung aus der Reserve Anlaß geben und dadurch diese ihrer positiven Aufgabe entziehen. Der Druck der Abhängigkeit, in der sich der Verteidiger vom Handeln des Gegners befindet, wächst mit der räumlichen Ausdehnung des Schlachtfeldes, trotz des langsameren Verlaufs der einzelnen Gefechte und des beschleunigten Verkehrs zwischen Haupt und Gliedern. Das mahnt zur Vorsicht bei der Feststellung der Frontausdehnung und der Kräfteverteilung.

Dem Angriff muß eine gründliche, wenn auch mit Zeitverlust verbundene Erkundung der feindlichen Stellung vorhergehen. Erst auf Grund einer solchen kann ein zweckentsprechender Plan für den Aufmarsch der Armee und die Einteilung der Schlacht entworfen werden. Der Angriffsplan kann damit rechnen, daß ein entscheidender Erfolg über einen feindlichen Flügel oder ein machtvoller Durchbruch der Mitte sich trotz der größeren räumlichen Ausdehnung der feindlichen Stellung noch auf die ganze Linie des Gegners fortpflanzen wird, wenn diese sich gleichzeitig an mehreren anderen Stellen ernstlich bedroht sieht. Unter Zurückhaltung einer möglichst starken Hauptreserve wird daher der Angriff gegen die ganze feindliche Front, wenn auch nicht in ununterbrochener Linie, zunächst hinhaltend einzuleiten, die Hauptreserve aber dem Blick des Gegners fernzuhalten sein. Liegt es in der Absicht, den entscheidenden Schlag durch umfassenden Angriff eines Flügels zu führen, und hat der Angriff der feindlichen Flanke nicht schon während des Anmarsches durch seitliches Vorschieben entsprechend starker Kräfte vorbereitet werden können, so muß die Reserve

von rückwärts her dazu vorgezogen werden. Diese außerhalb des feindlichen Feuerbereiches auszuführende Bewegung ist an sich schwierig und noch schwerer ist es, sie möglichst lange zu verbergen. Geschickte Führer und zuverlässige, leistungsfähige Truppen werden aber die Aufgabe unter Zuhilfenahme der Nacht lösen und dann, unterstützt durch den nunmehr auf der ganzen Front lebhaft entbrennenden Kampf, den entscheidenden Angriff ausführen. Um die feindlichen Reserven von dem Flügel, gegen den dieser Angriff sich richtet, fortzuziehen, kann sich ein Scheinangriff auf den entgegengesetzten Flügel empfehlen. Er muß aber, um seinen Zweck zu erreichen, in Anbetracht der Entfernungen an dem dem Hauptangriff vorhergehenden Tage unternommen werden. — Der Durchbruch hat günstiges Gelände und sehr überlegene Tüchtigkeit der Truppen zur Voraussetzung. Am meisten Aussicht auf Gelingen hat er auch, wenn er unter Benutzung der Nacht so vorbereitet wird, daß er, unterstützt durch kräftigen Angriff der Nebenfronten, bei Tagesgrauen erfolgt. Die Hauptmasse der Reserven darf nicht für den Durchbruch selbst verwendet werden, sondern muß nahe folgen, um die schwierige Lage, in der der Angreifer sich nach geglücktem Durchbruch zunächst befindet, zu überwinden und den Erfolg zu vervollständigen.

Was an anderer Stelle vom Begegnungsgefecht gesagt wurde, gilt auch von der Begegnungsschlacht: überlegene Tüchtigkeit der Truppen und ihrer Führung wird in ihr nach wie vor fast immer schnelleren und billigeren Erfolg als im Angriff auf einen in vorbereiteter Stellung befindlichen Feind erzielen. Dem Tüchtigeren sollte ein solcher Zusammenstoß ausreichender Kräfte mit dem Feind, mag dieser rein frontal oder schräg oder gar in der Flanke getroffen werden, stets willkommen sein. Nehmen wir den einfachsten Fall des rein frontalen Aufeinanderstoßens zweier sich gegeneinander bewegenden Armeen an, und denken wir uns von den fünf Korps, aus denen sie bestehen mögen, auf jeder Seite vier in erster Linie marschierend, während das fünfte mit Tagemarschabstand folgt, so entwickelt sich beim Zusammenstoß der Kolonnenspitzen in einer Frontausdehnung, die 20 bis 30 km betragen mag, eine Reihe von Begegnungsgefechten mit ziemlich weiten Abständen voneinander. Telegraphische oder telephonische Verbindung der Armeekorps mit dem Oberbefehlshaber wird zunächst nicht vorhanden, der Einfluß des letzteren auf die Entwickelung der Schlacht daher gering sein. So weit er aber mit ausreichendem Überblick über die Lage einzugreifen vermag, wird er bestrebt sein, wenigstens an einem Punkte eine entschiedene Überlegenheit zu gewinnen. Wenn der Tag vom Beginn der Gefechte bis zum Eintritt der Dunkelheit nicht sehr lang ist, so wird die Schlacht am Abend wahrscheinlich noch nicht entschieden sein, der Oberbefehlshaber aber nunmehr ausführliche Berichte über den Verlauf und Ausgang der einzelnen Gefechte erhalten, die ihn instandsetzen, seine Anordnungen für einheitliche Fortsetzung der Schlacht am nächsten Tage unter Mitverwendung des inzwischen näher herangezogenen fünften Korps zu treffen.

Auf die Entwickelung weiterer auf die Begegnungsschlacht bezüglicher Gesichtspunkte kann hier verzichtet werden. Nur sei nochmals hervorgehoben, daß entschlossenes, tatkräftiges Handeln nirgends so sicher wie in der Begegnungsschlacht zum Siege führt, weil in ihr das Gelände nicht einseitig die Abwehr begünstigt.

Unter einer Hauptschlacht verstehe ich eine Schlacht, an der auf beiden Seiten Streitkräfte in der Stärke mehrerer Armeen beteiligt sind. Nehmen wir den immerhin denkbaren Fall an, daß ein aus zwei Armeen zu je fünf und zwei Armeen zu je vier Korps zusammengesetztes Heer zum Angriff eines in stark befestigter Stellung kampfbereit stehenden Gegners von gleicher Stärke und Formation schreite, also Heere von etwa einer halben Million Streiter sich gegenüber stehen. 2. Die Hauptschlacht.

Die beiderseitigen Feldherren werden im allgemeinen mit Armeen rechnen und diesen ihre Aufgaben stellen. Persönlichen Eingreifens an einzelnen Stellen, wie es für den Oberbefehlshaber in der Armeeschlacht ausnahmsweise noch angezeigt sein kann, müssen sie sich gänzlich enthalten, vielmehr ihren Platz fern vom Toben des Kampfes wählen und festhalten, um, unbeirrt durch Einzelvorgänge, den Überblick über das Ganze zu bewahren. Die heutigen Verkehrsmittel ermöglichen dies, trotz der gewaltigen Ausdehnung des Schlachtfeldes, ebenso wie rechtzeitige Befehlserteilung, wo Anlaß dazu vorliegt. Nachdem sie den Armeen ihre Aufgaben nach Raum und Zweck zugeteilt haben, werden sie entscheidenden Einfluß auf den weiteren Verlauf der Ereignisse hauptsächlich durch die Verwendung der zu ihrer alleinigen Verfügung zurückgehaltenen Reserven ausüben.

Der Feldherr des Verteidigungsheeres wird hierzu vermutlich eine der beiden Armeen zu vier Korps bestimmen, die drei anderen Armeen zur Bildung der Schlachtlinie verwenden. Wenn auch die Oberbefehlshaber dieser drei Armeen, wie es ratsam erscheint, je ein Korps in Reserve stellen, so bleiben von den 18 Armeekorps der Gesamtmacht noch 11 für die Front übrig. Da wir angenommen haben, daß die Stellung stark befestigt sei, so erscheint eine durchschnittliche Frontbreite von 5000 bis 5500 m für das Armeekorps nicht zu groß, vielmehr zur Ausnutzung der Feuerkraft zweckmäßig. Danach würde die Schlachtfront eine Breite von 55 bis 60 km — etwa der Entfernung von Berlin bis Brandenburg entsprechend — haben.

Eine so große Ausdehnung der Schlachtlinie hat die wichtige Folge, daß sich die Wirkung örtlicher Entscheidungen nicht unmittelbar auf die ganze Linie fortpflanzt, wie wir es bei der Armeeschlacht noch als die Regel betrachten konnten. Wenn in einer Schlachtstellung Brandenburg—Berlin der Flügel bei ersterem Orte eine entscheidende Niederlage erlitte, so würde hiervon der Teil der Stellung zwischen Berlin und Potsdam selbst am folgenden Tage noch unberührt bleiben und somit reichliche Zeit zu geeigneten Gegenmaßnahmen vorhanden sein.

Für solche und ähnliche Zwecke, namentlich auch für die Abwehr weit ausgreifender

Umfassungsversuche des Gegners und für Offensivunternehmungen ist hauptsächlich die Reservearmee des Verteidigungsheeres bestimmt. Ob sie anfänglich den geeignetsten Platz hinter einem Flügel oder näher der Mitte findet, hängt von den besonderen Umständen, und zwar mehr noch von strategischen als von taktischen Erwägungen ab. Die Aufstellung hinter einem Flügel, vielleicht ihn überragend, dürfte am häufigsten vorkommen. Was den Abstand der Reservearmee von der Front der Stellung betrifft, so wird es den Raum- und Zeitverhältnissen entsprechen, wenn er mindestens zwei Tagemärsche beträgt. Und am bereitesten zur Verwendung in jeder Richtung ist sie nicht etwa in enger Versammlung, sondern in einer gewissen räumlichen Ausbreitung, die Bewegungs- und Entwickelungsfreiheit gewährt. Auch kann und wird man den zu ihr gehörigen Truppen zur Schonung ihrer Kräfte bis zum Zeitpunkt ihrer Verwendung möglichst Unterkunft unter Dach und Fach gewähren.

Der frontale Angriff mit gleich starken Kräften ist unter den angenommenen Verhältnissen schwierig. Um da, wo er die Entscheidung suchen will, überlegene Kräfte einsetzen zu können, wird der Angreifer darauf verzichten müssen, die ganze Front mit Angriff zu bedrohen und sehr sorgfältig zu erwägen haben, wie er die Nebenzwecke mit möglichst geringen Kräften erreichen kann, ohne sich hierbei gefährliche Blößen zu geben. Für das Unternehmen, die Entscheidung im Durchbruchsverfahren zu suchen, sind die Aussichten in der Regel nicht günstig. Zwar wird eine Stellung von 50 bis 60 km Frontbreite schwache Punkte haben. Aber das Eindringen an einem oder dem anderen von ihnen verspricht in den seltensten Fällen entscheidenden Erfolg, weil der Verteidiger zu viele, von dem örtlichen Mißerfolg unberührt gebliebene Kräfte an der Hand und ausreichende Zeit behält, um sie gegen die eingedrungenen, räumlich beengten Angreifer umfassend in Tätigkeit zu setzen. Auch die erfolgreiche Durchführung eines umfassenden Angriffes gegen einen Flügel der Stellung ist nur ein erster Schritt zum Siege. Der Verteidiger wird ihn streitig machen, indem er seine inzwischen dazu bereit gestellte Reservearmee gegen die äußere Flanke der Umfassung vorführt, vielleicht auch Kräfte aus dem ungefährdet gebliebenen Teile der Front heranzieht. Für diesen Kampf nicht nur ausreichende Kräfte rechtzeitig heranzubringen, sondern auch günstige Bedingungen für deren Entfaltung zu gewinnen, wird ein Hauptbestreben des Angreifers sein. Er befindet sich hier räumlich in vorteilhafterer Lage als nach einem Durchbruch der feindlichen Front. Indes ist die Vorführung einer Reservearmee um den anzugreifenden Flügel herum und die Kombination dieser Bewegung mit dem umfassenden Angriff, dessen äußeren Flügel die Reserven nicht nur sichern, sondern auch, gegen die feindliche Flanke einschwenkend, verlängern soll, eine überaus schwierige Operation. Mehr Aussicht auf Erfolg hat der Angreifer, wenn die strategische Lage ihm gestattet, eine seiner Armeen von weither gegen die Flanke der feindlichen Stellung anzusetzen und den so eingeleiteten Flankenangriff mit der Flügelumfassung zu verbinden. Er verlegt dadurch die Entscheidung

in eine offene Feldschlacht jener Flankierungsarmee mit der Reservearmee des Verteidigers und bedroht, wenn er in ihr siegt, das ganze Verteidigungsheer mit einer schweren Katastrophe. Allerdings muß der Angreifer bei solchem Verfahren darauf gefaßt sein, daß der Gegner, die Schwäche der vor der Front der Stellung befindlichen Kräfte erkennend, gegen diese zum Angriff hervorbricht. Allein der Entschluß dazu ist schwer, ihn ausführend würde der Verteidiger sich fast mit seinem ganzen Heere in eine offene Feldschlacht verwickeln, wofür er in seiner wohleingerichteten Stellung schwerlich die rechte Stimmung gefunden haben wird. — Beachtenswert ist die ungemein schwierige Lage, in die der Verteidiger unfehlbar gerät, wenn er durch einen weit umfassenden, erfolgreichen Flankenangriff zum Aufgeben seiner bis dahin festgehaltenen Verteidigungsstellung veranlaßt wird. In dem natürlichen Bestreben, dem Druck von der Flanke her durch Einschlagen einer seitlichen Richtung sich zu entziehen, sind die zahlreichen, in der Bildung begriffenen Rückzugskolonnen in Gefahr, sich zu einer unentwirrbaren Masse zusammenzuschieben. Taktisch minder mißlich ist die Lage des nach verlorener Schlacht den Rückzug antretenden Angriffsheeres, weil dessen Rückzug sich naturgemäß zunächst in divergierenden Richtungen vollziehen wird. Eine erträgliche strategische Lage wiederzugewinnen, wird freilich auch ihm große Mühe machen.

Indes — Betrachtungen der vorstehenden Art darf kein anderer Wert beigemessen werden, als der, daß wir mit ihrer Hilfe eine ungefähre Vorstellung von den noch unerprobten Kraft-, Raum- und Zeitverhältnissen gewinnen, mit denen in einer Hauptschlacht künftig zu rechnen sein wird. Ohne weiteres erkennen wir die unvermeidlich lange Dauer einer solchen Schlacht und den starken Kraftverbrauch in ihr. Die Verluste an Toten und Verwundeten werden zwar im Verhältnis zur Gesamtzahl der Streiter wahrscheinlich nicht größer, sondern eher geringer als in Armeeschlachten sein, weil der Bruchteil der an den Entscheidungskämpfen unmittelbar beteiligten Truppen in der Regel kleiner ist. Dagegen werden in einer Hauptschlacht die körperlichen und seelischen Kräfte aller Beteiligten auf die denkbar schwerste Probe gestellt. Und darauf können und müssen wir uns vorbereiten.

Die Aufregungen des Kampfes, die hohe Anspannung aller Kräfte, die die Schlacht den Kriegern unter beständiger Bedrohung von Leben und Gesundheit, den Führern überdies unter dem Druck schwerer Verantwortlichkeit auferlegt, zehren an Leib und Seele. Selbst starke, nervenfeste Naturen vermögen solchen Einflüssen nur beschränkte Zeit zu widerstehen; nach deren Ablauf tritt Ermattung ein, die nur dadurch gehoben werden kann, daß für Ersatz der verbrauchten Kräfte durch Ruhe und Nahrung ausreichend gesorgt wird. Das ist aber auf dem Schlachtfelde, auf dem Hunderttausende eng versammelt sind, nur in beschränktem Maße möglich. Wenn dort Truppen zeitweise nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Feinde stehen, so lagern sie gefechtsbereit unter freiem Himmel, ohne Stroh und bei Mangel an Holz, nur ein kleiner

Teil wird vorübergehend unter Dach untergebracht werden können. Das Ruhe- und Erholungsbedürfnis findet also wenig Befriedigung. Die Fürsorge für die Verpflegung der Truppen gehört zu den vornehmsten Aufgaben der Truppenführer und ist die wichtigste der Verwaltungsorgane. Die geringfügigen Lebensmittel, die auf dem Schlachtfelde und in dessen Nähe gefunden werden, kommen hierfür kaum in Betracht, und die eisernen Portionen der Mannschaften reichen nicht weit. Der Verteidiger zwar wird, wenn er Zeit gehabt hat, Magazine im Bereich seiner Stellung angelegt haben. Im übrigen aber muß der Verpflegungsbedarf mit Hilfe der Trains gedeckt werden. Deren Standorte befinden sich freilich weit hinter der Front, die Zahl der Wege von dorther ist im Verhältnis zu der großen, eng versammelten Truppenmasse selbst in einem hochkultivierten Lande beschränkt, und sie sind überdies auch anderweitig durch Verwundeten-, Munitionstransporte usw. so vielfach in Anspruch genommen, daß auf ihnen leicht Unordnungen und Verzögerungen entstehen. Schwer zu überwinden sind die Schwierigkeiten, die der Verbindung der Truppen mit den zugehörigen Trains bereitet werden, wenn bedeutende Veränderungen der Plätze eintreten, die die Truppen in der Schlachtordnung anfänglich einnahmen. Da die Trains die Reihenfolge, in der sie nebeneinander hinter der Front stehen, nicht wechseln können, so kreuzen sich in dem angenommenen Falle die Verbindungslinien zwischen ihnen und den Truppen, und es wird des Eingreifens der höheren Führer bedürfen, um die dadurch entstehenden Reibungen und Ernährungshemmnisse zu überwinden. Es liegt hierin aber auch eine verstärkte Mahnung, die Zusammensetzung der Truppenverbände und deren Reihenfolge in der Schlachtordnung nicht ohne zwingende Notwendigkeit zu ändern. Verhängnisvoll könnten sonst die Folgen namentlich nach etwa verlorener Schlacht werden.

Wenn es nun aber auch gelingt, die Truppen während der Schlacht ausreichend mit Lebensmitteln zu versorgen, so ist dadurch doch deren genügende Ernährung noch nicht gesichert, weil es ihnen oft an der für nahrhafte Zubereitung der Speisen erforderlichen Zeit fehlt oder ihr Ruhebedürfnis zu groß ist, um die notwendige Sorgfalt hierauf zu verwenden. Nicht selten wird sich in der langen Schlacht die Verteilung einer reichlichen, gut zubereiteten Mahlzeit und die Herbeischaffung frischen Trinkwassers als die beste Verstärkungsmaßregel erweisen. Fahrbare Küchenwagen, so unerwünscht die Vermehrung der Trains durch sie ist, werden in einer Hauptschlacht kaum entbehrt werden können.

Von der Ausdauer und Widerstandsfähigkeit der körperlichen und seelischen Kräfte der Truppen und ihrer Führer hängt der Sieg in einer Hauptschlacht in ebenso hohem Maße ab wie von ihrer Entschlossenheit und Aufopferungsfähigkeit in einzelnen entscheidenden Momenten. Die Fürsorge für Erhaltung jener Kräfte ist daher, wie überall, so besonders in der lange dauernden Hauptschlacht eine der wichtigsten Aufgaben der Führer aller Grade!

Aus der großen Bedeutung, die für diesen Zweck die gehäuften Trains hinter der Front des Heeres haben, ergibt sich die Notwendigkeit ausreichender Maßnahmen für ihren Schutz. Andererseits bilden die Trains des feindlichen Heeres ein verlockendes Angriffsziel für eine unternehmende Kavallerie. Gelegenheit, Lorbeer auf dem Schlachtfelde selbst zu pflücken, wird sie voraussichtlich erst in den letzten Momenten des Kampfes finden. Die mehrtägige Zeit, die ihr bis dahin verbleibt, kann sie nicht besser als für eine Unternehmung der gedachten Art verwerten.

Aber im Schlußakt der Schlacht darf sie nicht fehlen. Hochgradige Erschöpfung der Kräfte und Auflösung der Ordnung bei den anderen Truppen hüben und drüben ist die unvermeidliche Folge des langen Ringens. In solchen Momenten findet eine tüchtige Reiterei noch heute Gelegenheit, Schlachterfolge wie zur Zeit Friedrichs des Großen zu erzielen, in der Verfolgung, wenn wir als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen, in der Abwehr des nachdrängenden Feindes, wenn wir zum Rückzuge genötigt sein sollten. Der Sieger in einer Hauptschlacht wird bei kräftiger Verfolgung, besonders wenn der entscheidende Angriff die Flanke des Gegners weithin erfaßte, reiche Ernte halten. Aber freilich, wenn es erfahrungsmäßig bisher schon nach Schlachten von kürzerer Dauer schwer gewesen ist, die letzten Kräfte hierfür zusammenzuraffen, so wird dazu nach einer langdauernden Hauptschlacht noch größere Willensstärke erforderlich sein. Fassen wir den festen Vorsatz, daß es uns an ihr eintretendenfalls nicht fehlen soll! Mögen sich namentlich die Kavallerieführer der Pflicht bewußt bleiben, nach erfochtenem Siege den letzten Atemzug von Roß und Reiter an die Einbringung der Ernte zu setzen, ohne daß es dazu eines Befehls bedarf!

Am Schluß unserer Betrachtungen über die Schlacht darf die Frage nicht unerörtert bleiben, welchen Einfluß auf sie möglicherweise eine weitere Vervollkommnung der Luftschiffahrt ausüben wird. Schon jetzt vermag der Fesselballon für Erkundungszwecke, besonders im Kampf um befestigte Stellungen jeder Art, nicht unwesentliche Dienste zu leisten. In viel höherem Maße aber wird die Aufklärung über das Tun und Lassen des Gegners durch lenkbare Luftschiffe erleichtert werden, wenn diese sich in einer für Geschosse unerreichbaren und doch für Beobachtungszwecke noch geeigneten Höhe sicher bewegen und dahin geschafft werden können, wo man sie für solche Zwecke gebrauchen will. Wenn nicht alles trügt, ist dieses Problem seiner Lösung nahe, und zwar unter Erreichung einer möglichen Schnelligkeit des Fluges von mehr als 50 km in der Stunde.

Wenn es durch dieses Hilfsmittel ermöglicht wird, einen schnellen Überblick über die Verteilung der feindlichen Streitkräfte und ihre Bewegungen auf weitem Raume zu gewinnen, so wird dies einen außerordentlich großen Einfluß auf die Kriegführung ausüben, und zwar nicht nur auf die Schlachtentaktik, sondern, wie hier vorgreifend bemerkt sei, auch auf die Leitung der Operationen, auf die Strategie. Wo

der Feldherr bisher im Dunkeln tastete, wird er nicht immer, aber oftmals die Verhältnisse bei Freund und Feind, wie die Figuren auf einem Schachbrett, vor Augen haben. Und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß den größeren Nutzen hieraus die Defensive ziehen wird, da die Überlegenheit der Offensive wesentlich auf dem Moment der Überraschung, auf der Unsicherheit beruht, in die der Verteidiger durch die Abhängigkeit vom Handeln des Gegners versetzt wird. Das Gleichgewicht wird erst wieder hergestellt werden, wenn es gelingt, die Luftschiffahrt dahin zu vervollkommnen, daß es durch sie möglich wird, vernichtende Wirkungen von oben gegen materielle Schutzwehren zu erzielen, so daß der frischen Tatkraft der Triumph über die tote Materie erleichtert wird! Aber für überraschendes Handeln nötigt schon der Fesselballon, wenn er beim Gegner aufsteigt, die Dunkelheit der Nacht zu Hilfe zu nehmen.

Neues auf dem Gebiete der Operationen.

Die Grundgesetze der Strategie sind unveränderlich. Aber ihre Handhabung ist dem Wandel der Zeit unterworfen, hängt namentlich von den herrschenden Kulturzuständen und, damit zusammenhängend, von den Mitteln ab, mit denen der Krieg geführt wird. So sind die aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgehenden Millionenheere erst herstellbar und verwendungsfähig geworden mit Hilfe und auf dem Boden der Kultur unserer Zeit. Aber da die Völker nicht durchweg auf gleicher Kulturstufe stehen, sind auch die Millionenheere nicht völlig gleichwertig, und da der Kulturzustand wie auch die natürliche Beschaffenheit der Länder verschieden ist, sind sie nicht überall gleich verwendbar.

Was insbesondere die Zahl der in einem gegebenen Kriegsfalle verwendbaren Streitkräfte betrifft, so findet sie ihre Grenze in der Ausdehnung und Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes. Um zu fechten, bedürfen die Truppen eines gewissen Breitenraumes, zur Fortbewegung auf weitere Strecken fast überall gebahnter Wege. Wo die Entwickelungsräume oder die gangbaren Wege oder gar beide beschränkt sind, wie beispielsweise im Hochgebirge, kann man nur eine beschränkte Truppenzahl mit Nutzen verwenden; ein Mehr ist da vom Übel. Und in offenem Gelände müssen nebeneinander marschierende Abteilungen, wenn ein ernster Zusammenstoß mit dem Feinde möglich ist, einander so nahe bleiben, daß sie sich rechtzeitig unterstützen können, und doch genügend weiten Abstand zur Entwickelung halten. Voraussetzung hierfür ist entsprechende Wegsamkeit des Landes. Auch die Frage, welche Unterkunftsgelegenheiten und Nahrungsmittel die Truppen auf dem Kriegsschauplatz finden, ist belangreich. Sind solche dort reichlich vorhanden, so wird die Kriegführung dadurch erleichtert. Aber auf geschützte Unterkunft können die Truppen, wenigstens in der besseren Jahreszeit, längere Zeit verzichten, sich mit Zelt und Biwak behelfen. Dazu werden sie künftig selbst in hochkultivierten Gegenden, wenn diese den Hauptkriegsschauplatz bilden, ihrer großen Zahl wegen und im Interesse ihrer Schlagfertigkeit häufiger als in früheren Kriegen genötigt sein. Die erforderlichen, aber auf dem Kriegsschauplatz nicht vorhandenen Verpflegungsmittel können dem Heere nachgeführt werden, wenn

und insoweit die Verkehrswege und Beförderungsmittel, unbeschadet des Munitions- usw. Nachschubes, hierfür ausreichen. So sehen wir, daß die Stärke der verwendbaren Streitkräfte, außer von der Ausdehnung und den Hilfsmitteln des Kriegsschauplatzes, hauptsächlich von der Zahl und Beschaffenheit der auf ihm befindlichen und der zu ihm hinführenden Verkehrswege abhängt.

Das ist nun zwar schon immer so gewesen. Aber bei der Stärke der heutigen europäischen Kontinentalheere hat die operative Heerführung nicht nur mit entsprechend größeren Raum- und Zeitverhältnissen, sondern auch mit vermehrter Bedürftigkeit zu rechnen. Ihre Aufgabe ist dadurch erschwert, was besonders auf Kriegsschauplätzen fühlbar werden wird, deren Kulturentwickelung mit der Vergrößerung der Heere nicht gleichen Schritt gehalten hat, auf denen gleichwohl der Kriegszweck die höchstmögliche Kraftentfaltung erfordert. Napoleon ist 1812 an einer ähnlichen Aufgabe gescheitert. Wir Deutsche haben zwar in der operativen Verwendung beträchtlicher Heeresmassen 1866 und 1870/71 bereits wertvolle Erfahrungen gesammelt, und die Lehren, die unser großer Stratege, Moltke, uns besonders auf diesem Gebiete hinterlassen hat, werden uns über viele Schwierigkeiten hinweghelfen. Vorbildlich ist heute noch und auf lange Zeit hin die Art und Weise, wie er die eng zusammen gehaltenen Kräfte der Ersten und Zweiten Armee in der Richtung auf Metz vor- und um diesen Waffenplatz herumführte und dann wieder die der Dritten und Maas-Armee durch die Argonnen in der Richtung auf Sedan einschwenken ließ. Nicht minder lehrreich ist die Vereinigung der ursprünglich weit voneinander getrennten preußischen Armeen auf dem Schlachtfelde von Königgrätz, und die Leitung der in weitem Umkreise in divergierenden Richtungen operierenden Armeen während der Einschließung von Paris. Er ist unser unübertrefflicher Lehrmeister in der ausgiebigen Verwertung der Eisenbahnen und in der diskreten Benutzung des Telegraphen, — kurz in der operativen Verwendung moderner Streitkräfte und Kriegsmittel. Aber wir müssen uns bewußt sein, daß wir bei der Anwendung seiner Lehren den inzwischen noch größer gewordenen Kraft-, Raum- und Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen haben, daß insbesondere nicht nur unsere Streitkräfte sich seit 1871 noch bedeutend vermehrt haben, sondern daß dies in weit höherem Maße von denen anderer Mächte gilt. Um gleichartige Zwecke wie die zu erreichen, die Moltke im Vormarsch gegen die Saar und gegen Metz mit zwei Armeen, von im ganzen zehn Armeekorps, und in der Operation von Sedan mit zwei, acht und ein halbes Armeekorps umfassenden, Armeen erfüllte, würden wir heute, in Anbetracht der größeren Stärke unserer mutmaßlichen Gegner, vielleicht doppelt so starke Kräfte verwenden müssen. Daß wir künftige Kriege stets in fast ununterbrochener, schnell vorwärtsschreitender Offensive, wie 1866 und 1870/71 zu führen imstande sein werden, dürfen wir ebenso wenig hoffen, wie, daß stets so reiche, namentlich so wegereiche Gegenden wie 1870/71 den Kriegsschauplatz für uns bilden werden. Wie die bedeutenden Veränderungen, die seit 1871 auf taktischem Gebiete

eingetreten sind, auf das Operative einwirken werden, dies zu beurteilen, reichen die Erfahrungen des Ostasiatischen Krieges nicht aus. Strategische Defensive und Rückzug haben wir seit einem Jahrhundert nicht praktisch erprobt; wie würden sie sich eintretendenfalles unter heutigen Verhältnissen gestalten?

Diese und viele ähnliche Fragen erfordern reifliches Nachdenken. Sie eingehend zu erörtern, genügt der Raum, den eine Zeitschrift zur Verfügung stellen kann, nicht. Aber einige aphoristische Bemerkungen zu ihrer Beleuchtung mögen mir noch gestattet sein.

Die Bedeutung, die beim Operieren mit größeren Heerkörpern der Tiefe ihrer Marschkolonnen und den sich daraus ergebenden Raum- und Zeitverhältnissen beizumessen ist, hat uns Moltke in seinem Aufsatze vom 16. September 1865 „Über Marschtiefen"*) und dann in der Kriegspraxis zu klarem Bewußtsein gebracht. In jenem Aufsatze faßt er das Ergebnis seiner Betrachtungen in folgenden Hauptsätzen zusammen:

„Die Schwierigkeiten in der Bewegung wachsen mit der Größe der Truppenkörper. Mehr als ein Armeekorps kann auf einem Wege an einem Tage nicht fortgeschafft werden. Sie wachsen aber auch mit der Annäherung, welche die Zahl der zu benutzenden Straßen beschränkt. Daraus ergibt sich, daß bei Armeen die Getrenntheit der Korps der normale Zustand, daß ihre Versammlung ohne einen ganz bestimmten Zweck ein Fehler ist. . . . . . Wenn nun dennoch die Vereinigung aller Streitkräfte zur Schlacht unbedingt geboten ist, so liegt in der Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung das Wesen der Strategie."

Diese Sätze gelten im vollen Maße noch heute. Sie werden für die Kriegführung mit Massenheeren dahin zu erweitern sein, daß hierbei auch auf das Verhältnis von Armeen zueinander das Anwendung findet, was Moltke von dem Verhältnis der Armeekorps sagt, daß nämlich ihr Getrenntsein der normale Zustand ist. Dagegen dürfte der Grundsatz der Vereinigung aller Streitkräfte zur Schlacht „unbedingte" Gültigkeit nur noch innerhalb der Armeeverbände haben, die Versammlung von mehr als zwei Armeen zu einer Hauptschlacht seltener sein, als die Krönung von Operationen durch mehrere Armeeschlachten.

Für diese Annahme spricht die gesteigerte Schwierigkeit der Bewegungen, von der Moltke im Eingange des vorstehenden Zitates selbst sagt, daß sie mit der Größe der Truppenkörper wächst. In einer Beilage zu dem Moltkeschen Aufsatze war die normale Marschtiefe der Truppen eines mobilen preußischen Armeekorps nebst ihren Bagagen, den Munitionskolonnen und dem Pontontrain auf 30500 Schritt =

*) Moltkes Militärische Werke. II. Zweiter Teil (Taktisch-strategische Aufsätze aus den Jahren 1857 bis 1871), Seite 235 ff.

22 875 m, die des Fuhrwesens auf 6500 Schritt = 4375 m, die des ganzen Korps also auf 27 250 m berechnet. Heute dagegen beträgt die normale Marschtiefe der fechtenden Truppen eines deutschen Armeekorps, das an Infanterie und Kavallerie ebenso stark wie ein damaliges preußisches ist, nebst der Gefechtsbagage 25 000 m, die der großen Bagage 7000 m, die der Munitionskolonnen und Trains 17 000 m, die des ganzen Korps also 49 000 m,*) d. h. fast doppelt so viel. Wenn also ein Armeekorps zu einem Marsch von 20 km aufbricht, so treffen die letzten Fahrzeuge frühestens nach 13 Stunden am Ziele ein, bei ungünstigen Witterungs- und Wegeverhältnissen oder schlechter Marschdisziplin aber sehr viel später, vielleicht erst nach 24 Stunden. Die Verlängerung der Marschkolonne ist hauptsächlich auf die starke Vermehrung der Artillerie, die Erweiterung der technischen Hilfsdienstzweige, den größeren Munitionsbedarf und die Notwendigkeit, die Truppen von Hilfsmitteln des Kriegsschauplatzes unabhängiger zu machen, zurückzuführen.

Man ersieht aus den angeführten Zahlen, daß die Bewegung einzelner Korps schwieriger, zeitraubender und für die Truppen anstrengender geworden ist. Um so mehr wird sich dies beim Operieren mit einer vergrößerten Zahl von Armeekorps fühlbar machen. Auf mehr als eine brauchbare Straße für jedes Armeekorps wird man bei der Bewegung größerer Heeresmassen selbst unter sehr günstigen Verhältnissen nicht rechnen dürfen, oftmals genötigt sein, mehrere Korps mit Tagemarschabstand auf ein und dieselbe Straße zu setzen. Nur unter Zuhilfenahme der Nacht und unter Zurücklassung der großen Bagagen und Trains ist es zur Not noch möglich, die Truppen zweier Korps ein und dieselbe Wegstrecke an einem Tage zurücklegen zu lassen. Alles Manövrieren mit großen Massen, namentlich die Ausführung von Frontveränderungen oder von beschleunigten Bewegungen zur Versammlung der Streitkräfte usw., stellt hohe Anforderungen an die Marschleistungen der Truppen; und oftmals werden diese größeren Entbehrungen dadurch ausgesetzt sein, daß sie auf die für das Gefecht nicht erforderlichen Fahrzeuge längere Zeit verzichten müssen.

Vorbedingung für rechtzeitige Versammlung getrennt marschierender Streitkräfte zum Schlagen ist rechtzeitiges Erkennen der Absichten und Handlungen des Gegners. Sind die Streitkräfte so groß, nehmen sie in der Bewegung einen so weiten Raum ein, daß ihre Versammlung mehrtägige Zeit erfordert, so bedarf es entsprechend weiter Voraussicht des Feldherrn. Er wird bemüht sein, die dafür erforderlichen Unterlagen zu gewinnen, besonders durch möglichst weite Voraussendung der Kavallerie, die freilich künftig, um ihre Erkundungsaufgaben befriedigend lösen zu können, zunächst die feindliche Kavallerie wird aus dem Felde schlagen müssen. Die anderwärts ge-

*) Anhang zur Felddienst-Ordnung von 1908, Seite 5.

bräuchliche Bildung von Armee-Avantgarden, die außer dem Zeitgewinn wohl auch dem Nachrichtenwesen dienen soll, hat bei uns aus guten Gründen keinen Eingang gefunden. Immer aber hat Feldherrngenie sich besonders in der doppelten Gabe bekundet, aus dem Gewirr unvollkommener und widerspruchsvoller Nachrichten die wahre Kriegslage herauszufühlen und den Gegner in Abhängigkeit zu versetzen, um von dessen Entschließungen möglichst unabhängig zu sein. Solchem Genie bietet die Zukunft ein erweitertes Feld, sich zu betätigen. Damit sein Gewicht so schwer in die Wagschale falle, wie einst das Genie eines Friedrich und eines Napoleon muß es jetzt freilich an mehreren Stellen vorhanden sein.

Nur durch offensive Kriegführung können wir, wie auf Seite 415 ausgeführt wurde, einen anderen Staat in die unausweichliche Zwangslage versetzen, sich unserem politischen Willen zu unterwerfen. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß der Krieg offensiv begonnen und ununterbrochen offensiv geführt werden müsse, sondern nur, daß die Offensive der gerade Weg zum Ziel ist, die Defensive einen Umweg bedeutet. Auch auf einem solchen kann man zum Ziele gelangen. Der Staat allerdings, der den Krieg erklärt, um eine positive Forderung durchzusetzen, wird logischerweise zum Angriff schreiten müssen, wenn der Gegner ihm damit nicht zuvorkommt. Aber strategisch offensiv kann nur der verfahren, der zur taktischen Offensive fähig und entschlossen ist. Die Aussicht, im strategischen Offensivverfahren den Gegner in eine Zwangslage zu versetzen, aus der er sich nur durch taktischen Angriff befreien kann, ist stets gering gewesen und durch die größere Zahl der Streitkräfte, mit denen jetzt Krieg geführt wird, noch geringer geworden.

Nun wurde zwar im vorhergehenden anerkannt, daß die Vervollkommnung der Waffen der taktischen Defensive in höherem Maße zustatten kommt, als der Offensive. Aber es konnte auch der Überzeugung Ausdruck gegeben werden, daß eine tüchtige Armee die daraus entspringenden Schwierigkeiten zu überwinden vermag, und daß unter dieser Voraussetzung die hauptsächlich auf moralischen Faktoren beruhende Überlegenheit des Angriffsverfahrens ungeschwächt fortbesteht.

Dasselbe gilt von der strategischen Offensive. Auch sie stößt in mehrfacher Beziehung auf gesteigerte Schwierigkeiten. Aber wo die Kraft zu deren Überwindung vorhanden ist, da werden sich die Vorzüge, die sie vor der Defensive hat, mindestens in gleichem Maße wie früher geltend machen. Die größeren Schwierigkeiten, auf der die strategische Offensive jetzt im Vergleich zur strategischen Defensive stößt, liegen, außer in denen des taktischen Angriff, auf dem Gebiete der Ernährung der Streitkräfte und der Erhaltung ihrer Schlagfertigkeit. Die hiermit zusammenhängenden Aufgaben sind naturgemäß leichter im eigenen als im feindlichen Lande zu lösen, leichter im Stehen oder Zurückgehen als in der Vorwärtsbewegung des Heeres, leichter für eine geringe Zahl einfach ausgestatteter Truppen als für große, mit

Schnellfeuerwaffen ausgerüstete und komplizierter technischer Hilfsmittel bedürfende Heere. Die Massenheere unserer Zeit sind selbst bei der Kriegführung in reichem Lande für ihren Unterhalt vorwiegend auf die Hilfsmittel angewiesen, die sie mit sich führen oder die ihnen auf den rückwärtigen Verbindungen zugeführt werden; und der Feldherr ist in seinen Entschließungen wieder, ähnlich wie aus anderen Gründen in der Friderizianischen Zeit, von der Frage abhängig, wie weit die mitgeführten Vorräte und die Mittel zu ihrer Ergänzung durch Nachschub reichen. Von Beitreibungen auf dem Kriegsschauplatze kann für Massenheere keine ausreichende Hilfe erwartet werden, am wenigsten beim Stillstande oder beim langsamen Verlauf der Operationen.

So haben die rückwärtigen Verbindungen des Heeres und die zweckmäßige Organisation des Nachschubes auf ihnen eine hervorragende Bedeutung, besonders für die offensive Kriegführung gewonnen. Ohne die Hilfe von Eisenbahnen oder Wasserstraßen, unter Umständen auch überseeischen, sowie des Telegraphen, wäre es schwerlich möglich, den Unterhalt von Millionenheeren zu sichern. Diese Verkehrsmittel ermöglichen, so weit ihre Benutzbarkeit im Rücken des Heeres reicht, diesem alle Bedarfsgegenstände, die im eigenen Lande vorrätig sind oder dort beschafft werden können, unmittelbar nachzuführen und ihm die Verwundeten, Kranken, Gefangenen usw. abzunehmen, um sie daheim in Pflege und Sicherheit zu bringen. Im feindlichen Lande freilich wird der Angreifer die Eisenbahnen unterbrochen finden; und wie sorgfältig auch ihre Wiederherstellung und selbst der Bau und Betrieb von neuen Linien (auch Feldbahnen) vorbereitet sein mag, so muß doch damit gerechnet werden, daß solche Arbeiten nur langsam vorschreiten. Von den Endpunkten der Eisenbahnen und Wasserwege aber kann die Zufuhr zum Heere nur noch auf Landstraßen bewerkstelligt werden. Wohl läßt sich erwarten, daß es der Technik gelingen wird, die damit verbundenen Schwierigkeiten durch Herstellung geeigneter Kraftfahrzeuge zu vermindern. Sie werden gleichwohl groß bleiben, dem Feldherrn manche Schranke setzen und ihn bei tieferem Eindringen in das feindliche Land zu längerem Aufenthalt behufs Einrichtung neuer Operationsbasen nötigen.

Mit der Zahl der Streitkräfte wächst die Breite des Gebietes, durch das die rückwärtigen Verbindungen führen. Und in Anbetracht der Wichtigkeit der letzteren sowie der Empfindlichkeit der Eisenbahnen, Wasserstraßen und Telegraphenlinien gegen feindliche Unternehmungen bedarf es umfassender Maßnahmen zu ihrem Schutze. Die Offensive im feindlichen Lande erfordert daher die Aufwendung sehr starker Kräfte zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen.

Dies umsomehr, wenn der Gegner über ein reich entwickeltes Eisenbahnnetz sowie über ein gut angelegtes und wohl unterhaltenes Festungssystem verfügt, und wenn die Bevölkerung nicht nur feindselige Gesinnung hegt, sondern auch zu deren Betätigung entschlossen ist.

Die Eisenbahnen haben schon in den Kriegen von 1866 und 1870/71 eine wichtige Rolle gespielt. Seitdem sind die Schienennetze in den europäischen Kulturländern beträchtlich dichter und leistungsfähiger geworden und entsprechend größer wird der Einfluß sein, den sie auf die Kriegführung ausüben. Wir haben im vorhergehenden bereits ihres Wertes für die Mobilmachung und den Aufmarsch des Heeres, für dessen Verbindung mit den heimatlichen Hilfsquellen und für die Verteidigung unserer Küsten gedacht. Aber ihre strategische Bedeutung beschränkt sich nicht hierauf, sondern wir werden künftig auch mit ihrer unmittelbaren Verwertung für operative Unternehmungen großen und größten Stils zu rechnen haben. Die bei offensiver Kriegführung in feindlichem Lande in Besitz genommenen oder neu hergestellten Eisenbahnen werden freilich für Nachschubzwecke derart in Anspruch genommen sein, daß sie für Truppenverschiebungen nur in beschränktem Umfange verfügbar sind. Anders liegen die Sachen bei der Kriegführung im eigenen Lande. Wenn je Deutschland von einer feindlichen Invasion, gleichviel aus welcher Richtung, heimgesucht werden sollte, so würden voraussichtlich die in unserer Gewalt gebliebenen Eisenbahnen Gelegenheit zu überraschenden, sehr wirksamen Operationen gegen die Flanken und den Rücken des Invasionsheeres bieten, in ihrer Anlage ähnlich der von Bourbaki im Januar 1871 unternommenen Diversion, die freilich an der Unzulänglichkeit der Mittel scheitern mußte. Die von Moltke mehrfach empfohlenen Flankenstellungen und Flankenoperationen verdienen unter diesem Gesichtspunkte besondere Beachtung.

Den größten Gewinn aber würden wir aus unserem Eisenbahnsystem ziehen, wenn wir genötigt sein sollten, gleichzeitig auf zwei Fronten Krieg zu führen. Schon heute sind wir in solchem Falle in der Lage, ganze Armeen überraschend von einem Kriegsschauplatz auf den andern zu werfen und werden dies bei dem zu erhoffenden weiteren Ausbau unseres Eisenbahnnetzes noch schneller auszuführen vermögen. In Anbetracht der geographischen Lage unseres Landes haben wir dringenden Anlaß unser Eisenbahnsystem dem vorgedachten Zweck entsprechend immer mehr zu vervollkommnen.

Einen wichtigen Kraftzuwachs gewähren dem Verteidiger im eigenen Lande auch seine in der Operationsrichtung des Angreifers oder in deren Nähe liegenden Festungen, wenn sie nicht nur den verstärkten Angriffsmitteln unserer Zeit kräftigen Widerstand zu leisten vermögen, sondern auch eine der Größe moderner Heere entsprechende Aktivkraft besitzen, so daß der Angreifer nicht an ihnen vorbeiziehen kann, ohne starke Kräfte zum Schutz seiner rückwärtigen Verbindungen gegen sie zurückzulassen. Es ist dies der wichtigste Dienst, den Festungen der Landesverteidigung zu leisten vermögen; aber nur große Plätze mit starker Besatzung sind dazu imstande. Wohl können auch kleinere Festungen noch manchen Vorteil wie in vergangener Zeit gewähren, sei es als Stützpunkt einer Volksbewaffnung oder zur Sicherung wichtiger

Stromübergänge, zur Sperrung von Gebirgsstraßen oder Eisenbahnen, zum Schutz wertvoller Örtlichkeiten, selbst als Rückhalt für die Operationen im freien Felde usw. Für manche derartige Nebenzwecke hat sich ihr Nutzen jedoch durch die Vermehrung der Verkehrsstraßen und besonders durch die Hilfe, die die Eisenbahnen leisten, mindestens verringert. Und zur Verhütung von verderblicher Kräftezersplitterung, nicht minder zur Verhütung einer Abschwächung des Offensivgeistes ist es geboten, uns auf die wichtigsten Festungsanlagen zu beschränken, diese aber auf der Höhe ihrer Aufgabe zu erhalten. Offensivzwecken können Festungen nur mittelbar in solchen Fällen dienen, in denen sie eine Ersparnis an Kräften für gleichzeitig zu lösende Defensivaufgaben ermöglichen.

Nach vorstehendem ist nicht zu verkennen, daß die strategische Defensive an Stärke gewonnen hat. Und das, was sie begünstigt, bedeutet eine Erschwerung der strategischen Offensive. Dessen müssen wir uns bewußt sein, aber nicht um vor den Schwierigkeiten der Offensive zurückzuschrecken, sondern um sie eintretenden Falles mit verdoppelter Tatkraft zu überwinden; wie denn auch das Ziel einer uns etwa aufgenötigten Defensive nur darin bestehen könnte, mit Hilfe der Vorteile, die sie bietet, die Kraft für den Übergang zur allgemeinen Offensive zu gewinnen oder doch Kräfte an einer Stelle zu ersparen, um stark genug zur Offensive da zu sein, wo die Entscheidung liegt.

Denn welche Vorteile im einzelnen auch mit der strategischen Defensive verbunden sein mögen, so hat die Offensive davon unverändert die Eigenschaft, daß sie moralische Kraft nicht nur erfordert, sondern auch verleiht. Der Feldherr, der seine Truppen zuversichtlich dem Feinde entgegenführt, erweckt in ihnen Selbstvertrauen und Entschlossenheit, während die mit der Defensive verbundene Abhängigkeit vom Willen des Gegners überall ein Gefühl der Unsicherheit erzeugt, die Reibungen vermehrt und bewirkt, daß aus fehlerhaften Handlungen, Mißverständnissen und Versäumnissen viel häufiger in der Defensive als in der Offensive nachteilige Folgen entstehen (Beaumont!). Die strategische Offensive endlich verlegt den Kriegsschauplatz ins feindliche Land, schont das eigene, erhebt und stärkt, wie den Geist des Heeres, so den der Regierung und des Volkes. So treibt uns nicht Eroberungssucht, sondern es weisen uns die höchsten militärischen, Staats- und Volksinteressen darauf hin, uns stark zu machen, um auch in künftigen Kriegen die Vorteile der strategischen Offensive, obgleich sie schwerer geworden ist, für uns in Anspruch nehmen zu können!

Ein tieferes Eindringen in das Gebiet der Strategie muß ich mir versagen, um den Bedingungen, von denen der Erfolg in einem Kriege unserer Zeit abhängt, noch in einigen anderen Richtungen nachzuforschen.

Ein Blick auf die Veränderungen, die auf den Gebieten der Strategie und Taktik seit unserem letzten großen Kriege eingetreten sind, belehrt uns, daß die An- Truppenzahl und Truppenwert.

forderungen, die der Krieg an die organische Beschaffenheit der Streitmacht wie an die individuellen Kräfte in ihr stellt, eine erhebliche Steigerung erfahren haben. Mit der Zahl der Streitkräfte haben sich die Schwierigkeiten ihrer Organisation, ihres Unterhalts und ihrer Bewegung vermehrt. Denn wenn auch die Fortentwickelung der Kultur in diesen Beziehungen wesentliche Erleichterungen bietet, so hat sie doch nicht überall gleichen Schritt mit der Vergrößerung der Heere gehalten. Strapazen und Entbehrungen werden die Truppen in der Massenkriegführung häufiger als in kleinen Verhältnissen zu überwinden haben. Auf dem Schlachtfelde stellt die gewaltige, Leben und Gesundheit weithin bedrohende Waffenwirkung des oft unsichtbaren Feindes die Seelen- und Nervenstärke der Kämpfer auf verschärfte Probe. Wenn gleichwohl als wahrscheinlich angenommen werden kann, daß die durchschnittliche Verhältniszahl der Opfer des Schlachtfeldes künftig nicht wesentlich größer als bisher sein wird, so findet dieser scheinbare Widerspruch seine Erklärung, außer in verweichlichenden Einflüssen der Kultur, die es im Kampfe oft nicht zum Äußersten kommen lassen, in dem Übergang zu veränderter, der Wirkung der modernen Waffen angepaßter Kampfweise. Die geschlossenen Gefechtsformen haben bei Tage im Bereiche des feindlichen Feuers gänzlich der geöffneten Ordnung weichen müssen, die der Verwertung der eigenen Waffen und der Ausnutzung des Geländes zur Abschwächung der feindlichen Waffenwirkung besser dient. Aber die Anforderungen an die Erziehung, Ausbildung und Disziplin der Truppen, an die selbständige Einsicht und Tatkraft nicht nur der Führer aller Grade, sondern jedes einzelnen Soldaten sind dadurch in sehr hohem Maße gewachsen.

Hieraus ergibt sich, daß der Anteil, der der Tüchtigkeit der Streitkräfte am Erfolge im Kriege beizumessen ist, im Verhältnis zur Bedeutung ihrer Zahl nicht abfondern zugenommen hat. Zur Lösung einer jeden Aufgabe im Kriege bedarf es einer gewissen Mindestzahl von Truppen, und da, wo es sich um Erzielung positiver Erfolge handelt, ist selbst bei überlegener Tüchtigkeit der Truppen Überlegenheit ihrer Zahl von nicht zu unterschätzendem Werte. Aber nicht überall läßt sich Überlegenheit der Zahl geltend machen, und noch enger sind die Grenzen, innerhalb deren mangelnde Tüchtigkeit durch überlegene Zahl ausgeglichen werden kann. Mit der Schwierigkeit der Aufgaben, die im Kriege zu erfüllen sind, ist der Wert überlegener Tüchtigkeit der Truppen gewachsen.

Dieser Sachverhalt verdient gleiche Beachtung in der Kriegführung wie im Heerwesen. Auf beiden Gebieten fehlt es nicht an Einwirkungen, die sich in entgegengesetztem Sinne geltend machen. Dahin rechne ich den Übelstand, daß bei allen Kriegsübungen, die wir im Frieden betreiben, bei Manövern, Generalstabs-Übungsreisen, taktischen Übungsritten, Kriegsspiel usw., Wertverschiedenheiten der Truppen, die von Hause aus bestehen oder als Folge der Ereignisse eintreten, sich gar nicht oder doch nicht ihrer Bedeutung entsprechend zum Ausdruck bringen lassen. Bei dem

Eifer, mit dem diese Übungen betrieben werden, wird die einseitige Bewertung der Zahl leicht zur Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine Macht, die nicht unterschätzt werden darf. Wenn bei den Friedensübungen häufig die Zahl allein über Erfolg oder Mißerfolg entscheidet, so schwächt sich das Bewußtsein der Unvollkommenheit dieses Maßstabes leicht ab. Das einzige Mittel, der daraus entspringenden Gefahr vorzubeugen, besteht in unablässigem, nachdrücklichem Hinweis darauf, daß Tüchtigkeit der Truppe und tatkräftige Führung bessere Bürgen des Erfolges als überlegene Kopfzahl sind.

Wie Überschätzung des Wertes der Zahl geeignet ist, einen lähmenden Einfluß auf die Kriegführung auszuüben, so kann sie auch zu bedenklichen Fehlern im Heerwesen führen. Man hat in neuerer Zeit die „rage du nombre“ oft abfälliger Beurteilung unterworfen, aber nicht überall mit Erfolg. In Nachahmung unserer Wehrverfassung hat man deren Vorzüge hier und da vielleicht zu einseitig in der großen Zahl von Männern gesucht, die mit Hilfe der allgemeinen Wehrpflicht unter die Waffen gerufen werden können, ohne die Schwierigkeiten genügend zu würdigen, auf die die Bildung kriegstüchtiger Streitkräfte aus ihnen und deren zweckmäßige Verwendung im Kriege stößt. Immerhin ist die Vermehrung der Streitkräfte in den uns benachbarten Staaten so bedeutend gewesen, daß wir in Anbetracht der geographischen und politischen Lage unseres Landes genötigt gewesen sind, auch unsere Kriegsmacht zu verstärken. Eine Vermehrung ihrer Kopfzahl über das Maß hinaus, das zur Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht infolge der Bevölkerungszunahme geboten war, ist dadurch bewirkt worden, daß wir 1888 zu der 19jährigen Gesamtdienstpflicht zurückgekehrt sind, die bis zum Jahre 1867 in Preußen gesetzlich bestand, und daß wir 1893, unter entsprechender Erhöhung des jährlichen Rekrutenkontingents, bei den Fußtruppen von der dreijährigen zur zweijährigen Dienstzeit übergegangen sind.

Dabei sind wir uns bewußt geblieben, daß wir alle Kräfte aufbieten müssen, um zu verhüten, daß wir infolge jener Maßnahmen an innerem Wert der Truppen verlieren, was wir durch sie an Zahl gewonnen haben. Denn die Verkürzung der aktiven Dienstpflicht ist zeitlich zusammengefallen mit einer sehr großen Steigerung der Anforderungen, die der Krieg an die taktische Ausbildung und die moralisch Stärke der Truppen stellt, und andererseits mit Strömungen im Volksleben, die dere militärischen Erziehung und der Disziplin im Heere große Schwierigkeiten bereiten. Daß andere Staaten, in denen feindselige Neigungen gegen uns stark verbreitet sind, nicht umhin gekonnt haben, unserem Beispiele der Dienstverkürzung zu folgen, zum Teil sogra darüber hinauszugehen, und daß sie geringere Hoffnung als wir haben, die daraus erwachsenden Schwierigkeiten zu überwinden, darf unseren entschlossenen Willen, alle Kraft an die letztgedachte Aufgabe zu setzen, nicht lähmen.

Mit Freuden ist daher zu begrüßen, daß die deutsche Militärverwaltung ersichtlich darauf bedacht ist, die für das Heerwesen flüssig zu machenden Mittel in erster Linie

dem inneren Ausbau des Heeres und der Förderung der Truppenausbildung zuzuwenden. Ich trage kein Bedenken, meiner Überzeugung Ausdruck zu geben, daß dies noch auf längere Zeit hin wichtiger ist als irgendwelche Maßnahmen zu weiterer Erhöhung der Gesamtkopfstärke des Kriegsheeres. Und aus ähnlichen Gründen würde in einer Vermehrung der Zahl der Cadretruppen auf Kosten ihrer Friedensstärke eher eine Schwächung als eine Stärkung unserer Kriegsmacht zu erblicken sein. Denn nur in starken Friedenscadres leben ein frischer militärischer Geist, straffe Disziplin und kriegsmäßiger Dienstbetrieb, nur sie ermöglichen eine kriegsmäßige Ausbildung aller einzelnen Wehrpflichtigen, nur in Anlehnung an sie können bei der Mobilmachung Kriegsformationen von sofortiger hoher Leistungsfähigkeit hergestellt werden. Und es ist nützlicher, die vordere Linie des Kriegsheeres aus soliden, schlagfertigen Truppen zu bilden und sich für Nebenaufgaben mit Neuformationen aus gut ausgebildeten Mannschaften zu begnügen, als für beide Zwecke über Truppen zu verfügen, die aus schwachen Friedenscadres und mangelhaft geschulten Urlaubern zusammengesetzt werden.

Heer und Volk.

Wenn nun überlegene Tüchtigkeit der Streitkräfte nach wie vor am sichersten Erfolg im Kriege verspricht und daher das Hauptziel aller Bestrebungen auf dem Gebiete des Landesverteidigungswesens sein muß, so ist doch das in dieser Hinsicht Erreichbare wesentlich von der Beschaffenheit der Elemente abhängig, aus denen die Streitkräfte zu bilden sind. Zwischen den vergleichsweise schwachen, geworbenen Heeren vergangener Zeiten bestanden in dieser Hinsicht nur geringe Unterschiede. Sie ergänzten sich aus Angehörigen verschiedener Nationalität mit gleichwohl ähnlichen Lebensanschauungen, Tugenden und Lastern. In den Konskriptionsheeren, die im Beginn und bis zur Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vorherrschten, kam allerdings nationale Eigenart zum Ausdruck, aber im wesentlichen doch nur solche der unteren Volksklassen, denen ihr Ersatz fast ausschließlich entstammte. Anders in den auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht gebildeten Volksheeren. Die Elemente, aus denen sie hervorgehen, geben ein getreues Bild der Eigenschaften der Gesamtnation, der körperlichen, sittlichen und geistigen, der Kriegstüchtigkeit, aber auch der Mängel und Untugenden aller Volksklassen. Im Heere findet ein Läuterungsprozeß statt. Aber wie die Schneidigkeit des Schwertes von der Güte des Stahls, aus dem es geschmiedet wird, abhängt, so ist auch die Tüchtigkeit eines Volksheeres wesentlich durch die Eigenschaften des Volkes bedingt und zwar in um so höherem Maße, je kürzer die Zeitdauer der militärischen Erziehung und Ausbildung in ihm ist. Und nicht nur der Mannschaftsersatz kommt hierbei in Betracht, sondern auch die Beschaffung der Zehntausende von Bildnern, Führern und intelligenten Hilfskräften mannigfacher Art, deren ein zahlreiches Volksheer schon im Frieden, mehr aber noch im Kriege bedarf. Nur wo die oberen und mittleren Schichten der

Nation gesund an Körper und Geist, erfüllt von Pflichttreue und Vaterlandsliebe sind, finden diese Erfordernisse Genüge.

Für uns ist die Kriegführung mit einem zahlreichen Volksheere nicht neu, wohl aber fehlt uns eigene Erfahrung in der Kriegführung gegen ein solches, wie sie uns in der Zukunft bevorsteht. Wir werden dabei mit manchen Erscheinungen zu rechnen haben, die wesentlich von denen unserer letzten Kriege abweichen. Insbesondere können wir nicht erwarten, daß wir immer die Überlegenheit der Zahl auf unserer Seite haben werden, wie im Ringen mit der kriegstüchtigen Kaiserlichen Armee Frankreichs, noch daß die feindlichen Truppen, denen wir in Minderzahl gegenüberstehen, stets so mangelhaft sein werden, wie die der französischen Republik im Kriege von 1870/71. Dürfen wir hoffen, daß im einen wie im anderen Falle überlegene nationale Tüchtigkeit uns helfen wird, den Sieg zu erringen? Welches Gewicht sie beim Zusammenstoß zweier aus allgemeiner Wehrpflicht hervorgegangener Heere in die Wagschale wirft, hat uns der Krieg in Ostasien, dessen Zeugen wir soeben waren, deutlich vor Augen geführt.

Wenn wir aus diesem Gesichtspunkte einen prüfenden Blick auf unsere Volkskraft werfen, dürfen wir uns keiner Täuschung darüber hingeben, daß sie seit 1871 Veränderungen von zum Teil unerfreulicher Art erfahren hat. Zwar ist die Bevölkerungszahl in der Zwischenzeit erstaunlich, um ein volles Drittel, gewachsen, während sie beispielsweise in Frankreich in kaum nennenswerter Weise zugenommen hat. Vierzig Millionen Franzosen stehen jetzt mehr als sechzig Millionen Bewohner Deutschlands gegenüber. Und wenn gleichwohl das jährliche Rekrutenkontingent jener Macht an Zahl nur um ein geringes hinter dem deutschen zurücksteht*), obgleich die französische Bevölkerung keineswegs kräftiger als die deutsche ist, so rechtfertigt sich die Annahme überlegener körperlicher Leistungsfähigkeit der deutschen Truppen. Den slavischen Volksstämmen gegenüber ist das Verhältnis der Bevölkerungszunahme für uns weniger günstig. Auch wird der Vorteil der schnellen deutschen Volksvermehrung dadurch abgeschwächt, daß trotz ihrer die Bevölkerung des platten Landes, die naturund erfahrungsgemäß den körperlich tüchtigsten und zuverlässigsten Heeresersatz liefert, sich bei uns vermindert hat. Während wir die Kriege von 1866 und 1870/71 mit einem Heere geführt haben, dessen Mannschaften zum weitaus größten Teile auf dem platten Lande geboren und aufgewachsen waren, übertraf unter den im wehrpflichtigen Alter — von 20 bis 40 Jahren — stehenden Männern die Zahl der Gewerbetreibenden die Zahl der von der Landwirtschaft Lebenden im Jahre 1895 bereits um mehr als das Doppelte, und seitdem hat sich das Verhältnis noch ungünstiger gestaltet. Die Abwanderung vom platten Lande in die Städte und der Übergang zu industrieller Tätigkeit haben leider einen nicht nur der Wehrkraft, sondern der Volks-

*) Seite 409/410.

kraft im weitesten Sinne so schädlichen Umfang angenommen, daß die Zukunft der Nation gefährdet erscheint, wenn es nicht gelingen sollte, diese Bewegung stark einzuschränken. In Frankreich überwiegt noch heute die landwirtschaftliche Bevölkerung, und in Rußland bildet sie fast neun Zehntel der Nation.

Die Volksbildung steht in Deutschland höher als in den großen Nachbarstaaten, und es soll nicht verkannt, noch dem militärischen Werte nach unterschätzt werden, daß die deutsche Nation an geistiger Regsamkeit durch die Zunahme der städtischen und gewerblichen Bevölkerung gewonnen hat. Leider kann nicht gleich Günstiges von den sittlichen Eigenschaften gesagt werden, denen bei Beurteilung der Wehrhaftigkeit eines Volkes eine so große Bedeutung zukommt. Der schnelle und hohe Aufschwung, den die deutsche Volkswirtschaft seit 1871 genommen hat, ist nicht ohne nachteilige Einwirkung auf die sittliche Gesundheit und Kraft des Volkes geblieben. Genußsucht, Selbstsucht und Verweichlichung haben in weiten Kreisen der Nation an Boden gewonnen und die Empfänglichkeit für edlere Triebe, die opferfreudige Hingebung an die nationalen Aufgaben, die Widerstandskraft gegen Mühen, Leiden und Gefahren geschmälert. Sozialdemokratische und anarchistische Propaganda haben breite Schichten des Volkes vergiftet und arbeiten mit besonderem Eifer daran, den militärischen Geist in Volk und Heer zu vernichten.

Es gilt, diesen Schäden und Gefahren offen ins Auge zu sehen und sie energisch zu bekämpfen, in erster Linie im stehenden Heere und durch das stehende Heer, das nach dem deutschen Wehrpflichtgesetze von 1867 gemeinsam mit der Flotte „die Bildungsschule der ganzen Nation für den Krieg“ ist. Und wie der Erfolg der Schule von der Geeignetheit der Lehrer für ihren Beruf, so hängt die erzieherische Wirkung des Heeresdienstes von der Tüchtigkeit des Offizierkorps ab, dem allerdings noch die weitere, nicht minder ernste Aufgabe zufällt, Führer der bewaffneten Nation im Kriege zu sein.

Das deutsche Offizierkorps erfreut sich hohen Rufes im In- und Auslande. Angesichts der widrigen Strömungen, die es nach dem Zuvorgesagten zu überwinden, und der gesteigerten Anforderungen, denen es im Frieden auf dem Gebiete der Erziehung wie im Kriege auf dem der Führung zu genügen hat, bedarf es des öffentlichen Ansehens und des Vertrauens der Nation dringender als je zuvor. Es muß sie erwerben, um sie zu besitzen. Bei einem Versuche, diesen Zweck durch Wetteifer mit anderen Ständen auf dem Gebiete der materiellen Lebenshaltung zu erreichen, würde freilich der Offizierstand nicht nur den kürzeren ziehen, sondern allen festen Boden unter den Füßen verlieren. Nur der Offizier fördert das Ansehen des Standes, der ein Vorbild charaktervoller Männlichkeit und edler Sitte, erfüllt von heiligem Eifer für Ehre und Pflicht, selbstlos und frei von materiellen Neigungen ist, und ein warmes Herz für das Vaterland wie für seine Untergebenen, ohne Unterschied ihrer Herkunft, hat.

Es genügt aber, zumal bei der gegenwärtigen kurzen Dienstzeit, nicht, die Sorge für die Wehrhaftigkeit der Nation lediglich der Erziehung im Heere zu überlassen. Überall im Staats- und Volksleben muß diese wichtige Aufgabe unausgesetzt im Auge behalten werden. Erfreulicherweise ist das Verständnis hierfür in Deutschland im Wachsen. Die Bestrebungen, die Abwanderung der ländlichen Bevölkerung zu hemmen, die materielle Lage der unteren Volksklassen zu verbessern, den vaterländischen Sinn, besonders in der Schule, zu pflegen, in ihr auch dem körperlichen Gedeihen gesteigerte Aufmerksamkeit zuzuwenden, die schulentlassene Jugend in besserer Zucht zu halten, durch ernsten Sport und Leibesübungen aller Art die physischen und moralischen Volkskräfte zu stählen, sind der Wehrhaftigkeit der Nation ebenso förderlich wie die Stärkung des patriotischen, militärischen Geistes durch die Kriegervereine, in denen sich zu diesem Zweck mehr als zwei Millionen ehemalige deutsche Soldaten zusammengeschlossen haben. Alle diese Bestrebungen verdienen unsere vollste Sympathie, und seitens der Militärbehörden wie jedes einzelnen Offiziers sollte keine sich bietende Gelegenheit, sie zu fördern, verabsäumt werden.

Der Zusammenhang zwischen Heer und Volk kommt bei allgemeiner Wehrpflicht nicht nur in der Beschaffenheit des Heeresersatzes und in dem Geiste, der die Wehrpflichtigen bei ihrer Einberufung zu den Fahnen beseelt, zum Ausdruck, sondern auch in den nahen Wechselbeziehungen, die nach ihrer Einberufung, besonders im Kriegsfalle, zwischen ihnen und den bürgerlichen Volkskreisen fortbestehen. In verschiedenem Grade freilich, je nach dem Standpunkte der allgemeinen Volksbildung, dem im Volke herrschenden Gemeinsinn und der Entwickelung der Verkehrsverhältnisse. Wo ein großer Teil der Bevölkerung, daher auch der Heeresangehörigen weder schreiben noch lesen kann und die Ideen und Interessen sich in engem Kreise bewegen, wie auch da, wo Briefe usw. von und nach dem Kriegsschauplatze lange unterwegs sind, wird der Verkehr zwischen Heer und Volk sich in engen Schranken halten und wenig Einfluß ausüben. Anders bei einer auf hoher Kulturstufe stehenden Nation, in der reges Geistesleben und lebendiger Gemeinsinn heimisch sind, und die in den, auf den Kriegsschauplatz ausgedehnten Verkehrsanstalten die Mittel zu häufigerem und schnellem Gedankenaustausch besitzt. Da fliegen die Nachrichten über den Verlauf der Ereignisse und die Ausdrücke herrschender Stimmungen in Gestalt von Briefen, Zeitungen usw. lebhaft hin und her, Freude, Ermutigung, Begeisterung oder Trauer, Kleinmut und Mißstimmung verbreitend.

Wir stehen hiermit wiederum vor einer Bedingung kriegerischen Erfolges, die in der Kriegführung mit geworbenen Heeren kaum bestand, auch in der Zeit des Konskriptionsheeres nur geringe Bedeutung hatte, eine sehr hohe aber in unserer Zeit durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Zunahme der Volksbildung und die Entwickelung des Verkehrswesens gewonnen hat. Wir haben praktische Er-

fahrungen in dieser Beziehung bereits in den Befreiungskriegen, mehr in den Kriegen König Wilhelms gemacht. 1813/15 und 1870/71 haben Volksgeist und Heeresgeist sich wechselseitig gestärkt und gehoben, und die Kriegführung hat dabei deutlich erkennbar an Energie gewonnen. In die Kriege von 1864 und 1866 ist Preußen unter lautem Widerspruch der Volksmehrheit eingetreten: aber der vorzügliche Geist, der im Heere herrschte, wirkte so mächtig auf die Volksstimmung zurück, daß diese, besonders 1866, schon völlig umschlug, bevor die ersten Siegesnachrichten einliefen. In dem Bekenntnis eines der leidenschaftlichen Widersacher der Regierungspolitik: „der Preußen Herz ist da, wo Preußens Fahnen wehen" fand dieser Wandel seinen markanten Ausdruck. Die Begeisterung des siegreich vorwärtsstürmenden Heeres riß dann alles mit sich fort, machte dem langjährigen Parteihader, der den Volksgeist vergiftet hatte, ein Ende.

Diese Erfahrungen sind freilich insofern einseitig gewesen, als sie nur in siegreichen Kriegen gemacht wurden. Wie ein unglücklich verlaufender Krieg in einem Lande mit allgemeiner Wehrpflicht auf den Volksgeist und von da zurück auf den Heeresgeist wirken kann, hat Rußland vor kurzem in seinem Kriege gegen Japan erfahren. Allgemeingültige Schlußfolgerungen lassen sich indes daraus nicht ziehen, daß Rußland, obgleich der Feind, allerdings siegreich, noch nicht einmal die Grenzen des Landes bedrohte, sich zu ungünstigem Friedensschluß genötigt sah, weil die Mißstimmung des Volkes über den unglücklichen Verlauf des Krieges die Revolution zum Ausbruch brachte. Mit den staatlichen und völklichen Zuständen, die dort herrschten, können andere nicht ohne weiteres verglichen werden. Auch machten sich die Rückwirkungen des revolutionierten Volksgeistes auf das Heer erst in ihren Anfängen bemerkbar. Zur Belehrung über die große Bedeutung des Zusammenhanges, der zwischen Volksgeist, Heeresgeist und Kriegführung besteht, ist gleichwohl auch der Ostasiatische Krieg geeignet. Die auf japanischer Seite in dieser Hinsicht hervorgetretenen Erscheinungen entsprechen den von uns im Kriege von 1870/71 gemachten Erfahrungen.

Ein reger Verkehr zwischen Volk und Heer im Kriege läßt sich unter heutigen Verhältnissen nicht verhindern. Er kann die Energie der Kriegführung sehr steigern, freilich sie auch lähmen. Letzteres würde der Fall sein, wenn etwaigen böswilligen Versuchen, die öffentliche Meinung im Lande, sei es durch die Presse oder auf anderem Wege, irre zu führen, nicht mit unerbittlicher Strenge entgegengetreten würde.

Einflüsse mannigfaltiger Art wirken im Staats- und Volksleben fördernd oder hemmend auf die nationale Kriegstüchtigkeit ein. Fortschreitende Kultur hebt die Wehrkraft eines Volkes, indem sie dessen Geisteskapital und materielle Machtmittel vermehrt. Aber andererseits zehrt sie von seiner physischen und moralischen Kraft in solchem Maße, daß eine kulturell schnell fortschreitende Nation von frühzeitigem Verfall und Verlust ihrer Unabhängigkeit bedroht ist, wenn den ihre Wehrhaftigkeit beeinträchtigenden Kultureinflüssen nicht mit allen Mitteln beharrlich entgegengewirkt

wird. Dazu haben auch wir, wie wir uns sagen mußten, reichlichen Anlaß. Hüten wir uns aber andererseits auch vor Unterschätzung der tüchtigen Eigenschaften, die bei alledem in unserem Volke überwiegen. Ein Vergleich der militärischen Kraft, die in der deutschen Nation lebendig ist, mit den anderwärts herrschenden Zuständen berechtigt uns, mit vollem Vertrauen in die Zukunft zu sehen!

Einwirkung finanzieller und volkswirtschaftlicher Verhältnisse auf die Kriegführung.

Die Geldfrage hat zu allen Zeiten in der Kriegführung eine große Rolle gespielt. Aber ihr Kern ist heute ein wesentlich anderer als in vergangenen Zeiten. Es handelt sich bei ihr einerseits um die Kosten der Kriegführung, andererseits um die Aufbringung der Mittel zu ihrer Deckung. Und in beiden Beziehungen kommen nicht nur die unmittelbar durch den Krieg verursachten Kosten, sondern auch die Ausgaben für Beschaffung und Unterhaltung der Kriegsrüstung im Frieden in Betracht. Da aber die Aufgabe, die ich mir gestellt habe, sich auf Prüfung der seit 1871 eingetretenen Veränderungen beschränkt, so stehen hier im wesentlichen nur die Mehrkosten in Frage, die mit der Einführung oder Erweiterung der allgemeinen Wehrpflicht in den meisten europäischen Staaten und mit den technischen Fortschritten der neuesten Zeit zusammenhängen.

Die gewöhnliche Friedensstärke der auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht organisierten Heere unserer Zeit bildet im Durchschnitt keinen größeren Bruchteil der Bevölkerungszahl der Staaten als die Stärke der stehenden Heere in der letztvoraufgegangenen Zeit. Wenn gleichwohl die Kosten des Heerwesens der Staaten mehr als deren Volkszahl zugenommen haben, so hat dies seine Ursache außer in der Entwertung des Geldes hauptsächlich in technischen Vervollkommnungen, namentlich auf dem Gebiete des Waffenwesens, in der damit zusammenhängenden Steigerung der Anforderungen an die taktische Ausbildung der Truppen und in der notwendigen Bereithaltung der Rüstung für die im Kriegsfalle eintretende Vervielfachung der Heeresmacht. Zwar hat sich mit der allgemeinen Wehrpflicht nach und nach auch überall das Prinzip Bahn gebrochen, daß der Staat berechtigt ist, im Kriegsfalle alle im Lande vorhandenen Kräfte und Kriegsbedarfsgegenstände in Anspruch zu nehmen, insoweit der Bedarf nicht auf andere Weise rechtzeitig gedeckt werden kann. Aber eine gewaltige Menge von Kriegsmaterial muß er schon im Frieden herstellen lassen oder käuflich erwerben und fortdauernd in eigener Verwaltung bereithalten. Die Beschaffung, Verwaltung und rechtzeitige Erneuerung dieses Materials ist kostspielig. Bei den schnellen Fortschritten, die die Technik fortwährend macht, bedarf es häufigen Ersatzes noch brauchbaren Materials durch solches verbesserter Konstruktion, damit das Heer nicht hinter anderen an Kriegstüchtigkeit zurückbleibe. Eine solche Rückständigkeit wäre besonders in der Bewaffnungsfrage bedenklich. Freilich erfordert allein die Beschaffung neuer Geschütze oder neuer Gewehre mit der zugehörigen Munition für die Kriegsstärke eines Großmachtheeres unserer Zeit jedesmal Hunderte von Millionen Mark.

Nun besteht nicht für alle Staaten, die sich zur allgemeinen Wehrpflicht bekannt haben, in gleichem Umfange die Möglichkeit, fehlendes Kriegsmaterial noch rechtzeitig bei Ausbruch eines Krieges herbeizuschaffen, noch auch sind sie gleich reich an Geldmitteln, um das darüber hinaus erforderliche Kriegsmaterial in bester Beschaffenheit stets vorrätig zu halten, ohne zu diesem Zweck an anderen notwendigen Ausgaben für das Heerwesen sparen zu müssen. Und wo es an Geldmitteln nicht fehlt, reicht, zumal in langen Friedenszeiten, die Einsicht oder der Gemeinsinn nicht überall aus, um der Versuchung zu Ersparnismaßnahmen zu widerstehen, deren nachteiliger Einfluß auf die Wehrkraft des Landes zwar unverkennbar ist, die man aber in der Voraussetzung, daß der Friede so bald nicht gestört werden wird, für unbedenklich erachtet. Endlich herrscht auch nicht überall das Maß von Einsicht und Gewissenhaftigkeit in der Verwaltung, dessen es bedarf, damit das für Erhaltung der Kriegsbereitschaft zur Verfügung gestellte Geld die beste Verwendung finde. Die bei Kriegsausbrüchen häufig zutage getretenen und empfindlich fühlbar gewordenen Mängel der Kriegsrüstung sind hiernach leicht erklärlich. Daß solche Erscheinungen in Zukunft seltener werden sollten, ist nicht wahrscheinlich, weil die Ursachen, denen sie entspringen, sich mit der Menge, Besonderheit, Empfindlichkeit und Kostspieligkeit des notwendigen Kriegsmaterials verstärkt haben. Man kann zweifelhaft sein, ob überall die Geldmittel, die für den Unterhalt des Heeres im Frieden aufgewendet werden, ausreichen, um im Kriegsfalle eine tüchtige Streitmacht in der geplanten Stärke aufzustellen, ob es nicht weiser wäre, die geplaute Kopfzahl herabzusetzen, um die Mittel zur Verbesserung der Kriegsrüstung zu gewinnen. Für Deutschland freilich kann in Anbetracht seiner geographischen und politischen Lage eine Verminderung der Kriegsstärke des Heeres nicht in Frage kommen, aber wichtiger als deren weitere Steigerung erscheint, daß die Nation in patriotischer Selbstverleugnung wie bisher, so auch fernerhin mit den Geldopfern, die gebracht werden müssen, nicht karge, damit die überlegene Kriegstüchtigkeit des Heeres gesichert sei. Wohl ist der Geist, der das Heer beseelt, der beste Bürge des Erfolges, aber es bedarf auch starker Arme und scharfer Waffen, damit er sich Geltung verschaffe, daher gediegener Ausgestaltung und Ausstattung des Heeres und opferfreudiger Bereitstellung der hierfür erforderlichen Geldmittel. Besonders die vollkommensten Waffen müssen den Söhnen des Vaterlandes jederzeit in die Hand gegeben werden, ohne Rücksicht auf die schweren Geldopfer, die dies erfordert.

Die unmittelbaren Kosten der Kriegführung erreichen infolge der Vermehrung der Streitkräfte und der Vervollkommnung der Streitmittel eine solche Höhe, daß sie mit denen früherer Kriege kaum noch in Vergleich gestellt werden können. Sie beliefen sich in dem zwischen Rußland und Japan 1904/05 geführten Kriege für erstere Macht nach amtlicher Angabe auf 4605 Millionen Mark*) und

*) Der Wert des Rubels zu 2,16 Mark angenommen.

werden für Japan auf 2424 Millionen Mark berechnet. Für Deutschland wird man die Jahreskosten eines mit voller Macht zu führenden Krieges, ungerechnet den Wert der Naturalleistungen, zu denen das Land im Kriegsfalle verpflichtet ist, mit sechs Milliarden Mark nicht zu hoch veranschlagen.

Solche Summen können natürlich nur zu geringem Teile in laufenden Einnahmen des Staates und Kriegssteuern Deckung finden, und ein etwaiger Kriegsschatz, wie ihn das Deutsche Reich im Betrage von 120 Millionen Mark besitzt, vermag höchstens über die ersten finanziellen Schwierigkeiten beim Kriegsausbruch hinwegzuhelfen. Unter den übrigen Mitteln, den Geldbedarf des Staates zu decken, stehen freiwillige Anleihen, inländische und ausländische, in erster Linie. Danach können auch Zwangsanleihen in Frage kommen. Ein letztes, freilich sehr bedenkliches Mittel würde die Ausgabe von Papiergeld mit Zwangskurs bilden. In welchem Umfange und unter welchen Bedingungen der Staat sich Geld im Wege freiwilliger Anleihen zu verschaffen vermag, hängt von seinem Kredit ab, d. h. von dem Vertrauen der Geldbesitzer zu seiner Zuverlässigkeit und seiner Zukunft. Festbegründete Macht, wohlgeordnete Finanzen, Reichtum des Bodens und Schaffenskraft der Bevölkerung, in deren Gefolge blühende Volkswirtschaft, umfangreicher und eigener Besitz des Staates, der äußersten Falles verpfändet oder veräußert werden kann, weise Regierung und gute Verwaltung, — das sind die hauptsächlichsten Grundlagen des Staatskredites, während diesen nichts mehr beeinträchtigt als unverhältnismäßig hohe Verschuldung.

Im Verlauf eines Krieges wird der Staatskredit, außer durch diese allgemeinen Verhältnisse, wesentlich auch durch den Erfolg oder Mißerfolg der Waffen beeinflußt. Indes ist die Finanzwelt doch bemüht, sich ein Urteil über das wahrscheinliche Endergebnis zu bilden; und solange sie annimmt, daß ein Staat, wenn auch geschwächt, so doch mit sicherer Zahlungsfähigkeit aus dem Kriege hervorgehen wird, finden sich wohl Kapitalisten, die bereit sind, das Risiko weiteren Darlehens gegen Zusicherung entsprechend hohen Gewinnes zu übernehmen. So ist Rußland in seinem Kriege gegen Japan, obgleich in allen Schlachten besiegt, erst zuletzt, nach Ausbruch der Revolution im Lande und nach Verlust seiner Flotte, bei dem Versuch zur Aufnahme weiterer Anleihen auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen. Japan dagegen sah sich zum Abschluß eines, seinen militärischen Erfolgen keineswegs entsprechenden Friedens gezwungen, weil es trotz dieser Erfolge in Gefahr war, bei Fortsetzung des Krieges sich zu verbluten, und weil ihm dieserhalb weiterer Kredit verweigert wurde.

So sehen wir, daß die Kreditfrage heute im Kriege eine ebenso große Rolle spielt wie in der Vergangenheit die Bargeldfrage. Aber auch keine größere. Die Höhe der Summen, um die es sich jetzt handelt, braucht uns nicht zu erschrecken. Die angesammelten Kapitalien sind in gleichem Verhältnis gewachsen. Dem Deutschen Reich ist es heute nicht so schwer, sechs Milliarden für die Führung eines notwendigen

Krieges aufzubringen und zu opfern, als es für Friedrich den Großen war, hundert Millionen für den gleichen Zweck zu beschaffen. Aber merken wollen wir uns, daß gute Finanzwirtschaft, daher auch gewissenhafte Ökonomie im Heerwesen, zu den wichtigsten Grundlagen des Staatskredites gehört, daß andererseits Ersparnisse an dem für die Landesverteidigung Notwendigem den Erfolg der Waffen im Kriege und mit ihm den Staatskredit aufs äußerste gefährden. Wenn im Russisch-japanischen Kriege die unmittelbare Wirkung von Sieg und Niederlage auf den Staatskredit sich in engen Grenzen gehalten hat, der anfänglich gesunkene Kurs der russischen Staatspapiere sich sogar nach den ersten Niederlagen der russischen Waffen erholte, so dürfen die eigenartigen Verhältnisse nicht übersehen werden, auf denen diese auffallende Erscheinung beruhte. Sie findet ihre Erklärung besonders darin, daß der Krieg ausschließlich in fremdem Lande geführt wurde, und daß keine der kriegführenden Parteien in der Lage war, die Quellen der Macht des Gegners schädigen oder auch nur bedrohen zu können. Da, wo der letztgedachte Fall eintritt — und das ist in jedem Kriege zwischen benachbarten Mächten zu erwarten —, werden die Folgen der Waffenentscheidungen auch in dem Steigen oder Sinken des Staatskredites sehr fühlbar zutage treten.

Einen bei weitem größeren Einfluß als in früheren Zeiten, und auch nach 1870/71, werden in Zukunft die volkswirtschaftlichen Zustände der kriegführenden Staaten auf Verlauf und Ausgang der Kriege ausüben. Mehrfach sind wir bereits in unseren bisherigen Betrachtungen auf ihre Bedeutung für die Kriegführung gestoßen, so bei Erörterung der auf die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung, auf die Ausstattung des Heeres mit Kriegsmaterial und auf den Staatskredit bezüglichen Fragen. Ergänzend ist folgendes hinzuzufügen:

Für die Beschaffung von Kriegsmaterial, Reit-, Zug- und Packtieren und Heeresunterhaltsmitteln aller Art bei der Mobilmachung und während des Krieges ist mit Sicherheit für alle Kriegsfälle, auf die der Staat gefaßt sein muß, nur auf das zu rechnen, was sich in den gegen feindliche Gewalt geschützten Teilen seines Gebietes befindet oder dort hergestellt werden kann. Die Freundschaft anderer Staaten von heute kann morgen in Feindschaft umschlagen. Neutrale Nachbarstaaten dürfen kein Material, das unter den Begriff der Kriegskonterbande fällt, über die Grenze zu uns gelangen lassen, ohne sich der Gefahr, von unseren Gegnern als Feind behandelt zu werden, auszusetzen. Unsere Schiffe auf dem Meere sowie Schiffe, die unter neutraler Flagge Konterbande führen, sind der Gefahr der Wegnahme durch feindliche Kreuzer, unsere Küsten der Blockadegefahr ausgesetzt. Der Begriff der Konterbande ist überdies kein zweifellos feststehender. Nur der Hilfsmittel, die das eigene Land bietet, sind wir für alle Fälle, wenigstens solange wir sie schützen können, sicher. Bedenken wir des weiteren, daß die Ausgestaltung der Verkehrsverhältnisse des Staates, namentlich seines Eisenbahnsystems, aufs innigste mit der Entwickelung seiner gesamten Volks-

wirtschaft zusammenhängt, und daß diese die Quelle ist, aus der seine Geldmittel fließen, wie sie auch einen Hauptfaktor seines Kredits bildet, erinnern wir uns endlich des Einflusses, den die volkswirtschaftlichen Zustände des Landes auf die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung ausüben, — so ersehen wir aus alledem, in wie hohem Maße von diesen Zuständen heute die Fähigkeit des Staates zu kriegerischer Machtentfaltung abhängt.

Vom Standpunkte der materiellen Erfordernisse der Kriegführung betrachtet, ist den drei Hauptzweigen der Volkswirtschaft, nämlich der Landwirtschaft, der Industrie sowie dem Handel und Verkehr nahezu gleicher Wert beizumessen. Denn die Landwirtschaft bildet das Rückgrat der gesamten Volkswirtschaft und liefert die unentbehrlichen Nahrungsmittel, während Industrie und Handel die Hauptquellen der meisten anderen Kriegsbedarfsgegenstände, einschließlich des Geldes, bilden und die Entwickelung der Verkehrsverhältnisse am meisten fördern. Von unschätzbarem Wert für die Wehrkraft eines Staates ist namentlich eine hohe Entwickelung der Industriezweige, die die Herstellung von Kriegsmaterial als Sonderaufgabe betreiben, wie Waffenfabriken, Munitionsfabriken usw. — Des höheren Wertes, den freilich die Landwirtschaft für die Wehrhaftigkeit des Volkes hat, wurde an anderer Stelle gedacht. Doch darf dabei nicht übersehen werden, daß der Landwirtschaft in bezug auf die Volkszahl, die sie auf gegebener Bodenfläche zu ernähren vermag, engere Grenzen gezogen sind als der Industrie.

Noch von einem anderen Standpunkte aus muß indes der Einfluß volkswirtschaftlicher Zustände auf die Kriegführung betrachtet werden, nämlich von dem der Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung gegen die störenden Wirkungen des Kriegszustandes. Am wenigsten leidet unter ihnen die Landwirtschaft. Zwar wird ihr ein stärkerer Bruchteil der männlichen Bevölkerung als den anderen Erwerbszweigen sowie ein großer Teil ihres Pferdebestandes entzogen. Allein die Zurückbleibenden könnnen die ausfallenden Arbeitskräfte vorübergehend durch verstärkte Arbeitsleistung wenigstens teilweise ersetzen, werden auch Zuwachs aus anderen darniederliegenden Erwerbszweigen erhalten, so daß erhebliche Einschränkungen des laufenden Wirtschaftsbetriebes selten nötig sein werden. Und manche Verbesserungsarbeiten kann der Landwirt ohne Nachteil auf gelegenere Zeit verschieben. Andererseits wird der Absatz landwirtschaftlicher Produkte sich in Kriegszeiten nicht beträchlich vermindern, weil sie am wenigsten entbehrt werden können. Kurz, der Gefahr eines Notstandes ist die ländliche Bevölkerung eines Kulturlandes im Kriegsfalle, solange der Feind ferngehalten wird, nicht leicht ausgesetzt.

In ungünstigerer Lage befinden sich die meisten anderen Erwerbszweige. Die an der Herstellung von Kriegsmaterial beteiligte Industrie wird zwar beim Kriegsausbruch einen Aufschwung nehmen, fast alle anderen Industriezweige werden jedoch zur Einschränkung, viele vielleicht zur Einstellung ihrer Produktion genötigt sein.

Denn zahlreiche Industrieerzeugnisse gehören zu den Bedarfsgegenständen minderer Dringlichkeit, deren Anschaffung oder Erneuerung die Bevölkerung des Landes in Kriegszeiten einschränkt oder doch möglichst lange hinausschiebt. Am schwersten werden von dem Kriegsausbruch die auf den Bezug von Rohstoffen oder Halbfabrikaten aus dem Auslande oder auf den Absatz ihrer Erzeugnisse im Auslande angewiesenen Industriezweige betroffen, wenn der Verkehr mit dem Auslande unterbrochen oder auch nur wesentlich verteuert wird. Andere wieder leiden darunter, daß ihnen unersetzliche Kräfte durch den Heeresdienst entzogen werden. Wenn aber die Industrie in einem Lande, in dem sie die Erwerbsquelle des größten Teiles der Bevölkerung bildet, zu weitgehender Einschränkung ihrer Tätigkeit gezwungen ist, so geraten zahlreiche Menschen in eine Notlage, die schwer zu lindern ist und äußerst bedenkliche Formen annehmen kann. Gewissenhafte Unternehmer werden zwar im Interesse ihrer Arbeiter und im Vertrauen auf die Wiederkehr besserer Zeiten ihre Betriebe so lange als möglich aufrecht zu halten suchen. Aber dazu bedarf es bedeutender Geldmittel, und deren Beschaffung für wirtschaftliche Zwecke ist im Kriege schwierig, um so schwieriger, je größer der in Industrie und Handel investierte Teil des Volksvermögens und je breiter der Raum ist, den das Kreditwesen in der Volkswirtschaft gewonnen hat. Denn mit der plötzlichen Verminderung der Produktion und Konsumtion geraten auch Handel und Verkehr ins Stocken und der Kredit ins Schwanken. Nun hat im modernen Geschäftsleben das Kreditwesen den Bargeldverkehr mehr und mehr zurückgedrängt, so daß an einem Produkte oft ein langer Schwanz von Krediten hängt, der sich erst nach Übergang des Produktes in die Konsumtion allmählich abwickelt. Tritt nun, wie es leicht erklärlich ist, bei Ausbruch eines Krieges in der allgemeinen Beunruhigung über die nächste Zukunft an die Stelle des bisherigen Geschäftsvertrauens in weitem Umfange das Verlangen nach barem Gelde, so entsteht eine Krisis, die namentlich dann viele Menschen mit wirtschaftlichem Ruin bedroht, wenn eine Periode ungesunder, mit Überspannung des Kredits verbundener Spekulation vorhergegangen ist.

Die Frage des Zusammenhanges zwischen Krieg und Volkswirtschaft ist einerseits durch die Veränderungen, die in den Wehrverfassungen und im Heerwesen der Hauptmächte eingetreten sind, und die hauptsächlich hierdurch veränderte Natur des Krieges, andererseits durch die Entwickelung des Wirtschaftslebens in den meisten modernen Kulturstaaten in ein neues Stadium getreten. Nirgends aber haben die wirtschaftlichen Verhältnisse seit 1871 einen so großen Wandel erfahren als in Deutschland durch dessen Übergang von einem Wirtschaftssystem vorwiegend agrarischen Charakters zu einem solchen, in dem Industrie und Handel vorherrschen. Wir haben daher besonders dringenden Anlaß, nach Klarheit darüber zu streben, wie sich in einem vorgeschrittenen Industrie- und Handelsstaat mit allgemeiner Wehrpflicht die Verhältnisse im Kriegsfalle gestalten werden, und die sich daraus für uns ergebenden Folgerungen zu ziehen. Erschwert wird diese Aufgabe dadurch, daß die Geschichte

bisher kein Beispiel eines unter ähnlichen Umständen geführten Krieges bietet. Denn in dem Kriege zwischen Rußland und Japan bestand zwar auf beiden Seiten allgemeine Wehrpflicht. Aber abgesehen von anderen Besonderheiten dieses Krieges, betreiben in Rußland, wie bereits erwähnt, noch fast neun Zehntel der Bevölkerung Landwirtschaft, und auch Japan ist auf dem Wege der Entwickelung zu einem modernen Industrie- und Handelsstaat noch erheblich weiter zurück, als Deutschland 1870/71 war. Wir sind deshalb darauf angewiesen, unsere Ansicht aus dem Wesen der Dinge abzuleiten.

Wie würde, so fragen wir uns, eine schwere wirtschaftliche Krisis, die in dem Zusammenbruch des herrschenden Kreditsystems, in eintretender Zahlungsunfähigkeit vieler Angehöriger der leitenden Volksklassen und ausgebreiteter Erwerbslosigkeit der Arbeiterbevölkerung in die Erscheinung tritt, auf Verlauf und Ausgang des Krieges zurückwirken? Gelänge es nicht, der Not zu steuern, so läge die Gefahr nahe, daß sie die Opferfreudigkeit im Lande erstickte, und hier ein Widerstreben gegen die Fortsetzung des Krieges erzeugte, das äußerst nachteilig auf den Geist des Heeres zurückwirken, und dem vielleicht selbst die Willenskraft einer starken Regierung schließlich erliegen würde. Käme Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen des Landes oder der auswärtigen Politik der Regierung oder soziale Verbitterung breiter Volksschichten hinzu, und wäre die Regierung schwach, oder reichten ihre Mittel zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung nicht mehr aus, so könnten ähnliche Zustände eintreten, wie die, die sich im Gefolge des Ostasiatischen Krieges in Rußland einstellten. Ein demütigender Friedensschluß, wenn nicht der Verlust der staatlichen Selbständigkeit wäre wohl das Ende.

Nach dem Ausbruch eines Krieges wird solchen Gefahren am wirksamsten durch Entfaltung der höchsten Energie im militärischen Handeln entgegengewirkt. Schnelle, entscheidende Waffenerfolge heben wunderbar den Geist, wie im Heere, so auch im Volke, und machen viel Not vergessen. Und selbst bei zeitweise ungünstigem Verlauf eines Krieges verfehlen entschlossene Haltung der Regierung und ungebrochene Tatkraft der Heerführung ihren Eindruck und ihre Wirkung auf den Geist im Heere und im Lande nicht. Zu höchster Energie der Kriegführung mahnt auch die Erwägung, daß möglichst schnelle Erreichung des Kriegszweckes für einen Industrie- und Handelsstaat besonders wertvoll ist, wenn auch die Meinung nicht zutrifft und nicht Boden gewinnen darf, daß ein solcher Staat außerstande sei, den Kriegszustand nötigenfalls lange auszuhalten.

An Kriegsmaterial wird Deutschland bei einiger Voraussicht nicht Mangel leiden. Für diesen Zweck kann es während eines Krieges die Hilfe des Auslandes allenfalls entbehren. Für die Ernährung des Heeres reichen die im Lande vorhandenen und stets in erster Linie für das Heer zu verwendenden Lebensmittel aus. Mangel an solchen kann im Heere bei ausreichender Fürsorge nur infolge von Schwierigkeiten der Zufuhr zu ihm und

der Verteilung an die Truppen eintreten. Auch bezüglich der Beschaffung der unentbehrlichen Nahrungsmittel für die Bevölkerung ist Deutschland nur in geringem Maße vom Auslande abhängig. Die größtmögliche Verstärkung der landwirtschaftlichen Produktion ist gleichwohl dringendes Bedürfnis im Hinblick auf die Bevölkerungszunahme, und um Preissteigerungen, die sonst im Kriegsfalle eine bedenkliche Höhe erreichen könnten, entgegenzuwirken. Aber der durch die eigene Produktion nicht gedeckte Bedarf des Landes an Lebensmitteln ist zur Zeit nicht so groß, daß er nicht von einer oder der anderen Seite her selbst dann noch Befriedigung finden sollte, wenn uns etwa der Seeweg versperrt würde.

Von höchster Bedeutung ist dagegen für die vom Auslande abhängigen Zweige unserer Industrie und für die Erwerbsgelegenheit der großen, an ihnen beteiligten Volkskreise die Offenhaltung des überseeischen Verkehrs, wenn auch nur durch Vermittlung des neutralen Auslandes und der Schiffahrt unter neutraler Flagge. Unsere eigene Schiffahrt im Kriege mit anderen Seemächten völlig zu sichern, werden wir nicht imstande sein. Aber eine effektive Blockade unserer Häfen unmöglich zu machen, so daß Schiffe unter neutraler Flagge mit Ladungen, die nicht unter den Begriff der Kriegskonterbande fallen, ungefährdet ein- und auslaufen können, ist ein erreichbares Ziel, das mit unbeugsamer Entschlossenheit verfolgt werden muß, weil davon die Widerstandsfähigkeit Deutschlands in fortwährend zunehmendem Maße abhängt. Unsere Flotte muß mindestens so stark sein, daß andere Mächte ihre Vernichtung zu teuer erkaufen würden, um danach noch imstande zu sein, unsere Häfen wirksam zu blockieren. Wer vorgibt, in unserem Streben nach diesem Ziele Angriffsabsichten erblicken zu müssen, beweist dadurch, daß er auf Vernichtung der deutschen Unabhängigkeit sinnt!

Von weiteren Mitteln, die wirtschaftliche Not des Kriegszustandes zu mildern und den damit verbundenen Gefahren zu begegnen, seien nur noch kurz erwähnt: Maßnahmen zur vorübergehenden Mobilisierung festgelegter Kapitalien, wie die Errichtung von Lombard-Darlehnskassen unter staatlicher Garantie, und mit Hilfe der dadurch gewonnenen Zahlungsmittel besondere Fürsorge für Notleidende, z. B. durch Inangriffnahme von Notstandsarbeiten. Daß die gesetzliche Ordnung, nötigenfalls mit unnachsichtiger Strenge, aufrechterhalten werden muß, erscheint selbstverständlich.

Die wirksamsten, jederzeit im Auge zu behaltenden Mittel, den aus der Entwickelung unserer volkswirtschaftlichen Verhältnisse für den Kriegsfall entspringenden Gefahren vorzubeugen, bestehen aber darin, diese Entwickelung selbst vor Überspannung und Ausartung zu bewahren, die sittlichen Kräfte und den vaterländischen Sinn der Nation zu pflegen, für gesunde politische und soziale Zustände zu sorgen und — vor allem — die Wehrkraft des Landes stark, geachtet, aber auch gefürchtet zu erhalten! —

Ich fasse zusammen:

Die Bedingungen des Erfolges im Kriege haben seit 1871 einen Wandel erfahren, der an Bedeutung kaum hinter dem der Napoleonischen Zeit zurücksteht. Er ist aufs engste mit der Kulturentwickelung verbunden, insbesondere mit der Vertiefung des Staatsgedankens und der daraus hervorgegangenen Steigerung der Wehrkräfte sowie mit den Fortschritten auf den Gebieten der Naturwissenschaften, der Technik und des Verkehrs.

Dem Beispiele folgend, das Preußen vor nunmehr hundert Jahren gegeben hat, haben jetzt alle europäischen Kontinentalmächte ihre Wehrverfassungen nach dem Leitgedanken umgebildet, daß dem Staate für Kriegszwecke alle Kräfte der Nation und alle Hilfsmittel des Landes zur Verfügung stehen. Infolgedessen werden künftige Kriege zwischen europäischen Großmächten mit Heeresmassen geführt werden, die an Zahl die Kriegsheere früherer Zeiten um ein Mehrfaches übertreffen. Aus ihrer großen Kopfzahl, sowie aus ihrer Ausrüstung mit weiter tragenden, schneller feuerbereiten und wirksameren Waffen und mit früher unbekannten technischen Hilfsmitteln mannigfacher Art erwachsen der Heerführung neue Probleme, bei deren Lösung die modernen Verkehrsmittel, namentlich die Eisenbahnen und die Telegraphie, eine wichtige Rolle spielen, während auch die Bodenbeschaffenheit und Wegsamkeit des Kriegsschauplatzes sowie der allgemeine Kulturzustand der kriegführenden Länder sich in verstärktem Maße geltend machen. Die Grundgesetze der Kriegskunst bestehen unwandelbar fort, aber die Kraft-, Raum- und Zeitverhältnisse, unter denen sie anzuwenden sind, haben sich wesentlich verändert.

Mit der Zahl der Streitkräfte wachsen, selbst auf hochkultiviertem Kriegsschauplatz und trotz der den Verkehr erleichternden Hilfsmittel, die Schwierigkeiten ihres Unterhalts und ihrer Verwendung. Daraus ergeben sich höhere Ansprüche an die Beschaffenheit der Streitkräfte und an ihre Führung. Wo ihnen nicht genügt wird, geht der Vorteil der größeren Zahl durch verminderte Beweglichkeit und vermehrten Kräfteverbrauch verloren gegenüber einem weniger zahlreichen Gegner, den größere Beweglichkeit befähigt, die numerische Überlegenheit an entscheidender Stelle zu erzielen. Und aus der Vervollkommnung der Waffen zieht nicht das zahlreichste Heer den größten Vorteil, sondern das Heer, das den geschicktesten und tatkräftigsten Gebrauch von ihnen zu machen weiß. Zumal da, wo im Kampfe der Raum fehlt, um überlegene Zahl zur Geltung zu bringen, entscheidet allein die Tüchtigkeit. Aus alledem folgt, daß mit der Zunahme der Kopfzahl, die den einen Faktor der Stärke eines Heeres bildet, der andere, in der Tüchtigkeit der Truppen und ihrer Führer bestehende Faktor an Wert nicht verloren, sondern gewonnen hat.

Nun sind die Heere dadurch, daß sie jetzt auf gleichartiger Grundlage, auf der der allgemeinen Wehrpflicht beruhen, einander nicht ähnlicher, sondern verschiedener geworden. Denn wie nationale Vorzüge und Mängel in ihrem inneren Wesen zu

verstärktem Ausdruck kommen, so auch in ihrer Organisation und Ausstattung, in Verschiedenheiten der äußeren Lage, der politischen Zustände und Ziele, des Reichtums und der Kulturentwickelung der Staaten.

Deutschland ist durch seine geographische, politische und wirtschaftliche Lage gezwungen, sich zu gleichzeitiger Kriegführung gegen mehrere Mächte auf dem Lande und zur Abwehr einer Blockade seiner Küsten gerüstet zu halten. Es hat dazu dringenderen Anlaß, als England zu seinem two power standard. Auf die Zahl unserer Streitkräfte allein dürfen wir freilich unsere Sicherheit nicht gründen wollen. Überlegenheit der Zahl wird in einem künftigen Kriege, trotz der schnellen Vermehrung unserer Bevölkerung, wahrscheinlich auf seiten unserer Gegner sein. An Kraft können und werden wir uns ihnen gleichwohl gewachsen erweisen, wenn im Staats- und Volksleben überall die nationale Wehrkraft mit Verständnis, Hingebung und Opferwilligkeit gepflegt, in Heer und Flotte unermüdlich und mit offenem Auge für die Anforderungen der Zeit nach höchster kriegerischer Vollkommenheit gestrebt wird. Wenn wir guten Grund haben, uns der Kulturfortschritte und des zunehmenden Wohlstandes unseres Landes zu freuen, so wollen wir nicht vergessen, daß damit auch Gefahren für die Wehrhaftigkeit der Nation verbunden sind, denen vorgebeugt und entgegengewirkt werden muß, wollen besonders dessen eingedenk bleiben, daß der Geist die stärkste Bürgschaft des Erfolges im Kriege ist, gesunder Geist in Staat und Volk, überlegene sittliche und geistige Kraft in der nationalen Kriegsmacht.

v. Blume,
General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterie-Regiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westfäl.) Nr. 13.





Fesselballon, Freiballon und Motorluftschiff in ihrer militärischen Verwendung.

Das Luftschiff hat bisher im Dienste des deutschen Heeres noch keine Gelegenheit gefunden, im wirklichen Kampfe gegen den Feind verwendet zu werden. Kriegsmäßig aber ist seine Tätigkeit schon im Frieden. Es arbeitet hier bereits unter Verhältnissen, wie sie seiner Verwendung im Ernstfalle durchaus entsprechen. Sein größter Feind ist der Wind, weniger das feindliche Geschoß. Schon aus den Erfahrungen unserer Friedensübungen heraus kann deshalb ein zutreffendes Bild von der Eigenart dieses immerhin noch neuen Kriegsmittels gewonnen werden. Der Fesselballon ist es zunächst, der hier in Gebrauch genommen worden ist, in beschränktem Maße der Freiballon, ein Ausblick auch auf die Verwendungsmöglichkeit des Motorluftschiffes wird sich daraus ergeben.

Die Hauptaufgaben der militärischen Verwendung dieser Kriegsfahrzeuge liegen auf dem Gebiete der Aufklärung, weiterhin sind Freiballon und Motorluftschiff auch als Verkehrsmittel zu dienen bestimmt, das letztere, wenn möglich, auch als Waffe. Einige Beispiele wirklich ausgeführter Erkundungstätigkeit: Das Einsetzen einer Luftschiffer-Abteilung während des Kaisermanövers zweier Jahre und die Teilnahme an einer Angriffsübung sollen einen Begriff von der Verwendungsart und dem Wirkungsbereiche des Ballons als Aufklärungsmittel geben.

1. Verwendung der Manöver-Luftschiffer-Abteilung des V. Armeekorps im Kaisermanöver am 12. September 1906:

Das rote VI. Armeekorps war am 11. September Abends mit drei Infanterie-Divisionen von Osten her bis in den Raum Kunzendorf—Tentschel—Dyas—Wahlstatt—Strachwitz—Mertschütz vorgegangen. Eine rote Kavallerie-Division blieb bei Blumerode—Schützendorf. Skizze 26.

Von der blauen Armee stand am 11. September Abends das V. Armeekorps südwestlich Liegnitz an der Wütenden Neiße, mit Vortruppen in Linie Bellwitzhof—Kossendau (Stadt)—Klein-Schweinitz; das III. Armeekorps hatte im Marsche von Norden her, nach Überschreitung der Katzbach nordöstlich Liegnitz, Kunitz und Seifers-

dorf erreicht. Die Vorpostenstellung auf den Höhen südlich Kaltenhaus und Seifersdorf war zu nachhaltiger Verteidigung eingerichtet worden. Eine blaue Kavallerie-Division hatte sich an den linken Flügel nach Kummernick—Wangten herangezogen.

Nach dem Armeebefehl für den 12. September sollte das V. Armeekorps, dem die Manöver-Luftschiffer-Abteilung unterstellt blieb, auf Wahlstatt—Oyas vorgehen, bis zu dessen Herannahen hatte das III. Armeekorps in seiner derzeitigen Stellung einen Angriff des Feindes abzuwehren.

Die Manöver-Luftschiffer-Abteilung marschierte am Ende des Haupttrupps der Avantgarde der 10. Infanterie-Division und erreichte, 7⁰ Vormittags von Dohnau aufbrechend, im Marsche über Hochkirch 8²⁰ Vormittags Neudorf. Dort wurde der Drachenballon zum Aufstiege gebracht. Das Wetter gewährte nur mittelgute Sicht, der Wind erschwerte die Tätigkeit des Erkundungsoffiziers, vielfach setzten Regenböen stark hindernd ein.

Der Ballon folgte in hochgelassenem Zustande unter Fortführung der Beobachtung dem Vorgehen des V. Armeekorps. Er hielt bei dem herrschenden Winde nur 500 bis 600 m Höhe. Die folgenden Meldungen bringen das Ergebnis der Erkundung:

An Generalkommando V. Armeekorps.

1. 8^{45} Vormittags. Auf dem Höhenrande nördlich Wahlstatt steht eine lange eingeschnittene Artillerielinie. Vorläufig drei Batterien mit Sicherheit erkannt. Diese Artillerielinie hat soeben das Feuer in westlicher Richtung eröffnet.
2. 9^{8} Vormittags. Eine lange Artillerielinie feuert von den Höhen südlich Seifersdorf. Ich halte diese für die Artillerie des III. Korps, und zwar in südlicher Richtung feuernd. Feindliche Artillerie feuert von den Höhen nördlich Kniegnitz, anscheinend in nördlicher Richtung. Stärke noch nicht erkannt. Hinter dem Wäldchen nördlich Strachwitz feuert Artillerie (anscheinend schwere Artillerie des Feldheeres).
3. 9^{15} Vormittags. Der Feind scheint die Hauptmasse seiner Artillerie auf den Höhen nördlich Kniegnitz und Tentschel in Stellung gebracht zu haben. Auf seinem linken Flügel mit der Front nach Westen habe ich bisher nur die bereits gemeldete Artillerie nordwestlich Wahlstatt, die ich jetzt auf vier Batterien schätze, sowie die Artillerie hinter dem Wäldchen nördlich Strachwitz erkannt.
4. 9^{20} Vormittags. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß der Feind seine Hauptkräfte in der Linie Hünern—Tentschel gegen das III. Armeekorps eingesetzt hat. Dort auf den Höhen nördlich genannter Linie mit Front nach Norden starke Artillerie in Stellung. Südlich derselben Infanteriekolonnen, ferner Ansammlung starker Infanterie südlich des Galgen-Berges (östlich Hünern). In Linie Oyas—Wahlstatt dem V. Armeekorps gegenüber nur verhältnismäßig schwache Artillerie und Infanterie zunächst erkennbar.

5. 9^{50} Vormittags. Die Infanterie, welche südlich Galgen-Berg in Versammlung stand, ist in nördlicher Richtung bis Hünern vorgegangen. Starke Schützenlinien werden in Richtung auf Koischwitz vorgetrieben. Südlich Wahlstatt bis Kiefer-Berg kein Feind, westlich von gemeldeter Artillerie südlich Kiefer-Berg nur schwache Schützenlinien. Soeben Aufblitzen von Artilleriefeuer auf Hanels-Berg (südlich Rosenig) erkannt.

6. 10^{2} Vormittags. Feind geht mit starken Kräften aus der allgemeinen Linie Sau-Berge—Hünern in nordöstlicher Richtung auf Koischwitz und Klemmerwitz vor.

7. 10^{15} Vormittags. Feindliche Artillerie trabt von Sau-Berge auf Hünern. Der linke Flügel, der aus der Linie Sau-Berge—Hünern in nordöstlicher Richtung vorgehenden Infanterie ist jetzt dicht südlich Koischwitz angelangt.

8. 10^{16} Vormittags. Der Feind hat Koischwitz im Besitz und geht westlich des Koischwitzer Sees in nördlicher Richtung vor (in Richtung Seegraben). Dicht nördlich Hünern sind drei feindliche Batterien in Stellung gegangen (Front nach Norden).

9. 10^{57} Vormittags. Drei feindliche Batterien sind am Nordrande von Koischwitz 10^{54} Vormittags in Stellung gegangen (Front nach Norden).

Die Artillerie in dem Waldstückchen nördlich Strachwitz fährt in östlicher Richtung ab.

10. 11^{10} Vormittags. Die bei Wahlstatt in Stellung gewesene Artillerie geht in Richtung auf Roter-Berg zurück. Nördlich Wahlstatt gehen mehrere Infanteriekolonnen in südöstlicher Richtung zurück.

11. 11^{20} Vormittags. Der bei Wahlstatt in Stellung gewesene Feind setzt seinen Rückzug auf Nikolstadt fort, seine Artillerie erreicht soeben diesen Ort.

12. 11^{32} Vormittags. Die über Nikolstadt zurückgegangene feindliche Artillerie ist auf dem Spitz-Berge nordöstlich dieses Ortes wieder in Stellung gegangen.

13. 11^{50} Vormittags. Der über Koischwitz gegen den rechten Flügel des III. Armeekorps vorgegangene Feind ist geschlagen und geht von Koischwitz in Richtung Burg-Berg südlich Klemmerwitz zurück.

Die auf den Höhen nördlich Tentschel gemeldete Artillerie ist noch in Stellung.

14. 12^{4} Nachmittags. Ein Teil der über Nikolstadt zurückgegangenen feindlichen Artillerie, anscheinend die schweren Feldhaubitzen, ist beiderseits des Weges, welcher von Nikolstadt über Spitz-Berg nach dem Waldstücke bei 152 führt, in Stellung gegangen und zwar an den auf der Karte gezeichneten beiden Bäumen nördlich Höhe 174. Die Artillerie auf dem Spitz-Berge ist ebenfalls noch in Stellung.

15. 12³⁰ Nachmittags. Die über Nikolstadt zurückgegangene Feind setzt seinen Rückzug auf den Straßen Nikolstadt—Groß-Wandriß und Nikolstadt—Berndorf fort. Seine Artillerie fährt soeben ab.

16. 1³⁰ Nachmittags. Der linke Flügel und die Mitte des Feindes gehen zurück über die Linie Würchwitz—Berndorf—Südausgang Kummernick; die Anfänge haben diese Linie bereits überschritten. Zwischen den Höhen nordöstlich Kummernick und bei Groß-Läswitz bewegen sich zahlreiche Kolonnen in östlicher Richtung, anscheinend rechter Flügel des Feindes. gez. Budde, Oberleutnant.

Nach 7⁰⁰ Nachmittags wurde noch der vorläufige Verbleib des Feindes westlich Neumarkt festgestellt, besonders an Feuer- und Raucherscheinungen beim Abkochen erkennbar.

Die gebrachten Meldungen geben ein umfassendes und weitreichendes Bild der Stellungen des Feindes und seiner Bewegungen, besonders auch hinsichtlich der Vorgänge gegenüber dem benachbarten III. Armeekorps.

2. Verwendung der Manöver-Luftschiffer-Abteilung des Gardekorps im Kaisermanöver am 10. September 1895.

Skizze 27. Rot hatte am 9. September Abends mit dem II. Armeekorps eine Höhenstellung südwestlich Stettin in Linie Ladenthin—Barnimslow—Colbitzow eingenommen, auf dem rechten Flügel eine Kavallerie-Division. Das Eintreffen des von Stralsund über Anklam—Pasewalk sich nähernden roten IX. Armeekorps wurde erst später erwartet.

Die blaue Armee war im Vorgehen aus südlicher Richtung mit dem III. Armeekorps, dessen 5. Infanterie-Division sich noch auf dem rechten Oderufer befand, an Greifenhagen und Rosow, mit dem Gardekorps an Nadrensee und Hohenholz herangerückt, eine Kavallerie-Division auf dem linken Flügel.

Am 10. September ging entsprechend dem Armeebefehle das III. Armeekorps auf Schöningen—Colbitzow, das Gardekorps gegen die Linie Barnimslow—Ladenthin vor, um den Feind vor dem Eintreffen seiner Verstärkung anzugreifen. Die blaue Kavallerie-Division nahm die Richtung auf Löcknitz.

Bei Hohenholz brachte die mit der 2. Garde-Infanterie-Division vormarschierende Manöver-Luftschiffer-Abteilung den Ballon frühzeitig zum Aufstiege. Die Meldungen dieses Tages, in dessen Verlaufe die Luftschiffer-Abteilung mit der 2. Garde-Infanterie-Division auf Pencun zurückging, sind folgende:

An Armee-Oberkommando.

1. 6³⁰ Vormittags. Die Straßen westlich Bagemühl, insbesondere die Straße Woddow—Bagemühl, sind bis jetzt von feindlichen Kolonnen nicht betreten.

2. 6³⁵ Vormittags. Auf der Linie Ladenthin—Barnimslow sind bis jetzt feindliche Truppenbewegungen nicht bemerkbar.

3. 7⁴⁰ Vormittags. 5 feindliche Bataillone und mindestens 2 Batterien besetzen eine Stellung südwestlich Ladenthin. Linker Flügel am Weg Ladenthin—Pomellen. Der rechte Flügel besteht ebenfalls aus etwa 4 Bataillonen und besetzt soeben Höhe 63 (nordwestlich Ladenthin).
4. 8⁷ Vormittags. Starke feindliche Kolonne (1 Division geschätzt) marschiert soeben mit Anfang aus Ramin auf dem Wege nach Sonnenberg. Ende der Kolonne am Wäldchen südlich Salzow.
5. 8¹² Vormittags. Zusammenstoß von 2 Kavallerie-Divisionen südlich Sonnenberg. Daher das Geschützfeuer.
6. 8³⁵ Vormittags. (Kroki der Stellung bei Ladenthin.)
7. 8⁴² Vormittags. Anfang der bei Ramin gemeldeten Kolonne erreicht soeben die Windmühle zwischen Sonnenberg und Ramin, bei welcher auf der Karte „zu Ramin" steht. Es muß deshalb die Kolonne einen längeren Halt gemacht haben. Unsere Kavallerie-Division geht auf Glasow zurück.
8. 8⁵² Vormittags. Die zwischen Ramin und Sonnenberg gemeldete Kolonne besteht aus Infanterie und Artillerie. Ich übernehme die Verantwortung.*) Der Anfang der Kolonne biegt soeben dicht südlich der Windmühle „zu Ramin" in der Richtung auf Glasow ab.
9. 9⁵ Vormittags. Der abgebogene Anfang der gemeldeten Division war nur ein Bataillon. Der übrige Teil der Kolonne ist in der Marschrichtung geblieben und hat jetzt Sonnenberg erreicht.
10. 9¹⁰ Vormittags. Die 1. Garde-Infanterie-Division tritt den Vormarsch von Nadrensee auf Pomellen an und hat mit der Avantgarde die Seen westlich Pomellen erreicht.
11. 9¹⁰ Vormittags. Die feindliche Division biegt bei Sonnenberg in südlicher Richtung in der Richtung Streithofer Alpenwäldchen westlich Lebehn ab und bereitet sich zu einem Aufmarsche etwa in dieser Linie vor. Zwei feindliche Batterien, wahrscheinlich die der feindlichen Kavallerie-Division, stehen dicht bei Lebehn und feuern nach meiner Ansicht auf unser bei Hohenholz versammeltes Gros.
12. 9³⁰ Vormittags. Starke — befreundete — Kolonne (wahrscheinlich III. Korps), welche ich auf die Stärke einer Division schätze, hat im Vormarsch von Greifenhagen auf Rosow mit dem Anfang ungefähr Rosow erreicht und ist mit dem Ende etwa noch 1 km südlich der Kiesgrube bei Punkt 49 auf der Chaussee.
13. 9³⁵ Vormittags. Bild der Gesamtlage:

Auf dem rechten Flügel unserer Armee erreichen Kolonnen die Gegend

*) Die Annäherung des roten IX. Armeekorps wurde noch nicht so frühzeitig erwartet und deshalb angezweifelt.

zwischen Pomellen und Colbitzow. Weitere Kolonne auf der Straße südlich von Pomellen. Südlich von Sonnenberg ein feindlicher Aufmarsch, welcher besonders stark an Artillerie ist (Korpsartillerie) und welcher sich zum Teil gegen unsere bei Glasow stehenden Truppen wendet, teils Front gegen Hohenholz nimmt. Es sind mindestens 6 feindliche Bataillone zu zählen. Außerdem befindet sich auf dem äußersten rechten Flügel eine Kavallerie-Division, so daß der äußerste rechte feindliche Flügel an der Straße Glasow—Sonnenberg steht. Zwischen den beiden feindlichen Stellungen bei Ladenthin und in den Streithofer Alpen befinden sich auf einer Strecke von etwa 3 km rechts und links von Lebehn keine feindlichen Truppen.

Zusatz: Soeben nimmt eine feindliche Artillerie mit Infanterie Stellung bei Vorwerk Neu-Barnimslow.

14. 9^{45} Vormittags. Eine zweite starke Marschkolonne (wahrscheinlich III. Armeekorps) im Vormarsche auf der Chaussee Greifenhagen—Rosow hat mit dem Anfang auf der Chaussee etwa das Wort „Stall" erreicht.

15. 9^{55} Vormittags. Eine feindliche Infanterie-Marschkolonne setzt sich östlich der Streithofer Alpen in Bewegung, um das Wäldchen westlich Lebehn zu erreichen, und ist mit dem Anfang nunmehr 1 km vom Waldesrand entfernt.

16. 10^{00} Vormittags. Die feindliche Stellung stellt sich dar in vier Gruppen:
erste Gruppe (rechter Flügel): südlich von Sonnenberg,
zweite Gruppe: bei Ladenthin,
dritte Gruppe: bei Neu-Barnimslow,
vierte Gruppe (linker Flügel): bei Punkt 76 bei Colbitzow.

17. 10^{5} Vormittags. Anfang der feindlichen Infanteriekolonne hat soeben den westlichen Zipfel des Wäldchens von Lebehn erreicht. Diese Marschkolonne ist mindestens 1 bis 2 Regimenter stark.

18. 10^{12} Vormittags. Bei Retzin Ansammlungen feindlicher Infanterie und Artillerie. Die Artillerie geht soeben längs der Straße Retzin—Glasow vor.

Mindestens eine feindliche Infanterie-Brigade bewegt sich in der Richtung auf das Lebehner Wäldchen. Anfang hat das Wäldchen bereits in Richtung auf unsere Kavallerie-Division durchschritten.

19. 10^{47} Vormittags. Allgemeine Lage ziemlich unverändert. Auf dem rechten feindlichen Flügel ein umfassender Angriff, dessen Drehpunkt das Wäldchen von Lebehn und dessen äußerer Flügel jetzt Glasow erreicht. Im Zentrum haben unsere Kolonnen das Wäldchen südöstlich Pomellen und Punkt 63 östlich davon erreicht und stehen im Artilleriekampfe. Auf unserem rechten Flügel sind Kolonnen im Vormarsche auf Punkt 30 südöstlich Colbitzow, wo feindliche Artillerie (wahrscheinlich) beobachtet ist.

20. 11^{3} Vormittags. Der Gegner verstärkt seinen linken Flügel, indem er aus Barnimslow mindestens ein Regiment durch Schmellenthin abmarschieren läßt.
21. 11^{7} Vormittags. Der Feind wird mit ungefähr 4 Bataillonen den Streithof westlich umgehen und zum Angriff gegen Krackow vorgehen.
22. 11^{15} Vormittags. Der Feind rückt mit den Kräften, welche bisher bei Ladenthin in Stellung waren, in der Richtung auf Kyritz—Hohenholzer Wald vor.
23. 11^{33} Vormittags. Die gemeldete Umfassung westlich von Streithof erfolgt noch weiter nach Westen, und gehen die Bataillone westlich an Punkt 34 dem Randow-Bruch entlang vor.
24. 11^{35} Vormittags. Im Zentrum ist die Lage folgende: Es gehen starke feindliche Kräfte sowohl von Lebehn als auch von Ladenthin aus zum Angriffe auf Hohenholzer Wald—Hohenholz vor. Der Artillerieflügel, der früher auf Höhe 63 westlich von Ladenthin gestanden hat, ist nun vorgegangen auf die Höhe dicht östlich des Lebehnschen Sees.
25. 12^{0} Mittags. Die erste Garde-Infanterie-Division steht im Gefechte gegen die feindliche Stellung bei Neu-Barnimslow (mit ihren Hauptkräften versammelt nördlich von Pomellen bei der Windmühle und beim Gut). In der linken Flanke wird die Division bedroht durch den von Ladenthin auf Pomellen vorgehenden Feind. Auf unserem rechten Flügel zwischen dem Pomellener Wald und der Eisenbahn starke Truppenansammluugen, bei denen keine Bewegung.
26. 12^{30} Nachmittags. Unser rechter Armeeflügel ist im Vorgehen begriffen. Angriff von uns von Pomellen gegen Neu-Barnimslow. Auf dem äußersten rechten Flügel (von uns) starke Truppenmassen im Vorgehen zwischen Stettiner Chaussee und Oder-Niederung.
27. 12^{40} Nachmittags. Der Feind ist bis jetzt mit Infanterie nicht über die Linie Krakow—Nadrensee gefolgt. Soweit vom Ballon zu beurteilen, ist der Angriff auf Neu-Barnimslow zum Stehen gekommen. Ebenso ist auf unserem äußersten rechten Flügel jenseit der Stettiner Chaussee ein Stillstand eingetreten.
28. 1^{0} Nachmittags. Das Gefecht macht auf der ganzen Linie den Eindruck des Ermattens. Auf dem feindlichen rechten Flügel folgt keine Infanterie über die Linie Krackow—Nadrensee. Im Zentrum scheint unsere Division nach einem mißglückten Angriffe rechts und links von Pomellen zurückzugehen. Auf unserem äußersten rechten Flügel jenseit der Stettiner Chaussee keine Bewegungen.

gez. v. Holzing, Leutnant.

3. Verwendung einer Manöver-Luftschiffer-Abteilung bei einer Angriffsübung des XIX. (2. K. S.) Armeekorps in der Nähe von Taucha am 26. August 1904.

Ein nördlich Leipzig zusammengezogenes rotes Armeekorps war vor starken blauen Skizze 28.
Kräften, die von Nordwesten heranrückten, zurückgegangen und hatte sich östlich Leipzig,

mit dem rechten Flügel auf den Höhen nordöstlich und östlich Taucha, zur nachhaltigen Verteidigung eingerichtet.

Auf dem linken Flügel der blauen Armee war das XIX. Armeekorps am 26. 8. gegen Mittag bis zur Linie Kletzen—Beuden—Mocherwitz—Hohenroda gelangt und sollte 3⁰ Nachmittags zum Angriffe schreiten. Die 24. Infanterie-Division, bei der sich die Manöver-Luftschiffer-Abteilung befand, wurde angewiesen, gegen den Teil der feindlichen Front vorzugehen, der auf den Höhen nordöstlich Taucha Stellung genommen hatte, während die 40. Infanterie-Division in Richtung über Gordemitz—Bötzen den feindlichen rechten Flügel umfassend angreifen sollte.

12[40] Nachmittags wurde der Drachenballon zum Aufstiege gebracht. Es herrschte leichter Nordwestwind bei hellem Wetter, welches eine klare Fernsicht gestattete. Zwischen 1[0] und 2[0] Nachmittags zwang starke Haufenwolkenbildung dazu, den zuerst auf 700 m gestiegenen Ballon bis auf 500 m Länge des Kabels einzuholen, 2[30] Nachmittags wurde er auf 700 m und 4[0] Nachmittags auf 900 m hochgelassen. Die Erkundung brachte folgende Meldungen:

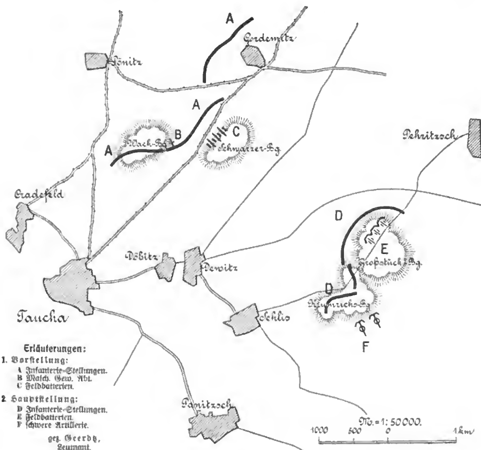
An 24. Infanterie-Division.

1. 1[15] Nachmittags. Der Feind schanzt auf dem Großen Kreutz-Berge, nordwestlich der Chaussee Taucha—Gordemitz. Stärke nicht erkennbar. Kleinere Truppenabteilungen bei der Ziegelei von Cradefeld.
2. 1[35] Nachmittags. Eine starke Rauchwolke bei Höhe 151 südwestlich Pehritzsch sichtbar, scheinbar wird abgekocht. Eine Kolonne, Truppengattung nicht erkennbar, marschiert in nördlicher Richtung auf dem Wege Dewitz—Bötzen, Spitze 1[22] Nachmittags östlich des Großen Kreutz-Berges (Karte 1 : 100 000).
3. 1[55] Nachmittags. Über Gordemitz hinaus in nördlicher Richtung bisher keine feindlichen Truppen erkannt. Auf dem Krumrichs-Berge, dem Fuchs-Berge, dem Großstück-Berge und dem Breiten-Berge Schützengräben sichtbar. Truppenbewegungen auf sämtlichen Bergen.
4. 2[0] Nachmittags. Eine Abteilung, ich schätze 8 Fahrzeuge, anscheinend Maschinengewehr-Abteilung, hält am Kleinen Kreutz-Berge, südlich der Chaussee Taucha—Gordemitz.
5. 2[40] Nachmittags. Feindliche Artillerie, ich schätze ihrer Ausdehnung nach auf 3 bis 4 Feldbatterien,*) auf dem Schwarzen-Berg, rechter Flügel an preußische Grenze heranreichend.

*) Soweit zu erkundende Truppen nur markiert sind, wie dies hier in Darstellung der feindlichen Feldbatterien der Fall war, ist die Feststellung vom Ballon aus schwierig, da Flaggen auf große Entfernung nicht zu erkennen sind.

6. 4^{40} Nachmittags. 4^{25} Nachmittags hat feindliche Artillerie auf Schwarzer-Berg Feuer eröffnet. Feindliche Infanterie auf den Höhen nördlich Chaussee Taucha—Gordemitz, rechter Flügel südlich Gordemitz, linker Flügel Steinbrüche bei Cradefeld. Feindliche schwere Artillerie, anscheinend zwei Batterien, dicht südlich Fuchs-Berg.

7. 5^{0} Nachmittags. (Kroki der Vorstellung und der Hauptstellung des Feindes.)



8. 5^{5} Nachmittags. Der feindliche rechte Flügel dehnt sich über Gordemitz aus bis zur Haltestelle Jesewitz.

9. 5^{5} Nachmittags. Feind zieht Verstärkungen nach dem Wachberge heran.

10. 5[50] Nachmittags. Feind von seiner Stellung am Wachberge geht in Richtung Döbitz—Dewitz zurück. Die Maschinengewehr-Abteilung ist in Richtung Grube südöstlich Großer Kreutz-Berg zurückgegangen.
11. 6[5] Nachmittags. Der Feind zieht seine gesamte Infanterie auf dem linken Flügel in Richtung auf die befestigte Höhe östlich des Wach-Berges diesseits der Chaussee Gordemitz—Taucha zusammen. Die Maschinengewehr-Abteilung ist auf Dewitz zu weiter zurückgegangen. Artillerie auf Schwarzer-Berg geht auf Dewitz zurück.
12. 6[32] Nachmittags. Skizze der Stellungen der feindlichen schweren Artillerie südlich des Fuchs-Berges als Erläuterung zur 7. Meldung (auf Meldekarte).
13. 6[55] Nachmittags. Die beiden feindlichen Batterien schwerer Artillerie am Fuchs-Berge östlich Sehlis haben das Feuer eröffnet, am Aufgehen von Zielfeuern erkennbar. Die Stellung dieser Artillerie ist damit sicher festgestellt.

gez. Geerdtz, Leutnant.

Da der 24. Infanterie-Division für die Aufklärung der Abschnitt Taucha—Gordemitz, beide Orte ausschließlich, zugefallen war, stießen die entsandten Patrouillen auf die starke Front des Feindes, und bis zum Antreten der Division 3[0] Nachmittags, lag lediglich das Ergebnis der Ballonerkundung vor.

Am nächsten Tage war ein Wetterumschlag eingetreten, bei stark auffrischendem Winde und zunehmender Bewölkung wurde deshalb die Tätigkeit des Ballons erschwert. Während des Scharfschießens der schweren Artillerie wurden die Ziele von Zeit zu Zeit durch tiefgehende Wolken und Regenböen verdeckt, so daß eine völlig zusammenhängende Beobachtung und eine ergiebige Mitwirkung beim Einschießen und Feststellen des Treffergebnisses nicht möglich war.

Auf Grund der Erfahrungen, die dieser Art zunächst lediglich in Verwendung des Fesselballons gemacht worden sind, vermag man sich schon jetzt auch ein Bild davon zu machen, wie die Ausübung der Erkundungstätigkeit vom Motorluftschiffe aus vor sich gehen wird.

Die Eigenart der Sicht aus der Höhe bleibt dieselbe. Die bisher unternommenen Versuchsfahrten — seitens des preußischen Luftschiffer-Bataillons bereits im Jahre 1907 mehr als 50 Fahrten des Versuchs-Motorluftschiffes — haben erwiesen, daß die Ausführbarkeit der Beobachtung und Erkundung durchaus vorhanden ist. Der Aufenthalt in der Gondel gibt zwar nicht den Zustand völliger Erschütterungslosigkeit wie im Freiballon, doch ist das Glas sehr wohl zu gebrauchen, auch der photographische Apparat zu verwenden. Der Dienst des Beobachters ist nicht in dem Maße gestört, wie im Fesselballon bei bewegtem Wetter.

Bei günstiger Witterung und nur schwach bewegter Luft hält sich auch der letztere in einem Zustande der Ruhe, der die Ausübung der Erkundung ohne Schwierig-

keit geschehen läßt. Dagegen ist er in bewegter Luft, vom fesselnden Kabel gehalten, den Angriffen des Windes ausgesetzt. Erschütternde Stöße und Schwankungen erschweren unter Umständen die Ausführung der Beobachtung, und an die Leistungsfähigkeit des Erkundungsoffiziers werden dann in körperlicher und geistiger Beziehung die größten Anforderungen gestellt, besonders auch in Überwindung der dabei auftretenden üblen leiblichen Zustände, unter denen manche völlig in sich zusammensinken und zur weiteren Ausübung der Tätigkeit im Ballon unfähig werden. Eine Veranlagung für diesen oft schweren Dienst ist deshalb Bedingung, dazu gutes taktisches Verständnis und reichliche Übung. Denn der eine, gerade im Ballon aufgestiegene Erkundungsoffizier bildet die Spitze des gesamten doch ziemlich umfangreichen Apparates, wie ihn eine Feldluftschiffer-Abteilung darstellt, auf seine Leistung kommt es an.

Die Einführung des Drachenballons hat die Militär-Luftschiffahrt insofern etwas unabhängiger von der Witterung gemacht, als damit der Aufstieg auch bei stärkerem Winde möglich geworden ist, wo der Kugelfesselballon nicht mehr in Tätigkeit gesetzt werden kann, so daß im Laufe des Jahres nur noch wenige Tage für die Ballonerkundung überhaupt ausfallen.

Einen Zustand meist völliger Ruhe gewährt der Aufenthalt im Freiballon. Befindet sich auch die Luftmasse, in der er aufgestiegen ist, in Bewegung, so wird er, gewissermaßen als ein Teil derselben, und zwar mit der gleichen Geschwindigkeit und in der gleichen Richtung, über der Erdoberfläche mit fortgeführt. Die Verschiebung von Luftmassen größeren oder geringeren Umfangs über dem Erdboden hin bringt bekanntlich die Erscheinung zuwege, die als Wind empfunden wird, wenn man selbst still steht oder in Bewegung eine anders geartete Richtung als die bewegte Luft innehält. Sobald nicht auf- und absteigende Luftströmungen oder Wirbelbewegungen auftreten, geht die Fahrt des Freiballons völlig gleichmäßig von statten, ohne Erschütterungen und Schwankungen. Da die Geschwindigkeit und Richtung der bewegten Luft beibehalten wird, empfinden die Insassen keinen Lufthauch, auch wenn sie mit der größten Geschwindigkeit über die Erde fortgetragen werden. Die Ausübung der Erkundung wird bei der völligen Bewegungslosigkeit des Korbes des Ballons nicht im geringsten gestört.

Lenkbar ist der Freiballon und zwar in senkrechter Richtung nur insofern, als seine Höhenlage nach Maßgabe des verfügbaren Ballastes beliebig verändert werden kann. Finden sich dabei in verschiedenen Höhen anders gerichtete Luftströmungen, so kann unter Umständen die günstigste Richtung für die Fahrt ausgenutzt werden, indem der Ballon in die entsprechende Höhenlage gebracht wird. Da er im übrigen seiner Fahrtrichtung nach der gerade herrschenden Luftströmung vollkommen anheimgegeben ist, ist seine Verwendbarkeit als Aufklärungsmittel auf vereinzelte Fälle beschränkt. Im besonderen dient er Zwecken der Ausbildung. Weite Geländestrecken werden während der Dauer der Fahrt wie ein Panorama vor dem Auge vorübergeführt, der

Beobachter wird an den eigenartigen Blick von oben gewöhnt, im Zurechtfinden im Gelände, im Erkennen und Unterscheiden der Einzelheiten der Geländegegenstände geübt. Vielfach ist auch zu Truppenbeobachtungen und der Erkundung von Festungswerken Gelegenheit gegeben. Die Gewöhnung an den Aufenthalt im Ballon, die Führung eines von der Fessel gelösten Luftschiffes bringt schließlich die Sicherheit für die Ausübung der Haupttätigkeit, die Erkundung aus dem Fesselballon, die Führung des Motorluftschiffes und die Mitwirkung bei Erfüllung der Aufgaben, die für dieses erst noch im Werden begriffene Kriegsmittel bestimmt sind.

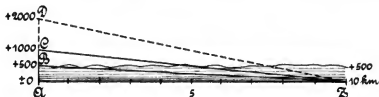
Das Motorluftschiff verhält sich nach dem Aufstiege ebenso wie ein Freiballon, wenn es gleich diesem noch ohne Eigenbewegung in der Luft schwimmt. Setzt unter Wirkung der Luftschrauben der Antrieb ein, so fängt es an, sich an den anliegenden Luftteilen abzustoßen und in der Richtung seiner Längsachse, dem Steuer gehorchend, vorwärts zu bewegen. Es ist dabei gleichgültig, ob die ausgedehnte, beispielsweise das Gebiet ganzer Länder bedeckende Luftmasse, in der es gerade schwimmt, still steht, oder sich in irgend einer Richtung über den Erdboden weg verschiebt, bei der Erscheinung, die Nordwind genannt wird, z. B. in der Richtung von Norden nach Süden. Innerhalb dieser Luftmasse erfährt das Schiff, und zwar unter Wirkung seiner Eigenbewegung, nur den Widerstand, den das Verdrängen der entgegenstehenden Luftmasse und die Reibung der Luft am Längskörper des vorwärts gleitenden Schiffes verursacht. Der Fahrende hat die Empfindung, als ob ihm Wind aus der Richtung entgegensteht, die seiner Fahrtrichtung entgegengesetzt ist. Die Fahrt in Richtung gegen den Wind bringt keinen vermehrten Widerstand, die Fahrt in Richtung mit dem Winde keinen verringerten, bei der Fahrt in seitlicher Richtung zum Winde wird kein Druck der bewegten Luft von der Windseite her auf die Flanke des Schiffes ausgeübt. Natürlich macht sich bezüglich der Ortsveränderung des Schiffes über der Erde in bezug auf Lage und Richtung der Fahrtlinie diese doppelte Bewegung — einmal der Luftmasse und dann der Eigenbewegung — sehr wohl geltend, wie später noch ausgeführt werden wird.

Unregelmäßige Luftbewegungen, besonders auf- und absteigende Strömungen und Wirbel beeinflussen naturgemäß auch den Gang des Motorluftschiffes in ungünstiger Weise, besonders wenn stärkere Stampfbewegungen entstehen. Unter Wirkung der Trägheit der größeren Masse aber setzt das Motorluftschiff den Einflüssen, die die Richtung seiner Längsachse zu ändern bestrebt sind, an sich einen größeren Widerstand entgegen, als ihn bei seiner geringeren Größe der Fesselballon gegenüber den unregelmäßigen Angriffen der bewegten Luft zu leisten vermag. Der Luftwiderstand, den es sich nach der Art seiner Eigenbewegung selbst schafft, wirkt gleichmäßig, und die Folge ist eine verhältnismäßig ruhige Fahrt, die auch der Ausübung der Erkundungstätigkeit zugute kommt.

Im allgemeinen nun ist zur Lösung der in der Aufklärung zu erfüllenden Auf-

gaben die Höhe des Aufstieges von besonderer Bedeutung. Mit der Höhe wächst für das Auge des Beobachters die Übersicht über das vorliegende Gelände und die Einsicht in dasselbe, die Größe des toten Winkels verringert sich, der die Sicht je nach der Gestaltung und Bedeckung des Geländes beeinträchtigt.

Irrtümlich ist die Auffassung, daß bei großer Steighöhe die zu beobachtenden Gegenstände für das Auge zu klein werden und schließlich verschwinden müßten. Wie in den Beispielen tatsächlich ausgeübter Erkundungen vom Fesselballon gezeigt worden ist, erstrecken sich Truppenbeobachtungen unter anderem auch auf Entfernungen von 10 bis 15 km, unter günstigen Verhältnissen auch noch darüber hinaus. Im Vergleiche dazu ist die Entfernung, welche durch die Steighöhe verursacht wird, auch wenn diese unter Umständen 2000 bis 3000 m beträgt, nur verhältnismäßig gering. Erreicht z. B. ein Ballon die Höhe von 1000 m und es soll ein Gegenstand auf 10 km ins Auge genommen werden, so ist aus nachfolgender Textskizze ersichtlich, daß die Länge der Sehlinie durch erhöhten Aufstieg nur unwesentlich vergrößert wird, wie der Vergleich der Sehlinie CZ mit der Sehlinie aus der Höhe von nur 500 m BZ



ohne weiteres ergibt. Im Gegenteil tritt hier noch eine Erscheinung ein, die sich als einen Vorteil der Eigenart der Sicht aus großer Höhe darstellt. Bei windstillem Wetter, wo der Fesselballon auch nur größere Höhen zu nehmen imstande ist, lagert unter unseren klimatischen Verhältnissen auf der Erde meist eine Dunstschicht, die die Sicht in die Ferne oft stark behindert. Reicht eine solche z. B. bis auf 500 m hinauf, so hat ein auf der Erde stehender Beobachter diesen Dunst in Linie AZ in der ganzen Länge seiner Sehlinie mit dem Auge zu durchdringen, der gesichtete Gegenstand erscheint ihm infolgedessen undeutlich. Für den Beobachter im Luftschiff dagegen, der bis 1000 m aufgestiegen ist, liegt die Sehlinie CZ nur noch in ihrer halben Länge in dieser Dunstschicht und zwar zumeist noch in ihrem oberen durchsichtigeren Teile, die Klarheit der Sicht ist weniger gestört, die Gegenstände erscheinen dem in der Höhe befindlichen Beobachter deutlicher als dem auf der Erde stehenden. Bei 2000 m Höhe liegt nur noch ein Viertel der Länge der Sehlinie DZ in der Dunstschicht usw. Der Erfolg ist, daß unter derartigen Witterungsverhältnissen entfernte Gegenstände bei höherem Aufstieg immer deutlicher hervortreten und damit der Eindruck erweckt wird, als ob sie dem Beobachter immer näher rückten.

Mit der größeren Höhe wächst dementsprechend auch der Beobachtungsbereich; man sollte deshalb das Luftschiff, wenn es auf die Ausführung von Erkundungen ankommt, immer so hoch als möglich steigen lassen. Abgesehen von der Leistungsfähigkeit des Fahrzeuges im Höhenaufstiege gibt die Höhenlage der auftretenden Wolken, die wie dichter Nebel erscheinen und beim Eintreten des Luftschiffs in ihren Bereich die Sicht völlig hindern, die Grenze hierfür.

Der Fesselballon kann unter dem vermehrten Gewicht, das er in Gestalt des fesselnden Kabels zu heben hat, nur beschränkte Höhen erreichen. Mit dem Drachenballon werden bei günstiger Wetterlage mit einem Insassen fast 1000 m erzielt. Tragfähige Kugelballons derselben Größe sind unter gleichen Verhältnissen mit dem Ergebnisse besonders erfolgreicher Erkundung nahe der Höhe von 2000 m gehalten worden. Starker, namentlich böiger Wind verringert die Steighöhe beträchtlich, erschwert — wie schon erwähnt — die Beobachtung und kann das Einsetzen des Ballons völlig unmöglich machen.

Der Freiballon ist ohne weiteres, soweit Ballast verfügbar bleibt, in Höhen von 2000 bis 3000 m und darüber zu führen, und auch für das Motorluftschiff ist zwecks Erweiterung des Sichtbereichs die Fahrt in der dafür günstigen größeren Höhe anzustreben, sobald die Aufgabe der Aufklärung dieses erfordert. Im übrigen bleibt auch für dieses die Abhängigkeit vom Wetter, wie bisher in der Ballonverwendung, durchaus bestehen. Schwierig ist es, bei stärkerem Winde Motorluftschiffe überhaupt in Fahrt zu setzen. Es kommt deshalb darauf an, sie in ihrer Bauart so zu gestalten, daß Menschenkraft zu ihrer Bedienung noch ausreicht, solange sie mit der Erde in Berührung sind, sei es vor der Abfahrt, sei es nach der Landung. Wenn sie auch gegen stärkeren Wind unter Maschinenkraft in dem freie Fahrt gewährenden Luftraume erfolgreich aufzukommen vermögen, so kann doch ihre Leistungsfähigkeit, mag sie noch so groß sein, nicht ausgenutzt werden, wenn sie nicht mit Sicherheit von der Erde los und wieder zurückzubringen sind. Es ist möglich, den Fesselballon bei einem Winde noch in Tätigkeit zu halten, wo es schwierig, wenn nicht unmöglich sein wird, ein Motorluftschiff überhaupt in Fahrt zu setzen.

Durch atmosphärische Erscheinungen kann die Sicht in starkem Maße beeinträchtigt werden. Nebel, Regen, Schnee und tief gehende Wolken verkleinern das Gesichtsfeld. Unter solchen Verhältnissen leidet allerdings auch die aufklärende Tätigkeit der übrigen Waffen, und ein gewisser Ausgleich ist damit gegeben, daß auch seitens des Gegners dieselben störenden Einflüsse empfunden werden. In Richtung mit den Strahlen der Sonne reicht die Beobachtungsmöglichkeit erheblich weiter, als in der Richtung gegen diese.

Bei Ausübung der Erkundungstätigkeit vom Ballon selbst wirkt eigenartig vor allem die Erscheinung des umfassenden Bildes, das dem Beobachter beim Aufstiege unter dauernder Erweiterung des Gesichtsfeldes vor Augen tritt. Die Orientierung

im Gelände ist im Vergleich mit der Karte leichter zu gewinnen, als für den auf der Erde stehenden Beobachter. Je höher das Luftschiff steigt, je mehr somit der Blick aus der Richtung von oben einfällt und die sonst bei schräger Aufsicht entstehenden Verschiebungen in einem gewissen Umkreise für das Auge verschwinden, umsomehr kommt auch das Bild, das das Gelände bietet, dem der Karte gleich.

Das Aufsuchen der Beobachtungsziele in weit übersehbarem Raume bedarf allerdings eingehender Erkundungsarbeit. Ist die Übersicht gewonnen, so muß in dem für die Aufklärung in Betracht kommenden Bereiche ein Geländestreifen nach dem anderen abgesucht werden. Auch wenn größere Truppenkörper in den Gesichtskreis treten, bietet sich nicht ein Bild, als ob große Räume des dem Auge vorliegenden Geländes mit Truppen bedeckt wären. Bei der Größe der Entfernung, auf die sich die Erkundung meist zu erstrecken hat, schrumpft die Erscheinung, in der sich die Truppen in ihren verschiedenen Formen darstellen, zu Linien und Punkten zusammen, die erst aufgefunden werden müssen und oft schwer von den Linien und Punkten zu unterscheiden sind, die sonst vielfach im Geländebilde hervortreten. Kolonnen ziehen sich zu Linien zusammen, die mit den Linien der Straßen zusammenfallen, auf denen der Marsch vor sich geht. Wenn die Feststellung der Stärke unter Abmessung der Länge noch möglich ist, so ist oft die Waffengattung noch nicht zu erkennen. Berittene und fahrende Waffen machen sich unter Umständen durch die schnellere Bewegung, bei trockenem Wetter durch stärkere Stauberregung bemerkbar. Besonders schwierig ist die Erkundung, so lange sich die Marschkolonnen auf Wegen befinden, deren Baumbestand den Einblick von oben hindert. Erst wenn sie von den Straßen herunter treten, wenn die Gefechtsentwickelung beginnt, ist aus Form und Verwendung auch Stärke und Waffengattung mit größerer Sicherheit erkennbar.

Sind Geländebedeckungen vorhanden, Wälder und Ortschaften, die die Truppen der Sicht von oben völlig entziehen, soweit nicht Wege und Straßen einzusehen sind, so ist es wichtig, darauf zu achten, welche Teile des Gegners in den gegen die Sicht abgeschlossenen Raum eingetreten sind. Für die weitere Beobachtung kommt es dann darauf an, festzustellen, wo und wann der Gegner wieder heraustritt.

Die dünnen Linien der Schützen sind oft erst an ihrer Bewegung erkennbar. Die Geschütze der in Feuerstellung befindlichen Artillerie bilden Reihen von einzelnen Punkten, die unter Umständen erst infolge der Regelmäßigkeit ihrer Anordnung dem Auge des Erkundenden auffallen, im Vergleiche mit vielen sonst im Gelände vorhandenen als schwarze Punkte erscheinenden Gegenständen. Die Feuererscheinung beim Schießen erleichtert das Erkennen. Die Unterscheidung der Flachfeuergeschütze von Steilfeuergeschützen, der Feldartillerie von der schweren Artillerie, der Züge fechtender Truppen von Munitionskolonnen und Trains ist meist nur auf Grund der Beurteilung ihrer taktischen Verwendung ausführbar. Nur Truppenansammlungen größerer Art, Biwaks, stärkere Kavalleriekörper in Versammlung, fallen auch auf

größere Entfernungen auf, ebenso entziehen sich Befestigungsanlagen nicht in dem Maße der Sicht von oben, wie für den auf der Erde befindlichen Beobachter.

Die Leere des Schlachtfeldes existiert nicht für das Auge des Ballonbeobachters, aber erst aus der großen Zahl der oft verschwindend klein erscheinenden Einzelheiten muß das gesamte Bild der Erkundung zusammengesetzt werden. Es kann dann allerdings, wenn nicht die Ungunst des Wetters dem entgegensteht, ein einheitliches und umfassendes Bild gegeben werden, ein Hauptvorteil, der mit Hilfe des Luftschiffes zu bewirkenden Aufklärungstätigkeit. Die im Anfange gebrachten Beispiele tatsächlich ausgeführter Erkundungen geben auch hierfür den Beweis.

Gegenüber einem Feinde, der seinerseits die gegnerische Aufklärung von sich abzuhalten vermag, wird es den eigenen Patrouillen meist nur möglich sein, die äußeren Linien in Front und Flanke festzustellen. Jede einzelne Erkundung trifft dabei nur einen Teil, es ergibt sich nicht ohne weiteres, in welchem Zusammenhange dieser zum Ganzen steht. Aus der großen Zahl der Einzelheiten bringenden Meldungen muß sich der Führer ein Bild von dem Aufbau der feindlichen Kräfte machen, das oft nur unvollkommen sein kann; Irrtümer sind dabei unvermeidlich. Die Feststellung der rückwärtigen Teile, der Verwendung der Reserven wird oft nicht gelingen. Dem gegenüber überfliegt der Blick des Ballonbeobachters die vorderen Linien, er sieht auch das, was dahinter ist. In einer einzigen Meldung oft zusammengefaßt, kann ein Überblick über die Gesamtentwickelung des Feindes innerhalb des dem Wirkungsbereiche unterliegenden Raumes gegeben werden.

Ein weiterer Vorzug, insbesondere der Fesselballonverwendung ist die Schnelligkeit, mit der die Übermittelung des Erkundungsergebnisses an den Truppenführer vor sich geht. Die tatsächlichen Ereignisse fallen mit Lichtgeschwindigkeit in das Auge des Beobachters, der Führer sieht die Vorgänge fast gleichzeitig, gewissermaßen mit dem Auge des Ballonbeobachters selbst. Es wird die Zeit gewonnen, die sonst die Überbringung der Meldungen erfordert, wenn die Erkundung vorn am Feinde gemacht wird. Dazu kommt noch die vollkommene Sicherheit des Weges, auf dem die Meldung läuft, gegenüber den anderen Arten ihrer Beförderung.

Es besteht die Absicht, die Übermittelung der Meldungen vom Motorluftschiffe auf funkentelegraphischem Wege zu bewerkstelligen. Wenn dieses nicht ausführbar wird, ist das Schiff gezwungen, jedesmal nach Erfüllung seiner Aufgabe zum Abwerfen der Meldung den Weg zurückzunehmen.

Der Fesselballon besitzt zufolge seiner Konstruktion nur eine geringe Beweglichkeit. Mit ungefülltem Ballon erreicht die Feldluftschiffer-Abteilung auf nicht zu schwierigen Straßen die Marschgeschwindigkeit der fahrenden Artillerie. Im hochgelassenen Zustande kann der Fesselballon unter Fortführung der Beobachtung, am Windewagen gefesselt durch Pferde oder, von der Winde gelöst, durch haltende Mannschaften, nahezu mit der Marschgeschwindigkeit der Infanterie vorwärts bewegt werden, wenn nicht starker

Wind oder schwer zu überschreitende Geländehindernisse dem entgegenstehen. Er ist deshalb imstande, zwecks besserer Erfüllung seiner Aufgaben der Erkundung dem weiteren Vorgehen der Truppen nach ihrer Gefechtsentwickelung zu folgen, bis er an die Grenze der Schrapnelreichweite feindlicher Artillerie herantritt. Den schnellen Bewegungen der den Armeen vorausgehenden Heereskavallerie vermag er jedoch nicht nachzugehen.

Der dem Fesselballon zufallende Wirkungsbereich beschränkt sich deshalb im allgemeinen auf das Gefechtsfeld. Auf dem Gebiete der Nah- und Gefechtsaufklärung im Feld- und Festungskriege liegen die Aufgaben seiner Verwendung. Bei den Diensten, die er hier in Ergänzung der Aufklärungstätigkeit der übrigen Waffen leistet, bei den Vorteilen, die — wie geschildert — in seiner Eigenart liegen, wird er vorläufig neben der neueren Waffe, dem Motorluftschiffe, durchaus noch seinen Wert behalten.

Nicht nur auf dem Gefechtsfelde, sondern auf dem weiteren Gebiete der Fernaufklärung, unter Umständen über den Wirkungsbereich der sonst überhaupt ermöglichten Aufklärung hinaus, wird dagegen das Motorluftschiff mitzuwirken imstande sein. Nicht an den Ort gefesselt, wo es gefechtsbereit gemacht wird, vermag es nahe an das Ziel seiner Erkundung, an den Gegner heranzugehen, in sein Innerstes hineinzusehen. Eine neue Kampfart in ihrer Wirkung nach der Richtung von drei Dimensionen, entsprechend der Ausdehnung des Raumes der Luft, in dem es seine Fahrt nimmt, wird sich daraus entwickeln. Keine bestimmten Straßen sind ihm vorgezeichnet, keine Hindernisse verlegen die Fahrt. Die Bewegung der Luft nur, die allerdings manchmal übermächtig entgegensteht, muß überwunden werden.

Da hier nur erst die Anfänge dieser neuen Bahnen beschritten sind, soll, auf ein Beispiel der Kriegsgeschichte bezogen, ein Bild von der Verwendungsmöglichkeit des Motorluftschiffes gegeben werden.

Betrachtet man den beiderseitigen Aufmarsch im Jahre 1870, so hätten die Skizze 29 u. 30. Franzosen mit einem Motorluftschiffe, von Metz ausgehend, in einer Fahrt von 150 km bis an das Rhein-Gebiet südwestlich Mainz gelangen können, und zwar bei Windstille in der Zeit von drei Stunden, wenn eine Eigenbewegung des Schiffes von 50 km in der Stunde (13,9 m in der Sekunde) angenommen wird. Die Fahrt von weiteren 100 km in südöstlicher Richtung hätte in Linie Kreuznach—Dürkheim—Neustadt—Karlsruhe über die Mitte der Aufmarschgebiete der deutschen Zweiten und Dritten Armee geführt.

Nicht ohne weiteres fällt es allerdings ins Auge, was in dem Raume vor sich geht, wo die Streitkräfte erst in der Versammlung begriffen sind. Es hätte wohl der verstärkte Verkehr auf den Eisenbahnlinien dieses Bereichs nicht verborgen bleiben können. Aber an den Entladestellen werden immer nur kleine Teile, entsprechend dem Fassungsvermögen der einzelnen Züge, sichtbar. Es finden im gesamten Raume des Aufmarschgeländes dauernd in großer Zahl Bewegungen von Truppen statt, doch meist in kleineren Verbänden, die nach der Entladung, strahlenförmig von den Stationen

ausgehend, an ihre Bestimmungsorte in die Quartiere rücken und allmählich weiter vorgeschoben werden. Eine längere Zeit, als für die einfache Überfahrt gebraucht wird, ist erforderlich, um die Erkundung über diesem ausgedehnten Teile des feindlichen Landes durchzuführen, oft wird es stundenlanger Beobachtung einzelner Abschnitte bedürfen. Immerhin ist aber die Möglichkeit vorhanden, daß es in dieser Art gelingen wird, wenigstens den Umfang des Gebietes festzustellen, in dem der feindliche Aufmarsch vor sich geht, dann auch die Linie mit Sicherheit zu finden, die durch die vorn befindlichen Teile der Deckungstruppen eingenommen wird.

Wenn die Stärke und der Zusammenhang der einzelnen Teile zunächst noch nicht zu erkennen waren, so tritt ein anderes Bild hervor, sobald der Vormarsch beginnt. Die Truppen, die zusammengezogen, in zusammenhängenden Kolonnen in Marsch gesetzt, zu gewissen Zeiten die Straßen bedecken und vielfach in Biwaks untergebracht werden, entziehen sich nicht mehr in gleichem Maße der Sicht. Frühzeitig hätte von den Franzosen die Art und Richtung des Vormarsches der deutschen Armeen vom Rhein zur Saar erkannt werden müssen.

Andererseits wäre es den Deutschen möglich gewesen, mit einem Motorluftschiffe, beispielsweise von Mannheim ausgehend, in zwei Stunden Straßburg zu erreichen. Bei einer weiteren Fahrt von etwa 200 km in der Richtung über Hagenau—Bitsch—St. Avold—Metz—Diedenhofen hätte der gesamte Aufmarsch der Franzosen in vorderer Linie in der weit ausgedehnten Stellung ihrer einzelnen Gruppen nahe der Grenze festgestellt werden können. Bedeutungsvoll wäre sodann nach den ersten Zusammenstößen die Fortführung der Aufklärung in Verfolgung des Feindes gewesen, so die Beobachtung des Rückzuges der beiden französischen Korps unter Mac Mahon vor der deutschen Dritten Armee, wo die Fühlung mit dem Feinde völlig verloren ging, um Metz im besonderen die Feststellung des Verbleibs des Hauptteils der französischen Rhein-Armee und dann auch die Mitwirkung auf dem Gefechtsfelde, bei den dort stattfindenden Entscheidungsschlachten. Es wäre dann darauf angekommen, auch dem tief in das feindliche Land hineinführenden weiteren Vorgehen der deutschen Armeen zu folgen.

In bezug auf die hier angenommenen Fahrtleistungen ist nun zunächst eine Wetterlage in Betracht gezogen worden, wo Windstille herrscht. Dabei kann das Schiff, das beispielsweise von Mannheim ausgeht, in einer Stunde alle Orte auf der Linie eines Kreises erreichen, dessen Radiuslänge 50 km, das ist das Maß der Eigenbewegung in der Stunde, beträgt, — alle Orte innerhalb dieses Kreises natürlich in entsprechend kürzerer Zeit. Für ein Motorluftschiff besteht aber zumeist die Anforderung, nach Erfüllung seiner Aufgabe wieder an den Ort seiner Ausfahrt zurückzukehren. In diesem Falle kann es in der Zeit einer Stunde nur Punkte einer Kreislinie berühren, dessen Radiuslänge die Hälfte des ersteren, also 25 km, beträgt (gestrichelte Kreislinie in Skizze 30). Eigentümlich ist jedem Luftschiffe seine Betriebs-

zeit. Kann das Schiff in dem gewählten Beispiele zehn Stunden dauernd in Fahrt gehalten werden, so ist bei der angesetzten Leistung von 50 km in der Stunde sein Gesamtaktionsfeld der Kreis, dessen Radius die zehnfache Länge des für die einstündige Fahrt gefundenen besitzt, das sind $10 \times 25 = 250$ km, wenn Hin- und Rückfahrt gefordert wird.

Wenn dagegen eine Luftbewegung im Gange ist, so tritt eine Änderung des Umfanges des Aktionsfeldes ein. Angenommen es herrsche Ostwind von 22 km in der Stunde (6,1 m in der Sekunde), und das Schiff führe zunächst ohne eigenen Antrieb, also wie ein Freiballon, von der bewegten Luft mitgenommen, so würde es sich nach Verlauf einer Stunde 22 km westlich Mannheim, also etwa über Dürkheim, befinden. (Skizze 30.) Wird nun die Wirkung der Luftbewegung als abgeschlossen angesehen, und setzt dafür der Antrieb durch die Luftschrauben ein, so ist das Schiff in der Lage, kraft seiner Eigenbewegung, alle Punkte des Kreises zu erreichen, dessen Mittelpunkt Dürkheim ist und dessen Radiuslänge 50 km beträgt. In einer Stunde kann es in dieser Art z. B. die Fahrt von Dürkheim nach Weißenburg ausführen. Wirken diese beiden Bewegungen — die Versetzung durch die bewegte Luft und die Eigenbewegung — in ihren gesonderten Richtungen zeitlich nicht getrennt, sondern gleichzeitig, so kommt für das Luftschiff als Fahrtlinie, welche die Verschiebung über der Erdoberfläche darstellt, die gerade Linie Mannheim—Weißenburg heraus.

Mit Hilfe einer derartigen Kreiskonstruktion läßt sich ohne weiteres ein Bild von dem mit der Stärke des Windes in seiner Größe sich ändernden Aktionsfelde zeichnen. Alle Linien von Mannheim aus in irgend einer gewollten Richtung der Windrose eingeschlagen, geben bis zum Schnittpunkt mit dieser Kreislinie das Maß für die Zahl der Kilometer, die von dem Schiff in der betreffenden Richtung in Zeit einer Stunde zurückgelegt werden, z. B. bei der Fahrt in Richtung auf Metz, in Fahrtlinie M B, rund 70 km in der Stunde, in entgegengesetzter Richtung aber, in Fahrtlinie M C, nur rund 30 km in der Stunde. Während aber für die Fahrt von Punkt M bis zu Punkt B eine Stunde gebraucht wird, sind für die Rückfahrt, entgegen der allgemeinen Richtung des Windes, so viel Stunden erforderlich, als die Verhältniszahl B M : M C angibt, das sind $70 : 30 = 2^1/_3$ Stunden. Dagegen wird für die Fahrt in der allgemeinen Richtung mit dem Winde von Punkt C bis Punkt M nur M C : M B, das sind $30 : 70 = {}^3/_7$ Stunden gebraucht, während die Fahrt von Punkt M bis Punkt C gegen den Wind, wie ausgeführt, eine Stunde dauert.

Die beiden Fahrtlinien, welche in M senkrecht zur Windrichtung (Mannheim—Dürkheim) stehen, M D und M E, haben die gleiche Länge. Danach ergibt sich derselbe Zeitbedarf, nämlich eine Stunde, gleichgültig ob von M nach D (E) oder umgekehrt, von D (E) nach M gefahren wird. Soll nun innerhalb einer Stunde auch die Rückkehr nach M (Mannheim) erfolgt sein, so muß auf der Linie M D oder M E

in der Mitte Kehrt gemacht werden. Hier und für alle anderen Richtungen gibt das Maß für den Zeitpunkt der Umkehr wiederum eine dem Kreise zu entnehmende Verhältniszahl. In Richtung auf Metz z. B. darf zwecks Rückkehr zum Abfahrtspunkte in der Zeit einer Stunde bei dem bestehenden Ostwinde von 22 km nur so lange gefahren werden, als die Zahl M C : B C angibt, das sind 30 : 100 = $^3/_{10}$ Stunden. Es wird dabei ein Punkt F erreicht, der $^3/_{10} \cdot 70 = 21$ km von M entfernt liegt. Nach der Umkehr sind für die Rückfahrt auf dieselbe Länge die übrigen $^7/_{10}$ der Stunde erforderlich (das Maß, welches auch die Verhältniszahl M B : B C = $^{70}/_{100}$ angibt). In der entgegengesetzten Richtung kommt dieselbe Entfernung bis Punkt G in dem umgekehrten Zeitverhältnisse heraus. Dieselbe Bestimmung des Umkehrortes ist für die Fahrtlinien in allen anderen Richtungen der Windrose ausführbar. Das Ergebnis ist dann folgendes:

Während bei Windstille das Aktionsfeld für die einstündige hin- und zurückführende Fahrt in dem Kreise sich darstellt, dessen Radiuslänge gleich der Hälfte der Kilometerzahl ist, die das Luftschiff in der Zeit einer Stunde an Eigenbewegung leistet, schrumpft bei herrschender Luftbewegung das Aktionsfeld zu einer Ellipse zusammen, deren Inhalt sich mit der zunehmenden Stärke des Windes verringert (gestrichelte Ellipsenlinie in Skizze 30).

In der Skizze 29 sind um Mannheim als Ausgangspunkt der Fahrten die Umrisse der Aktionsfelder eingezeichnet, wie sie sich aus der dargestellten Konstruktion ergeben. Es ist dabei, wie vorher, eine Eigenbewegung des Schiffes von 50 km in der Stunde (13,9 m in der Sekunde) und eine Fahrtdauer von 10 Stunden angenommen. Der äußere Kreis mit dem Radius von 250 km zeigt das Aktionsfeld beim Vorhandensein von Windstille. Innerhalb dieses Kreises umfassen die Ellipsen aa, bb, cc, dd die Räume der Aktionsfelder, wie sie bei einem Ostwinde — oder auch Westwinde — von 10 bzw. 20, 30 und 40 km in der Stunde entstehen (das sind 2,8 bzw. 5,6, 8,4 und 11,2 m in der Sekunde).

Es kommen hier natürlich nur die Windverhältnisse in Betracht, wo die Eigenbewegung an sich noch größer ist als die Luftbewegung. Ist die Luftbewegung gleich der Eigenbewegung, oder stärker als diese, so vermag das Schiff in der Richtung gegen den Wind überhaupt keinen Raum mehr zu gewinnen, es wird nach der anderen Richtung hin abgetrieben und ist nicht imstande, zu dem Ausgangspunkte der Fahrt zurückzukehren.

Auf Grund der Darstellung der Aktionsfelder läßt sich ein Urteil gewinnen, über die Verwendungsmöglichkeit eines Motorluftschiffes. Der Wirkungsbereich ist von der jedesmal herrschenden Luftströmung abhängig, dieser Einfluß muß voll in Rechnung gesetzt werden.

Nach dem Ergebnisse der neuesten Beobachtungen ist das Monatsmittel der Windgeschwindigkeit in einer Höhe von 500 bis 2000 m:

Für Januar	14,5 bis 15 m in der Sekunde	Für Juli	5 bis 7 m in der Sekunde
„ Februar	9,5 „ 10 „ „ „ „	„ August	8 „ 9 „ „ „ „
„ März	12,5 „ 13 „ „ „ „	„ Septbr.	8 „ 9 „ „ „ „
„ April	5,5 „ 7 „ „ „ „	„ Oktober	9 „ 11 „ „ „ „
„ Mai	5 „ 6 „ „ „ „	„ Novbr.	13 „ 14 „ „ „ „
„ Juni	7 „ 9 „ „ „ „	„ Dezbr.	11 „ 12 „ „ „ „

Jedes Meter an Eigengeschwindigkeit mehr erhöht die Leistung des Schiffes in seiner Fähigkeit gegen die bewegte Luft Raum zu gewinnen. Ein Schiff, das ohne große Eigengeschwindigkeit eine höhere Leistung in der Dauer der Fahrt aufweist, vermag schließlich das Ziel ebenfalls zu erreichen, doch nur unter entsprechend größerem Zeitaufwande. Besitzt es beispielsweise eine Eigengeschwindigkeit von nur 12 m in der Sekunde,. so gewinnt es in der Sekunde nur 2 m, das sind 7,2 km in der Stunde, an Raum gegen einen Westwind von 10 m in der Sekunde. Es braucht also zu der Fahrt von Mannheim bis Metz mehr als 20 Stunden. Ein Schiff dagegen, das eine Eigengeschwindigkeit von 15 m in der Sekunde besitzt, gewinnt in der Sekunde 5 m, das sind 18 km in der Stunde an Raum, es leistet also die gleiche Fahrt in etwa 8½ Stunden.

Naturgemäß zwingt das Auftreten von Luftschiffen zur Abwehr dieser unter Umständen höchst gefährlichen Gegner.

Die bei Schießübungen gemachten Erfahrungen haben gezeigt, daß der Fesselballon mit Sicherheit und in kurzer Zeit zum Sinken gebracht wird, wenn er in den Bereich der Schrapnelwirkung eintritt. Der am Himmel erscheinende Ballon stellt für die Artillerie ein Ziel dar, wie es in solcher Größe und Beobachtungsfähigkeit — seitliche Beobachtung ermöglicht das schnelle Erschießen der Entfernung — selten vor die Mündung der Geschütze gebracht wird. Die geringe Beweglichkeit des Fesselballons in wagerechter wie in senkrechter Richtung reicht nicht dazu aus, rasch genug den Aufstellungsort zu wechseln, um sich dem Einschießen zu entziehen. Vielleicht hilft dabei beschleunigtes Einholen. Der erneute Aufstieg müßte sodann an anderer Stelle geschehen.

Im allgemeinen kommt es darauf an, den Fesselballon außerhalb des Schußbereichs der feindlichen Artillerie, also auf Brennweite des Zünders von der Stellung der Geschütze der Feldartillerie oder der schweren Artillerie entfernt, zu halten. Man darf sich aber auch nicht scheuen, den Ballon dem feindlichen Feuer auszusetzen, wenn er imstande ist, unter Umständen in kurzer Zeit schon ausschlaggebendes zu leisten und damit seinen Zweck erfüllt hat, ehe er heruntergeschossen wird.

Für den Freiballon ist an sich die Höhe der Fahrt das wirksamste Mittel über den Raum der Gefährdung durch feindliches Geschützfeuer hinweg zu kommen, und auch für das Motorluftschiff wird dieses die beste Aushilfe sein.

Von den schnell feuernden Geschützen neuer Art wird im Schrapnelschuß ein

Raum beherrscht, der bei einer bis an 2000 m herangehenden größten Steighöhe, 2 bis 3 km vor der Mündung beginnend, in 1500 m Höhe noch eine Weite von 3 bis 5 km und mehr umfaßt. Es wird deshalb angestrebt, die Fahrt über diesem Bereiche, d. h. zunächst wenigstens in etwa 2000 m Höhe zu führen, wenn man in den von den feindlichen Geschützen beherrschten Raum einzutreten gezwungen ist.

Wird ein Schiff in geringerer Höhe durch den Beginn einer Beschießung überrascht, so ist vielleicht volle Fahrt unter Wechsel der Höhe in der Richtung schräg zur Schußlinie das Mittel, dem Gegner das Erschießen der Entfernung unmöglich zu machen. Bei einer Eigenbewegung von 15 m in der Sekunde kann beispielsweise unter einem Winde von 8 m Geschwindigkeit, wenn sofort die von diesem angezeigte Richtuug zwecks beschleunigter Ortsveränderung eingeschlagen wird, in der Sekunde ein Stellungswechsel auf etwa 23 m, das sind in der Minute nahezu 1400 m, erzielt werden. Bei bedecktem Himmel kann man auch Schutz in den Wolken suchen, um zum Zwecke der Erkundung an anderer Stelle wieder herauszutreten.

Durch feindliches Infanteriefeuer wird der Fesselballon nur ganz ausnahmsweise gefährdet, da er durchweg noch hinter der Entwickelung der eigenen Infanterie zurückgehalten werden muß. Im Kriege 1870/71 wurde vor Paris von Truppen, die irgendwo versammelt waren oder in ihren Quartieren zusammenströmten, sofort Massenfeuer abgegeben, sobald Freiballons sichtbar wurden, allerdings damals ohne Erfolg. Immerhin erreicht auch das Infanteriegeschoß bei entsprechender Aufrichtung des Gewehrs die Höhe von 2000 m und darüber. Wenn es auch schwierig ist, die Geschoßbahn in dieser Art richtig in den Luftraum zu verlegen, so kann ein Motorluftschiff doch bei Massenfeuer, z. B. beim Überfliegen von Marschkolonnen oder bei der Annäherung an Biwaks, durch Zufallstreffer erreicht werden. Es ist möglich, besonders verletzliche Teile gegen den Schuß zu sichern, im Notfalle könnten die dazu verwendeten Platten als Ballast abgeworfen werden. Die bei Durchschlagen der Hülle durch Gewehrschüsse entstehenden Durchbohrungen sind so wenig umfangreich, daß nur ein geringfügiger Gasverlust entsteht, wenn die Zahl der Treffer nicht zu groß wird. Erhöhter Aufstieg wird aber auch hier unter Umständen schon stärkeren Patrouillen gegenüber erforderlich sein, um der Gefährdung zu entgehen.

Das Auftreten von Motorluftschiffen auf zwei gegnerischen Seiten muß weiterhin mit zwingender Notwendigkeit den Kampf von Motorluftschiff gegen Motorluftschiff herbeiführen. Hier ist es wiederum die Höhe des Aufstieges, die vor allem neben der Schnelligkeit und der Fahrtdauer die Überlegenheit in einem solchen Zweikampfe verschafft. Das Schiff, das dem anderen die Höhe abgewinnt, vermag sich, wie ein Raubvogel über seiner Beute, über dem Rücken des Gegners zu halten. Kein Manöver kann das an Fahrtleistung unterlegene Schiff dem gefährlichen Angriffe entziehen. Durch das Abwerfen von Brandgeschossen, die im Aufschlag zünden, kann dessen Vernichtung herbeigeführt werden. Wenn dabei keine genügende Treffsicherheit

erzielt wird, so ist ein Verfahren anwendbar, wobei die Brandladung an Haltedrähten herabgelassen — nach Bedarf elektrisch entzündbar — dem Gegner unmittelbar auf den Schiffskörper getragen wird.

Das führt zur Verwendung des Motorluftschiffes als Waffe überhaupt. In der angeführten Art ist es möglich, auch räumlich beschränkte Ziele aus einer Höhe von mehr als 1000 m mit einiger Sicherheit zu treffen. Geschosse, die im Aufschlag zünden, können mit Erfolg gegen umfangreiche Ziele, Biwaks, größere Truppenkörper, Gruppen von Befestigungen, Magazine und Depots einer Festung, Kriegshafenanlagen, abgeworfen werden. Ein tragfähiges Luftschiff vermag ziemliche Mengen an Munition mit sich zu führen, und auch eine gewisse moralische Wirkung kann erwartet werden, besonders in der Möglichkeit dauernder Beunruhigung des Gegners. Schließlich ist auch die Verwendung von Schußwaffen im Motorluftschiffe nicht ausgeschlossen.

Wenn andere Mittel versagen, ist das beste Werkzeug der Abwehr gegen feindliche Motorluftschiffe das Motorluftschiff selbst, verwendbar auch zum Schutze des eigenen Fesselballons, der an sich nicht selbstverteidigungsfähig ist.

Es ist wohl denkbar, daß für die Wirkung auf engem Bereiche, für die Nahaufklärung im Feld- und Festungskriege, auch ein Motorluftschiff von geringer Eigengeschwindigkeit verwendet werden kann, wenn es nur fähig ist, große Höhen im Aufstiege zu nehmen. Den Angriff eines nicht dieselbe Leistung aufweisenden Gegners hat es dann nicht zu befürchten, wenn dieser auch größere Eigengeschwindigkeit besitzt. Die Maschinenkraft jedoch muß wenigstens ausreichen, dem herrschenden Winde gegenüber sich halten und mäßig Raum gewinnen zu können. Ein Schiff aber erst, das die Überlegenheit sowohl in der Schnelligkeit als auch in der Höhenleistung vereinigt, ist imstande, alle schwächeren Gegner aus dem Felde zu schlagen und sie zu vernichten.

Im Kampfe von Schiff zu Schiff gibt schließlich auch die Zahl, wie überhaupt im Streite ebenbürtiger Gegner, den Ausschlag, so daß die Notwendigkeit eintritt, ebensoviel gleichwertige Schiffe als der Gegner einsetzen zu können. Sucht man auch hierin immer wieder einander den Vorsprung abzugewinnen, so können in Wirklichkeit, wie bisher nur in der Phantasie geschaut, ganze Luftschiffgeschwader entstehen.

Eine derartige Erscheinung müßte natürlich in starkem Maße auf die Kriegsführung einwirken. Schon jetzt aber kann die Verwendung des Motorluftschiffes, wenn es nur einigermaßen den bestehenden, vielfach vielleicht noch zu weit gehenden Erwartungen gerecht wird, einen gewissen Einfluß auf die Truppenführung ausüben.

Die Zahl der Schiffe und ihre Leistungsfähigkeit muß genügen, die Abwehr des Gegners zu überwinden. Ihre Verteilung muß es ermöglichen, das der Aufklärung zu unterwerfende Gebiet unter entsprechender Ablösung dauernd unter Beobachtung zu halten. Der Schleier, in den der Feind sich sonst einzuhüllen vermag, wird dann zerrissen. Gelingt aber dem Gegner die Klärung in der gleichen Weise, und das muß

erwartet werden, so ist damit das Dunkel für das Auge beider Parteien gelichtet. Man kann dann nicht mehr damit rechnen, unter Umständen unbemerkt vom Feinde seine Absichten durchzuführen. Wie man selbst es sieht, so sieht auch der Gegner, was geschieht. Das gilt für die Weite des Kriegsschauplatzes, wie für das Schlachtfeld. Der Zustand der Ungewißheit und Unsicherheit hört dann auf, der Zug des Überwältigenden, für den Gegner Unabwendbaren muß stärker hervortreten. Das Handeln einer entschlossenen Führung, das unbeirrt darum, ob der Gegner auch sieht, was man selbst tut oder nicht, auf dem kürzesten Wege und darum schneller und gewaltsamer alle Kräfte zur Wirkung bringt, gibt den Ausschlag. Demgegenüber steht das zögernde Verhalten eines Führers, der die Sicherheit verliert, wenn er fühlt, daß er beobachtet wird, wo er ungesehen seine Maßnahmen durchführen möchte. Vielleicht wird einmal der Gang einer oder der anderen Unternehmung auch davon abhängig gemacht, ob es möglich ist, die Mitwirkung des Luftschiffes dabei auszunutzen oder nicht.

Es ist übrigens mit Sicherheit zu erwarten, daß das Luftschiff auch im Dienste der Marine vorteilhafte Verwendung finden wird. Bisher hat man hier bei uns auf die Mitführung des Fesselballons verzichtet, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil der umfangreiche Apparat, der immerhin zu seiner Intätigkeitsetzung gehört, den an sich beschränkten Raum der Kriegsschiffe noch mehr beengen würde.

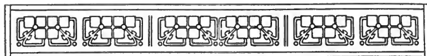
Daß auf See ebenso wie auf festem Boden die Vorteile der Sicht aus der Höhe der Aufklärung zugute kommen müssen, ist zweifellos. Hier stört weder Geländegestaltung noch Geländebedeckung. Gewährt das Wetter klare Sicht, so wächst der Beobachtungsbereich, während die Ziele auf See infolge der Erdkrümmung für die gewöhnliche Höhe des Beobachtungsstandes sonst schon auf verhältnismäßig geringe Entfernung für das Auge verschwinden. Ohne weiteres ist der Fesselballon bei der Küstenverteidigung zu verwenden. Das Motorluftschiff wiederum wird vielleicht einmal imstande sein, den Aufklärungsschiffen auch in Fahrt auf hoher See voranzugehen. Auch am Kampfe könnte es sich beteiligen, in der Seeschlacht oder beim Angriffe auf die feindliche Blockade; um mit Sicherheit das Ziel zu treffen, könnten starke Ladungen, in Gestalt von Torpedos im Wasser schwimmend nachgeschleppt, dem Gegner auf den Körper der Seeschiffe gezogen werden. In den Flußmündungen und Hafeneingängen des feindlichen Landes könnte das Verlegen von Minen aus der Höhe her geschehen. Auch die Möglichkeit der Verwendung von Motorluftschiffen in kolonialen Ländern sei erwähnt.

Die Vielseitigkeit der Aufgaben, deren Erfüllung in Zukunft dieser neuen Kriegswaffe zugedacht ist, kann die Veranlassung sein, daß die Erwartungen unter Umständen zu hoch gespannt werden. Zunächst ist entsprechend den angestellten Betrachtungen das erforderliche Maß an Tragkraft, Eigengeschwindigkeit, Fahrtdauer, Höhenleistung, Betriebssicherheit und Bedienungsfähigkeit zu gewinnen, das die bisher versuchsweise in Fahrt gesetzten Luftschiffe nur erst zum Teil erreicht haben.

Fesselballon und Freiballon haben ihre Verwendbarkeit im Dienste des Heeres erwiesen, für das Motorluftschiff konnte in dieser Beziehung, wie anfangs gesagt, nur erst ein Ausblick gegeben werden. Die nächste Zeit jedoch kann bereits einen Fortschritt bringen, der besser erkennen läßt, was dieses erst noch im Werden begriffene Kriegsmittel zu leisten imstande ist. Es wird sich dann auch herausstellen, welcher Art von denen, die augenblicklich für den Kampf bereit gemacht werden, der Vorzug zu geben ist, und wieweit sie eine Daseinsberechtigung nebeneinander besitzen.

Sperling,
Major in der Versuchs-Abteilung der Verkehrstruppen,
kommandiert zum Luftschiffer-Bataillon.





Das amerikanische Landheer im Sezessionskriege und im Kriege gegen Spanien.

I. Die Heeresverfassung der Vereinigten Staaten vor dem Ausbruch des Sezessionskrieges.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika umfaßten im Jahre 1861 ein Gebiet von nahezu $8^1/_3$ Millionen qkm Flächeninhalt. Ihre Bevölkerung von über 31 Millionen Köpfen bestand aus:

27 Millionen Weißen,
4 „ Negern und etwa
350 000 Indianern.

Nachbarn, von denen eine ernste Kriegsgefahr drohen konnte, hatte die Union nicht. Daher waren ihre Heereseinrichtungen auch nur wenig entwickelt.

Den Kern der bewaffneten Landmacht bildete ein stehendes Heer, dessen Stärke je nach dem Bedarf verschieden war. Es bestand aus 8 bis 17 Infanterie-, 5 bis 6 Kavallerie- und 4 Artillerie-Regimentern sowie einem kleinen Geniekorps. Die Mannschaft ergänzte sich aus Freiwilligen, die sich gegen eine Geldprämie zu fünfjährigem Dienste verpflichteten. Ehe der Krieg ausbrach, waren 16 000 bis 18 000 Mann bei den Fahnen.

Höhere Verbände als den des Regiments gab es im Frieden nicht. Die Truppen standen vielmehr alle unmittelbar unter dem Kriegsministerium, in dessen verschiedenen Verwaltungszweigen vorwiegend Offiziere tätig waren. Der Umstand, daß diese zeitweilig auch im Truppendienste Verwendung fanden, kam im Kriege dem Zusammenwirken von Führung und Verwaltung sehr zugute.

Ein Generalstab war nicht vorhanden.

Der Bundespräsident war Chef der Armee. Er besetzte die Offizierstellen, deren Zahl der Kongreß bestimmte. Die von ihm vorgenommenen Ernennungen wurden aber erst durch die Bestätigung von seiten des Senats rechtskräftig. Durch die Mitwirkung dieser politischen Körperschaft erhielt die öffentliche Meinung einen gewissen Einfluß auf die Zusammensetzung des Offizierkorps.

Dieses ergänzte sich zwar nicht ausschließlich aber doch zum großen Teil aus den Zöglingen der Kriegsschule von West-Point, einer ganz vortrefflichen Pflanzstätte allgemeiner und militärischer Bildung. Alle Fortschritte auf dem Gebiete des Heerwesens wurden hier mit Eifer verfolgt und gelehrt. Die Fühlung mit der militärischen Praxis ging niemals verloren, da zahlreiche Lehrer aktive Offiziere waren, die auf den Grenzposten in der westlichen Wildnis und in Mexiko eine gewisse Kriegserfahrung gesammelt hatten. Die Schule hat daher der Armee eine große Anzahl hervorragender Führer geschenkt.

Trotzdem war sie der Gegenstand vielfacher Angriffe; denn der „freie Amerikaner" liebte die Armee nicht, weil seine republikanische Gleichmacherei in ihr keinen Boden fand. Durch die Anfeindungen von außen erreichte man aber nur, daß der Korpsgeist sich desto stärker entwickelte. Erst im Laufe des Krieges lernten Offiziere und Bürger sich verstehen und achten, so daß das gegenseitige Mißtrauen schwand.

Neben der Kriegsschule von West-Point bestanden im Gebiete der Südstaaten noch mehrere ähnliche Anstalten, die der Armee gleichfalls eine große Anzahl gut vorgebildeter Offiziere zugeführt haben.

Zwischen den Offizieren und Mannschaften lag eine fast unüberbrückbare Kluft. Zum Teil beruhte das ebenfalls auf der natürlichen Rückwirkung gegen die einebnenden Bestrebungen im Volke. Zum andern Teil fand es seine innere Berechtigung in der Zusammensetzung der Truppe, die vorwiegend aus Einwanderern bestand, welche keinen besser lohnenden Erwerb gefunden hatten. Ein Unteroffizier konnte nur durch hervorragende Leistungen vor dem Feinde die Epauletten verdienen. Der große Offiziermangel beim Ausbruch des Bürgerkrieges zwang indessen bald dazu, mit diesem Grundsatze zu brechen und, wenigstens vorübergehend, auch geeignete Unteroffiziere zur Beförderung in Offizierstellen zuzulassen.

Die Mannszucht im stehenden Heere war hart und mußte so sein, weil der Offizier auf den entlegenen Posten sonst sein Ansehen nicht hätte wahren können. Es gab sogar strenge körperliche Strafen. Dieser Umstand schreckte beim Ausbruch des Krieges viele Amerikaner vom Eintritt in die reguläre Armee zurück. Nur eine hohe Bezahlung vermochte ihr die nötigen Rekruten zuzuführen.

Neben dem stehenden Heere gab es eine Miliz, der alle Bürger im Alter von 18 bis 45 Jahren angehörten. Sie stand im Gegensatz zur Regulären Armee nicht unter der Bundesregierung, sondern unter den Regierungen der Einzelstaaten. Ihr Zweck war, die öffentliche Ordnung und die Durchführung der Gesetze zu gewährleisten und das Land gegen feindliche Einfälle zu verteidigen, die aber, wie schon erwähnt, kaum zu befürchten waren. Ihre waffenfähigen Mitglieder waren auf dem Papier in Regimenter, Brigaden und sogar in Divisionen organisiert. Sie konnten nach dem Gesetz zu kurzen Übungen eingezogen werden, die von Offizieren des stehenden Heeres geleitet wurden. Im Norden der Union hat man aber nur sehr

selten von dieser Bestimmung Gebrauch gemacht. Die Miliz war dort ohne jeden kriegerischen Wert. Sie trat lediglich bei nationalen Festen in die Erscheinung, um deren äußeren Glanz durch ihre Uniformen zu beleben. Bei den Südstaaten dagegen, wo die Negersklaven häufig mit Unruhen drohten, war sie fester gefügt. Man vereinigte dort häufiger kleinere Milizverbände, wie Kompagnien oder Bataillone, zur Ausbildung in Übungslagern.

Die Kommandogewalt des Bundespräsidenten gegenüber der Miliz beschränkte sich auf das Recht, sie bei einer Gefährdung des Unionsgebietes durch Aufstände oder feindliche Einfälle für höchstens sechs Monate zu den Waffen zu rufen. Auch in solchen Fällen aber sollte sie nach Möglichkeit nur innerhalb ihres Heimatstaates verwendet werden.

Während des Bürgerkrieges ist denn auch die Miliz als solche, ihrer Bestimmung entsprechend, im allgemeinen nur als eine Art von Landsturm aufgetreten. Mit den Feldarmeen wurde sie nicht verschmolzen. Diese setzten sich vielmehr lediglich aus Truppen des stehenden Heeres und aus angeworbenen Freiwilligen zusammen. Gleichwohl hat aber die Miliz bei der Aufstellung der Feldarmeen, besonders im Süden, eine sehr wichtige Rolle gespielt; denn aus ihr ging ein großer Teil der Rekruten hervor, die sich zum Dienste im stehenden Heere oder der Freiwilligen-Armee anwerben ließen. Bisweilen schieden sogar organisierte Übungsverbände auf Grund ihres freien Entschlusses aus der Miliz aus, um geschlossen in das Feldheer überzutreten. Der Umstand, daß für den mexikanischen Feldzug von 1847 ein Aufgebot von 40 000 Freiwilligen erforderlich gewesen war, kam gleichfalls in erster Linie den Kriegsrüstungen der Südstaaten zugute, aus denen die Mehrzahl jener Mannschaften hervorgegangen war.

Zeughäuser mit Vorräten von Kriegsbedarf waren in größerer Zahl über das Land verteilt. Sie enthielten namentlich Waffen und Munition für Infanterie und Kavallerie. Die Ausrüstung und die Pferde mußten in der Regel von den Freiwilligen selbst beschafft werden. Die vorhandenen Materialbestände reichten aber auf beiden Seiten für einen längeren Krieg mit größeren Heeren nicht aus. Die Einfuhr von Waffen und Munition aus Europa wurde daher sehr bald in großem Umfange notwendig. Nachteilig war auch der Mangel an Gleichartigkeit in der Infanteriebewaffnung. Zu Beginn des Krieges waren zehn verschiedene Gewehrmodelle im Gebrauch. Erst nach und nach wurde die Bewaffnung einheitlicher.

Über größere Werke zur Herstellung von Kriegsmaterial verfügte die Union in Springfield (Massachusetts) und Harpers Ferry (West-Virginien). Gewehrmunition konnte in zahlreichen staatlichen Werkstätten hergestellt werden.

Die Südstaaten besaßen zwar in Richmond (Virginia) und Fayetteville (Nord-Carolina) ebenfalls zwei Waffenfabriken, aber diese waren nur wenig leistungsfähig. Man mußte daher während des Krieges versuchen, sich eine eigene Industrie auf

jenem Gebiete zu schaffen. Der Erfolg dieser Bemühungen blieb aber trotz aller aufgewendeten Tatkraft unzulänglich.

Das Eisenbahn- und Telegraphennetz war im ganzen Unionsgebiet, besonders aber im Norden, sehr gut entwickelt. Im Jahre 1865 befanden sich 40 000 km Bahnstrecke im Betriebe von 70 Privatgesellschaften. Auf den Flüssen und Binnenseen sowie an der Küste herrschte ein lebhafter Dampferverkehr.

Die Landstraßen waren dagegen gering an Zahl und so schlecht unterhalten, daß sie im Winter und bei längerer Regenzeit für größere Truppenbewegungen fast völlig unbrauchbar wurden.

Die Finanzlage der Union war überaus günstig. Die Staatsschuld verlangte im Jahre 1861 für ihre Verzinsung nur 22 Millionen Franks gegenüber 376 Millionen in Frankreich und 670 in England.

II. Land und Leute im Norden und Süden.

Der Bürgerkrieg hatte seine Hauptursache in wirtschaftlichen Gegensätzen. Wie alle derartigen Kriege, warf er seine Schatten weit voraus. Während sich aber die Südstaaten schon frühzeitig mit dem Gedanken an einen Austrag des Streites mit den Waffen vertraut machten, nahm man die Sache im Norden bis zum letzten Augenblick recht leicht. Schon daraus ergab sich ein wesentlicher Unterschied in den Kriegsvorbereitungen beider Parteien. Er wurde noch vergrößert durch die Verschiedenheit der Hilfsmittel.

Die Gebietsgrenze zwischen der Union und dem abtrünnigen Süden blieb sich nicht immer gleich. Sie verschob sich mehrfach durch die schwankende Haltung der an der beiderseitigen Berührungslinie gelegenen „Border-States" und infolge des wechselnden Kriegsglücks. Ihr Verlauf im Juli 1861 ist aus Skizze 31 zu ersehen. Skizze 31.
Er entsprach im allgemeinen der Grenze zwischen den sklavenhaltenden Staaten und denen mit durchweg freier Bevölkerung.

Die Nordstaaten verfügten dem Zahlenwerte nach in jeder Hinsicht über die größeren Machtmittel. Ihre Bevölkerung*) von 19 Millionen bestand fast ausschließlich aus Weißen. Unter den 12 Millionen Einwohnern des Südens dagegen befanden sich 4 Millionen Neger, die für die Heeresergänzung vorerst nicht in Betracht kamen. Im Verlaufe des Krieges verschob sich dieses Zahlenverhältnis durch die Erfolge der Union im Mississippi-Gebiet und die vorwiegend dem Norden zuströmende Einwanderung aus Europa noch mehr zu ungunsten des Südens. Vigo-Roussillon**)

*) Frhr. v. Freytag-Loringhoven, „Studien über Kriegführung auf Grund des nordamerikanischen Sezessionskrieges in Virginien". I. Seite 4 und 5.

**) Puissance militaire des États-Unis, Paris 1866, Seite 16.

berechnet das Verhältnis der waffenfähigen Bevölkerung von Nord und Süd auf 3½ : 1,*) das des materiellen Besitzstandes auf 2 : 1.

Auch in wirtschaftlicher Beziehung war also der Norden erheblich im Vorteil. Der Süden zog seinen Erwerb fast ausschließlich aus den durch Negersklaven bebauten Pflanzungen, wo Baumwolle, Zucker, Reis, Indigo und Tabak gewonnen wurden. Der Anbau von Brotgetreide war nur gering, die Industrie vergleichsweise wenig entwickelt. Hieraus ergab sich eine überaus störende wirtschaftliche Abhängigkeit vom Auslande, die sich während des Bürgerkrieges natürlich fortwährend steigerte. Sie war um so nachteiliger, als sich im Süden größere Geldmittel bei weitem nicht so leicht flüssig machen ließen wie im Norden.

Dieser war nicht nur an sich reicher, sondern auch durch die Art seiner Landeserzeugnisse weniger auf fremde Einfuhr angewiesen. Seine Bewohner trieben Getreide- und Futterbau, Schlachtvieh- und Pferdezucht. Sie gewannen auf eigenem Grund und Boden Eisen, Kupfer, Blei, Hölzer für den Schiffbau, Hanf und Steinkohle. Ihre Industrie stand in höchster Blüte, ihre Kriegs- und Handelsflotte beherrschte das Meer und die Binnengewässer. Sie konnten also ihre Erzeugnisse unmittelbar dem Heere nutzbar machen. Ihrem Gegner aber vermochten sie durch die Blockade seiner Häfen um so größeren Schaden zuzufügen, als ihm dadurch nicht nur die Einfuhr von Kriegsbedarf erschwert, sondern auch seine wichtigste Einnahmequelle, die Baumwollausfuhr nach Europa, unterbunden wurde.

Aber trotzdem hatten auch die Südstaaten schwerwiegende Vorteile auf ihrer Seite, vor allem den des besseren Menschenmaterials. Die Bevölkerung des Südens bestand aus drei Hauptgruppen: den grundbesitzenden Pflanzern, den rechtlosen Negern und einer großen Zahl von besitzlosen Weißen. Diese waren zwar zum Teil Abenteurer von zweifelhafter Vergangenheit, aber meist recht brauchbare Soldaten. Ähnlich wie in unserer Zeit die Buren, waren die Bewohner des Südens zum großen Teil an körperliche Anstrengungen und Gefahren gewöhnt. Die Beschäftigung im Freien, die Jagd und die Kämpfe mit der eingeborenen Indianerbevölkerung gaben dazu reiche Gelegenheit. Ein Teil der waffenfähigen Leute kannte, wie schon erwähnt wurde, den Krieg bereits aus Mexiko. Die auf den Farmen aufgewachsenen Söhne der Pflanzer waren von Jugend auf geübte Reiter. Mit ihrem vorzüglichen Pferdematerial eigneten sie sich trefflich zur Bildung einer leistungsfähigen Kavallerie. Die Grundbesitzer waren überdies gewohnt, zahlreiche Sklaven zur Arbeit anzuleiten und nach ihrem Willen zu lenken. Sie hatten sich dadurch Befehlsgewandtheit und sicheres

*) Aus den Angaben des Grafen von Paris, (Histoire de la guerre civile en Amérique, I. Seite 165, 325) ergibt sich hierfür das Verhältnis 5,8 : 1. Der Unterschied ist wohl dadurch zu erklären, daß die Berechnungen des Grafen sich auf die politische Kräftegruppierung zu Anfang des Jahres 1861 beziehen, als die Stellungnahme mehrerer Border-States zugunsten des Südens noch nicht entschieden war.

Auftreten angeeignet, zwei Eigenschaften, die ihnen bei der Besetzung der Offizierstellen sehr zugute kamen und die neugebildeten Truppen schnell in die Hand ihrer Führer brachten. Die Neger führten den Betrieb der Pflanzungen weiter. Wo sie auf der Seite ihrer Herren am Kriege teilnahmen, traten sie, von wenigen Ausnahmen abgesehen, lediglich als Arbeiter auf. Soldaten wurden sie erst, als die Unionsregierung sie vom Jahre 1863 ab für frei erklärte und gegen ihre bisherigen Gebieter ins Feld führte.

Im Norden waren die sozialen Verhältnisse der Entwickelung kriegerischer Eigenschaften erheblich weniger günstig. Industrie und Handel mit ihrem riesigen Geldumsatz hatten in den großen Städten die Gewinnsucht auf Kosten des gesunden Gemeinsinns und der Entsagungsfähigkeit groß gezogen. Gewerbsmäßige Politiker spielten im öffentlichen Leben eine große Rolle. Bei ihnen standen die Ideale eines wehrhaften Volkes nicht hoch im Kurs. Ein Drang nach persönlicher Freiheit, der immer dazu neigte, den Wunsch höher als die Pflicht zu stellen, stemmte sich jeder Autorität entgegen. Die breiten Arbeitermassen in den östlichen Staaten konnten überdies auch körperlich den Vergleich mit den derben Naturburschen des Südens nicht aushalten. Nur auf dem westlichen Kriegsschauplatze verfügten die Nordstaaten über einen Ersatz, der dem ihrer Gegner ziemlich ebenbürtig war.

Da man sich im Norden seiner großen materiellen Überlegenheit wohl bewußt war, fehlte dem Volke jener Antrieb zum höchsten Opfermut, der in der Notwendigkeit liegt, einen Entscheidungskampf um Sein oder Nichtsein zu führen. Die Angehörigen der wohlhabenden Klassen glaubten in der Mehrzahl genug zu tun, wenn sie die vom Kriege geforderten Geldopfer brachten. Blut und Leben daranzusetzen, fiel anfangs nur wenigen von ihnen ein. Dieses Beispiel von oben war natürlich nicht danach angetan, im Heere jene begeisterte Kampfeslust zu wecken, die im Süden jedermann beseelte und zu kühnen Taten fortriß. Gleichwohl wäre es ein großes Unrecht, zu behaupten, daß der Nordamerikaner nicht die Fähigkeit zu nationaler Begeisterung und das Zeug zu einem trefflichen Soldaten besessen hätte. Er hatte nur die segensreiche erziehliche Einwirkung entbehren müssen, die sich für uns Deutsche aus der dauernden Bedrohung durch kriegerische Nachbarn ergibt. Der Verlauf des Sezessionskrieges hat bewiesen, daß auch im Norden an Männern und Helden kein Mangel war. Aber für viele von ihnen bedurfte es erst eines lauteren Alarmrufes, als der Abfall einiger Bundesstaaten war, um ihnen das Schwert in die Hand zu drücken, und auch nachdem sie es ergriffen hatten, mußten sie es erst gebrauchen lernen.

III. Die Kriegsrüstungen der beiden Parteien.

Wenn schon die zuletzt angeführten Tatsachen es begreiflich erscheinen lassen, daß die abtrünnigen Staaten sich mehrere Jahre gegen eine erdrückende Übermacht be-

haupten konnten, so wird dies noch leichter verständlich, wenn man den Unterschied der beiderseitigen Kriegsvorbereitungen in Betracht zieht.

Von dem Vorteil, den dem Süden seine bessere Miliz und die Veteranen aus Mexiko gewährten, war schon in anderem Zusammenhang die Rede. Ein weiterer Vorsprung in der Kriegsvorbereitung ergab sich aus dem Umstande, daß die Bundesregierung in Washington selbst es war, die die ersten Schritte der Abtrünnigen lenkte. Abraham Lincoln, der republikanische Anwärter des Nordens, war zwar schon am 6. November 1860 zum Präsidenten gewählt worden, er durfte aber sein Amt erst im März 1861 antreten. Die Zwischenzeit bis dahin wurde von der bisherigen demokratischen Regierung unter Buchanan ausgenutzt, um die Rüstungen ihrer politischen Freunde im Süden mit aller Macht zu unterstützen.

Schon im Dezember 1860 hatten, durch Lincolns Wahl veranlaßt, fünf Staaten*) ihren Austritt aus der Union erklärt. Am 8. Februar 1861 wurde in Montgomery (Alabama) die Verfassung der von ihnen gebildeten „Konföderation" unterzeichnet. Bald darauf traten dieser noch eine Reihe weiterer Staaten**) bei. Der Sitz der neugebildeten Bundesregierung wurde nach Richmond verlegt. An ihre Spitze trat der General Jefferson Davis.

Abgesehen von der Haltung einiger Border-States***) war also der Bruch schon längst vollzogen, ehe die Union ihren neuen republikanischen Präsidenten und damit die Möglichkeit erhielt, einheitliche und ernste Rüstungen zu betreiben.

Inzwischen waren unter der bisherigen Regierung große Mengen von Kriegsmaterial aus den Unionszeughäusern nach dem Süden geschafft worden. Allein in dem einen Hafenplatze Norfolk hatte man auf diese Weise für 40 Millionen Franks†) Waffen und Seekriegsgerät zusammengebracht.

Sogleich nach der Wahl Lincolns hatten überdies die aus dem Sezessionsgebiet stammenden Offiziere des stehenden Unionsheeres zum größten Teil ihren Abschied genommen. Da die Söhne der südstaatlichen Grundbesitzer bei weitem zahlreicher im Offizierkorps vertreten waren als die der Kaufleute und Industriellen des Nordens, hinterließen sie in ihren Truppenteilen empfindliche Lücken.

Auch die Mannschaften sollen in so großer Zahl die Fahnen der Union verlassen haben, daß deren reguläre Armee beim Ausbruch des Krieges nur noch etwa

---

*) Louisiana, Mississippi, Alabama, Süd-Carolina und Florida.

**) Zunächst Georgia. Im April trat Texas hinzu, im Mai Arkansas, Nord-Carolina, Virginia, Tennessee und Kentucky. Auch Maryland hat, obwohl von der Union niedergehalten, dem Süden Soldaten geliefert. Missouri und Indiana stellten Freiwillige für beide Parteien.

***) Seite 487.

†) Vigo-Roussillon, Seite 28 und Übersicht 5 (Seite 510).

6000 Mann zählte.*) Selbst diese aber waren nicht geschlossen verfügbar; denn der den abtrünnigen Südstaaten geneigte General Floyd hatte als Kriegsminister seine Befugnisse mißbraucht, um die Unionstruppen zu zersplittern. Viele von ihnen hatte er nach Texas geschickt, so daß beim Ausbruch des Krieges das feindliche Sezessionsgebiet zwischen ihnen und der Heimat lag. Die Unionsflotte war gleichfalls nach entfernten Stationen entsandt worden.

Jefferson Davis, der unter Franklin Pierce**) Kriegsminister gewesen war, hatte damals viele seiner politischen Freunde in die Armee gebracht. Dies war ein Grund mehr dafür, daß die ausgeschiedenen Unionsoffiziere sogleich im Heere des Südens Dienste nahmen. Sie wendeten diesem damit einen ganz erheblichen Zuwachs an innerem Halt und an militärisch durchgebildeten Führern zu, während Lincolns Regierung zunächst fast nichts von alledem vorfand, was zur Aufstellung einer schlagfertigen Feldarmee gehört.

Bei dem Mangel an Offizieren mußte man im Norden selbst die höchsten Stellen zum Teil mit soldatisch völlig ungeschulten Persönlichkeiten besetzen. Man hatte keine Stäbe, keine Rahmen für die Truppenverbände, keine ausgebildeten Leute, um sie auszufüllen, kein Verwaltungspersonal und kein ausreichendes Kriegsgerät.

Am 4. März 1861 übernahm Lincoln sein Präsidentenamt in Washington. Kriegsminister wurde Stanton. Der General Scott, der schon seit dem mexikanischen Feldzuge an der Spitze der Unions-Armee gestanden hatte, war Oberbefehlshaber aller Bundestruppen.

Am 13. April bemächtigte sich der südstaatliche General Beauregard mit Freiwilligen, die aus der Miliz von Süd-Carolina hervorgegangen waren, nach mehrtägiger Beschießung des unionistischen Forts Sumter, das an der Bucht von Charleston gelegen war. Diese Tat bezeichnete den Ausbruch des Bürgerkrieges. Ein friedlicher Austrag des Streites war jetzt ausgeschlossen, und der Union blieb nichts anderes übrig, als die Abtrünnigen mit den Waffen zu unterwerfen. Sie hatte also in den bevorstehenden Kämpfen die Rolle des Angreifers zu spielen. Wie wenig sie dazu fürs erste befähigt war, haben wir bereits gesehen. Sie mußte froh sein, wenn es ihr gelang, sich zunächst in der Verteidigung zu behaupten.

Lincolns erste Maßnahmen bezweckten den Schutz der Bundeshauptstadt Washington. Diese war von dem Gebiete des dem Süden geneigten Staates Maryland um-

*) Vigo-Roussillon, Seite 30. In den amtlichen Listen sind 16000 Mann angeführt. (Übersicht 1 [Seite 506]). Diese Ziffer scheint aber zu hoch gegriffen zu sein. Hätte man in der Tat über soviel reguläre Truppen verfügt, so hätte man wohl der Armee Mac Dowells im Sommer 1861 mehr davon zugeteilt. (Seite 500.) Es ist indessen auch möglich, daß die reguläre Armee schon im Mai 1861 durch Neuanwerbungen wieder auf 16000 Mann gebracht war.

**) Bundespräsident von 1853 bis 1857.

schlossen und obendrein durch ihre Lage an der Grenze gefährdet. Zu ihrer Verteidigung und zur Niederhaltung von Maryland wurden daher die Milizen der benachbarten Staaten New York*) und Massachusetts aufgeboten.

Die Reste der regulären Armee wurden aus ihrer räumlichen Verzettelung allmählich in der Heimat vereinigt. Einige kamen aus Texas zurück, andere wurden von Oregon und Kalifornien nach Hause geschafft. Diese Truppen bildeten den Rahmen für eine neue reguläre Armee, deren Stärke auf 40 000 Mann festgesetzt wurde, sich aber aus den schon erwähnten Ursachen noch im Dezember nicht über 20 000 erhob.

Gleichzeitig mit dem Ausbau des stehenden Heeres begann die Aufstellung einer Freiwilligen-Armee. Ein Kongreßbeschluß vom 15. April setzte ihre Stärke auf 75 000 Mann fest, die sich für drei Monate verpflichten sollten. Von den Einzelstaaten hatte jeder einen bestimmten Teil dieses Aufgebots zu liefern. Man entnahm diese Truppen einfach der Miliz, von der sich zahlreiche Verbände geschlossen zum Dienst in der Bundes-Armee bereit erklärten. Die nach den Sondergesetzen und Dienstvorschriften ihres Heimatstaates aufgestellten Truppen wurden vor dem Übertritt in die Dienste der Bundesregierung durch sogenannte Musterungsoffiziere einer Besichtigung unterzogen. Im Anschluß daran leisteten sie den Bundeseid.

Von diesem Augenblick an trug die Union als solche alle Kosten für den Unterhalt der Regimenter. Sie allein bestimmte auch über deren Verwendung im Kriege. Dagegen behielt die Regierung des Heimatstaates einen weitgehenden Einfluß in Personal- und Verwaltungsangelegenheiten.

Im Gegensatz zu der Bildung des stehenden Heeres ging die der Freiwilligen-Armee ganz rüstig vorwärts. Wie aus der Übersicht 1 (Seite 506) hervorgeht, waren bereits Mitte Mai statt der geforderten 75 000 Mann mehr als 86 000 eingestellt. Ohne Zweifel hing das in erster Linie mit dem Umstand zusammen, daß die Freiwilligen sich nur für 3 Monate zu verpflichten brauchten. Innerhalb dieser Frist hoffte die Bundesregierung dem Süden ihren Willen aufzuzwingen: ein Beweis dafür, wie sehr sie ihren Gegner unterschätzte.

Vorerst war dieser freilich in der Tat noch nicht imstande, etwas Entscheidendes zu unternehmen. Im Westen, wo sich die ersten blutigen Zusammenstöße abspielten, gelang es sogar den schwachen, unfertigen Kräften der Union schon zu Anfang des Sommers, einige Vorteile zu erringen. Wenn man aber den siegreichen Gefechten, die der General Mac Clellan in West-Virginien mit 10 000 Mann einem an Zahl weit schwächeren Feinde lieferte, irgendwelche größere Tragweite beimaß, so war das ein großer Irrtum. Man scheint denn auch in Washington trotz der Überschätzung jener Erfolge sehr bald zu einer ernsteren Auffassung der Lage gelangt zu sein; denn

*) Übersicht 3, Bemerkung a (Seite 508).

die Bundesregierung steigerte ihre Anforderungen an die Wehrkraft des Landes schon am 16. Mai ganz erheblich, indem sie von den Staaten ein zweites Aufgebot von 42 000 Freiwilligen mit dreijähriger Dienstverpflichtung verlangte. Dem Kriegsminister erschien aber auch dies noch nicht ausreichend. Er erhöhte deshalb unter Überschreitung seiner Vollmachten das Bundesaufgebot so weit, daß bereits am 1. Juli 188 000 Freiwillige mit dreijähriger Dienstverpflichtung unter den Waffen standen.*) Am 22. Juli, dem Tage nach der Niederlage am Bull Run,**) wurde dann ein drittes Aufgebot von 500 000 Mann erlassen. Die im Anschluß an das zweite Aufgebot zuviel eingestellten Mannschaften wurden nachträglich auf dieses dritte Aufgebot übernommen.

Die Aufstellung der Freiwilligentruppen entfesselte allerorten einen regen Wetteifer. „Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Eitelkeit und Spekulationssucht schlossen einen Bund und trugen, wenngleich in grundverschiedener Weise, zur Belebung der nationalen Bewegung bei."***) Der praktische Sinn des Amerikaners erschloß alle Quellen. In den kleinsten Ortschaften taten sich Werbekanzleien auf. Unternehmer aller Art brachten Truppenverbände zusammen. Wer den Ehrgeiz hatte, Oberst zu werden, hielt Volksversammlungen ab, ließ Maueranschläge anheften und besorgte sich geschickte Werber. Man verfiel auf die wunderlichsten Mittel, um Rekruten anzulocken. Das alltäglichste von ihnen war natürlich eine hübsche Uniform, in der die bereits Angeworbenen spazieren gehen mußten. Ein Truppenteil gab bekannt, er sei zur Besatzung für die Festungswerke von Washington bestimmt. Wer in seine Reihen eintrete, werde allen Heimsuchungen und Entbehrungen des Feldkrieges entgehen. Ein anderes Regiment schrieb auf seinen Aufruf: „Wir wollen uns Buena Vista nennen." In der Schlacht dieses Namens†) hatten sich einige Truppenteile von Indiana durch eine Panik blamiert. Jetzt wollte man sich durch jene Bezeichnung verpflichten, den alten Makel auszulöschen.

Den Einzelstaaten wurde durch die Tätigkeit der Unternehmer die Lieferung der von der Bundesregierung geforderten Truppen sehr erleichtert. Sobald ein Regiment die Mindeststärke von 866 Mann erreicht hatte, erhielt es eine Nummer und trat in den Heeresanteil seines Staates ein. Ersatztruppenteile wurden nicht aufgestellt. Die Regimenter schmolzen daher im Kriege schnell zusammen. Wenn ihr Bestand unter die Hälfte des normalen gesunken war, wurden sie „konsolidiert", d. h. man verschmolz mehrere von ihnen zu einem einzigen. In der Heimat nahmen unterdessen die Neubildungen ihren Fortgang, so daß man schließlich zu einer überaus hohen Zahl von Regimentern kam.††)

*) Übersicht 1, Spalte 3b (Seite 506).

**) Abschnitt IV, Seite 502ff.

***) Graf von Paris, La guerre civile, Band I.

†) General Taylor schlug dort am 22. und 23. Februar 1847 die Mexikaner.

††) Nach Vigo-Roussillon zählte man am Ende des Krieges 980 Infanterie-, 223 Kavallerie-, 70 Artillerie-Regimenter und 10 Pontonier-Kompagnien.

Die Besetzung der Offizierstellen vom Oberst abwärts war nach dem Gesetz Sache der Staatsregierungen. Diese bestätigten aber in der Regel einfach die von den Mannschaften oder Regimentsführern getroffene Wahl. So gelangten viele der kleineren Werber in Offizierstellen. Wer dreißig Mann zusammenbrachte, konnte ein Leutnantspatent erhalten, wer achtzig lieferte, konnte Hauptmann werden. Es versteht sich von selbst, daß die Mehrzahl dieser Offiziere völlig unfähig war.

Die Generale wurden vom Bundespräsidenten ernannt und waren größtenteils aus der regulären Armee hervorgegangen. Sie behielten in ihrem Verhältnis zu dieser ihren bisherigen, meist nur niederen Rang bei. So war der bekannte Reiterführer Sheridan im stehenden Heere einfacher Infanterie-Hauptmann. Erst zum Lohn für seine Waffentaten wurde er auch in der regulären Armee General, nachdem er in der freiwilligen schon lange ein Kavalleriekorps geführt hatte.

Eine große Zahl von Regimentern wurde, wie erwähnt, auch in der Weise gebildet, daß Teile der Miliz aus dieser ausschieden und, durch Neuanwerbungen verstärkt, in die Freiwilligen-Armee übertraten.

Die angeworbenen Mannschaften erhielten Prämien, deren Höhe im Verlaufe des Krieges stetig zunahm. Anfangs wurden sie nur von der Bundesregierung gezahlt, später fügten die Einzelstaaten ihnen noch eine Summe aus ihrer eigenen Kasse hinzu. Schließlich wurden auch von den Verwaltungsbezirken innerhalb der Staaten, den Grafschaften und Distrikten, erhebliche Zuschüsse bewilligt, so daß ein Freiwilliger vier Prämien gleichzeitig erhalten konnte, die eine Gesamtsumme von über 8000 Mark ergaben. Auch das aber reichte auf die Dauer noch nicht aus, um die nötigen Rekruten anzulocken. Die wirtschaftliche Konjunktur im Norden wurde, vom Darniederliegen ganz vereinzelter Industriezweige abgesehen, durch den Krieg nicht schlechter sondern besser. Die Nachfrage nach guten Arbeitskräften stieg, und mit ihr die Löhne. Das wirkte natürlich auf die Armee zurück, wenngleich es durchaus keine Seltenheit war, daß junge Leute einen gewinnbringenden Beruf aufgaben, um Soldat zu werden. Man erhöhte daher die Einstellungsprämie durch einen Vorschuß auf den Sold und gewährte den Familien der Angeworbenen eine monatliche Rente. Der Staat New York hat bis zur Beendigung des Krieges allein für Einstellungsprämien mehr als 200 Millionen Mark verausgabt. Als besonders wirksam erwies sich das Versprechen einer Prämie in Landbesitz nach Ablauf der Dienstzeit, weil dadurch den Angeworbenen eine sichere Existenz nach dem Kriege in Aussicht gestellt wurde.

Nachdem man zur Aufstellung einer starken Freiwilligen-Armee mit dreijähriger Dienstverpflichtung geschritten war, mußte natürlich die Dienstzeit im stehenden Heere auf dasselbe Maß herabgesetzt werden, weil man sonst für dieses keine Rekruten mehr erhalten hätte. Man sah sich sogar genötigt, die Prämie für die reguläre Armee erheblich höher festzusetzen, als die für die Freiwilligen.

Eine ärztliche Untersuchung der Rekruten fand in den Jahren 1861 und 1862

überhaupt nicht oder nur in sehr oberflächlicher Weise statt. Die Folge davon war, daß die nachträglichen Ausmusterungen überhand nahmen. Auch durch Fahnenflucht wurden die Reihen des Heeres stark gelichtet. Viele Leute desertierten, um sich in einem anderen Staat anwerben zu lassen und dort die hohe Einstellungsprämie noch einmal zu verdienen. Auch die den Ausgemusterten gezahlten Prämien waren natürlich für den Staat verloren; denn die Leute hatten sie längst durchgebracht, wenn sie entlassen wurden.

Es ist klar, daß diese Art der Heeresergänzung nicht nur riesige Ausgaben verursachen, sondern obendrein der Armee einen sehr ungleichartigen, zum Teil recht schlechten Ersatz zuführen mußte.

Der innere Wert der Neubildungen war denn auch nur gering, besonders bei dem ersten und zweiten Aufgebot, wo die wohlhabende und arbeitsame Bevölkerung sich noch zurückhielt, während die Abenteurer und Arbeitslosen zu den Fahnen eilten. Der Abschaum der Großstädte sammelte sich in einigen Regimentern, deren Disziplin im umgekehrten Verhältnis zu ihren glänzenden Uniformen und hochtönenden Namen stand. Als die „Wilsons-Zouaven" New York verließen, zeigte sich, daß die Zahl der Verbrechen in der Stadt um die Hälfte abnahm. Selbst in die Offizierstellen waren manche Leute mit übler Vergangenheit gelangt. Die Offiziere waren daher untereinander mißtrauisch und hatten wenig Korpsgeist. Politische Streitigkeiten waren nicht selten. Die wenigen ehemaligen Zöglinge von West-Point wurden mit Eifersucht betrachtet und trugen ihrerseits offene Mißachtung gegen die anderen zur Schau.

Bei den Mannschaften gewann das minderwertige Offizierkorps zunächst um so weniger Ansehen und Einfluß, als die republikanischen Gleichheitsvorstellungen an sich schon die Entwickelung einer festen Manneszucht nicht begünstigten. Dazu kam noch der nach unseren Begriffen sehr unmilitärische Brauch, aus jedem Anlaß die Kriegsgerichte anzurufen, gleichviel ob ein Vorgesetzter oder ein Untergebener Grund zur Klage zu haben glaubte. Eine Gendarmerie oder sonstige Polizei gab es nicht in der Armee. Um nächtliche Desertionen größeren Umfanges zu verhüten, mußte daher ein Sicherheitsdienst durch die Truppen unterhalten werden. Die Anstrengungen nahmen dadurch zu, und die allgemeine Stimmung wurde ungünstig beeinflußt. Sie war ohnehin nicht immer die beste. Der sprichwörtliche Humor des rechten Soldaten konnte gegen die allgemeine Nüchternheit nur selten aufkommen. Kein Ehrenzeichen belohnte die Tapferkeit, keine staatliche Fürsorge nahm sich zu Beginn des Krieges der Witwen und Waisen der Gefallenen an.*) Wer einen Arm verlor, erhielt 240 Mark, um sich einen künstlichen anzuschaffen. Ein Bein wurde etwas höher bezahlt, aber damit war dann auch alles erledigt.

*) Die auf Seite 494 erwähnten Renten wurden erst im weiteren Verlauf des Krieges bewilligt, als Rekrutenmangel eintrat.

Der Nationalität nach waren etwa zwei Drittel der Angeworbenen geborene Amerikaner. Der Rest bestand aus fremden Einwanderern, unter denen die Irländer und Deutschen am stärksten vertreten waren. Auch von diesen Leuten aber waren die meisten, wenngleich im Auslande geboren, längst richtige Amerikaner geworden. Die Bundes-Armee hatte also einen durchaus nationalen Charakter. Daß man sie nicht als Söldnerheer ansehen darf, ergibt sich schon aus dem niedrigen Durchschnittsalter der Freiwilligen, das vom Grafen von Paris auf 24 bis 25 Jahre angegeben wird.

Für die Bewaffnung der neuen Truppen reichten die Bestände der Unionszeughäuser bei weitem nicht aus. Obgleich nach dem Gesetz die Bewaffnung Sache der Bundesregierung war, mußten deshalb die Einzelstaaten aushelfen. Während der ersten Hälfte des Jahres 1861 scheinen sich hieraus, abgesehen von der schon erwähnten Verschiedenheit der Gewehrmodelle, keine ernsten Schwierigkeiten ergeben zu haben.

Die Heeresverwaltung dagegen lag vorerst noch recht im argen. Zu den ohnehin schon großen Reibungen, die der Mangel jeder Vorbereitung im Gefolge hatte, kamen die Übelstände einer weitverbreiteten Korruption und Spekulationssucht. Die günstige Finanzlage des reichen Landes gewährte aber die Möglichkeit, die üblen Folgen jener Mißstände durch erhöhten Geldaufwand bis zu einem gewissen Grade auszugleichen.

Die Zahl der wehrfähigen Bürger im Alter von 18 bis 45 Jahren betrug*) bei den Nordstaaten im Jahre 1861 etwa $2^1/_2$ Millionen Mann. Davon sind bis zum Januar 1862 rund 640 000 Mann, also 26 % freiwillig dem Rufe der Bundesregierung zu den Fahnen gefolgt.

Bei den Südstaaten**) wurde diese Verhältniszahl bei weitem überschritten. Dort ließen sich von 690 000 Wehrfähigen der genannten Altersklassen bis zum 1. März 1862 337 500 Mann, also 49 %, in die Bundes-Armee einstellen.

Der Krieg war hier von vornherein in hohem Maße volkstümlich. So kam es, daß die ersten Mobilmachungsmaßnahmen vielfach von privater Seite ausgingen, ehe noch das gesetzliche Aufgebot erlassen worden war.

Im übrigen vollzog sich die Aufstellung der Truppen ganz ähnlich wie im Norden, nur mit dem Unterschiede, daß die Unabhängigkeit der Einzelstaaten dabei stärker zum Ausdruck kam.

Die erste Organisation, deren Entstehung mit der des ganzen neuen Staaten-

*) Nach einer im Februar 1862 zusammengestellten amtlichen Stärkenachweisung der Milizen sämtlicher Staaten.

**) Zu den Südstaaten sind zum Zwecke der obigen Berechnung gezählt: Virginia, Nord-Carolina, Süd-Carolina, Georgia, Florida, Alabama, Louisiana, Mississippi, Tennessee, Texas und Arkansas. Kentucky und Missouri hatten zwar gleichfalls Soldaten zum südstaatlichen Heere geliefert, noch weit mehr aber zur Union, der sie deshalb auch zugerechnet sind.

bundes zusammenfiel und somit zunächst jeder Einheitlichkeit entbehrte, gründete sich vorwiegend auf die örtliche Zusammengehörigkeit. In den Gehöften und kleinen Gemeinwesen bildeten sich Gruppen und Kompagnien, die sich nach Städten und Grafschaften zu Regimentern zusammenschlossen. Die Einzelstaaten stellten dementsprechend in sich geschlossene Truppenkorps auf, die über eine mehr oder weniger fertige Befehlsgliederung und höhere Stäbe verfügten.

Es liegt auf der Hand, daß die Übernahme dieser Korps in das Bundesheer gewisse Vorteile gehabt hätte. Die Zentralregierung lehnte jedoch alle Angebote der Staaten, die darauf hinausliefen, grundsätzlich ab und stellte keine Verbände über Regimentsstärke ein. Sie wurde damit zwar in die Notwendigkeit versetzt, ihrerseits von neuem eine höhere Befehlsgliederung zu schaffen, aber sie beugte auch zugleich dem schädlichen Einfluß von Sonderbestrebungen vor, die sich aus einem lockeren Nebeneinander größerer einzelstaatlicher Heereskörper in der Armee des eben erst geschaffenen Bundes mit Naturnotwendigkeit ergeben hätten.

Zur Unterdrückung derartiger Bestrebungen war der Präsident Jefferson Davis ganz der rechte Mann. Er ließ sich schon in Montgomery mit weitreichenden Vollmachten versehen und wandte diese im Verlaufe des Krieges mit nachdrücklicher Tatkraft an, um die Einheitlichkeit zu wahren und das nach der ersten Begeisterung allmählich erkaltende Feuer der Volksbewegung zu immer neuer Glut anzufachen.

Im März 1861 verfügte er auf Grund seiner Vollmacht die Aufstellung einer regulären Bundes-Armee von 10 000 Mann*). Diese machte aber, genau wie im Norden, vergleichsweise langsame Fortschritte, da die Dienstverpflichtung von 3 bis 5 Jahren wenig Verlockendes hatte.

Der Kongreß sah das auch ganz richtig voraus. Da nun aber die gespannte politische Lage gebieterisch die schnelle Aufstellung schlagfertiger Kräfte verlangte, entschloß man sich, zunächst eine „Vorläufige Armee“ zu schaffen. Diese sollte aus den kleinen, im Süden zerstreuten Verbänden des Regulären Unionsheeres und aus Freiwilligen gebildet werden. Die Länge der Dienstverpflichtung wurde auf 1 bis 3 Jahre festgesetzt. Innerhalb dieses Spielraumes unterlag sie dem Ermessen der Staatsregierungen. Diese bemühten sich natürlich, möglichst viele Dreijährige aufzutreiben, hatten aber damit nur wenig Erfolg. Wo dagegen, wie in Louisiana, die Dienstverpflichtung auf ein Jahr herabgesetzt wurde, gelang es in kürzester Zeit, den Mannschaftsbedarf zu decken.

Ein großer Teil der Freiwilligen hatte bereits eine gewisse Vorbildung in der Miliz erhalten. Ihre Mannszucht war von vornherein besser als die der Unionstruppen, zumal sie durchweg weniger Bedürfnisse kannten und an Unterordnung gewöhnt waren. Sie verlangten keine hohe Bezahlung und brachten ihre Waffen zum

*) Im Mai wurde die Sollstärke auf 15 000 Mann erhöht.

Teil schon in die Werbekanzleien mit. Dafür war aber ihre Schulbildung und geistige Entwickelung der ihrer Gegner nicht ebenbürtig. Sie liebten die Karten und starken Getränke mehr als jene, und besaßen nicht deren Handfertigkeit und Geschicklichkeit bei der Ausführung feldmäßiger Arbeiten.

Die höheren Offiziere stammten fast alle aus der regulären Armee. Auch unter den Subalternoffizieren waren viele — bei dem virginischen Heeresanteil z. B. etwa die Hälfte — auf einer Militärschule vorgebildet worden. In dieser Hinsicht war man also, wie auch in anderem Zusammenhange bereits erwähnt worden ist, der Union gegenüber ganz erheblich im Vorteil. Einen weiteren Vorsprung besaß man aus den gleichfalls schon angeführten Gründen in bezug auf die Kavallerie, dagegen war die Artillerie der feindlichen an Zahl und Wert bei weitem unterlegen.

Ähnlich wie im Norden wurde auch von seiten der Konföderierten der Gegner anfangs unterschätzt. Man gab sich dem Glauben hin, daß die schlecht gerüstete Union weder die materielle Macht noch die Tatkraft besitze, sofort etwas Ernstliches zu unternehmen. Unter dieser Voraussetzung hielt sich das Truppenaufgebot, das die Bundesregierung den Staaten für die Bildung der Vorläufigen Armee auferlegte, zunächst in sehr engen Grenzen. Aber die Art und Weise, wie im Norden der Fall des Forts Sumter aufgenommen wurde,*) ließ erkennen, daß man im Irrtum gewesen war, wenn man dem Feinde jeden Tatendrang absprach. So gelangte die Bundesregierung mit Naturnotwendigkeit zu einer Verstärkung und Ausgestaltung der mobilen Truppenmacht, die weit über das ursprünglich Geplante hinausging. Während sie Anfang März 1861 insgesamt nur 8000 Mann von den Staaten angefordert hatte, standen Ende April bereits 40 000 Mann Bundestruppen unter den Fahnen; weitere 27 000 wurden von den Staaten zur Verfügung der Zentralregierung bereitgehalten. Diese forderte in der Folgezeit nach Bedarf weitere Kräfte an. Die Bundesstaaten warben ohne Unterbrechung neue Freiwillige und ließen diese in Übungslagern ausbilden. Sie waren dadurch oft in der Lage, der Bundesregierung Truppen anbieten zu können, ehe noch eine Forderung an sie ergangen war. Nur selten kam es vor, daß sich eine befohlene Truppengestellung verzögerte, und wenn ein solcher Fall eintrat, lag das nie am Rekrutenmangel, sondern stets am Fehlen der nötigen Waffen und Ausrüstungsstücke, deren Beschaffung große Schwierigkeiten machte. Die Übersicht 5 (Seite 510) enthält darüber nähere Angaben. Danach verfügte man Ende April 1861 zwar über 197 000 Gewehre, diese waren aber nur zum Teil kriegsbrauchbar. Aus dem Zeughause in Charleston z. B. mußte über ein Drittel des Bestandes an Handfeuerwaffen als unbrauchbar ausgeschieden werden. Gleichwohl standen Ende Juli bereits 200 000 Bewaffnete im Felde. Weitere 42 000 wurden in Übungslagern bereitgehalten. Diese Ziffern legen von der großen Tatkraft Zeugnis ab, mit der die Rüstungen betrieben

*) Seite 491 ff.

wurden. Trotzdem aber blieb man mit der Artillerie erheblich im Rückstande, da deren gesamtes Material nur vom Auslande geliefert werden konnte.

Das allmähliche Anwachsen der konföderierten Streitmacht ist in großen Zügen aus der Übersicht 2 (Seite 507) zu ersehen. Es im Einzelnen zur Darstellung zu bringen, ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, zumal da die südstaatlichen Quellen ziemlich lückenhaft und unzuverlässig sind. Über die Truppenaufstellungen in Georgia gibt die Übersicht 4 (Seite 509) aber immerhin als Stichprobe einen gewissen Anhalt dafür, welche Zeit die Staaten zur Mobilmachung ihrer Heeresanteile gebraucht haben.*)

Bereits im Mai hatte die Bundesregierung angeordnet, daß die anzuwerbenden Leute nicht mehr für den eng begrenzten Zeitraum von einem Jahre, sondern für die ganze Dauer des Krieges zu verpflichten seien. Diese Maßregel ist jedoch nicht durchgeführt worden, denn noch in den Aufgeboten des Jahres 1862 finden sich zahlreiche Leute mit einer zeitlich genau begrenzten Dienstverpflichtung von 1 bis 3 Jahren. Im übrigen haben sich keine nennenswerten Ersatzschwierigkeiten gezeigt. Die Vorläufige Armee wurde auf diese Weise allmählich zu einem freiwilligen Volksheere, das die Wehrkraft des Landes in ihrer Gesamtheit darstellte, und neben dem die Reguläre Armee nur eine papierene Schöpfung blieb.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Mai 1862 bildete später den natürlichen Schlußstein dieser vom Kriege selbst herbeigeführten Entwickelung.

IV. Die Leistungen der beiderseitigen Armeen im Feldzuge 1861.

Der erste größere Zusammenstoß der feindlichen Mächte fand in Ost-Virginien statt, wo sich auch im weiteren Verlaufe des Krieges fast alle unmittelbar entscheidenden Kämpfe abspielten. Man kann sich daher, wenn man ein Urteil über die Leistungsfähigkeit der beiderseitigen Armeen gewinnen will, im allgemeinen mit der Betrachtung der Ereignisse auf diesem Kriegsschauplatze begnügen. Der Feldzug von 1861 ist dabei insofern von besonderem Interesse, als er die feindlichen Armeen beide im Zustande der Unfertigkeit zeigt. Er läßt an einem negativen Beispiel deutlich den entscheidenden Einfluß einer gründlichen Friedensvorbereitung auf die Kriegshandlung erkennen. Skizze 32.

Die ersten Maßnahmen der Union bezweckten, wie bereits erwähnt, den Schutz der Bundeshauptstadt Washington. Man umgab diese mit einem Gürtel von Befestigungen und versammelte dort bis zum Juli 1861 ein Korps von 35 000 Mann unter dem General Mac Dowell. Ein zweites Korps von 20 000 Mann unter dem General Patterson wurde bei Harpers Ferry aufgestellt.**)

*) Übersicht 3 (Seite 508) enthält eine ähnliche Stichprobe für den Norden.

**) Ein drittes von 5000 Mann unter General Butler landete an der virginischen Küste bei Fort Monroe, um Richmond zu bedrohen und gewann auf die zu betrachtenden Ereignisse keinen Einfluß.

Von den Konföderierten stand eine 30 000 Mann starke Heeresgruppe unter dem General Beauregard mit der Hauptmacht bei Manassas Junction. Teilkräfte von ihr waren mit dem unmittelbaren Schutze Richmonds beauftragt. Etwa 8000 Mann unter dem General Johnston standen Patterson gegenüber im Shenandoah-Tal.

Die öffentliche Meinung war auf beiden Seiten in dem Glauben befangen, daß es nur eines schnellen Vorstoßes auf die feindliche Hauptstadt bedürfe, um den endgültigen Sieg zu erringen. Im Norden wurde diese Auffassung durch die bereits erwähnten Erfolge Mac Clellans in West-Virginien*) bald derartig befestigt, daß sie maßgebenden Einfluß auf die Kriegführung gewann. Die berechtigten Einwände der Generale, die auf den unfertigen Zustand der Armee hinwiesen, verhallten ungehört. Die Regierung gab dem allgemeinen Drängen nach, weil ihr daran gelegen sein mußte, daß der Krieg volkstümlich blieb. So erhielt denn der Oberkommandierende, General Scott, am 9. Juli von Lincoln den Befehl, binnen acht Tagen die Offensive zu ergreifen. Den entscheidenden Schlag sollte Mac Dowell gegen Beauregard führen, während Patterson die Aufgabe zufiel, Johnston bei Winchester festzuhalten.

Mac Dowells Armee setzte sich aus Truppen sehr verschiedener Art zusammen. Nur ein Bataillon, mehrere Eskadrons und drei Batterien gehörten dem stehenden Heere an. Alle übrigen Formationen bestanden aus Freiwilligen. Ein Teil von diesen entstammte dem ersten Aufgebot, war also nur für drei Monate verpflichtet und hatte diese bereits bis auf vierzehn Tage abgedient. Die übrigen waren aus dem zweiten Aufgebot hervorgegangen, hatten sich also für drei Jahre anwerben lassen. Da sie aber eben erst eingetreten waren, fehlte ihnen jeder militärische Wert. Man hatte die Armee in fünf Divisionen eingeteilt, die aber in der Hand ihrer Kommandeure**) trotz deren redlichen Bemühens noch nicht zu brauchbaren Kriegswerkzeugen hatten werden können. Führer und Mannschaften waren noch nicht miteinander bekannt. Die wenigen Berufsoffiziere, die natürlich die wichtigsten Stellen innehatten, fanden bei ihren Untergebenen eine derartige Verständnislosigkeit vor, daß sie vorerst mit ihrem Einfluß nicht durchdringen konnten. Die kaum gebildeten höheren Stäbe waren erst recht nicht imstande, dem Ganzen inneren Halt zu geben, und der Verwaltungsapparat war erst langsam im Werden. Niemand wußte dies alles besser als Mac Dowell selbst, aber gegen die öffentliche Meinung ist in einer Republik keine Berufung möglich. Er mußte also, ebenso wie Scott, gegen seine Überzeugung tun, was jene für gut hielt.

Um seine Truppen wenigstens notdürftig soweit zu festigen, wie es in der kurzen Frist noch möglich war, vereinigte er sie zu Übungszwecken. Aber sofort schuldigte

*) Seite 492.

**) Divisionskommandeure waren die Generale Tyler und Runyon sowie die Obersten Hunter, Heintzelmann und Miles.

man ihn von allen Seiten der Absicht an, eine Militärdiktatur vorzubereiten. So nahm denn das Verderben seinen Lauf.

Die Eigenart des wegearmen, waldreichen und nur dünn bevölkerten Kriegsschauplatzes, dessen Wasseradern größtenteils quer zur Vormarschrichtung der Unions-Armee verliefen, mußte deren Offensive doppelt schwierig gestalten. Mac Dowell verfügte für seine Operation nur über eine große Marschstraße, die von Washington über Fairfax C. H. und Centreville führte. Im übrigen war er auf Landwege angewiesen.

Beauregard hatte von den acht Brigaden, über die er bei Manassas Junction verfügte, eine zur Sicherung nach Fairfax vorgeschoben. Gegen diese wollte Mac Dowell seinen ersten, überraschenden Angriffsstoß richten. Er trat dazu am 16. Juli mit vier Divisionen den Vormarsch an; die fünfte unter Runyon blieb zum Schutze Washingtons zurück. Die Armee bewegte sich in drei Kolonnen vor. Den rechten Flügel bildete die Division Tyler, in der Mitte marschierten Miles und Hunter hintereinander, während Heintzelmann, der die stärkste Division befehligte, auf dem linken Flügel vorging. So hoffte man zunächst die Brigade bei Fairfax durch einen umfassenden Angriff zu vernichten. Demnächst sollte Beauregard in der Front beschäftigt und durch eine Umgehungsbewegung über den Bull Run unterhalb Union Mill in der rechten Flanke gefaßt werden.

Aber schon der erste Teil des Planes mißglückte. Obgleich Mac Dowell für den 16. nur eine bescheidene Marschleistung, bis in Höhe von Annandale, gefordert hatte, versagten die Truppen bereits an diesem Tage. An keinerlei Strapazen gewöhnt, mußten sie bei glühender Hitze in dichten Wolken von Staub marschieren. Sie stöhnten unter der Last des Gewehrs und des mit einer dreitägigen Verpflegungsportion beschwerten Tornisters. Jede Wasserstelle hielt die Durstigen fest, die, ihrem Triebe folgend, Reih' und Glied verließen. Eine heillose Unordnung lockerte die Marschkolonnen, hinter denen zahllose Nachzügler einherschlichen, um erst gegen Mitternacht die angesagten Biwaksplätze zu erreichen.

Am 17. morgens traten zunächst nur die Vorhutabteilungen den Weitermarsch an. Die Gros folgten später in großer Auflösung. Als man vor der feindlichen Stellung bei Fairfax ankam, war diese natürlich längst geräumt. Die konföderierte Brigade hatte Zeit gefunden, in aller Ruhe über Centreville abzuziehen.

Die Armee ging am 17. nicht mehr über Fairfax hinaus. Sie hatte in zwei Tagen 24 km zurückgelegt und damit die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit bereits überschritten. Die meisten Leute hatten ihren Lebensmittelvorrat aus Unerfahrenheit bereits verbraucht oder zur Erleichterung ihres Gepäcks fortgeworfen. Sie mußten daher ohne ein Stück Brot im Walde nächtigen.

Ehe die Operationen fortgesetzt werden konnten, mußte jetzt erst das Herankommen der Verpflegungstrains abgewartet werden. Diese hatten am 17. bereits

Fairfax erreichen sollen, waren aber eben erst von ihrem Sammelpunkt Alexandria aufgebrochen. Der unfreiwillige Aufenthalt bis zu ihrem Eintreffen wurde ausgenutzt, um die Truppen neu zu ordnen und das Gelände für die geplante Umgehungsbewegung über Union Mill zu erkunden.

Dabei stellte sich heraus, daß dieses Manöver unausführbar war, weil sich keine geeignete Übergangsstelle über den Bull Run fand.

Unterdessen hatte General Tyler, der Führer der rechten Flügeldivision, aus der feindlichen Rückzugsbewegung über Centreville den voreiligen Schluß gezogen, daß der Gegner überhaupt nicht ernst zu nehmen sei. Sein Versuch, sich und seiner Division am 18. durch eigenmächtige Wegnahme der feindlichen Stellung bei Manassas billige Lorbeeren zu verdienen, scheiterte jedoch an der Wachsamkeit Beauregards. Das mißglückte Unternehmen hatte zwar nur geringe Verluste,*) trotzdem aber ernsten moralischen Schaden zur Folge, denn es war dabei zu einer Panik gekommen, die trotz ihrer örtlichen Beschränkung ansteckend nachwirkte. Da überdies mehrere Truppenteile, deren Dienstzeit abgelaufen war, gerade jetzt in schimpflicher Weise die Armee verließen, wurde deren innerer Halt aufs ernsteste erschüttert.

Dazu kam für den Führer die Notwendigkeit, in letzter Stunde angesichts des Feindes einen neuen Angriffsplan zu entwerfen, zu dem ihm so gut wie alle Unterlagen fehlten, da er weder Karten noch ortskundige Führer hatte. Zwei Tage verstrichen mit den Erkundungen durch die Vermessungsoffiziere, und diese Zeit gewann der Feind. Endlich am 20. abends, nachdem inzwischen auch die Trains eingetroffen waren, konnte Mac Dowell den Befehl zum Angriff geben. Er hatte sich, da der schwierige Bull Run-Abschnitt Beauregards Front und rechte Flanke deckte, nunmehr zum Ausholen um den feindlichen linken Flügel entschlossen. An Truppen besaß er von den 30 000 Mann, mit denen er aufgebrochen war, noch 28 000. Den Rest hatte er in den wenigen Tagen fast ohne Schwertstreich verloren.

Beauregard verfügte auf der Hochfläche nördlich von Manassas über 22 000 Mann und 29 Geschütze. Er hatte diese Kräfte unter geschickter Ausnutzung des Geländes bereit gestellt, um Mac Dowells Angriff anzunehmen. Als dieser jedoch trotz der nahen Berührung beider Armeen immer länger auf sich warten ließ, kam dem südstaatlichen Führer der Gedanke, daß der Feind herannahende Verstärkungen abwarte. Er beschloß daher, dem erwarteten Angriff zuvorzukommen und, seinerseits über den unteren Bull Run vorgehend, die Unions-Armee von der linken Flanke her aufzurollen.

Mac Dowell stieß daher am 21. früh bei der Einleitung der von ihm geplanten Umfassungsbewegung nur auf sehr schwache Kräfte. Seine Aussichten auf den Sieg gestalteten sich um so günstiger, als Beauregard den bedrängten linken Flügel zunächst

*) 100 bis 120 Mann.

nicht verstärkte, sondern, seinem Entschlusse treu bleibend, den Erfolg mit dem rechten Flügel auf dem nördlichen Ufer des Bull Run suchte.

Die Unionisten nutzten aber diesen, subjektiv übrigens durchaus berechtigten Mißgriff ihres Gegners nicht zur Genüge aus, vornehmlich weil den ungeübten Truppen die taktische Beweglichkeit und Lenkbarkeit fehlte. Gleichwohl gelang es ihnen, erhebliche Fortschritte zu machen. Nur der zähen Tapferkeit der virginischen Brigade Jackson war es zu danken, daß die bereits geschlagenen Teile der Konföderierten wieder zum Stehen kamen. So konnte Beauregard, obwohl zu spät von der wirklichen Lage unterrichtet, doch noch rechtzeitig Verstärkungen von seinem rechten Flügel heranführen. Trotzdem aber neigte sich der Sieg noch ein zweites Mal den Unionstruppen zu. Da wurden diese plötzlich von rückwärts angegriffen. Es waren 3000 Mann von Johnstons Armee, welche die Schlacht endgültig zugunsten der Konföderierten entschieden.

Da es Patterson im Shenandoah-Tale trotz seiner mehr als doppelten Überlegenheit nicht gelungen war, Johnston bei Winchester festzuhalten, hatte dieser sich in Gewaltmärschen nach Manassas Gap begeben, um von dort unter Benutzung der Eisenbahn dem bedrängten Beauregard zu Hilfe zu eilen. Ein Teil seiner Truppen hatte schon am 20. abends den unmittelbaren Anschluß an die Nachbararmee gewonnen. Der Rest wurde am 21. in der Nähe des Schlachtfeldes ausgeladen und von Johnston selbst dem Feinde in den Rücken geführt.

Was sich nun abspielte, ist bezeichnend für den inneren Zustand der Unions-Armee. Solange der Sieg winkte, hatte diese der zersetzenden Wirkung des Kampfes einigermaßen widerstanden. Einen Mißerfolg durch kalte Ruhe und Festigkeit in enge Grenzen zu bannen, ging über ihre Kraft. In heilloser Unordnung wurde der rechte Flügel auf die Mitte zurückgeworfen, die dadurch in den allgemeinen Strudel mit hineingeriet. Die tüchtigsten Offiziere waren zum großen Teil gefallen; denn sie hatten allerorten persönlich eingreifen und sich deshalb allzusehr aussetzen müssen. So verwandelten sich die locker gefügten Truppen schnell in zuchtlose Horden, die nur ein Gedanke beherrschte: die Flucht. Die Geschütze wurden im Stich gelassen. Über Wege und Felder wälzten sich die Ströme der Fliehenden fort. Nur das reguläre Bataillon hielt sich tapfer und bekräftigte so in der allgemeinen Verwirrung den Wert einer festen Disziplin. Sein Beispiel und die Tatkraft der Generale spornte einige Nachbartruppen an, sich wenigstens am Bull Run noch einmal zu kurzem Widerstande aufzuraffen. Aber neben ihnen fluteten die Heerestrümmer unaufhaltsam durch die zahlreichen Furten des Flusses zurück. Kongreßmitglieder, Volksredner, Zeitungsschreiber, Photographen und sonstige Neugierige, die sich in großer Zahl der Armee angeschlossen hatten, um aus sicherer Entfernung Zeugen ihres Sieges zu sein, wurden jetzt von dem wilden Strome mit fortgerissen. Eine tolle Panik bemächtigte sich aller. Nur wenig half es, daß Mac Dowell, den seine kaltblütige Tatkraft nicht verlassen hatte,

mit einer noch frischen deutschen Brigade den nachdrängenden Kavallerie-Abteilungen des Feindes Halt gebot. Selbst als das Dunkel der Nacht den Besiegten Schutz gewährte, kamen diese noch nicht zum Stehen. Nur bei Centreville hatten sich fünf Brigaden, die nicht auf dem südlichen Bull Run-Ufer gefochten hatten, in guter Ordnung gesammelt. Das war aber auch alles, was Mac Dowell noch an kampftüchtigen Truppen besaß. Der Rest war in führerlosen Gruppen auseinandergestoben und hatte in den Befestigungen von Washington und Alexandria Schutz gesucht. Noch in der Nacht zum 22. setzte Mac Dowell mit den in Centreville vereinigten Kräften und dem größten Teil der Trains den Rückzug fort, um die Flüchtigen an sich heranzuziehen. Aber diese hatten unter der Wirkung des Schreckens eine Marschfähigkeit entfaltet, die im grellen Gegensatz zu ihren Leistungen während der letzten Tage stand. Die ganze Nacht über hatten sie sich keine Ruhe gegönnt. Viele von ihnen fühlten sich selbst unter dem Schutze des Potomac-Flusses und der Befestigungen von Washington noch nicht sicher genug. Sie benutzten die Verwirrung der folgenden Tage, um bis New York auszukneifen, wo sie Schauergeschichten von den Schrecken der Schlacht und dem Verrat ihrer Führer erzählten. Diese selbst vervollständigten das unerfreuliche Bild, indem sie sich gegenseitig mit Vorwürfen überhäuften und die Schuld an der Niederlage zuschoben.

In Washington war man jetzt darauf gefaßt, den siegreichen Feind binnen kurzem vor den Toren der Bundeshauptstadt erscheinen zu sehen. Aber die Konföderierten waren zu einer derartigen Ausbeutung ihres Erfolges nicht imstande. Sie waren durch das geschickte Eingreifen Johnstons mit knapper Not einer fast schon besiegelten Niederlage entgangen, und die maßgebenden Persönlichkeiten, an ihrer Spitze Jefferson Davis, fühlten trotz des Drängens zahlreicher Offiziere und der Presse nicht das Bedürfnis, die errungenen Vorteile durch ein kühnes Wagnis aufs Spiel zu setzen. An eine Wegnahme von Washington war auch in der Tat kaum zu denken; denn für einen gewaltsamen Angriff auf die befestigte Stadt war die konföderierte Armee schon zahlenmäßig viel zu schwach. Überdies fehlte es ihr sowohl an Artillerie und Pioniergerät wie an der nötigen Vorbildung für eine solche Aufgabe. Selbst eine weitreichende Offensive im Felde hätte man vorerst nicht zu führen vermocht, weil das dazu unentbehrliche Fuhrwesen nicht vorhanden war. Das völlige Unterbleiben jeder Verfolgung, auch mit kleineren Abteilungen, ist allerdings durch diesen Mangel nicht erklärt. Es hat seinen Grund darin, daß auch die konföderierte Armee, wenngleich an innerem Wert dem Feinde überlegen, doch nur ein lockeres Gefüge besaß und durch die Schlacht vorerst ihrer Operationsfähigkeit beraubt war. Auch mag wohl das anfangs allzuhoch gespannte Selbstvertrauen, mit dem man auf den Feind herabgesehen hatte, durch die Eindrücke des wechselvollen Kampfes vorübergehend erschüttert worden sein und bedachtsamer Vorsicht Platz gemacht haben.

Der Graf von Paris nennt die Schlacht bei Bull Run „ein Unglück, aber keine

Schande für die Waffen der Union."*) Zur Begründung dieses Urteils führt er die beiderseitigen Verluste an. Sie betrugen

bei den Unionisten:

481 Tote,
1011 Verwundete,
1216 Gefangene,
28 Geschütze und
10 Fahnen;

bei den Konföderierten:

378 Tote und
1489 Verwundete.

Wenn man die Summe der Toten und Verwundeten aufs Hundert berechnet, ergibt sich, daß die Besiegten 5,3 %, die Sieger 6,2 % ihrer Gefechtsstärke eingebüßt haben.**)

Diese Verlustziffern sind, mit dem Maßstabe der Kriegsgeschichte gemessen, durchaus nicht hoch. Sie bieten insbesondere für die schwere Katastrophe, von der das Unionsheer betroffen wurde, keine auch nur annähernd ausreichende Erklärung. Einzig und allein der inneren Haltlosigkeit dieser Armee ist es zuzuschreiben, daß sie mit einer so wenig rühmlichen Einbuße an Gefangenen, Fahnen und Geschützen das Schlachtfeld räumen mußte, und nur dem gleichfalls unfertigen Zustande ihres Gegners hatte sie es zu danken, daß sie nicht völlig vernichtet wurde.

Eine Schande in dem Sinne, daß die Unionisten durchweg Mut und Wehrhaftigkeit hätten vermissen lassen, war die Niederlage am Bull Run gleichwohl nicht. Sie bestätigte nur die alte, nicht nur im Kriege gültige Wahrheit, daß auf zuchtlose Massen der Ansteckungsstoff niederer Regungen bei weitem schneller und sicherer wirkt als die werbende Kraft der Ideale und die hinreißende Macht selbst des besten Beispiels. Im Unionsheere drangen die wenigen Berufsoffiziere mit ihrem Einfluß nicht durch. Bei den Konföderierten zeigten sich, trotz aller Mängel auch ihrer Armee, die großen Vorteile der vergleichsweise festeren Organisation, ohne die weder Jacksons Tapferkeit noch Johnstons Geschick die günstige Entscheidung hätten herbeiführen können.

Beide Parteien aber zogen aus der Schlacht die Lehre, daß man wohl bewaffnete Haufen, aber keine festgefügten Armeen aus dem Boden stampfen kann. So wurde denn die zweite Hälfte des Jahres 1861 mit regem Eifer dazu benutzt, die Heere nicht nur zu vergrößern, sondern auch dem inneren Werte nach auf eine höhere Stufe zu heben.

(Fortsetzung folgt.)

Deutelmoser,
Hauptmann im Großen Generalstabe.

*) a. a. O. I, S. 460.

**) Johnston und Beauregard verfügten zusammen über rund 30 000 Mann.

Übersicht 1.*)

Stärke und Zusammensetzung

des Unionsheeres von Ende Mai 1861 bis zum 1. Juli 1862.

1.	2.			3.			4.	5.	6.
	Die Zahl der in die Bundes-Armee eingestellten Mannschaften betrug:								
Heimatstaat der Truppen	Ende Mai 1861 mit Dienstverpflichtung für			am 1. Juli 1861 mit Dienstverpflichtung für			Ende Januar 1862	im Juni 1862	am 1. Juli 1862
	a. 3 Monate	b. 3 Jahre oder für die Dauer des Krieges	c. Summe von a. u. b.	a. 3 Monate	b. 3 Jahre oder für die Dauer des Krieges	c. Summe von a. u. b.			
Californien	—	—	—				4 000	4 000	10 000
Colorado	—	—	—				1 000	1 000	1 000
Columbia-Distr.	2 800	—	2 800				1 000	2 000	1 000
Connecticut	2 500	900	3 400				10 000	11 000	9 000
Delaware	800	—	800				2 000	2 000	2 000
Illinois	4 800	5 500	10 300				80 000	82 000	64 000
Indiana	4 700	3 600	8 300				57 000	61 000	50 000
Indian. Terr.	—	—	—				—	—	2 000
Iowa	900	1 800	2 700				20 000	22 000	19 000
Kansas	700	900	1 600				5 000	7 000	8 000
Kentucky	—	—	—				28 000	35 000?	27 000
Maine	800	1 800	2 600				14 000	18 000	13 000
Maryland	—	—	—				7 000	9 300	8 000
Massachusetts	8 700	5 500	9 200	wie			28 000	32 000	28 000
Michigan	800	3 000	3 800	am	188 000	274 200	6 000	23 000?	19 000
Minnesota	900	900	1 800	15.			4 000	7 000	5 000
Missouri	10 000	—	10 000	Mai			32 000?	25 000	23 000
Nebraska	800	—	800				2 000	2 000	2 000
Nevada	—	—	—				1 000	1 000	1 000
New Hampshire	800	900	1 700				8 000	8 300	7 000
New Jersey	3 100	3 000	6 100				9 000	11 500	10 000
New Mexiko	—	—	—				1 000	1 000	2 000
New York	10 000	—	10 000				100 000	120 000	100 000
Ohio	12 300	7 500	19 800				80 000	84 000	78 000
Pennsylvania	20 000	—	20 000				78 000	85 000	80 000
Rhode Island	3 200	—	3 200				6 000	6 300	5 000
Tennessee	—	—	—				—	—	6 000?
Vermont	800	900	1 700				8000	9 500	8 000
Virginia (West)	1 000	—	1 000				11 000	13 000	12 000
Wiskonsin	800	2 000	2 800				17 000	25 000	22 000
Summe	86 200	38 200	124 400	86 200	188 000	274 200	620 000	707 900	622 000
Union (Reguläre Armee)	—	—	16 000	—	—	20 000	20 000	20 000	23 000
Gesamtstärke der bewaffneten Landmacht	—	—	140 400	—	—	294 200	640 000	727 900	645 000

Erläuterungen.

Zu Spalte 3b: Wie sich die Gesamtsumme auf die Einzelstaaten verteilt, hat sich nicht feststellen lassen. Etwa 1/3 der Truppen befand sich am 1. Juli noch in Übungslagern.

Zu Spalte 4: Im Felde standen insgesamt 566 000 Mann. Der Rest befand sich in Übungslagern. Die Mehrzahl der Leute war auf 3 Jahre verpflichtet, obgleich sie nach dem Regierungsakt vom 22. 7. 1861 für die Dauer des Krieges angeworben werden sollten. 31 000 Mann hatten nur 2 Jahre Dienstverpflichtung, 10 000 Mann 1 Jahr und darunter.

Zu Spalte 4 bis 6: Die stellenweise großen Schwankungen in den Zahlenangaben erklären sich aus Verschiedenheiten zwischen den Berichten des Kriegsdepartements und denen der Einzelstaaten. In einigen Berichten, wie z. B. den für Spalte 5 benutzten, sind nicht nur die Präsenzstärken angegeben, sondern die Summe der von den Staaten gelieferten Mannschaften einschließlich der Abgänge. Die Angaben können daher auf absolute Genauigkeit keinen Anspruch machen, sie stellen vielmehr nur Annäherungswerte dar.

*) Sämtliche Übersichten sind bearbeitet auf Grund des von der Regierung der Vereinigten Staaten herausgegebenen Werkes: „The War of the Rebellion, a compilation of the Official Records."

Übersicht 2.

Stärke und Zusammensetzung

des

Heeres der Südstaaten von Ende Mai 1861 bis zum 1. März 1862.

1	2	3	4	5	6
Heimatstaat der Truppen	Die Zahl der in die Bundes-Armee eingestellten Mannschaften betrug:				
	Ende Mai 1861	Ende Juli 1861	Ende September 1861	Mitte Dezember 1861	am 1. März 1862
Alabama	10 000	200 000	18 500	21 000	26 000
Arkansas	—		6 000	8 500	21 500
Florida	4 000		1 000	2 000	5 300
Georgia	10 000		26 000	33 000	33 000
Indiana	—		—	—	3 500
Kentucky	—		3 500 ?	4 000	8 500
Louisiana	10 000		17 000	18 000	24 000
Maryland	—		1 000	1 000	1 500
Mississippi	9 500		13 000	23 000	28 000
Missouri	—		—	—	3 200
Nord-Carolina	—		21 000 ?	9 000	34 500
Süd-Carolina	13 000		13 000	13 000	24 000
Tennessee	—		25 000	32 000	49 500
Texas	9 000		8 000	12 000	17 000
Virginia	—		55 000 ?	50 000	58 000
Summe	65 500	200 000	208 000	226 500	337 500

Erläuterungen.

Zu Spalte 2: Die Truppen waren zum Teil noch nicht von der Bundesregierung übernommen.

Zu Spalte 3: Es sind nur die im Felde stehenden Truppen aufgeführt, die sich aus
190 Regimentern und
34 Bataillonen
zusammensetzten.

Von den Einzelstaaten wurden außerdem noch insgesamt 42 000 Mann zur Verfügung der Bundesregierung bereitgehalten.

Wie sich die Gesamtsumme auf die Staaten verteilt, ließ sich nicht feststellen.

Zu Spalte 5 und 6:

Von der Gesamtsumme in Spalte 5 waren 138 900 Mann, von der in Spalte 6 242 000 Mann für 1 bis 3 Jahre zum Dienst verpflichtet, der Rest für die Dauer des Krieges.

Zu einer genaueren Feststellung dee Heeresstärke im Sommer 1862 reichen die vorliegenden Quellen nicht aus.

Übersicht 3.

Übersicht
über die Truppengestellungen des Staates New York für das Unionsheer im Jahre 1861.

1	2		3		4	5
Zeitangabe	Vom Kriegsminister der Union wurden angefordert		In die Bundes-Armee wurden eingestellt		Bestimmungsort der Truppen	Gesamtzahl der in der Bundes-Armee vorhandenen New Yorker Freiwilligen
	a Freiwillige mit Dienstverpflichtung für 3 Monate	b Freiwillige mit Dienstverpflichtung für 2 bis 3 Jahre oder die Dauer des Krieges	a Freiwillige mit Dienstverpflichtung für 3 Monate	b Freiwillige mit Dienstverpflichtung für 2 bis 3 Jahre oder die Dauer des Krieges		
15. April	13 000				Washington	
19.—30. April			10 000 (11 Regimenter)		"	
1. Mai						10 000
Von Mitte Mai bis Anfang Juni		10 000*)		10 000 (13 Regimenter)	Washington u. Ft. Monroe	
Von Anfang bis Mitte Juni		20 000*)		20 000 (25 Regimenter)	"	
1. Juli						40 000
Von Ende Juli bis Ende September		25 000				
Von Anfang August bis Ende September				25 000 (25 Regimenter)	"	
1. August						55 000**)
Vom 1. Oktober bis 1. Dezember		45 000				
Im Oktober				11 000	Washington, Camp Hempstead	
Im November				34 000	?	
1. Dezember						100 000

Bemerkungen.

a) Außer den in der Übersicht angeführten Truppen hat New York im April 11 Miliz-Regimenter (8000 Mann) zum Schutze von Washington gestellt. Diese Truppen traten aber nicht in die Bundes-Armee über.

b) Die in Spalte 2b aufgeführten Truppen wurden regimenterweise nach und nach angefordert und gestellt. Bis zu ihrem Übertritt in die Bundes-Armee waren sie in Übungslagern oder auf den Truppensammelplätzen New York, Albany und Elmira vereinigt.

Die mit *) bezeichneten Truppen (38 Freiwilligen-Regimenter, zusammen 30 000 Mann mit zweijähriger Dienstverpflichtung) waren der Bundesregierung vom Staate New York angeboten worden. New York hatte bereits am 16. April ihre Aufstellung beschlossen.

c) Die in Spalte 5 mit **) bezeichnete Zahl gibt nur die Summe der nach Spalte 3b bis zum 1. August eingestellten Truppen wieder. Die in Spalte 3a aufgeführten Freiwilligen mit dreimonatiger Dienstverpflichtung waren nach deren Ablauf entlassen worden.

Übersicht 4.

Übersicht
über die Truppengestellungen des Staates Georgia für die konföderierte Armee im Jahre 1861.

1	2	3	4	5	6
Zeitangabe	Von der Bundesregierung wurden angefordert: (Freiwillige)	In die Bundes-Armee wurden eingestellt: (Freiwillige)	Bestimmungsort der Truppen	Angaben über die Beförderung zum Bestimmungsort	Gesamtzahl der in der Bundes-Armee vorhandenen Freiwilligen aus Georgia
9. März	2000				
Ende März		1 000	Ft. Pulaski (an der Küste von Georgia)		
3. April		1 000	Pensakola (an der Küste von Alabama)	Die Beförderung erfolgte in Tagesstaffeln zu 300 Mann, „um Störungen zu vermeiden".	
22. April	2000				
Ende April		2 000*)	Richmond (Virginia)	Alle 1 bis 2 Tage wurden vier Kompagnien abbefördert.	
29. April	1000				
1. Mai					4 000
6. Mai	1000				
7. Mai		1 000**)	Richmond (Va.)		
25. Mai		1 000	„		
29. Mai	„Beschleunigte Truppengestellung" ohne Stärkeangabe				
1—5. Juni		2 000	?		
11. Juni	1000	1 000	Richmond (Va.)	Die Truppen trafen kompagnieweise ohne Waffen ein.	
30. Juni	2000				
30. Juni (?)		2 000	Richmond (Va.) ?		
1. Juli					11 000
1. Juli	2000				
15. Juli		2 000	?		
2. August	3000				
3. August		3 000	Lynchburg (Va.)		
Mitte September		4 000	?		
bis zum 30. September		10 000	für die meisten Virginia		
1. Oktober					26 000 (31 Regimenter)
Von Oktober bis Mitte Dezember	7000	7 000	?		
Am Schluß des Jahres 1861					33 000 (40 Regimenter)

Bemerkungen.

a) Die Anforderung der Truppen durch die Bundesregierung erfolgte in der Regel nicht plötzlich. Meist ging ihr die Aufforderung voraus, eine bestimmte Zahl von Mannschaften für die Einstellung bereitzuhalten. Diese Truppen wurden dann zunächst in Übungslagern vereinigt.

b) Die in Spalte 3 mit *) bezeichneten Truppen waren Ende Mai noch nicht alle mit Waffen versehen; die Aufstellung der mit **) bezeichneten wurde durch Mangel an Ausrüstungsstücken verzögert.

c) Die im September eingestellten 14 000 Mann sind der Bundesregierung von seiten des Staates Georgia freiwillig angeboten worden.

d) Von den bis zum Schluß des Jahres eingestellten 40 Regimentern waren 25 für die Dauer des Krieges verpflichtet, die übrigen nur für ein Jahr.

Übersicht 5.

Übersicht

über die Bestände an Waffen und Munition und deren Ergänzung bis zum Sommer 1862.*)

Zeitangabe	Nordstaaten						Südstaaten					
		Waffen			Munition			Waffen			Munition	
		Gewehre	Feldgeschütze	Festungs- und Küstengeschütze	Gewehrpatronen	Artilleriegeschosse		Gewehre	Feldgeschütze	Festungs- und Küstengeschütze	Gewehrpatronen	Artilleriegeschosse
November 1859	Bestand in den Zeughäusern und Festungswerken des Bundes und der Einzelstaaten .	528 000	?	?	?	?	Bestand in den Zeughäusern und Festungswerken des Bundes und der Einzelstaaten .	82 000	?	?	?	?
März 1860 .	"	413 000**)	?	?	?	?	"	197 000**)	?	?	?	?
April 1861 .	"	437 000	231	2 052	8 300 000	363 000	"	197 000	50	1 771	3 200 000	?
Bis zum 31. Juli 1861							Angekauft oder in Bestellung gegeben: im Inlande . im Auslande Bestand	 60 000 140 000		 zus. 1000	 20 000 000	 ?
Bis zum 30. Juni 1862	In der staatlichen Waffenfabrik Springfield hergestellt***) . . Angekauft: im Inlande . im Auslande .	100 000 31 000 726 000	— — 1 608	— — 313	235 000 000 — 28 000 000	— — 1 300 000						

*) Über die Südstaaten fehlen für das Jahr 1862 nähere Angaben. Ein großer Teil der in den Berichten aufgeführten Waffenbestände war nicht kriegsbrauchbar.

**) Auf Befehl des Kriegsministers Floyd vom Dezember 1859 waren 115 000 Gewehre aus den Zeughäusern des Nordens in die des Südens übergeführt worden.

***) Die Waffenfabrik in Harpers Ferry wurde zu Beginn des Krieges von der Union zerstört, damit sie nicht in die Hände des Feindes fiel. Dafür wurden die Anlagen in Springfield nach und nach erheblich erweitert. Diese Fabrik vermochte zu Anfang des Jahres 1861 monatlich 800 Gewehre herzustellen, gegen Ende des Jahres bereits 10 000 im Monat. Im Jahre 1862 hat sie 200 000, im Jahre 1864 300 000 Gewehre geliefert.



Neue Dienstvorschriften und Heeresausbildung der Japaner nach dem Kriege.

„Nach dem Siege binde den Helm fester!" Diese vom Admiral Togo beim Friedensschluß an die Marine ausgegebene Weisung ist auch für das japanische Landheer maßgebend geworden. Auch hier ruht man nicht nach den errungenen Erfolgen aus, sondern entfaltet eine rastlose Tätigkeit, um sich für künftige kriegerische Verwickelungen bereit zu erhalten. Neue Reglements und Dienstvorschriften, in denen die Kriegserfahrungen ihren Niederschlag gefunden haben, wurden der Armee übergeben.

Mit Genugtuung kann darauf hingewiesen werden, daß diese Reglements sich trotzdem nach wie vor eng an die des deutschen Heeres anlehnen. Ein Vergleich und die Anführung der wichtigeren Abweichungen erscheinen von Interesse. Ferner soll versucht werden, zu schildern, wie sich auf Grund der neuen Vorschriften das Ausbildungsverfahren der japanischen Armee gestaltet.

I.

Exerzier-Reglement für die Infanterie. I. Teil.

Das neue Exerzier-Reglement für die japanische Infanterie wurde am 23. November 1906 (I. Teil) und am 16. Mai 1907 (II. Teil) ausgegeben.

Der I. Teil (Schule) kennt keinen „Exerziermarsch", sondern nur den „Marsch im Gleichschritt" und „Marsch ohne Tritt".

Beim Griff „Das Gewehr über" wird die Waffe auf die rechte Schulter gebracht und in gleicher Weise auch beim Laufschritt getragen.

Das Präsentieren erfolgt nur von „Gewehr ab".

Ohne besonderes Kommando wird beim Antreten zum Marsch oder Laufschritt „das Gewehr über" und beim Halten „Gewehr ab" genommen.

Es gibt nur eine Art des Ladens (von „Gewehr ab"), ganz gleich, ob unmittelbar darnach geschossen werden soll oder nicht.

Auf das Kommando „Schießen einstellen" werden alle Bewegungen ausgeführt, die bei uns auf die Kommandos „Stopfen", „Durchladen", „Gewehr in Ruh" und „Gewehr ab" erfolgen.

Ein Fällen des Gewehrs auf Kommando vor dem Einbruch findet nicht statt.

In der Bewegung werden Form- und Richtungsveränderungen stets im Laufschritt ausgeführt.

Außer der zweigliedrigen gibt es auch die eingliedrige Linie.

An Stelle der „Gruppenkolonne" tritt die auch in anderen Armeen übliche „Doppelreihenkolonne", die nur nach der Flanke gebildet werden kann.

Beim „Schwärmen" ziehen sich die Leute im Laufschritt auseinander; auch das „Sammeln" und „Antreten" geschieht immer im Laufschritt.

Die deutsche „Kompagniekolonne" wird nicht als Exerzierform, sondern nur im Gefecht angewandt.

Im Bataillon gibt es nur eine einzige Form der Breit- und Tiefkolonne, diejenige in Zugkolonnen.

II. Teil. Die wesentlichste Abweichung im II. Teile beider Reglements besteht darin, daß bei den Japanern nur Gesichtspunkte für den Kampf der Infanterie gegeben und Anweisungen für das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen vermieden werden. Anscheinend wollten die Japaner hier ihre Kriegserfahrungen für sich behalten. Vielleicht haben sie diesbezügliche Bestimmungen in einer geheimen Dienstvorschrift niedergelegt.

Bei der Besprechung der Pflichten des Schützen im Gefecht wird auf die hohen Anforderungen hingewiesen, die infolge der oft mehrtägigen Dauer der Kämpfe an die Spannkraft des einzelnen Mannes gestellt werden.

Beim Vorgehen empfiehlt das Reglement, die Sprünge nicht kürzer als 30 bis 40 m zu machen. Das Vorgehen von Einzelteilen unter Zugstärke sei möglichst zu vermeiden, da es das Vorwärtskommen zu sehr verlangsame und die Feuerleitung behindere.

Als außerordentlich schwierig habe sich erwiesen, fest eingenistete Schützenlinien wieder zum Vorgehen zu bringen. Deshalb sei „langes Liegenbleiben an einem Platze" ungünstig. Man müsse alle Kräfte daransetzen, „den Geist des ununterbrochenen mutigen Vorwärtsdringens wach zu erhalten".

Besonders scharf wird betont, daß ein hartnäckiger Gegner nicht durch „bloßes Schießen" vertrieben werden könne, sondern daß der Angriff mit der blanken Waffe die Entscheidung herbeiführen müsse.

Bei der Besprechung von Umfassungen wird die Möglichkeit erwähnt und, wie zwischen den Zeilen zu lesen, zur Ausnutzung empfohlen, ausspringende Winkel oder Bruchpunkte innerhalb der feindlichen Front umfassend anzugreifen.

Das Vorgehen gegen einen zur Verteidigung entwickelten Feind wird nicht besonders behandelt, sondern nur der Angriff auf eine zur Verteidigung eingerichtete Stellung. Müsse er bei Tage durchgeführt werden, so werde die Anlage von mehreren verstärkten Angriffsstellungen nacheinander unvermeidlich. Den Sturmabteilungen seien stets Zerstörungswerkzeuge und Handgranaten mitzugeben.

Wie in unserem Reglement, wird auch im japanischen vor dem Anhäufen größerer Truppenmassen in einer genommenen Stellung gewarnt. Als Grund dagegen wird noch angeführt, daß der feindlichen Artillerie sonst sehr lohnende Ziele geboten würden.

Für das hinhaltende und für das Ortsgefecht finden sich keine Anweisungen, obgleich in den Schlachten des Mandschurischen Krieges den Ortschaften große Bedeutung zukam.

Beim „Gefecht der Kommandoeinheiten" fällt auf, daß bei den Japanern nicht der Zug, sondern die Kompagnie als Einheit des Schützengefechts bezeichnet wird. Dabei muß erwogen werden, daß die japanischen Kompagnieführer dienstlich unberitten sind.

Der „verbesserte Entwurf des Exerzier-Reglements für die japanische Kavallerie" vom Jahre 1907 hat im allgemeinen das deutsche Kavallerie-Exerzier-Reglement von 1895 zur Grundlage. Die deutschen Deckblätter vom Jahre 1907 konnten noch nicht berücksichtigt werden. Exerzier-Reglement für die Kavallerie.

Die Bestimmungen über Parade und Signale fehlen.

Die Lanze ist in Japan nur bei den drei Eskadrons der Garde-Division eingeführt. Ob sie von diesen außer zu Paradezwecken auch zu Stechübungen und als Kriegswaffe verwandt werden soll, ist aus dem „Entwurf" nicht ersichtlich.

Der Karabiner wird beim Exerzieren auf dem Rücken, beim Felddienst auch auf der Lende getragen. Die Vorschrift über den Gebrauch des Karabiners sieht im übrigen mehr Griffe als die unsrige vor, z. B. Präsentieren und Zusammensetzen.

Die Gangarten sind in der japanischen Kavallerie wegen der geringeren Größe der Pferde erheblich kürzer als bei uns: Schritt 120 statt 125, Trab 250 statt 300, Galopp 380 statt 500, verstärkter Galopp 480 statt 700 Schritt in der Minute.

Der größte japanische Kavalleriekörper ist die Brigade; unter „Treffeneinteilung" finden wir daher die bei uns für die Division gebräuchlichen Grundsätze auf die Brigade angewandt.

Der Abstand der Staffeln bei der Attacke gegen Infanterie und Artillerie ist kleiner als bei uns bemessen.

Die Hilfswaffen der Kavallerie — Artillerie und Maschinengewehre — sollen sich bemühen, das feindliche Feuer von der Kavallerie abzulenken. Die Maschinengewehre haben dazu beim Angriff frühzeitig möglichst nahe an den Feind heranzugehen; in der Verteidigung sollen sie versuchen, ihn aus gedeckter Stellung unter Kreuzfeuer zu nehmen. Können sie überhaupt nicht verwandt werden, so bleiben sie mit der Artillerie in einer „Wartestellung" hinter der Kavallerie.

Den Bestimmungen über das „Gefecht zu Fuß" ist nicht so viel Raum als in unseren neuen Deckblättern gewidmet; immerhin sind sie sehr ausführlich gehalten.

Als Aufgaben des Fußgefechts werden bezeichnet:

Überfall der feindlichen und Deckung der eigenen Unterkunftsorte,

Behauptung eines Geländeabschnittes einem überlegenen Feinde gegenüber bis zum Eintreffen eigener Verstärkungen und Aufhalten des Feindes bei der Deckung eines Rückzuges,

Festhalten wichtiger Stützpunkte für die kavalleristische Aufklärung und Schutz der rückwärtigen Verbindungen.

Exerzier-Reglement für die Feldartillerie.

Der „Entwurf des japanischen Exerzier-Reglements für die Feldartillerie vom 8. Dezember 1906" rechnet noch nicht mit den seither fast durchweg zur Einführung gelangten Kruppschen 7,5 cm Rohrrücklaufgeschützen (Meiji 38) und schließt sich eng an das deutsche Exerzier-Reglement für die Feldartillerie von 1899 an.

Eine Reihe von Änderungen, die auf Grund der Erfahrungen des Krieges getroffen wurden, sind in unserem Reglement von 1907 ebenfalls enthalten.

Nicht der Fall ist dies beim Hinweise der japanischen Vorschrift, daß beim Angriff einzelne Geschütze zur Zerstörung von Maschinengewehren und Deckungen bis in die Schützenlinie der Infanterie vorrücken sollen. Bei Feldgeschützen dürfte dies keine Schwierigkeiten haben. Wo es im Mandschurischen Kriege geschah, betraf es, soweit bisher bekannt wurde, die kleineren und leichteren Gebirgsgeschütze.

In auffallendem Gegensatze zu unserem Reglement gibt das japanische dem rangälteren Artillerieführer eines fremden Verbandes das Recht, in die Feuerleitung einzugreifen, wenn gemeinsame Ziele beschossen werden.

Engstes Zusammenwirken von Artillerie und Infanterie ist in beiden Reglements betont. Nach dem japanischen sollen sich die Artilleriekommandeure dauernd über den Stand des Infanteriekampfes durch Entsendung von Patrouillen in die vordere Gefechtslinie auf dem laufenden erhalten. Diese Patrouillen haben außerdem die Aufgabe, die Artillerie vor Überraschungen zu sichern. Sie melden durch Winkerflaggenrelais zurück, denen als Schutz gegen feindliche Patrouillen drei bis vier Infanteristen beizugeben sind.

Beim Sturm der eigenen Infanterie soll die Artillerie unter Ausnutzung ihrer höchsten Feuergeschwindigkeit die Einbruchstelle in den Rauch platzender Geschosse hüllen, um der Infanterie das Vorbrechen zu ermöglichen. Alle japanischen Kriegsberichte betonen, daß Angriffe gegen befestigte russische Stellungen überhaupt nur dadurch ermöglicht wurden, daß die Artillerie, unbekümmert um die der eigenen Infanterie dadurch zugefügten Verluste, die feindlichen Linien bis zum Augenblick des Einbruchs unter Schnellfeuer hielt.

Die Frage des Schießens aus verdeckter Stellung wird in dem japanischen Entwurf nur gestreift mit der kurzen Wiederholung des aus unserem Reglement von 1899 entnommenen Satzes: „Das direkte Feuer bildet die Regel," und an

anderer Stelle: „Bei Einnahme einer verdeckten Stellung empfiehlt es sich, außerdem eine solche für direktes Feuer vorzubereiten."

Es ist wohl damit zu rechnen, daß das japanische Reglement für das neue Geschütz erhebliche Veränderungen bringen wird, besonders auch mit Rücksicht auf unsere unterdessen neu herausgegebene Vorschrift.

Ein neues japanisches „Exerzier-Reglement für die Infanterie-Maschinengewehr-Abteilungen" ist im Juli 1907 erschienen. Im allgemeinen stellt es den Grundsatz auf, die sechs Gewehre der Abteilung als Ganzes einzusetzen, doch ist auch eine Verwendung zu zwei Gewehren vorgesehen.

Exerzier-Reglements für die Maschinengewehr-Abteilungen.

An Stelle der mit Schlitten versehenen und auf Fahrzeugen fortzuschaffenden deutschen Gewehre führen die Japaner bedeutend leichtere, auf einem Dreifuß ruhende Maschinengewehre, die ausschließlich auf Tragetieren befördert werden. Jedem Gewehr folgt ein Munitions-Tragetier. Statt der drei Munitionswagen und des Vorratswagens der deutschen Abteilung verfügt die japanische über einen Munitionszug von 18 Munitions-Tragetieren. Abteilungsführer und Mannschaften sind unberitten.

Das japanische Gewehr wird von drei Mann bequem mit der Hand oder auf der Schulter getragen. Die formale Exerzierausbildung in der Abteilung kennt nur zwei Formationen: die Linie zur Versammlung und die Kolonne zu Einem beim Marsch.

Soweit es sich um Gesichtspunkte für die Verwendung der Maschinengewehre nach ihrer technischen Leistungsfähigkeit handelt, sind die Bestimmungen für das Gefecht fast wörtlich aus unserem Reglement entnommen.

Während dieses dagegen ausdrücklich betont, daß „die Verfügung über die Maschinengewehr-Abteilungen der höheren Führung zusteht", und „bei Angliederung der Maschinengewehr-Abteilungen an bestimmte Truppenteile ihr Gefechtswert nur ausnahmsweise voll ausgenutzt werden kann", betrachtet man in Japan das Maschinengewehr im allgemeinen als einen unentbehrlichen und dauernden Bestandteil der Infanterie-Regimenter, von denen jedes binnen kurzem über eine Abteilung verfügen wird.

Neben verdeckter Aufstellung wird Beweglichkeit als Haupterfordernis bezeichnet; die Maschinengewehre sollen womöglich ihre Stellung schon gewechselt haben, wenn die feindliche Artillerie das Feuer gegen sie eröffnet. Die Frontbreite einer Abteilung soll 100 m nicht überschreiten.

Die Kavallerie-Maschinengewehr-Abteilungen bestehen aus zwei Zügen zu je vier Gewehren. Offiziere und Mannschaften sind beritten, führen jedoch keinen Karabiner.

Ein „Maschinengewehr-Exerzier-Reglement für die Kavallerie", dem der Infanterie sehr ähnlich, ist im August 1907 herausgegeben worden. Die in ihm enthaltenen Gesichtspunkte beschränken sich fast ausschließlich auf das Gefecht in Verbindung mit selbständiger Kavallerie.

In Aussicht genommen ist, jedem Kavallerie-Regiment einen Zug zuzuteilen.

Dem Reglement sind Bestimmungen über Ausbildung im Lenken und Führen der Pferde als Anhang beigefügt. Besondere Anordnungen für die Parade gibt es nicht.

Felddienst-Ordnung. Die neue „japanische Felddienst-Ordnung vom Oktober 1907" ist noch auf der entsprechenden deutschen Vorschrift vom Jahre 1900 aufgebaut. Was bei der Bearbeitung hinzugefügt wurde, ist Niederschlag der Kriegserfahrungen. Da diese aber in der neuen deutschen Felddienst-Ordnung von 1908 ebenfalls verarbeitet sind, ist es besonders lehrreich, beide Vorschriften zu vergleichen.

Bei „Übermittelung von Befehlen und Meldungen" geben die Japaner sehr eingehende Bestimmungen über den Gebrauch des Telegraphen, z. B. Sichtung der Telegramme auf ihre Dringlichkeit vor der Absendung, Vorschriften über ihre Nachsendung an unterwegs befindliche Empfänger u. dgl.

Bei Mangel an Kavallerie und in schwierigem Gelände sollen „Infanterie-Melder" den Dienst des Meldereiters versehen. Schon im Frieden werden Leute für solchen Dienst besonders ausgebildet. Auch wird es als notwendig bezeichnet, gelegentlich Infanterie-Relais in einem Abstande von 2 bis 4 km einzurichten.

Die in der neuen deutschen Felddienst-Ordnung enthaltenen Bestimmungen über die aktive Kavallerie-Aufklärung, „das aus dem Felde Schlagen der feindlichen Patrouillen", fehlt bei den Japanern.

Ebenso fehlen die Ausführungen über den Gebrauch von Seitendeckungen in unserer Ziffer 181, die Bestimmungen über „Verschleierung" der Ziffer 194 bis 198 und die Weisung der Ziffer 199, daß „weitergehende Aufklärung Sache der nicht zu den Vorposten gehörigen Kavallerie ist".

Schärfer als bei uns ist betont, daß die Feldartillerie der Vorhut sich der Niederkämpfung durch überlegene feindliche Artillerie nicht aussetzen darf.

Innerhalb der Marschkolonne sind die Abstände zwischen den einzelnen Truppenteilen etwa doppelt so groß als bei uns bemessen.

Ein besonderer Abschnitt „Transporte zur See" behandelt das Verladen von Truppen auf Schiffen und gibt Verhaltungsmaßregeln während der Fahrt.

Dagegen enthält die japanische Felddienst-Ordnung nicht die bei uns als Anhang angegebenen „Ergänzenden Zahlen und Hinweise". Auch sind die Bestimmungen über die größeren Truppenübungen nicht in einer besonderen Manöver-Ordnung zusammengefaßt.

Abweichend von unseren Vorschriften ist für die Regiments- und Brigadeübungen, die auch ausnahmsweise nach dem Manöver, aber immer im Gelände stattfinden sollen, eine Zeitdauer nicht festgesetzt.

Besondere Kavallerieübungen sind in Japan alle zwei Jahre vorgesehen; jede Brigade soll durchschnittlich einmal in vier Jahren daran teilnehmen. Die Übungen

umfassen in vier bis sechstägiger Dauer den „Aufklärungs-, Sicherungs- und Gefechtsdienst auf weitem Raum". Sie entsprechen also den erst jetzt in unsere Vorschrift aufgenommenen „viertägigen Aufklärungsübungen von der Brigade aufwärts". Die bei uns betonte Verwendung der technischen Nachrichtenmittel bei diesen Übungen wird nicht erwähnt. Bestimmungen über Gefechtsübungen größerer Kavalleriekörper bestehen in Japan nicht.

Über die besonderen Übungen der schweren Artillerie und der Pioniere sind abweichend von unserer Vorschrift allgemein gültige Bestimmungen getroffen. Danach sollen ungefähr alle zwei Jahre zehntägige Übungen der schweren Artillerie im Angriff und in der Verteidigung von Festungen, und alljährlich zehn- bis vierzehntägige Übungen der Pioniere im Brückenschlag, in der Befestigung von Stellungen oder im Angriff und der Verteidigung von Festungen stattfinden. Zu diesen Ubungen können auch Truppenteile anderer Waffengattungen herangezogen werden. Die in unsere Manöver-Ordnung aufgenommenen „Nachrichtenübungen der Telegraphentruppen" finden keine Erwähnung.

Die Einteilung der Manöver entspricht unseren Bestimmungen. Ihre Gesamtdauer beträgt jedoch infolge des fehlenden Korpsverbandes nur neun Tage, für die noch an „besonders großen Manövern" beteiligten Truppen sieben Tage. Die „besonders großen Manöver" dauern vier bis fünf Tage. Sie entsprechen unseren Kaisermanövern und finden möglichst alljährlich statt. Zwei oder mehr Divisionen nehmen an ihnen teil.

Ruhetage werden erst nach vier Übungs- oder Marschtagen für notwendig erachtet.

Der japanischen Auffassung, daß die Manöverpause der geeignetste Zeitpunkt zur Ausgabe von Nachrichten über die Lage und zum Führerwechsel ist, hat sich die neue deutsche Manöver-Ordnung wieder genähert.

Eine Besprechung findet im Divisionsmanöver grundsätzlich nur am letzten Tage statt.

Besondere Erwähnung verdient die Bestimmung, daß der Leitende einem Parteiführer befehlen kann, den Feind in der Nacht anzugreifen, um dadurch der Truppe Gelegenheit zu geben, den Kampf in der Dunkelheit zu üben.

Die Schiedsrichter entscheiden wie bei uns lediglich nach der taktischen Lage. Doch hat der Leitende die Befugnis, Entscheidungen auch ohne Rücksicht auf die tatsächliche Entwickelung zu fällen.

Nach Durchführung eines Angriffs darf die siegreiche Partei erst dann die Verfolgung antreten, wenn sie ihre Verbände wieder geordnet hat. Bei uns ist diese Bestimmung dahin erweitert, daß die Schiedsrichter nach getroffener Entscheidung für die Herbeiführung eines angemessenen Abstandes zwischen den Parteien zu sorgen haben.

Der Infanterie-Angriff, der bei uns bis zu Ende durchgeführt werden soll, hat nach der japanischen Vorschrift 20 Schritt vor dem Gegner zu enden. Wo Truppen

sich nach erfolgtem Zusammenstoß gegenüberstehen, ohne daß eine Entscheidung des Schiedsrichters erfolgt ist, dürfen auch Abteilungen, die sich bis zu 300 m seitwärts von ihnen befinden, nicht weiter vorgehen.

Unter den „Gesichtspunkten für die Entscheidungen der Schiedsrichter" enthält die japanische Vorschrift noch die Angaben über Waffenwirkung, die bei uns jetzt aus der Manöver-Ordnung fortgelassen sind. Diese Angaben sind trotz aller Kriegserfahrungen fast wörtlich aus unserer alten Felddienst-Ordnung übernommen.

II.

Ausbildung im allgemeinen.

Für die Gleichmäßigkeit der Ausbildung in der japanischen Armee ist der Generalinspekteur der Ausbildung verantwortlich, der direkt an den Kaiser berichtet. Ihm unterstehen Ausbildungsinspekteure der Kavallerie, Feld- und schweren Artillerie, der Pioniere und des Trains, sowie die Militär-Bildungsanstalten. Besondere Inspekteure der Infanterie gibt es nicht.

Von Zeit zu Zeit finden auf Allerhöchsten Befehl auch „außerordentliche Besichtigungen" durch die Armeeinspekteure statt. Letztere sind mit den Ausbildungsinspekteuren nicht zu verwechseln. Es unterstehen ihnen je vier bis fünf Divisionen. Ihre Besichtigungen dauern zwei bis drei Monate und erstrecken sich auf alle Dienstzweige, auf die Mobilmachungsvorarbeiten und auf die wissenschaftliche Ausbildung der Offiziere.

Die Truppenausbildung erfolgt bei allen Waffen nach einem bis auf die kleinsten Einzelheiten durchgearbeiteten Ausbildungsplan der Regimentskommandeure. Er wird einheitlich für das ganze Jahr aufgestellt und enthält nicht nur genaue Vorschriften für die Ausbildung aller Dienstgrade und Mannschaftskategorien, sondern setzt auch die für jeden Dienstzweig zu verwendende Zeit fest. Von den Bataillonskommandeuren und Kompagnie- pp. Führern wird er noch weiterhin ergänzt, so daß dem Lehrpersonal stark die Hände gebunden sind.

Vielleicht war die geringe Diensterfahrung der infolge der Kriegsverluste durchweg sehr jungen Kompagnie-, Eskadrons- und Batterieführer*) die Veranlassung, den Ausbildungsgang derart genau vorzuschreiben.

Erwähnt sei noch, daß die gedruckten Dienstvorschriften in Japan sehr billig sind. Es besitzt sie daher auch fast jeder Mann.

Ausbildungspersonal.

In der japanischen Armee ist der Offizier auch der Hauptträger der Einzelausbildung. Die Offizierkorps der Regimenter, besonders der Infanterie, sind stark, reichlicher Nachwuchs ist vorhanden. Bei jedem Regiment befinden sich überdies noch aus dem Unteroffizierstande hervorgegangene Offiziere, die während des Krieges befördert wurden.

*) Durchschnittlich erfolgt die Beförderung zum Oberleutnant jetzt nach drei-, die zum Hauptmann (Rittmeister) nach siebenjähriger Dienstzeit als Offizier.

Der japanische Offizier geht ganz im Dienste auf, der fast den einzigen Inhalt seines arbeitsreichen Lebens bildet. Einfache Lebensführung sowie ernstes Streben, im Beruf das Beste zu leisten und sich fortgesetzt militärisch weiterzubilden, zeichnen die überwiegende Mehrzahl der Offiziere aus. Der Ehrgeiz fast aller Leutnants geht dahin, die Kriegsakademie*) zu besuchen. Die Freistunden werden sehr fleißig dem Studium der Reglements, taktischer Lehrbücher und der Fremdsprachen gewidmet.

Die Offiziere vom Regimentskommandeur abwärts müssen — wenn der Dienst es nicht anders erfordert — täglich von 8° Vormittags bis 4° Nachmittags in der Kaserne sein. Um 12° Mittags findet im Kasino gemeinsames Essen statt, an dem auch die Verheirateten teilnehmen. Es dauert nur etwa 10 Minuten. Unmittelbar anschließend hält häufig der Regimentskommandeur kurze Besprechungen über dienstliche Angelegenheiten ab, an die sich eine allgemeine Diskussion anschließen kann. Noch vor 1° Nachmittags sind die Leutnants wieder bei ihren Kompagnien, die Hauptleute folgen bald und auch die Stabsoffiziere bleiben meist nur noch kurze Zeit im Eßsaal zusammen.

An erfahrenen Unteroffizieren herrscht nach den großen Kriegsverlusten Mangel. Die seitdem eingestellten Unteroffiziere sind durchweg sehr jung und wollen nicht lange bei der Truppe bleiben. Kapitulanten melden sich, besonders in den großen Städten, nicht in ausreichender Zahl. Der Grund hierfür liegt in den schlechten Besoldungs- und Pensionsverhältnissen, sowie in den geringen Aussichten auf spätere Anstellung im Zivildienst. Die jetzigen Ausbildungsverhältnisse erfordern daher äußerste Anspannung der Kompagnieführer und Rekrutenoffiziere.

Der Mannschaftsersatz ist intelligent, hat eine gute Volksschulbildung und besitzt für den Soldatenberuf aufrichtige, ihm in Familie und Schule eingeflößte Begeisterung. Der Rekrut ist anspruchslos, abgehärtet, körperlich gewandt sowie findig im Gelände und hat vortreffliche Augen und starke Nerven. Er ist von großer Ordnungsliebe und peinlicher Sauberkeit. Seine Ausbildung wird erleichtert durch die militärische Erziehung, die er auf der Schule genoß. Mannschaftsersatz.

Mit tiefem Ernst und persönlichem Ehrgeiz geht der Rekrut an seine Pflicht heran. Er tut gutwillig und aus Überzeugung, was von ihm verlangt wird.

An Stiefel, Rock und Hose muß er sich erst allmählich gewöhnen. Darum findet auch in den ersten Ausbildungswochen täglich nur drei Stunden praktischer und ein bis zwei Stunden theoretischer Unterricht statt. Eine zehnstündige Nachtruhe und tägliches Baden sind vorgeschrieben. Das Waschen findet bei jeder Witterung im Freien statt. Zweifellos ist die große Abhärtung der Leute in erster Linie auf ihr regelmäßiges Baden und häufiges Waschen zurückzuführen.

Zum Dienst wird gewöhnlich der Drillichanzug mit niedrigen Schuhen und

*) 1907 legten 625 Offiziere die Aufnahmeprüfung ab, 100 wurden einberufen.

Knöpfgamaschen getragen. Selbst an den kältesten Wintertagen, bei scharfem Wind und im Schnee wird der Tuchanzug nur ausnahmsweise angelegt. Die Benutzung von Unterjacken und Westen ist streng untersagt.

Dreimal täglich wird warmes Essen gegeben. Die einzige Kantine des Regiments wird aber erst um 3⁰ Nachmittags geöffnet. Verlassen der Kaserne ist wochentags nur mit besonderer Erlaubnis gestattet.

Das militärische Dienstjahr beginnt am 1. Dezember; zu diesem Zeitpunkt werden auch die Rekruten eingestellt.

Rekrutenausbildung. Allgemeines.

In der ersten Ausbildungszeit ist das Augenmerk mehr auf Abhärtung und Kräftigung des Körpers, besonders der Brust und Beine, gerichtet als auf exakte Erlernung der Exerzierformen. Freiübungen und Laufschritt werden bei allen Waffen, auch bei der Kavallerie, viel geübt. Dabei müssen die Leute laut zählen, um ihre Lungen zu stärken.

Vorzügliches wird im Turnen und Fechten geleistet. Übungen, die den persönlichen Mut stärken, werden bevorzugt.

Die japanische Fechtvorschrift (für Säbel und Bajonett) vom April 1907 betont besonders das Kriegsmäßige der Übungen, die häufig mit dem Dienstsäbel oder dem Dienstgewehr in voller Ausrüstung abzuhalten sind. In den meisten Infanterie-Regimentern wird im Winter fast täglich bajonettiert; man ist der Ansicht, daß der Mann ebenso oft fechten wie zielen müsse. Bei der japanischen Gewehrhaltung in der Fechterstellung steht der Kolben weiter zurück und tiefer als bei uns. Fangstöße gibt es nicht: die Stöße geschehen stets mit beiden Händen fest am Gewehr. Deckungen sind immer mit einem Nachstoß verbunden.

Grundsätzlich turnen und fechten die Leutnants vor; wenn die Leute den Rock ablegen, tun es ebenfalls die Offiziere.

Oft finden auch beim Exerzieren Übungen im Bajonettieren statt unter Annahmen, die der Wirklichkeit entsprechen, z. B. gleichzeitiges Fechten ganzer Abteilungen gegeneinander, bergauf und bergab, oder Bajonettangriff auf einen im Schützengraben liegenden Gegner.

Man liebt es, den täglichen Dienst mehrmals in der Woche durch allerhand Spiele zu unterbrechen, besonders solche, die neben Förderung körperlicher Gewandtheit den Ehrgeiz wecken, z. B. Wettlaufen und Tauziehen. Alljährlich veranstaltete Sportfeste haben den Zweck, die Mannschaften zu erhöhten körperlichen Leistungen anzuspornen.*)

Der Unterricht wird von den Offizieren und älteren Unteroffizieren mit großer Ruhe und Geduld gehandhabt. Oft stellen die Rekruten Fragen an die Instrukteure.

---

*) Ein im Spätherbst 1907 bei der 3. Division in Nagoya abgehaltenes Sportfest bestand aus Preisschießen, Wettfechten, Wettrennen und Hindernislaufen. Letzteres fand in Gruppen von zwölf Mann unter einem Offizier statt und war völlig kriegsmäßig gehalten. Die 700 m lange Bahn

Vor allem bemüht man sich, die Auffassungskraft der Lernenden zu entwickeln und ihre Liebe zu Kaiser und Vaterland zu stärken. Ein Unterrichtsbuch wird wie bei uns zur Hilfe herangezogen. Vom Anschauungsunterricht wird ausgiebiger Gebrauch gemacht.

Unter den Rekruten befinden sich nur wenige Analphabeten. Die chinesischen Schriftzeichen der Dienstvorschriften können anfangs jedoch nur wenige Leute fließend lesen. Mit ihrer Erlernung beschäftigen sie sich in den Freistunden. Ihre Schreibübungen werden wöchentlich einmal von den Offizieren durchgesehen.

Unverkennbar tritt im allgemeinen das Bestreben der Japaner hervor, die jungen Soldaten möglichst schnell dasjenige zu lehren, was sie für den Krieg gebrauchen. Der „Drill" tritt dagegen etwas in den Hintergrund. Man glaubt wohl auch ohne ihn bei dem hohen Ehrgeiz und dem ausgesprochenen Patriotismus des einzelnen Mannes die Disziplin selbst in schwierigen Kampfesmomenten aufrecht erhalten zu können.

Dem Ziel- und Schießdienst bei der Infanterie wird viel Aufmerksamkeit zugewendet. Er verläuft genau nach deutschem Muster. Nur ist die Vorübung mit Zielmunition noch gründlicher als bei uns. Die Mannschaften müssen vor Beginn des Schulschießens vier Übungen mit Zielmunition erledigt haben. Infanterie.

Häufig werden Zielübungen auch in der Abenddämmerung und zuweilen Nachtschießen bei Mondschein abgehalten.

Sehr bald werden die Rekruten ins Gelände geführt und zu selbständig denkenden und handelnden Schützen erzogen. Im Gebrauch des Schanzzeugs und im raschen Füllen und Vorbringen der — schon im Frieden vorrätig gehaltenen — Sandsäcke werden sie im einzelnen unterwiesen.

Frühzeitig erfolgt auch die systematische Ausbildung im Marsch, im Laufschritt (bis zu 4 km!), in den Grundsätzen des Posten- und Patrouillendienstes und die Gewöhnung an den Tornister.

Den Nachtübungen wird besonderer Wert beigelegt; die Rekruten beginnen mit ihnen schon in der zweiten Woche. Die Ausbildung erstreckt sich zunächst auf schnelle Orientierung im Gelände und Schärfung der Augen und Ohren, ferner auf geräuschloses Vorgehen und auf den Marsch und Laufschritt auf unebenem Boden, anfangs einzeln, sodann in Abteilungen.

Das Kriegsmäßige tritt auch dadurch in die Erscheinung, daß das Seitengewehr grundsätzlich in allen Lagen aufgepflanzt wird, in denen es im Ernstfalle geschehen

---

führte über zahlreiche und schwierige Hindernisse, z. B. über mehrere nur durch einzelne Bambusstäbe überbrückte Gräben und eine etwa 6 m hohe Steinmauer, die an herabhängenden Tauen erklettert werden mußte. Der Anzug war feldmarschmäßig, mit beschwertem Tornister, Gewehr umgehängt. Die Teilnehmer kannten die Bahn nicht, so daß neben körperlicher Gewandtheit auch die Findigkeit des führenden Offiziers und die Anstelligkeit der Mannschaften erprobt werden konnte.

würde, d. h. beim Felddienst am Tage innerhalb von Ortschaften und Wäldern, in der Dunkelheit überall; ferner im Gefecht bei allen Sturmanläufen. Von häufigen Beschädigungen der Laufmündungen durch das andauernde Aufpflanzen des Seitengewehrs verlautet dabei nichts.

Auf das eigentliche Exerzieren, auf Griffe und Exerziermarsch wird weniger Wert gelegt als bei uns. Die Griffe sind überdies leichter zu erlernen, weil sie in langsamem Tempo ausgeführt werden.

Eine Rekrutenbesichtigung, die Ende März d. Js. beobachtet werden konnte, dauerte fünf Tage und gliederte sich folgendermaßen:

1. und 2. Tag: Einzel- und Zugexerzieren. Anzug feldmarschmäßig, leerer Tornister.

2. Tag, Abends: Nachtübung. Derselbe Anzug. Vorpostenaufstellung und Gefechte je zweier Kompagnien gegen einander.

3. Tag: Ausbildung als Schütze, Posten- und Patrouillendienst. Überbringen von Meldungen. Entfernungsschätzen, Unterricht.

4. Tag: Schießen. Drei Schuß liegend freihändig, 200 m Ringscheibe, Anzug feldmarschmäßig.

5. Tag: Marsch von etwa 40 km in 11 Stunden. Anzug feldmarschmäßig, im Tornister Hemd, Unterhose, ein Paar Stiefel. Nach Rückkehr in die Kaserne Parademarsch. Die unberittenen Kompagnieführer hatten den Marsch mit zu machen.

Kavallerie. Die japanische Kavallerie steht vorläufig noch hinter den anderen Waffengattungen zurück.

Bei dem geringen Pferdeverständnis, auch der ländlichen Bevölkerung, ist schon die Rekrutenausbildung schwierig. Das vorhandene Pferdematerial ist minderwertig und ungleichmäßig. Die meisten Tiere gehören der mittelgroßen, schlecht gebauten einheimischen Rasse an, die freilich widerstandsfähig und abgehärtet ist. Daneben finden sich große Australier und kleine, im letzten Kriege erbeutete Kasakenpferde.

Festzustellen ist, daß der Reit- und Pferdeausbildung neuerdings erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet wird. Für die gesamte Kavallerie ist vom Kriegsministerium ein einheitlicher Ausbildungsplan aufgestellt worden, nach dem die Regimentskommandeure ihre Zeiteinteilung entwerfen.

Zunächst üben die Rekruten Sitz- und Voltigierübungen an dicken, mit Stroh bekleideten Holzstämmen, sowie zuweilen an einer Art großer Schaukelpferde. Auf letzteren müssen sie mit „Hüften fest" in der Bewegung ruhig sitzen und auf Fragen Antwort geben können.

Die Ausbildung zu Pferde findet von Anfang an auf Sattel ohne Bügel statt. Das früher angewandte Reiten auf Decke gab man auf, da sich die Leute leicht durchritten und einen falschen Sitz angewöhnten.

Beim Reitunterricht wird sehr langsam vorgegangen. Die beiden ersten Wochen

wird nur Schritt und wenig Trab geritten, damit der Rekrut Zutrauen zum Pferde gewinnt. Erst von der achten Woche ab beginnt man mit dem Galopp.

Bereits Anfang Januar findet eine Besichtigung im Fußdienst statt.

Anfang März ist die Trensenbesichtigung. Die Rekruten werden in Abteilungen zu etwa acht Mann von den Unteroffizieren vorgestellt. Da jede solche Abteilung bis zu 20 Minuten gesehen wird und es in der Eskadron acht Abteilungen gibt, dauert die Besichtigung bis zu drei Stunden. Gezeigt werden Bewegungen auf dem Hufschlag, Einzelreiten und Paradeaufstellung.

Die Ausbildung im Fußgefecht und Schießen ist ganz besonders sorgfältig.

Für die Rekrutenausbildung bei der Feldartillerie ist ein Zeitraum von 17 Wochen vorgesehen. Grundsätzlich werden sämtliche Mannschaften im Reiten und am Geschütz ausgebildet; eine Trennung in Fahrer und Kanoniere findet nicht statt. Auch werden möglichst sämtliche Pferde gleichzeitig und gleichmäßig an Reiten und Zug gewöhnt. Feldartillerie.

Der Reitunterricht fängt erst in der siebenten Woche an. Er wird allmählich auf zwei Stunden täglich gesteigert.

Beim Geschützexerzieren wird sehr langsam und gründlich vorgegangen; so beginnt die Ausbildung im Richten erst im zweiten Monat.

Das Geschützexerzieren wird neuerdings nach anderen Grundsätzen betrieben, wie bei uns. Während bisher die Bedienung eines Geschützes von Anfang an zusammen ausgebildet wurde, ist man jetzt dazu übergegangen, die Ausbildung zu zerlegen und die einzelnen Verrichtungen der Geschützbedienung zunächst griffmäßig zu üben. Als Grund hierfür wird angeführt, daß beim geschlossenen Geschützexerzieren die Mannschaften nicht genügend beaufsichtigt werden könnten. Erst im März etwa wird auch die durchlaufende Bedienung des vollbesetzten Geschützes geübt.

Der Rekrutendienst spielt sich auf dem Kasernenhofe ab. Gezielt wird auf kleine Holzscheiben auf nahe Entfernungen. Großer Wert wird neuerdings auf die Schnelligkeit aller Griffe und die Ausdauer der Bedienung gelegt, um damit die Feuergeschwindigkeit des neuen Rohrrücklaufgeschützes voll auszunutzen.

Die Rekrutenbesichtigung dauerte in diesem Jahre bei einem Artillerie-Regiment drei Tage. Am ersten wurde Fußexerzieren, am zweiten Übungen im Richten und Zünderstellen sowie Exerzieren am einzelnen Geschütz und zugweise gezeigt. Der dritte Tag wurde der Besichtigung im Reiten und Unterricht gewidmet.

Die Rekruten der Pionier-Bataillone werden bis zum 1. April neben ihrer infanteristischen Ausbildung im Pionierdienst soweit gefördert, daß sie im Kriegsfall fähig sind, unter Anleitung älterer Mannschaften alle technische Arbeiten auszuführen. Erleichtert wird die Erfüllung dieser Anforderung dadurch, daß der Japaner überhaupt gute technische Beanlagung besitzt. Pioniere.

Eine Rekrutenbesichtigung im eigentlichen Pionierdienst in diesem Jahre verlief folgendermaßen:

Auf dem Pionierübungsplatz wurde von 8° Vormittags bis 12° Mittags, mit zehn Minuten Pause nach jeder Stunde, ein Graben von 1,5 m Sohlenbreite, 2 m oberer Grabenbreite und 1,5 m Tiefe ausgehoben. Am Nachmittage wurden die Kompagnien einzeln nach einander besichtigt. Die Rekruten waren hierzu in drei Abteilungen unter ihren Ausbildungsunteroffizieren eingeteilt. Zwei Abteilungen hatten in einer angegebenen Feuerfront Gräben für knieende, eine Abteilung einen Graben für stehende Schützen auszuheben. Jeder Mann arbeitete nach eigenem Ermessen. Es wurden nur große Spaten benutzt; die Mannschaften hatten umgeschnallt und das Gewehr hinter sich liegen.

Train.

Beim Train ist zwischen den drei Jahre dienenden „Trainmannschaften" und den „Traintransportsoldaten" mit dreimonatiger Dienstzeit zu unterscheiden. Erstere erhalten eine so sorgfältige reiterliche Ausbildung, daß sie im Kriege auch als Kavalleristen Verwendung finden können. Die Traintransportsoldaten werden nur im Beladen und Führen von Tragetieren und Trainkarren ausgebildet. Im Mobilmachungsfalle werden sie auch der Feld- und schweren Artillerie zum Munitionstransport zugeteilt. Einzelheiten über den Ausbildungsgang sind bisher nicht bekannt geworden.

Winterausbildung der alten Mannschaften.

Die Winterausbildung der alten Mannschaften leidet bei allen Waffen, besonders den berittenen, unter den vielen Abkommandierungen. Die alten Leute sind entweder durch Wacht- und Arbeitsdienst in Anspruch genommen oder tun Dienst als Unteroffiziere und Rekrutengefreite.

Im allgemeinen wird in den Wintermonaten bei allen Waffen das Rekrutenpensum wiederholt. Größere Übungen gemischter Truppen finden selten statt.

Bei der Infanterie wird besonderer Wert auf Felddienst, Nachtübungen und Schanzarbeit gelegt; weniger auf Einzelexerzieren.

Die Kavallerie hält Fußdienst und Unterricht genau so ab, wie mit den Rekruten. Aber eine sachgemäße Weiterbildung des Reiter- und Pferdematerials durch Abteilungsreiten ist, wo täglich etwa 70 Pferde durch 8 bis 15 Mann bewegt werden müssen, unmöglich.

Bei der Artillerie treten Übungen mit dem bespannten Geschütz hinzu. Neuerdings wird auf Fahrübungen besonderer Wert gelegt. Gegenstand der Ausbildung ist: schnelles Ab- und Anspannen der Batterie, Tempofahren im Schritt, Trab und Galopp, Viereck- und Hindernisfahren, sowie Ab- und Aufprotzen unter verschiedensten Annahmen. Endlich wird Winkerflaggen-Signaldienst und das Legen von Fernsprechleitungen geübt.

(Fortsetzung folgt.)



Die Amur-Eisenbahn.

Bis zum Ausbruch des Russisch-japanischen Krieges hatte die militärische Lage der von chinesischem Gebiet und dem Stillen Ozean begrenzten russischen Küsten-Provinz keine Bedenken erregt. Rußland hoffte mit seinem starken ostasiatischen Geschwader etwaige Angriffe von der Seeseite her abweisen zu können. Die Besetzung der Mandschurei sicherte die Benutzung der ostchinesischen Bahn als Verbindung mit dem europäischen Hinterlande. Ein militärisch beachtenswerter Gegner auf dem ostasiatischen Festlande war überdies nicht vorhanden. Skizze 33 Seite 528/529.

Diese Verhältnisse haben sich seit dem Kriege wesentlich zu ungunsten Rußlands verschoben. Die See wird von den Japanern beherrscht, die auch auf dem Kontinent festen Fuß gefaßt haben. Erhebliche japanische Kräfte stehen an der chinesisch-koreanischen Grenze in bedrohlicher Nähe von Wladiwostok, sowie in der südlichen Mandschurei längs der Bahn Kuantschenzy—Dalny.

China hat begonnen eine nach modernen Grundsätzen bewaffnete und ausgebildete Armee aufzustellen. Insbesondere scheint es zu einer beträchtlichen Machtentfaltung an der russisch-chinesischen Grenze entschlossen. Schon jetzt befinden sich in der nördlichen Mandschurei starke Streitkräfte, die in absehbarer Zeit noch erheblich vermehrt werden sollen. Die Anlage moderner Befestigungen bei Aigun ist beabsichtigt. Schließlich will man die nördliche Mandschurei durch planmäßige Besiedelung und durch den Bau einer Bahn Zizikar—Mergen—Aigun fester als bisher an das Reich ketten.

Unter diesen Umständen kann Rußland auf die Benutzung der ostchinesischen Bahn im Kriegsfalle nicht mehr rechnen. Überdies hat es sich auch im Frieden von Portsmouth verpflichtet, sie ausschließlich zu wirtschaftlichen Zwecken zu verwenden.

Als Verbindung des russischen Fernen Ostens mit Sibirien und dem europäischen Rußland könnte augenblicklich lediglich der Wasserweg in Betracht kommen. Schilka und Amur sind schiffbar und werden nach einer neueren Statistik von etwa 160 Dampfern und 200 Barken befahren. Der lange und strenge Winter sowie ungünstige Wasserverhältnisse im Sommer und Spätherbst beschränken jedoch die Schiffahrt auf drei bis fünf Monate im Jahre. Und schließlich hat auch die Benutzbarkeit dieser Wasserverbindung die Neutralität Chinas zur Voraussetzung. Wie die

Ereignisse während des Boxer-Aufstandes im Jahre 1900 zeigten, können russische Transporte auf dem Amur vom chinesischen Ufer aus empfindlich gestört, wenn nicht unmöglich gemacht werden.

Eine unter allen Umständen benutzbare Verbindung zwischen dem Transbaikal- und dem Küsten-Gebiete besteht demnach gegenwärtig nicht. Die in letzterem stehenden Truppen, etwa fünf Divisionen, sind im Falle eines feindlichen Angriffs zunächst auf sich selbst angewiesen. Erst um Tschita und Irkutsk, in einer Entfernung von annähernd 1600 und 2200 km von Wladiwostok stehen die nächsten Unterstützungen.

Es ist verständlich, daß bei den für die Landesverteidigung verantwortlichen Stellen der Wunsch entstand, eine jederzeit brauchbare, ausschließlich auf russischem Gebiete laufende Eisenbahnverbindung zwischen der Transbaikal- und Ussuri-Bahn zu schaffen. Es wurde deshalb das Projekt eines Schienenweges längs der Schilka und des Amurs wieder aufgenommen, das bereits in dem Bauplan der sibirischen Bahn vom Jahre 1892 enthalten gewesen, aber zugunsten der mandschurischen Bahnlinien aufgegeben worden war.

Die Erkundungen der Trace wurden bereits im Jahre 1906 beendet. Das im November 1907 fertiggestellte Regierungsprojekt ist im April dieses Jahres von der Reichsduma, im Juni vom Reichsrate mit unerheblichen Abänderungen angenommen worden.

Den stärksten Druck auf die Abgeordneten scheint die Ankündigung der Regierung ausgeübt zu haben, daß ohne eine sichere und leistungsfähige Verbindung nach dem Fernen Osten die dort befindlichen Truppen und Vorräte erheblich verstärkt werden müßten.

Ferner wurde ausgeführt, daß die neue Bahn dazu bestimmt sei, rasche Verschiebungen größerer Truppenkörper längs des Amurs und damit überhaupt erst die Verteidigung der Amur-Provinz zu gewährleisten. Auch solle sie den Angriff gegen die rechte Flanke eines längs der ostchinesischen Bahn nach dem Transbaikal-Gebiet vorrückenden Gegners erleichtern. Aber auch wirtschaftliche Gründe sprächen für das Projekt. Die Regierung hoffe durch den Bahnbau die in den letzten Jahren erheblich gewachsene Übersiedelung russischer Bauern nach der Amur-Provinz zu beschleunigen, dadurch den Wohlstand des Landes zu heben und seine Hilfsquellen zu entwickeln. Mit dem Anwachsen der russischen Bevölkerung werde sich auch die Zahl der im Kriege verfügbaren Reservisten erhöhen.

Der wesentlichste Unterschied des jetzigen Projekts und desjenigen vom Jahre 1892 besteht darin, daß man die Bahn nicht mehr im Amur-Tale selbst, sondern je nach den Geländeverhältnissen 15 bis 125 km nördlich von ihm entfernt führen will. Der Abstand von 15 km soll eine Beschießung der Züge vom rechten Flußufer her ausschließen, die Entfernung von 125 km (vier bis fünf Tagemärsche) noch gestatten, rechtzeitig von der Bahn her Truppen an den Strom zur Abwehr feindlicher Übergangsversuche heranzuführen.

Aus technischen Gründen hat man auch von der früher geplanten Verlängerung der Transbaikal-Bahn im Schilka-Tale über Strjetensk bis Pokrowskaja Abstand genommen. Die neue Trace soll sich von der Transbaikal-Bahn bereits bei der Station Kuenga, 40 km südwestlich Strjetensk, abzweigen und dann zunächst dem Tale der Kuenga, des Aleur, Urjum und Amasar folgen. Eine Strecke läuft sie am 54. Breitengrade, darauf südlich des Njukſha-Bergrückens sowie der Seja entlang und überschreitet bei Wedenowka diesen dort gegen 600 m breiten Strom. Weiterhin berührt die Bahn in der fruchtbaren Niederung zwischen Seja und Bureja die Orte Bjelonogowo, Baktschirewskoje, Osernaja, Jekaterinoslawka und überbrückt bei Kamenka die ungefähr 700 m breite Bureja. Bei Paschkowo nähert sie sich dem Amur auf etwa 20 km und folgt dann dem Lauf der Großen Bira, des Großen In, der Urma und der Tunguska. In Chabarowsk erreicht sie den Anschluß an die Ussuri-Bahn. Nach Möglichkeit hat man die Trace durch besiedelungsfähige Gegenden geführt.

Die gesamte Länge der Linie beträgt rund 2100 km, was annähernd der Entfernung St. Petersburg—Cöln entspricht.

Die einzige Stadt der Amur-Provinz, Blagowjeschtschensk mit 40 000 Einwohnern, wird mit der Hauptlinie durch eine 160 km lange vollspurige Zweigbahn verbunden werden.

Erhebliche technische Schwierigkeiten sollen lediglich im Großen Chingan- und im Lagar-Aul-Gebirge zu überwinden sein. Aber auch hier werden nur Steigungen bis 1,4 : 100 und Krümmungshalbmesser bis zu 255 m vorkommen.

Die Bahn wird zunächst eingleisig gebaut werden; das Planum und der Unterbau der Brücken werden jedoch von vornherein für einen zweigleisigen Ausbau eingerichtet. Die Leistungsfähigkeit soll täglich neun Zugpaare betragen.

Die Regierung beabsichtigte anfangs den größten Teil des Bahnbaues Privatunternehmern zu übertragen. Diesbezügliche Verhandlungen scheiterten jedoch an der zweifellosen Unrentabilität der Bahn. Der Staat wird daher die ganze Linie selbst bauen.

Der westliche Teil bis zur Seja soll nach dem Regierungsvorschlage bis zum Jahre 1911, der östliche spätestens 1912 fertig gestellt werden. Dieser Termin ist unter dem Gesichtspunkte festgesetzt worden, daß bis dahin die Verstärkung der japanischen Armee und die chinesische Heeresreform vollendet sein sollen. Ob die hiernach recht beträchtliche Arbeit von durchschnittlich 500 km im Jahre geleistet werden wird, bleibt abzuwarten.

Die Kosten, ohne die der Zweigbahn nach Blagowjeschtschensk, sind auf 212 Millionen Rubel, also auf rund 100 000 Rubel pro Kilometer, veranschlagt worden. Für das notwendige rollende Material wurden vorläufig 22 Millionen angesetzt. Da indessen das Eisenbahnministerium den Bauplan bisher nur für

die ersten 195 km im einzelnen ausgearbeitet und nach ihm überschläglich die Gesamtkosten berechnet hat, ist eine erhebliche Überschreitung des Voranschlags nicht ausgeschlossen. Außerdem rechnet die Regierung für die ersten Jahre bei den Betriebskosten mit einem jährlichen Fehlbetrage von 6 Millionen.

Die neue Bahn wird im Kriegsfalle den Angriffen der auf russischem Boden ansässigen chinesischen Bevölkerung, deren Zahl in schnellem Wachstum begriffen ist, ausgesetzt sein. Ein Gegengewicht gegen diese sucht man in der Ansiedelung russischer Bauern zu schaffen. Eine starke militärische Bewachung der Bahn wird trotzdem notwendig bleiben.

Gegen Unternehmungen feindlicher Truppen bietet der Amur, der bis Chabarowsk abwärts 200 bis 1800 m breit ist, einen guten Schutz. Um das Hindernis noch wirksamer zu gestalten, hat man mit dem Bau einer Flottille flachgehender Flußkanonenboote begonnen. Daß man ihn trotz der nur kurzen Schiffahrtsperiode für lohnend hielt, erklärt sich wohl aus der Unwahrscheinlichkeit eines Winterfeldzuges in diesen Gegenden infolge der ungünstigen klimatischen und Anbauverhältnisse. Immerhin wird man, da der Amur im Winter so fest zufriert, daß seine Eisdecke als Verkehrsstraße dient, auf den Bau von Befestigungen an der Bahnlinie nicht ganz verzichten können.

Der wirtschaftliche Nutzen der Bahn, den sich die Regierung versprechen zu können glaubt, ist von der Volksvertretung und in der Presse fast durchweg sehr gering veranschlagt worden.

Die Amur-Provinz hat einen Flächeninhalt von rund 448 000 qkm, entspricht also ungefähr der Größe des Königreichs Schweden. Sie ist ein Bergland alpinen Charakters, dessen höchste Erhebungen im Jablonoi-Gebirge bis 2300 m, im Großen Chingan- sowie im Bureja-Gebirge bis 2000 m ansteigen. Die Berghänge und Flußtäler sind meist mit dichten, teilweise auch recht wertvollen Wäldern bedeckt.

Das Klima ist äußerst ungünstig. Von Anfang Oktober bis zum letzten Drittel des April bleibt das Thermometer dauernd unter dem Gefrierpunkt. Kältegrade von 40° C. sind häufig. Der kurze Sommer ist heiß und regnerisch. Obgleich die Temperatur oft auf 35 bis 40° C. steigt, soll das Erdreich in tieferen Schichten niemals vollständig auftauen.

Der schneearme Winter und die starken Regenfälle zur Erntezeit sind dem Ackerbau im allgemeinen wenig günstig. In größerem Umfange eignen sich für ihn nur die Niederungen zwischen dem Unterlaufe der Seja, Bureja und dem Amur, sowie das Flußgebiet der oberen Seja, der Sselendsha und Tyrma. Hier gestattet der teilweise sehr fruchtbare Boden den Bau aller Getreidesorten sowie der Kartoffel und liefert verhältnismäßig reiche Ernten. Die Viehzucht soll wegen Mangels an guten Wiesen nicht lohnend, die Jagd auf Pelztiere dagegen ertragreich sein. Die Waldnutzung bringt bei dem großen lokalen Bedarf an Bau- und Brennholz guten Ver-

dienst. Der Fischreichtum des Amurs und seiner Nebenflüsse ist bedeutend; Amur-Lachse werden als Konserven, gesalzen oder in gefrorenem Zustande nach Japan und dem europäischen Rußland, ja auf dem Seewege bis Hamburg verschickt. Edelmetalle und Erze, Stein- und Braunkohlen sind anscheinend in abbaufähiger Menge vorhanden. Sie werden bis jetzt nur in beschränktem Umfange geschürft. Recht erheblich ist dagegen die Goldgewinnung im Flußbette der Seja, des Niman, eines Nebenflusses der Bureja, und mehrerer kleiner Flüsse.

Zweifellos wird der Bahnbau die wirtschaftliche Erschließung der Amur-Provinz fördern. Ein besonders schnelles Emporblühen der Landwirtschaft, Industrie und des Handels dürfte aber wohl kaum zu erwarten sein. Nur wenige Erzeugnisse des Landes werden die Transportkosten eines so langen Schienenwegs vertragen können, ohne unrentabel zu werden. Auch für den Transitverkehr zwischen Sibirien und der Küstenprovinz wird die Bahn eine erhebliche Bedeutung schwerlich erlangen; dazu wird der Wettbewerb der kürzeren und billigeren ostchinesischen Bahn zu groß sein.

Die Bevölkerungsdichtigkeit der Amur-Provinz ist sehr gering. Sie beträgt durchschnittlich 0,35 Köpfe auf den Quadratkilometer des gesamten Gebiets, 1,76 auf den Quadratkilometer der bewohnten Bodenfläche. Zur Zeit der Volkszählung im Jahre 1897 setzte sich die Einwohnerzahl, insgesamt 120 000, zusammen aus 23 000 Kasaken, 35 000 Bauern, 32 000 Städtern, 9000 Bergwerksarbeitern, 14 000 Mandschu-Chinesen, 1000 Koreanern, 6000 Tungusen, Orotschen, Golden und anderen Nomaden. Bis zum Jahre 1903 war sie auf 158 000, bis 1906 auf 170 000 gestiegen, zum größten Teil durch Übersiedelung russischer Bauern, von denen die Regierung im Jahre 1907 11 000 in die Amur-Provinz überführt haben soll. Für das laufende Jahr rechnet man mit einem Zuzug von 40 000 Köpfen. Der Bahnbau wird hier wie auch im Küsten-Gebiet, nach dem im Jahre 1907 nicht weniger als 70 000 Bauern übergesiedelt sind, voraussichtlich einem weiteren raschen Wachstum der Bevölkerung zugute kommen. Schließlich ist die Aufnahmefähigkeit des im allgemeinen unwirtlichen Landes jedoch beschränkt. Sie dürfte kaum auf mehr als eine Million Seelen anzuschlagen sein.

Der Bau der Amur-Bahn zeigt, daß Rußland auch große Opfer nicht scheut, um dasjenige Gebiet zu behaupten, das ihm nach den Verlusten des letzten Krieges in Ostasien verblieb, und nicht gewillt ist, auf seine Machtstellung an den Ufern des Stillen Ozeans zu verzichten.



Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

1813.*)

(Schluß.)

Napoleon war in den letzten Septembertagen 1813 über die Elbe zurückgegangen. Anfangs zwei, bald nur ein Korps hatte er zum unmittelbaren Schutz Dresdens auf dem rechten Ufer gelassen. Müde der vergeblichen Vorstöße rechts wie links und des unaufhörlichen „va et vient", schien er sich auf die Verteidigung beschränken zu wollen. Dementsprechend zersplitterte er seine Kräfte**) noch mehr als bisher. *Aufstellung Ende September und Bewegungen bis 5. Oktober.*

Nördlich Dresden auf der Straße nach Bautzen gegen Blücher standen Macdonald und Sebastiani. Links der Elbe auf den in das Teplitzer Tal führenden Straßen von Königstein über Pirna bis Dippoldiswalde hatten sich Mortier, St. Cyr, und Lobau in sorgsam ausgewählten Stellungen verschanzt. Bei Freiberg deckte Victor die große Straße über Chemnitz und Zwickau. Rechts von ihm war Lauriston nach Mittweida gerückt. Gegen im Westen aufgetretene Streifkorps sollten *Skizze 34.*

---

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde 1908. 3 Heft.

**) Alte Garde.
Oudinot 2 Divisionen } junge Garde.
Mortier 2 " }
1. Korps Lobau.
2. " Victor.
3. " Ney, in Vertretung Souham.
4. " Bertrand.
5. " Lauriston.
6. " Marmont.
7. " Reynier.
8. " Poniatowski (1 Division).
9. " Augereau.
11. " Macdonald.
14. " St. Cyr.
Zwischenkorps Girard in Magdeburg mit den Divisionen Dombrowski und Lanusse.
Observationskorps Margaron.
Marschdivision Lefol.
1. Kavalleriekorps Latour-Maubourg mit den Divisionen Doumerc, Bordesoult, Chastel und Corbineau.
2. Kavalleriekorps Sebastiani.
3. " Arrighi.
mit den Divisionen Defrance, Fournier und Large.
4. Kavalleriekorps Kellermann.
5. " L'Heritier, später Pajol.
mit den Divisionen Milhaud, L'Heritier, Subervic.

Poniatowski und Kellermann bei Waldheim sichern. Margaron hielt Leipzig besetzt. Zur Deckung des Raumes zwischen Mulde und Elbe wurde Marmont nach Wurzen, Latour-Maubourg nach Schildau, Souham und L'Heritier nach Meißen, Riesa und Strehla geschickt. Unterhalb Wurzen sollte Dombrowski die Verbindung mit Ney halten, der mit Arrighi, Reynier und Bertrand zwischen Dessau und Kemberg der Masse der Nordarmee gegenüberstand. Auf Leipzig waren das in Würzburg neugebildete Korps Augereau, die Kavallerie-Division Milhaud und die Infanterie-Division Lefol in Marsch gesetzt.

Nach allen Seiten war Front gemacht, der Kreis geschlagen, jede nach Dresden führende Straße besetzt. Bei dieser Verteilung der feindlichen Streitkräfte war es für die Verbündeten dringend geboten, den alten, bisher schlecht genug befolgten Operationsplan wieder aufzunehmen und mit allen Armeen auf das jetzt in Dresden brennende kaiserliche Biwakfeuer zu marschieren. Die Nordarmee wäre kaum auf mehr Truppen gestoßen, als Bülow und Tauentzien für sich allein bei Dennewitz besiegt hatten. Blücher würde es mit schwächeren Feinden als an der Katzbach zu tun gehabt haben. Die 200 000 Mann starke Hauptarmee hätte es wohl mit den 85 000 Mann von Mortier, St. Cyr, Lobau, Victor und Lauriston aufnehmen können. Allerdings hielt Napoleon noch je zwei Divisionen alte und junge Garde in Reserve. Mit ihrer Hilfe mochte er eine der feindlichen Armeen zurückdrängen. Schwerlich hätte er seinen Sieg ausnutzen können, wenn nur die beiden anderen Armeen im steten Vorrücken geblieben wären. Die endliche Einschließung in Dresden erschien unvermeidlich.

Freund und Feind nahmen an, daß Napoleon, um einen derartigen Ausgang zu verhüten, sich der von allen Seiten drohenden Umfassung entziehen, hinter die Saale zurückgehen und erst dort den Krieg unter regelrechteren Verhältnissen fortsetzen würde. Er hätte durch einen Marsch hinter die Saale allerdings sich selbst von der drohenden Umfassung, aber auch den Gegner von der Trennung befreit. Einfach dem abziehenden Feinde folgend hätten sich die Verbündeten ohne ihr Zutun auf dem linken Elbufer vereinigt. Bayern, das bereits Verhandlungen angeknüpft, hätte sich in Gemeinschaft mit den ihm gegenüberstehenden Österreichern der großen Masse angeschlossen. Es war nicht zu erwarten, daß Sachsen über die Landesgrenzen hinaus seinem großen Verbündeten Gefolgschaft leisten würde. Ein Rheinbundstaat nach dem andern wäre abgefallen. Der ungeheuren Überlegenheit hätte Napoleon nicht standhalten können. Hinter die Saale zurückgehen, hieß hinter den Rhein zurückgehen. Ein solcher Rückzug mochte einem anderen General als einziges Auskunftsmittel erscheinen. Für Napoleon war er unmöglich. Aus der schwierigen Lage, in der er sich befand, konnte sich der Welteroberer, der Schlachtenkaiser nicht durch eine Flucht sondern nur durch einen Sieg befreien. Und für einen Sieg waren die gegenwärtigen Verhältnisse immer noch günstiger als viele andere. Von Dresden aus

ließen sich die feindlichen Armeen auseinanderhalten. Die Offensivstöße, die Napoleon von hier aus bald gegen die Böhmische, bald gegen die Schlesische Armee gerichtet hatte, waren freilich ohne Erfolg geblieben. Jetzt wollte er die Feinde herankommen, sich von ihnen angreifen lassen, um sie dann um so sicherer zu vernichten. Griff Blücher ihn an, so mußte er an den rechtsseitigen Befestigungen von Dresden, ging die Böhmische Armee vor, so mußte sie an den Verschanzungen zwischen Königstein und Dippoldiswalde zum Stehen kommen. Während der eine oder der andere Gegner sich an Gräben, Verhauen und Wällen verblutete, wollte er ihm durch einen Flankenangriff starker Reserven den Garaus machen. Wagte keine der beiden feindlichen Armeen anzugreifen, so ließ sich vielleicht der Krieg mit kleinen Unternehmungen bis in den nahen Winter so lange hinziehen, bis völlige Ermattung, Hunger, Krankheit und Kälte auch die hartnäckigsten Gemüter zu einem Friedensschluß und zu einer Beendigung des aussichtslosen Kampfes geneigt machen würden.

Diese Pläne waren vergebens entworfen. Weder Schwarzenberg noch Blücher trugen Verlangen nach einer links- oder rechtsseitigen Wiederholung der Schlacht von Dresden. Aber stehen bleiben, wenn sie nicht angegriffen wurden, wollten sie doch auch nicht. Schon seit geraumer Zeit wurde im Großen Hauptquartier eine Umgehung der Dresdener Stellung erwogen. Der Weg über Bayreuth oder Hof wurde dazu vorgeschlagen. So weit auszuholen, fand aber doch nicht die Billigung des Kriegsrates. Ein Linksabmarsch auf Chemnitz erschien als ausreichend. Dort befand man sich in nicht größerer Entfernung von Böhmen als von Dresden. Brach Napoleon aus seiner Zentralstellung vor, so glaubte man noch Zeit zu haben, sich schleunigst hinter die schützenden Pässe des Erz-Gebirges zurückzubegeben. Aber Prag war auf kürzerem Wege von Dresden als von Chemnitz zu erreichen. Es war Napoleon wohl zuzutrauen, daß er mit schnellen Märschen Schwarzenberg von der böhmischen Hauptstadt abschneiden und zu einer Schlacht mit gänzlich verwandter Front nötigen würde. Zur Abwehr einer solchen Gefahr gedachte man Blücher rückwärts im großen Bogen über Leitmeritz heranzuziehen und ihm die Verteidigung der Straßen von Dresden nach Teplitz anzuvertrauen. In dieser Weise nach rechts gedeckt, konnte die Hauptarmee in verhältnismäßiger Sicherheit bis Chemnitz vordringen. Was weiter zu geschehen hätte, blieb zukünftigen Eingebungen überlassen. Man hoffte indes, der französische Kaiser würde sich selbst wie seinen Gegner aus der beiderseitigen aussichtslosen Lage durch einen schleunigen Rückzug nach Leipzig und hinter die Saale befreien.

Mit einem Marsch Blüchers nach Böhmen wäre aber das ganze bisher beobachtete und bewährte Verteidigungssystem über den Haufen geworfen worden. Von allen Versuchen, entweder gegen die Nordarmee vorzugehen oder in Böhmen einzudringen, hatte sich Napoleon bisher durch einen drohenden Angriff Blüchers gegen seine rechte oder seine linke Flanke abhalten lassen. Verschwand Blücher von der

Bautzener Straße, so konnte sich Napoleon ungestört mit seiner ganzen Macht gegen die Haupt- oder gegen die Nordarmee wenden. Ob er die erstere angreifen würde, mochte bei deren Stärke zweifelhaft erscheinen. Gegen die Nordarmee vorzugehen, bot keine Gefahr. Der Kronprinz hätte sich ohne Zweifel, sobald Napoleon die Richtung auf Berlin eingeschlagen, über Havel und Spree zurückgezogen, vielleicht Bülow und Tauentzien überlassen, auf eigene Hand eine Schlacht zum Schutz der Hauptstadt zu wagen. Daß aber Napoleon die Nordarmee unschädlich machte und schließlich nach Berlin gelangte, war schwerlich zu verhindern. Von dort vermochte der Kaiser, durch Davout verstärkt, mit Magdeburg und der befestigten Elbstrecke Torgau—Hamburg vor sich, den Krieg in ähnlicher Weise wie von Dresden aus weiter zu führen. Die Preußen, zum Teil auch die Russen, wären ihm wohl gefolgt. Daß die Österreicher das gleiche getan, den Schutz Böhmens aufgegeben hätten, hielt Napoleon selbst wenigstens für ausgeschlossen. Diese, wie die Nordarmee, wären beseitigt gewesen. Napoleon hätte es nur noch mit einer preußisch-russischen Armee zu tun gehabt. Sie zu besiegen, hätte er nach Herstellung seines vollen Ansehens durch die Eroberung von Berlin und nach Wiederanfachung des heiligen Feuers in den Herzen seiner Soldaten doch wohl zustande gebracht.

Blücher gelang es, den ihm zugedachten Marsch nach Böhmen zu vereiteln, seine Belassung in der Lausitz durchzusetzen. Die Polnische Armee unter Bennigsen, die sich seit langer Zeit von Warschau über Breslau im Marsch befand, wurde beauftragt, die Blücher bestimmte Verteidigungsaufgabe zu übernehmen. Damit war man aber noch nicht viel weiter gekommen. Napoleon wartete den Angriff ab, die Verbündeten wollten nicht angreifen. Man war auf dem toten Punkt angelangt. Mit der Trachenberger Weisheit war es am Ende. Nur durch eine Vereinigung der drei Armeen, soviel mußte allmählich klar werden, konnte dem Kriege ein Ende gemacht werden.

Vor dieser Vereinigung, der Herstellung „der Armee des Xerxes“, schreckte sowohl Schwarzenberg wie der Kronprinz zurück. Jener fürchtete den widerwilligen Untergebenen, dieser den unbequemen Vorgesetzten. Beide zogen es vor, in ihrer Weise manövrierend und abwartend unter Vermeidung jeglicher Entscheidung den Krieg mühsam weiterzuschleppen. Wäre der Wille, sich zu vereinigen, vorhanden gewesen, die Ausführung hätte nicht unübersteigliche Hindernisse vorgefunden. Die Hauptarmee bei Chemnitz — so weit wollte sie sich doch vorwagen — die Nordarmee bei Roßlau hätten sich einander auf recht geringe Entfernung gegenübergestanden. Mit zwei bis drei Märschen hätten sie sich zusammengefunden. Der Feind, der sich dazwischenwarf, wäre zerdrückt worden. Schwarzenberg wollte jedoch unter keiner Bedingung über Chemnitz hinaus vorgehen, solange sich Napoleon bei Dresden befand. Der Kronprinz ging nicht über die Elbe, solange Ney auf dem anderen Ufer stand.

Blücher fand die Lösung der Frage. Er wollte unterhalb Dresden über die Elbe gehen. Das Unternehmen mußte, wenn es gelang, zweierlei zur Folge haben: Erstens hätte sich Ney, im Rücken bedroht, zurückgezogen; der Kronprinz vermochte dann ungehindert über die Elbe zu gehen. War er glücklich auf dem linken Ufer angekommen, so beabsichtigte Blücher, ihn an die Hand zu nehmen und weiter vorwärts zu führen. Zweitens hätte sich Napoleon auf denjenigen Gegner gestürzt, welcher sich so unbequem machte, ihm seine Pläne durchkreuzte. Sobald aber Napoleon von Dresden flußabwärts abmarschiert war, vermochte Schwarzenberg die geringen feindlichen Kräfte, die ihm gegenüber belassen wurden, mühelos zu vertreiben. Von Norden und von Süden konnte in Richtung auf Leipzig vormarschiert werden. Die Gefahren, die Blücher der Nord- und der Hauptarmee zumutete, waren kaum von Bedeutung, desto beträchtlicher diejenigen, welche er selbst auf sich nahm. Es war wohl zu erwarten, daß der jede Bewegung des Feindes überwachende Napoleon Blücher noch vor einem Elbübergang oder doch unmittelbar nach einem solchen ereilen würde. Für den ersteren Fall beabsichtigte dieser, unter völliger Aufgabe seiner schlesischen Verbindungen in nördlicher Richtung auszuweichen, für den letzteren, in einer Stellung mit dem Rücken und den Flanken unmittelbar an der Elbe Napoleons Angriff bis zum Herankommen der beiden verbündeten Armeen abzuwehren. Es war gut, daß ihm diese Stichprobe auf die kameradschaftliche Unterstützung der beiden anderen Armeeführer erspart blieb.

Am 24. September, Abends, war Napoleon nach Dresden zurückgekehrt. Schon am 26. trat Blücher mit Sacken, Yorck und Langeron den Marsch von Bautzen über Kamenz und Königsbrück auf Großenhain an. Bubna bei Neustadt sowie nach links herausgeschobene Abteilungen sicherten den Flankenmarsch und gaben ihm den Anstrich einer Verfolgung und einer Vorbereitung zu einem Angriff auf Dresden. Während Sacken von Großenhain aus französische Abteilungen auf Meißen zurückwarf, die dortige Brücke, wenigstens zum Teil, zerstörte, setzten Yorck und Langeron den Marsch über Ortrand, Elsterwerda, Liebenwerda, Herzberg, Annaburg und Jessen nach Elster fort. Sacken folgte als Nachhut. Es war zunächst die Absicht gewesen, bei Mühlberg auf das linke Elbufer überzugehen. Die Nachricht, daß eine bei Elster von der Nordarmee früher geschlagene, dann zum Abbruch verurteilte Brücke wiederhergestellt wurde, bestimmte Blücher, diesem, Napoleon ferner, dem Kronprinzen näher gelegenen Übergangspunkt den Vorzug zu geben. Der bei Elster nach Osten vorspringende Elbebogen erleichterte an dieser Stelle einen Brückenschlag. Der Übergang wäre wahrscheinlich ohne Anstand gelungen, wenn der Kronprinz ein gegebenes Versprechen erfüllt hätte, „zur Ablenkung der Aufmerksamkeit des Feindes ernsthafte Demonstrationen von Roßlau und Aken aus unternehmen zu wollen“. Die ernsthaften Demonstrationen fielen aber so schwächlich aus, daß Ney das 4. Korps Blücher entgegenschicken konnte. Bei

Treffen bei Wartenburg, 3. Oktober.

Skizze 35.

dem Dorfe Wartenburg nahm Bertrand Stellung. Ein Damm, der von dem Dorfe Bleddin ausgeht, im Bogen Wartenburg umschließt und an den Dünen nördlich dieses Dorfes endet, bildet die Sehne des Elbebogens. Zwei tote Flußarme, der eine, der Streng von südlich Wartenburg bis zum Unterstrom, der andere, der gelbe Kolck, im Bogen vom Schuberg nach Bleddin führend, begleiten den Damm und sind durch einen sumpfigen, aber zu durchwatenden Graben beim Sauanger verbunden. Durch Damm und Flußarme erhielt Bertrands Stellung ein Fronthindernis, das nur an vier Punkten zu überschreiten war: auf einer Brücke in Verlängerung des dammartigen Fußweges von Elster nach Wartenburg, auf einem Damm an der Südwestecke letzteren Dorfes, am Sauanger über den morastigen Graben und bei Bleddin. Der Zugang zu den drei letzteren Stellen wurde durch den Moyenhainicht-Graben auf den schmalen Elbdamm beschränkt. Die Stellung hätte als unangreifbar gelten können, wenn nicht Bertrand nach dem nämlichen Grundsatz, der die Verbündeten bei Dresden geleitet, die starken Teile der Stellung so stark wie möglich besetzt, die schwächeren verdientermaßen spärlicher bedacht hätte.

Nach einigen vergeblichen Versuchen kleinerer Abteilungen befahl Yorck, welcher am 3. Oktober mit dem Angriff beauftragt wurde, der Brigade Steinmetz, den Feind bei Wartenburg am Wege von Elster zu „beschäftigen". Den zahlreichen Batterien auf den Höhen des feindlichen linken Flügels gegenüber wurde der bescheidene Auftrag äußerst verlustbringend. Die Brigade Steinmetz büßte einen großen Teil ihrer Mannschaft ein. Der Prinz von Mecklenburg ging mit seiner Brigade längs des Elbdammes vor, warf feindliche Abteilungen am Moyenhainicht-Graben, im Eichwald, auf dem Schuberg zurück und griff Bleddin an, das von der schwachen Division Franquemont verteidigt wurde. Die Brigade Horn, welche dem Prinzen bis zum Schuberg gefolgt war, wandte sich durch die Obstanlagen gegen die Division Fontanelli, welche vom Sauanger her die rechte Flanke der Brigade Mecklenburg bedrohte. So nach rechts gedeckt, nimmt der Prinz Bleddin, muß aber zunächst den dort geschlagenen Feind weiter zurückwerfen, ehe er daran denken kann, rechts gegen Wartenburg abzuschwenken. Es fehlt an einer Reserve, um den bereits gewonnenen Erfolg auszubeuten. Die dazu bestimmte Brigade Hünerbein wird nach damaligem Gebrauch zu lange an der Brückenstelle zurückgehalten, obgleich das Korps Langeron bereits dort eingetroffen ist und für alle Fälle als Rückhalt dienen kann.

Horn findet vor seiner Front nicht nur den morastigen Graben, sondern noch zwei Dämme. Der Versuch, gegen den hinter Wall und Graben versteckten Feind die Feuerüberlegenheit zu gewinnen, ist vergeblich. Der General befiehlt, das unnütze Schießen einzustellen, an der Spitze des II. Bataillons Leibregiments stürmt er durch Graben und über Dämme. Jenseits trifft er mit dem Prinzen von Mecklenburg zusammen, der wenigstens mit zwei Bataillonen von Bleddin her dem Verteidiger in den Rücken gekommen ist.

Den zwei abgetrennten rechten Flügelbataillonen Horns gelingt es zunächst nicht, auf dem nach dem südwestlichen Teil Wartenburgs führenden Damm vorwärts zu kommen, aber zwei Geschütze, nahe herangebracht, überschütten das Dorf mit Kartätschen und bringen die im Rücken getroffene Division Morand zum Wanken. Sobald sie weicht, dringen von Süden die beiden Bataillone Horns, von Osten die Brigade Steinmetz in das Dorf. Jenseits verfolgen Horn und der Prinz von Mecklenburg den längs der Elbe abziehenden Feind. Dieser wird vollends in Verwirrung gebracht durch das Feuer einer Batterie, die schon lange versucht hatte, vom rechten Ufer aus in das Gefecht einzugreifen und endlich in der Gallinischen Hainichte aufgefahren ist.

Das Treffen von Wartenburg bildet eine der ruhmvollsten Waffentaten dieses Feldzuges. Es hat gezeigt, was diese abgerissenen, zerlumpten, halbverhungerten, aber von Begeisterung und zähem Willen erfüllten Truppen zu leisten vermochten.

Bertrand ging noch am Abend bis Klitzschena zurück. Folgenden Tages räumte Ney Dessau. Am 5. vereinigte er seine Armee bei Delitzsch. Marmont bei Eilenburg und Düben, Dombrowski bei Bitterfeld, Defrance bei Zschernitz, Fournier bei Landsberg decken ihm Front und Flanken. Die Nordarmee folgte über den Fluß und stand an dem Abend des nämlichen Tages in dem Raum zwischen Aken, Cöthen, Jeßnitz und Dessau. Rechts der Mulde war die Schlesische Armee bis Gräfenhainichen (York), Tornau, Söllichau (Langeron) und Leipnitz (Sacken) vorgerückt, hatte die Fühlung mit dem Feinde bei Mühlbeck und Düben hergestellt.

Zu derselben Zeit, wie die Schlesische Armee, hatte sich auch die Hauptarmee*) in Bewegung gesetzt. Gedeckt durch die Armee-Abteilung Colloredos an den beiden Teplitz—Dresdener Straßen, durch diejenige Klenaus bei Marienberg und durch kleine Abteilungen an den dazwischen aus Böhmen nach Freiberg und Dippoldiswalde über das Erz-Gebirge führenden Wegen marschierte die große Armee in einer einzigen Kolonne von Teplitz über Dux, Brüx, Komotau nach Sebastiansberg. Von dort schwenkten Wittgenstein und Kleist über Annaberg, Schwarzenberg und Schneeberg auf Zwickau ab, während Klenau nach Chemnitz vorging, Gyulay über Marien-

*) Österreichische Armee.

2. leichte Division Bubna.
1. " " Fürst Moritz Lichtenstein.
1. Armee-Abteilung Colloredo (3 Divisionen).
2. " " Merveldt (2 Divisionen).
3. " " Gyulay (3 Divisionen).
4. " " Klenau (3 Divisionen).
Armee-Reserve-Abteilung Erbprinz von Hessen-Homburg (2 Inf. Div., 1 Kav. Div. Nostiz, Artillerie-Reserve).
Zusammen 112 000 Mann.

Russisch-preußische Armee.

Russisches Armeekorps Wittgenstein (Infanteriekorps Gortschakoff und Prinz Eugen von Württemberg, Kavalleriekorps Pahlen).
Preußisches Armeekorps Kleist (4 Brigaden, Res. Kav. Roeder).
Russisches Grenadierkorps Rajewski (2 Divisionen).
Russ. Gardekorps Yermolow (2 Divisionen und Preuß. Garde-Inf. Brig.).
Russ. Kavalleriekorps Galitzin (4 Divisionen und Preuß. Garde-Kav. Brigade).
Kasakenkorps Platow. Res. Artillerie.
Zusammen 75 000 Mann.

Zusammen 187 000 Mann.

berg ihm folgte. Der Rest der überlangen Marschkolonne befand sich noch bei Komotau und jenseits, als die Avantgarde Klenaus am 3. Oktober östlich von Chemnitz auf den Feind stieß.

Murat, der den Oberbefehl gegen die Hauptarmee erhalten hatte, war mit Viktor von Freiberg, mit Lauriston von Mittweida aus gegen Chemnitz vorgegangen. Die Vortruppen des ersteren begegneten an der Flöha denjenigen Klenaus. Mehrere unbedeutende Gefechte entwickeln sich, in die auch Gyulay eingreift. Merveldt und Hessen-Homburg werden nachgezogen. Am 5. Abends standen:

Klenau bei Chemnitz, Gyulay an der Flöha, beide in Fühlung mit den von Freiberg und Mittweida vorgegangenen Truppen Viktors und Lauristons;

Merveldt und Hessen-Homburg bei Marienberg.

Weiter westlich: das Streifkorps Mensdorff bei Röhrsdorf, Platow bei Waldenburg, Pahlen mit der Avantgarde Wittgensteins bei Gößnitz. Ihnen gegenüber bei Penig und Altenburg: Poniatowski und Kellermann.

Das Streifkorps Thielmann und die Division M. Lichtenstein bei Gera.

Hinter dieser Aufstellung hatten erreicht: Wittgenstein Zwickau, Kleist Schneeberg, russische Reserve-Kavallerie und Artillerie Annaberg, russische Grenadiere und Garde, österreichische Artillerie-Reserve mit dem Anfang Komotau.

Colloredo war wenig gegen Dresden vorgerückt, hinter ihm stand Bennigsen*) mit dem Hauptquartier in Teplitz. Zwischen ihnen und den Österreichern hielt an der Straße Sayda—Freiberg das Detachement des Generals Knorring die Verbindung. Im weiten Bogen zwischen Elbe und Gera standen somit die Vortruppen der Verbündeten, dahinter 222 000 Mann, ihnen gegenüber weit zerstreut 84 000 Mann, davon gegen Bennigsen—Colloredo 40 500, gegen die Hauptarmee 43 500 Mann.

Auf der anderen Front, der Nord- und Schlesischen Armee in der Gesamtstärke von etwa 140 000 Mann gegenüber stand Ney, der nach Heranziehung von Marmont und Dombrowski 70 000 Mann zählte.

Außerdem konnte Napoleon zusammenziehen: die Garden, Macdonald und Sebastiani bei Dresden, Souham zwischen Strehla und Meißen, im ganzen 91 500 Mann.

Blücher und der Kronprinz hatten daher mit einer nennenswerten Überlegenheit zu rechnen. Gegen eine solche und gegen den gefürchteten Kaiser an ihrer Spitze durfte eine Schlacht vor der Vereinigung aller drei Armeen nicht gewagt werden. Gingen aber die Schlesische und die Nordarmee jetzt nach Leipzig, so war zu besorgen, daß sie dort nicht die Hauptarmee, wohl aber Napoleon vorfinden und, allein auf sich angewiesen, zum Entscheidungskampf mit dem starken Gegner ge-

*) Polnische Armee des Generals Bennigsen: 4 Infanterie-, 1 Kavallerie-Division, zusammen 35 000 Mann.

zwungen sein würden. Die beiden Heerführer beschlossen daher, zunächst die Annäherung der Hauptarmee abzuwarten. Erst als Ney das linke Mulde-Ufer räumte, den Weg nach Leipzig frei machte, und von einem Anmarsch Napoleons nichts zu merken war, entschied man sich für ein weiteres Vorgehen, um entweder bei Leipzig, erforderlichenfalls aber auch weiter südlich die Vereinigung mit der Hauptarmee zu gewinnen. In Ausführung dieser Absicht gelangten am 7. und 8.: Wintzingerode und Stedingk nach Radegast, Bülow nach Jeßnitz, Yorck nach Mühlbeck, Langeron nach Düben, Sacken nach Mokrehna mit der Avantgarde nach Eilenburg. Bewegungen vom 5. bis 8. Oktober. Skizze 36.

Napoleon war Blüchers Flankenmarsch von Bautzen auf Großenhain völlig entgangen. Obgleich er den Feind unausgesetzt überwachen, jeden Fehler erspähen wollte, um sich auf seine Beute zu stürzen, hatten die französischen Vorposten von der kühnen Bewegung nichts bemerkt. Erst als Sacken von Großenhain auf Meißen vorging Skizze 34. und die auf dem rechten Elbufer verbliebene Arrieregarde zurückwarf, mußte man wohl oder übel die Nähe des Feindes spüren. Napoleon hielt das, was dort bei Meißen vorging, für eine Einleitung des dringend erwünschten Angriffs auf Dresden, wollte aber nicht eingreifen und in keiner Weise stören, sondern Sacken erst „vertraulich machen". Über diesem Vertraulichmachen verschwanden die Russen wieder. Sie mochten wohl die Schwierigkeit eines Angriffs an jener Stelle erkannt haben und wollten ihn von einer anderen Seite versuchen. Die Tage vergingen mit Vermutungen und Erwägungen. Endlich regte sich doch der Verdacht, etwas anderes möchte im Werk sein. Macdonald wurde beauftragt festzustellen, ob denn auch Blücher noch immer ihm gegenüber bei Bautzen stände. Ehe die eilig ausgesandten Späher zurückkamen, traf am 4. Oktober abends die Meldung von Bertrands Niederlage und von Blüchers Übergang über die Elbe ein.

Acht Tage waren verloren, eine Gelegenheit, Blücher gehörig zu schlagen, versäumt worden. Vor allem hatte sich die Lage vollständig geändert. Es handelte sich nicht mehr um eine große Armee links, um zwei kleine Armeen rechts der Elbe, die man mit Bequemlichkeit von Dresden her auseinanderhalten, deren Angriff man mit Verachtung abwarten, vielleicht auch sich auf die eine oder die andere mit Überlegenheit stürzen konnte, sondern um zwei Massen, die, von Norden und Süden vorrückend, nach wenigen Märschen sich bei Leipzig im Rücken ihres Gegners zu vereinigen, dessen sämtliche Verbindungen zu durchschneiden, ihm auf seinem Wege zur Heimat eine Barriere von Stahl und Eisen vorzulegen vermochten.

Eine solche Gefahr mußte unter jeder Bedingung beseitigt werden. Ob dies noch möglich, erschien fraglich. Im Norden standen ober- und unterhalb Wittenberg 140 000 Mann, im Süden waren die Spitzen einer noch größeren Masse bis Flöha, Chemnitz, Penig, südlich Altenburg und Gera vorgedrungen. Beide feindliche Armeen befanden sich Leipzig näher, als Napoleon. Gingen sie von der einen wie von der

anderen Seite entschlossen vor, so vermochten weder Ney noch Murat sie lange aufzuhalten. Wenn Napoleon herankam, waren diese beiden Unterführer vertrieben und die Vereinigung der Feinde hergestellt. Den fast doppelt so starken Gegner zu besiegen, erschien für Napoleon ausgeschlossen. Nur ein Verzweiflungskampf der Ehre wegen würde ihm übrig bleiben.

Dieses Äußerste war doch so lange wie möglich zu vermeiden. Napoleon beabsichtigte daher für den Fall, daß die Vereinigung der Feinde nicht verhindert werden konnte, auf das rechte Elbufer zurückzugehen, sich der Brücken bei Aken, Roßlau und Elster zu bemächtigen und im Besitz der langen Flußstrecke von Dresden bis Hamburg mit vielen befestigten Übergängen, mit gesicherter Verbindung über Magdeburg und Wesel nach Frankreich den Krieg unter veränderten Bedingungen fortzusetzen.

Der Einfall, unter Umständen über die Elbe zu gehen, mag genial gewesen sein, jedenfalls war er verhängnisvoll. Er lähmte die Tatkraft. Es wäre für Napoleon besser gewesen, einen Durchbruch über Leipzig als alleinige Möglichkeit des Heiles vor sich zu sehen und diesen Durchbruch mit Daransetzung aller Kräfte zu erzwingen.

Der Theorie nach und unter Annahme einer einigermaßen normalen Führung und Leitung erschien eine Vereinigung der beiden Massen der Verbündeten allerdings als das leichteste Ding der Welt. Tatsächlich stieß sie auf die größten Schwierigkeiten. Die Bewegungen der Verbündeten hatten sich bisher selten durch überraschende Schnelligkeit ausgezeichnet. Daß der Feldherr, welcher „ne fera que piaffer", plötzlich ohne Rast auf Leipzig vordringen würde, war schwerlich anzunehmen. Die Hauptarmee mochte innerhalb acht Tagen mit dem Anfang ihrer langen Kolonne von Marienberg etwa 30 km vorgerückt sein. Sie hatte sich die Zeit mit ergebnislosen Scharmützeln gegen Murats schwache Kräfte vertrieben. Daß sie nun ihren Gegner rücksichtslos über den Haufen werfen und unaufhaltsam links der Mulde vorwärts stürmen würde, war keineswegs wahrscheinlich. Ging nur Napoleon schnell vor, so fand er bei Leipzig vermutlich keinen oder nur schwachen Feind vor und Raum genug, um nach rechts einzuschwenken. Einen Angriff hätte der Kronprinz schwerlich abgewartet. Er wäre schleunigst über die Elbe zurückgegangen. Blücher, wo er auch stehen mochte, hätte, allein gelassen, einer Niederlage kaum entgehen können, wenn er gesäumt hätte, dem Beispiel des vorsichtigen Kameraden zu folgen. Mit oder ohne Schlacht wären die beiden Armeen zum Rückzug gezwungen worden. Nach einem solchen Erfolg wäre es kaum nötig gewesen, sich viel um die Hauptarmee zu kümmern. Entschlossen, jede Entscheidung zu vermeiden, hätte Schwarzenberg bei Zeiten gleichfalls den Rückzug angetreten. Immerhin war es sicherlich kein ganz unbedenkliches Unternehmen, zwischen zwei Armeen von etwa 140 000 bis 200 000 Mann durchzubrechen, nach der einen Seite einzuschwenken, den einen Feind zurückzuwerfen und dann womöglich noch gegen den zweiten, der vielleicht dicht auf gefolgt ist, das gleiche Manöver zu wiederholen. Dennoch würde Napoleon die

kühne Operation gelungen sein, wenn er sie mit Einsetzung der vollen Kraft bis zur äußersten Konsequenz durchgeführt hätte. Ob er dies tun würde, mußte man von Anfang an bezweifeln. Er mußte zu dem großen Unternehmen den letzten Mann mitnehmen, aber er läßt St. Cyr und Lobau in Dresden stehen, obgleich er eben erst in einem Schreiben klar und überzeugend bewiesen hat, daß ein Zurücklassen dieser 40 000 Mann ein großer Fehler sein würde. Am 4. hatte er die Nachricht von Blüchers Übergang bei Wartenburg erhalten. Der Mann mit dem blitzschnellen Entschluß mußte sofort aufbrechen. Aber erst am 6. marschiert er mit der jungen Garde, der alten Garde, Macdonald und Sebastiani von Dresden über Meißen auf Oschatz ab. Bis zu diesem Ort hat er sich die Entscheidung vorbehalten, ob er weiter nach Leipzig, um durchzubrechen, oder nach Torgau, um Stellung hinter der Elbe zu nehmen, gehen wird. Auf Meldungen hin, welche ihn in Meißen treffen, der Feind dehne sich zwischen Mulde und Elbe aus und scheine eine Belagerung von Wittenberg zu decken, will er über Dahlen abschwenken. Neuere Nachrichten, die Schlesische Armee stehe bei Düben, die Nordarmee bei Dessau, bestimmen ihn, den Marsch auf Leipzig fortzusetzen.

Am 8. erreichen die Garden mit dem Anfang Wurzen, dem Ende Oschatz, Macdonald und Sebastiani Dahlen. Ney ist ihnen entgegengekommen. Er hat seine Stellung bei Delitzsch der feindlichen Front gegenüber trotz der Warnung und des Protestes Marmonts aufgegeben und befindet sich im Abmarsch über Wurzen auf das rechte Mulde-Ufer. Von seinen Korps haben erreicht: Reynier Püchau, Bertrand Falkenhain—Schildau, Souham, der ihm unterstellt worden ist, Groß-Zschepa. Dombrowski, südlich Eilenburg, befindet sich in Fühlung mit dem Feinde. Marmont hat sich nach Taucha zurückgezogen. An Napoleon ist, zu entscheiden, ob mit Ney auf dem rechten oder mit Marmont auf dem linken Mulde-Ufer angegriffen werden soll.

Die am 8. eingegangenen Meldungen bestätigen, daß das Gros der Schlesischen Armee bei Düben steht. Ein Korps soll sich bei Mokrehna, dessen Avantgarde bei Eilenburg befinden. Die Nordarmee ist bei Aken und Dessau über die Elbe gegangen und von dort, ungewiß wie weit, in der Richtung auf Leipzig vorgerückt. Die Spitzen der Hauptarmee haben Penig und Altenburg erreicht. Wurde diesen Feinden die Freiheit der Bewegung gelassen, so konnte die Nordarmee am 9. bis in die Höhe von Bitterfeld, vielleicht auch von Delitzsch kommen, die Schlesische Armee sich ihrem linken Flügel anschließen, das linke Seitenkorps von Mockrehna herangezogen werden, die Hauptarmee ihre Spitze bis in die Höhe von Borna vorschieben. Am 10. ließ sich der Aufmarsch der Schlesischen und Nordarmee zwischen Düben und Leipzig, der Hauptarmee zwischen Grimma und Leipzig bewirken, während Colloredo und Bennigsen inzwischen von Dresden bis in die Gegend von Hubertusburg herangekommen sein mochten. Am 11. konnte von allen

Seiten zum Angriff vorgegangen werden. Diesen Möglichkeiten ließ sich nur durch einen Durchbruch von Wurzen in Richtung Leipzig—Halle begegnen. Augereau mußte von Naumburg über Merseburg auf Halle, Marmont von Taucha, Reynier von Püchau, Souham von Groß-Zschepa, die junge Garde von Wurzen in Richtung auf Schkenditz weitermarschieren, Bertrand von Schildau, Macdonald von Dahlen, die alte Garde von Oschatz an die Mulde herangezogen werden. Am 10. konnte rechts eingeschwenkt, in mehreren Kolonnen zwischen Saale und Mulde vorgegangen, der Feind aufgesucht, angegriffen, gegen die Mulde oder die Elbe zurückgeworfen werden. Die Hauptarmee war inzwischen durch Murat nach Möglichkeit zurückzuhalten. Gelang es die Nord- und die Schlesische Armee, was bei der Überlegenheit der Zahl wahrscheinlich war, gegen die Elbe zu drängen oder unter schweren Verlusten über den Fluß zu werfen, so wäre es kaum nötig gewesen, sich gegen die Hauptarmee zu wenden. Sie hätte freiwillig den Rückzug hinter das Erz-Gebirge angetreten. Die Verfolgung des eben geschlagenen Feindes konnte über die Elbe bis zur Vernichtung fortgesetzt werden. Im übrigen hätte die französische Armee wieder den Rücken gegen den Rhein genommen. Normale Verbindungen wären hergestellt, nicht mehr Dresden, sondern Leipzig zum Mittelpunkt der Operationen gemacht worden.

Ein solches Vorgehen über die Mulde war freilich höchst gewagt, wenn man den Kronprinzen von Schweden und den Fürsten Schwarzenberg im entschlossenen Vordringen annahm, aber durchaus sicher, wenn man sich nach den bisherigen Erfahrungen vergegenwärtigte, daß diese beiden Heerführer nur zaudernd und vorsichtig verfahren würden. Napoleon wollte sich jedoch auf dieses scheinbare Wagnis, auf einen Durchbruch, der doch für seine Besonderheit gehalten wird, nicht einlassen. Er zog vor, auf dem rechten Mulde-Ufer zu bleiben und gegen die Schlesische Armee bei Düben vorzugehen und sie von ihrer Brücke bei Elster abzuschneiden. Dieses Unternehmen konnte keine erhebliche Wirkung haben, weil Blücher den Angriff bei Düben schwerlich abwarten würde, weil er auf jene Brücke für seinen Nachschub nicht rechnete, auch nicht erforderlichenfalls über sie zurückgehen wollte. Vor allem aber wurde der Nordarmee durch ein Verbleiben auf dem rechten Mulde-Ufer die völlige Freiheit der Bewegung gelassen. Beide Armeen hätten voraussichtlich am 9. Abends bei Zörbig—Bitterfeld oder Landsberg—Bitterfeld gestanden und am 10. die Front gegen den bis Düben vorgerückten Feind und gegen die Mulde etwa längs der Straße Leipzig—Bitterfeld genommen. Von dort vermochte sie anzugreifen, Stellung zu nehmen, nach der Saale zurückzugehen, während die Hauptarmee, Colloredo und Bennigsen im Vormarsch Mulde-abwärts verblieben. Nur ein zaghafter Gegner konnte von rechts der Mulde aus durch Bedrohungen und Demonstrationen an einem Vorgehen auf dem linken Ufer, sei es auf Leipzig, sei es weiter westlich, gehindert werden. Um einen entschlossenen Feind von solchen Bewegungen abzuhalten, mußte man durchaus auf das linke Mulde-Ufer übergehen.

Der verfehlte Plan wurde auch noch durch die Art der Ausführung beeinträchtigt. Eine Hauptkolonne, Dombrowski, Reynier, Souham, junge Garde, alte Garde ging am 9. von Oschatz, Wurzen über Eilenburg, eine linke Kolonne, Marmont, von Taucha über Eilenburg, eine rechte Kolonne, Bertrand und Macdonald, von Dahlen über Schildau auf Düben vor. Nur die Spitze der Hauptkolonne vermochte das Ziel am 9. zu erreichen. Der gesamte folgende Tag würde zum Aufmarsch nicht ausgereicht haben. Frühestens am 11. konnte zum Angriff übergegangen werden, wenn die Überlegenheit der Zahl zur Geltung kommen sollte. Bis dahin vermochte der Feind durch beliebige Bewegungen den Angriff zu vereiteln, unwirksam zu machen oder ihm zu begegnen. Bewegungen vom 9. bis 11. Oktober. Skizze 37.

Als am 9. Dombrowski und Reynier Düben, Souham Priestäblich, die junge Garde Eilenburg, die alte Wurzen erreichten, war Blücher bereits Mulde-abwärts ausgewichen. Sacken, der das Korps bei Mockrehna führte, hatte sich über Wildenhain, wie man glaubte, auf Elster zurückgezogen.

„Der Feind", hatte Napoleon am Abend vorher geschrieben, „ist in der Alternative, eine Schlacht zu liefern oder die Belagerung von Wittenberg aufzuheben, über die Elbe zurückzugehen und uns seine Brücke zu überlassen". Der Feind hatte keine Schlacht geliefert, also ging er über die Elbe zurück, mit der Masse bei Dessau—Roßlau und Aken, mit dem Korps Sacken, wie es schien, bei Elster, mit einem anderen Korps vielleicht noch an einer anderen Stelle. „Ein Vorgehen auf dem linken Ufer hat die Unzuträglichkeit", hatte Napoleon schon früher geschrieben, „daß der Feind über den Fluß zurückgehen und einer Schlacht ausweichen kann. In diesem Falle könnte man allerdings über Wittenberg debouchieren". Er wollte daher nicht direkt auf Dessau verfolgen. Günstigstenfalls, nach einem Arrieregardengefecht, wäre der Feind, wie er glaubte, hinter der Elbe verschwunden. Eine Armee hätte zurückgelassen werden müssen, um einen Wiederübertritt auf das linke Ufer zwischen Magdeburg und Dresden zu verhindern. Es blieben dann zu wenige Streitkräfte gegen die Hauptarmee übrig. Napoleon bedurfte durchaus eines Sieges, einer Niederlage des nördlich befindlichen Feindes, um erforderlichenfalls gegen die Hauptarmee Front machen zu können, oder diese zum Rückzug zu veranlassen. Die Schlacht, die durch einen Marsch auf Dessau nicht zu erreichen war, mußte über Wittenberg gesucht werden. Auf diesem Wege war der Feind zur Räumung des linken Elbufers zu bringen und ob er dann bei Roßlau stehen blieb, oder ob er den Rückzug auf Berlin oder Brandenburg fortsetzte, zu erreichen, zur Schlacht zu zwingen, zu vernichten, mindestens für geraume Zeit unschädlich zu machen. Gelang es, den einen Gegner auf diese Weise abzutun, so würde der andere schwerlich Lust gehabt haben, seinerseits in die Schranken zu treten. Sollten aber unerwarteter Weise die beiden nördlichen Armeen nicht bei Roßlau übergehen, sondern auf dem linken Ufer verbleiben, so beabsichtigte Napoleon trotzdem sich des rechten Ufers zu bemächtigen, alle Brücken

zwischen Magdeburg und Dresden in seine Hand zu bringen und gestützt auf Elbe und Elbfestungen einen neuen Feldzug zu eröffnen.

Das Streben des Feindes ging offenbar dahin, hinter der Mulde oder bei Leipzig ihm seine Verbindungen mit dem Rhein fortzunehmen, sich ihm auf dem Wege nach Frankreich vorzulegen. Er seinerseits wollte den Verbündeten die Verbindungen nach Berlin, Stralsund, Schlesien, das ganze preußische und russische Hinterland abschneiden und sich doch den Zugang über Magdeburg und Wesel zu der Heimat bewahren.

In Ausführung dieses Planes schwenkte die Hauptkolonne, mit Dombrowski und Reynier voran, von Düben nach Wittenberg ab. Die linke Kolonne (Marmont) hatte links der Mulde diese Bewegung zu decken, die rechte Kolonne (Bertrand und Macdonald) sollten Sacken folgen, ihn diesseits der Elbe schlagen und die Brücke bei Elster besetzen. Eine Störung des Unternehmens trat gleich von vornherein dadurch ein, daß das Reynier unmittelbar folgende Korps Souham, jetzt wieder Ney, erst auf Schköna, dann auf Gräfenhainichen zur Sicherung gegen Dessau und zur Beobachtung der Mulde bis Mühlbeck aufwärts herausgeschoben werden mußte. Ein weiteres Hemmnis entstand daraus, daß die Wege unergründlich und die Truppen durch übergroße Strapazen und Entbehrungen erschöpft, durch die fortdauernden zwecklos erscheinenden Märsche mißmutig geworden waren.

Am 10. erreichten von der Hauptkolonne Dombrowski und Reynier nicht Wittenberg, sondern nur Kemberg, dann mit einem großen Abstand die junge Garde Düben, die alte Garde Eilenburg, von der rechten Kolonne Bertrand Schmiedeberg, Macdonald Falkenberg. Es hatte sich herausgestellt, daß Sacken nicht auf Elster sondern über Gräfenhainichen auf Raguhn zurückgegangen war. Bertrand sollte daher nur eine Division nach dem ersteren Ort schicken, um die dortige Brücke zu zerstören, mit dem Rest des Korps ebenso wie Macdonald den Marsch auf Wittenberg fortsetzen. Da die Verpflegung fast gänzlich versagte, so waren die Marschleistungen am 11. noch geringer als am vorhergehenden Tage. Dombrowski und Reynier gelangten nur bis Wittenberg, die junge Garde bis Kemberg, die alte Garde mit der Division Friant bis Düben, mit der Division Curial bis Eilenburg, Bertrand bis Trebitz, eine Division bis Wartenburg, Macdonald bis Pretzsch. Keine sicheren, nur widersprechende Nachrichten über den Feind waren eingelaufen. Bald sollte die Schlesische wie die Nordarmee, bald nur die letztere noch bei Dessau stehen, bald Blücher nach Halle, der Kronprinz nach Bernburg marschiert sein. So viel schien sich aber aus den Widersprüchen als sicher herauszustellen, daß diejenige Voraussetzung, auf welche Napoleon hauptsächlich seinen Plan aufgebaut hatte: Rückzug der beiden Armeen über die Elbe, wenigstens nicht in vollem Maße zutraf. In der Tat war von Blücher der Alternative „Schlacht oder Rückzug" ein Drittes hinzugefügt worden: „Fortsetzung des Vormarsches". Am 8. hatte er angenommen, Napoleon

würde am 9. von Wurzen auf Leipzig weitergehen. Dadurch wurde allerdings die Fortsetzung des Marsches von Eilenburg und Düben eben dorthin unmöglich. Man mußte rechts ausbiegen. Yorck erhielt daher Befehl, am 9. von Mühlbeck nach Jeßnitz, Langeron von Düben nach Mühlbeck, Sacken von Mockrehna nach Düben heranzuschließen. Infolge des unerwarteten Vorgehens Napoleons auf Düben war Sacken abgedrängt, von einem Rückzug nach Elster aber noch rechtzeitig über Pressel und Söllichau nach Raguhn abgelenkt worden. Beide Armeen waren am 10. Vormittags auf ziemlich engem Raum zwischen Bitterfeld, Raguhn und Radegast vereinigt.

Der Kronprinz von Schweden hatte auf die erste Nachricht von dem Herannahen Napoleons wieder über die Elbe zurückgehen wollen. Durch die kategorische Erklärung Blüchers, unter keiner Bedingung diesem Beispiele zu folgen, war er aber doch bestimmt worden, sich für die Fortsetzung des Marsches, nicht auf Leipzig, sondern rechts ausholend über die Saale zu erklären. Dieser Plan bedeutete für den Kronprinzen: Stellungnahme hinter dem unteren Flußlauf, für Blücher: Vereinigung mit der Hauptarmee über Halle oder Merseburg. Das Gelingen des kühnen Unternehmens würde sehr zweifelhaft gewesen sein, wenn nicht Napoleon zur großen Freude des Schlesischen Hauptquartiers auf dem rechten Mulde-Ufer geblieben wäre. Am 10. und 11. kam der geplante Marsch zur ungestörten Ausführung und am Abend des letzteren Tages standen Stedingk bei Alsleben, Wintzingerode und Bülow bei Rothenburg, Sacken bei Wettin, Langeron und Yorck bei Halle. Tauentzien war bei Dessau und Roßlau belassen worden.

Bewegungen am 12. und 13. Oktober.

Das Verbleiben dieses Generals an der wichtigen Elbbrücke machte es für Napoleon gewiß, daß nicht die beiden feindlichen Armeen in ihrer Gesamtheit nach der Saale abmarschiert wären, ließ aber die Stärke des abmarschierten und des zurückgebliebenen Teiles zweifelhaft. So viel war aber sicher, die geplante Offensive gegen eine bei Roßlau übergegangene Armee war gegenstandslos. Der Feind war auf dem linken Elbufer geblieben. Für diesen Fall hatte aber Napoleon beabsichtigt, sich des rechten Ufers und der Brücken zu bemächtigen. In Ausführung dieser Absicht ging Ney am 12. über Oranienbaum auf Dessau vor und trieb Tauentziens Landwehr in den Roßlauer Brückenkopf, während Reynier und Dombrowski und zahlreiche Kavallerie das Wittenberger Einschließungskorps Thümens unter Gefechten bei Griebo und Coswig bis Roßlau zurückdrängte. Hier schloß sich der preußische General an Tauentzien an, der, von zwei Seiten bedroht, sich nicht halten zu können glaubte, und über Zerbst und Potsdam in Gewaltmärschen zum Schutz der angeblich bedrohten Hauptstadt nach Berlin eilte und am 15. dort eintraf.

Skizze 38.

Am 13. setzte Reynier mit Kavallerie, Ney mit einer Infanterie-Brigade und ebenfalls mit Kavallerie den Marsch auf Aken fort. Es gelang ihnen jedoch nicht, den von Hirschfeld verteidigten linksseitigen Brückenkopf zu nehmen. Unverrichteter Sache mußten sie umdrehen.

Die Operation von Wurzen über Düben nach Wittenberg und Roßlau sieht einem Luftstoß sehr ähnlich. Erreicht war indessen: Die Elbelinie zwischen Magdeburg und Dresden ist als Stütze für die bevorstehenden Operationen gewonnen. Die Armeen Blüchers und des Kronprinzen sind ihrer bisherigen rückwärtigen Verbindungen beraubt. Tauentzien und die Brigade Thümen des Bülowschen Korps sind für die nächste Zeit beseitigt. Napoleon sucht zu glauben und glauben zu machen, daß nicht nur diese beiden Generale, sondern die gesamte Nordarmee für seine weiteren Kombinationen in Fortfall kommen.

Ganz unrecht hat er nicht. Der Kronprinz wird auf eine Nachricht, Napoleon sei bei Wittenberg über die Elbe gegangen, am 13. nach Cöthen marschieren, um über die Akener Brücke einen Weg nach Berlin zu gewinnen, und erst am 15., nach Aufklärung der Irrtums, an die Saale zurückkehren. Darüber gehen mehrere Tage verloren, und für diese Tage braucht mit der Nordarmee nicht gerechnet zu werden. Napoleon hat es also, für kurze Zeit wenigstens, nur mit der Hauptarmee und der Schlesischen Armee zu tun. Letztere hat sich nicht bewegen lassen, dem Kronprinzen zu folgen und steht noch bei Halle mit Avantgarden bei Bruckdorf und Reideburg, mit Kavallerie gegen Möckern und Wiederitzsch. Erstere ist nur um ein geringes vorwärts gekommen. Beide sind noch getrennt, durch das befestigte Leipzig und durch die schwer zu überschreitenden Flüsse, Elster und Pleiße. Noch immer kann erst eine, dann die andere mit Überlegenheit angegriffen werden, besonders, da die Hauptarmee noch nicht vereinigt, ihre Korps noch weit auseinandergezogen sind.

Napoleon hat am 12. die Korps, die für den Angriff auf Dessau und Roßlau nicht erforderlich erschienen, zunächst bereitgestellt: Macdonald und Bertrand südlich Wittenberg, um erforderlichenfalls Reynier als Reserve zu dienen, Mortier bei Kemberg, Oudinot bei Gräfenhainichen als Rückhalt für Ney. Mit dem übrigen hat er bereits das Gesicht vollständig nach Süden genommen. Die Mulde-Linie ist besetzt: bei Wurzen durch bayerische Truppen, bei Eilenburg durch die Division Curial, bei Düben durch die Division Friant, bei Mühlbeck durch eine Abteilung Marmonts, bei Raguhn durch eine solche Oudinots. Marmont ist nach Delitzsch vorgeschoben. Er hat einem von Halle auf Leipzig vorrückenden Feinde in die Flanke zu fallen. Sobald das Unternehmen auf Roßlau erledigt ist, will Napoleon mit allen Korps über Düben nach Leipzig marschieren.

Die Ausführung dieses Marsches ist aber nur möglich, wenn die beiden feindlichen Armeen in der Trennung erhalten werden. Ist dies nicht zu erreichen, so soll die ganze Armee rechts der Mulde vereinigt, der Angriff des Feindes abgewartet, erforderlichenfalls hinter die Elbe zurückgegangen werden. Murat wird aufgefordert, mit „Ja oder Nein" zu erklären, ob er bis zum 14. eine Stellung südlich Leipzig halten, die Hauptarmee somit an einer Vereinigung mit der Schlesischen Armee verhindern kann. Sobald die Bejahung der Frage eingegangen ist, werden die Garde-

Kavallerie, Oudinot, Mortier, Friant, Latour-Maubourg, Bertrand, Sebastiani, Macdonald, Ney, Dombrowski, Reynier in einer einzigen Kolonne über Düben, Curial und Lefebvre-Desnouettes in einer zweiten Kolonne von Eilenburg auf Leipzig in Marsch gesetzt. Am 13., 14. und 15. schiebt sich die lange Kolonne von Wittenberg über Düben zwischen Leipzig und Taucha auf beiden Ufern der Parthe zusammen. Nur Neys letzte Division Delmas, Dombrowski und Reynier waren am Abend noch an und jenseits der Mulde geblieben. Marmont war in die Gegend von Breitenfeld gegen Halle herausgeschoben.

Ein Meisterstück ist ausgeführt worden. Noch eben war die Armee nach allen Richtungen und auf die größten Entfernungen verstreut. Am 16. kann sie auf einem Schlachtfeld mit mehr als 200 000 Mann vereinigt werden. Eine größere Zahl ist während des ganzen Feldzuges nicht beisammen gewesen. Nur die 40 000 Mann unter St. Cyr und Lobau lassen sich nicht mehr heranziehen. Der begangene Fehler ist nicht wieder gut zu machen. Wie zum Hohn auf den modernen bahnbrechenden Kriegsmeister werden diese beiden Korps durch einige tausend russische Milizen festgehalten, deren Infanterie großenteils nur mit Piken und deren aus den fernen Steppen stammende Kavallerie noch mit Bogen und Pfeilen bewaffnet ist.

Während der eine Gegner alle seine Kräfte im eiligen Marsch dem voraussichtlichen Schlachtfeld zuführt, scheint der andere die seinigen von dort zu entfernen. Blüchers Elbübergang bei Wartenburg hatte auf die Hauptarmee keinen erheblichen Eindruck gemacht. Aber die Nachricht von Napoleons Abmarsch von Dresden flußabwärts, die Erwartung seines Zusammenstoßes mit der Schlesischen Armee, der Kanonendonner, den man bereits zu hören glaubte, brachten doch ein gewisses Leben in die matten Bewegungen. Die Richtung auf Leipzig linke Kolonne über Borna, rechte über Frohburg wird angenommen. Das langsame Marschtempo läßt aber Murat Zeit, seine flankierenden Unternehmungen aufzugeben und sich dem vordringenden Feinde hinter der Eula vorzulegen. Als er hier einem übermächtigen Angriff ausgesetzt zu sein glaubte, ging er in der Nacht zum 12. in eine neue Stellung bei Güldengossa zurück. Wittgenstein folgt ihm und steht am Abend des 12. mit der Kavallerie Pahlens bei Muckern—Zehmen, mit Gortschakoff bei Mölbis, Eugen von Württemberg bei Espenhain, Kleist bei Gestewitz, Klenau bei Flößberg. Nur für einige Tage haben der Abmarsch Napoleons von Dresden und die bevorstehenden Kämpfe gegen Blücher auf die Hauptarmee anspornend gewirkt, ihr die Richtung auf Leipzig gegeben. Je mehr sich aber die Verbündeten dieser Stadt nähern, desto drohender steigt vor ihren Augen die schreckliche Gestalt ihres gefürchteten Gegners empor. Unwillkürlich empfindet das Große Hauptquartier das Herannahen der Entscheidung. Ihr wollte man aber doch immer noch ausweichen. Durch die Gewalt des Manövers sollte der Feind immer noch zum Rückzug gebracht werden. Die leichtsinnig aufgegebene Richtung nach Westen war wieder aufzunehmen. Nachdem

Murat die Bedrohung der Flanke aufgegeben hat, werden die Kolonne Gyulay, Merveldt, Hessen-Homburg, die russisch-preußischen Garden, alle Reserven unter Deckung durch Wittgenstein, Kleist und Klenau, von Penig über Altenburg, Zeitz nach Naumburg geführt. Am 13. Abends stehen Gyulay bei Weißenfels, Merveldt bei Zeitz, die österreichische Reserve, sowie die russisch-preußischen Garden bei Altenburg. Am 14. soll Gyulay stehen bleiben, Hessen-Homburg sowie die russisch-preußischen Garden sich mit Merveldt bei Zeitz vereinigen, das russische Grenadierkorps bei Altenburg belassen werden, Wittgenstein und Kleist nach Pegau, Klenau nach Borna abmarschieren, Colloredo, der eben von Dresden sich in Marsch gesetzt hatte, nach Chemnitz und Penig rücken. Sind die beabsichtigten Bewegungen ausgeführt, so wird die Hauptarmee auf den drei von Altenburg, Zeitz und Naumburg nach Leipzig führenden Straßen und zwar mit den Hauptkräften auf der mittleren stehen und engen Anschluß an die Schlesische Armee haben, die das Korps St. Priest nach Merseburg entsendet hat. Der Rücken konnte als gesichert gelten, denn Bayern war als Freundesland anzusehen, nachdem „ein Allianzvertrag mit dem Königlich Bayerischen Hofe assekuriert" war. Napoleon wird, wie angenommen, nichts anderes übrig bleiben, wie über Leipzig auf Zeitz durchzubrechen. Schwarzenberg beabsichtigt für diesen Fall mit den bei Pegau und Zeitz versammelten Truppen nach Gera zurückzugehen, in starker Stellung Widerstand zu leisten und mit den auf den Nebenstraßen stehenden Kräften die feindlichen Flanken anzugreifen.

Der Gedanke, Napoleon durch Bedrohung seiner rückwärtigen Verbindungen zum Rückzug nach Leipzig und über die Saale zu bewegen, hat sich als völlig vergeblich erwiesen. Die Verbündeten stehen jetzt auf diesen Verbindungen, aber Napoleon ist nicht auf ihren Plan eingegangen. Er hat seine Front verändert und seine Verbindungen in die entgegengesetzte Richtung gelegt. Leipzig liegt nicht mehr in seinem Rücken, sondern vor seiner Front. Will er gegen die lange Linie der Verbündeten, deren rechter Flügel bei Chemnitz und deren linker bei Alsleben zu suchen ist, vorgehen, so wird er schwerlich die Straße über Leipzig auf Zeitz zum Angriff wählen. Er wird zunächst gegen die dünnen und weit ausgestreckten Flügel einen leichten Erfolg suchen. Bei aller Vorsicht und aller Beflissenheit, einer Schlacht auszuweichen, hat sich die Hauptarmee einer großen Gefahr ausgesetzt. Sie wird jedenfalls geschlagen werden, wenn sie, und das scheint sie zu beabsichtigen, am 15. stehen bleibt.

„Die drei Armeen", hatte Blücher bereits am 11. geschrieben, „sind sich jetzt so nahe, daß ein gleichzeitiger Angriff gegen den Punkt, wo der Feind seine Kräfte konzentriert hat, statthaben könnte". Dieses Wort hatte doch in vielen Köpfen und Herzen gezündet. Der Augenblick war gekommen, das fühlte man, wo einer Schlacht nicht mehr ausgewichen werden durfte, sondern wo man sie aufsuchen mußte. Aus den Stellungen, in die sich die Armee am 14. begeben sollte, konnte aber nicht zum Angriff vorgegangen werden. Die Straßen, die von Zeitz, Weißenfels und Merse-

burg auf den Feind zuführten, wurden durch das befestigte Leipzig und durch Flüsse mit wenigen leicht zu verteidigenden Übergängen gesperrt. Die auf ihnen angehäuften Kräfte liefen Gefahr, für die Schlacht verloren zu gehen. Die Niederlage eines Flügels war fast unausbleiblich.

Eine Vereinigung der drei Armeen vor der Schlacht oder in der Schlacht konnte nur rechts der Pleiße und Elster gesucht werden. Es gelang dem russischen Generaladjutanten Toll, gestützt auf die Autorität des Kaisers Alexander, den Fürsten Schwarzenberg zu einer Abänderung der bereits erlassenen Befehle zu bewegen. Wittgenstein, Kleist und Klenau werden Murat gegenüber belassen, das Grenadierkorps nach Borna, Merveldt und Hessen-Homburg nach Groitsch und Alten-Groitsch, die russisch-preußischen Garden nach Michelwitz in Marsch gesetzt. Auf dem rechten Elster-Ufer wird also geblieben. Nur Gyulay, der nach Muschwitz geht, die Division M. Lichtenstein und die Streifkorps werden links dieses Flusses belassen. Noch bleiben die Hauptkräfte durch die Pleiße und die Entfernung eines starken Marsches von Wittgensteins vorgeschobenen Truppen getrennt.

Lage am 14. Oktober. Skizze 39.

Diese sollen am 14. eine Erkundung gegen die feindliche Front unternehmen. Sie ist so gut wie gegenstandslos. Die Stärke und Zusammensetzung der Truppen Murats war seit geraumer Zeit bekannt. Sie konnten sich allerdings in den letzten Tagen verstärkt haben. Das ließ sich aber nur durch einen ernstlichen Angriff oder durch ein Vorgehen von Kavallerie gegen Flanke und Rücken einigermaßen feststellen. Sicherlich vermochte man aber am 14. nicht herauszubringen, wie stark der Gegner in den nächsten Tagen, wo es zur Schlacht kommen konnte, sein würde. Dazu gehörte eine dauernde Beobachtung der vermutlichen feindlichen Anmarschstraßen.

Um die befohlene Erkundung auszuführen, wurde Kavallerie in einzelnen Abteilungen gegen die feindliche Stellung Liebertwolkwitz—Markkleeberg vorgeschickt. Murat beantwortete dieses Vorgehen mit einer gleichen Maßregel. Reitergefechte mit wechselndem Ausgang entwickeln sich. Verstärkungen treffen von hüben und drüben ein. Stundenlang wird im bunten Durcheinander bis zur Erschöpfung der Kräfte gekämpft. In echt Napoleonischer Weise will Murat durch eine dichte, tief gegliederte Reiterkolonne den endlichen Erfolg auf seine Seite bringen. Der Massenangriff wird durch Kartätschfeuer gegen die vordersten Abteilungen und durch Attacken gegen die starren Flanken zum Scheitern gebracht. Als hinter der Kavallerie die beiden Armeen sich entwickelt haben, kommt es auch noch zu Dorfgefechten. An der Erzielung eines nennenswerten Erfolges wird aber Wittgenstein durch Schwarzenbergs Verbot, sich in etwas Ernstliches einzulassen, Murat durch die Besorgnis, es mit der ganzen Böhmischen Armee zu tun zu haben, abgehalten. Am Schluß des Tages begeben sich beide Teile in ihre alten Stellungen zurück. Im Gefecht von Liebertwolkwitz haben viele Truppenteile Außerordentliches geleistet, empfindliche Verluste erlitten. Das Selbstgefühl ist bei den einen gehoben, bei den anderen herabgedrückt worden.

Ein praktisches Resultat ist aus dem Durcheinander der Kämpfe nicht hervorgegangen.

Auf dem Marsch von Wittenberg über Kemberg und Düben ist Napoleon bis Leipzig gekommen. Jenseits der Pleiße und Elster verhindern feindliche Streitkräfte ein weiteres Vordringen. Die rechte Flanke wird durch Blücher von Halle her bedroht, die linke durch Murat bei Liebertwolkwitz, Wachau und Markkleeberg ungenügend gegen die Hauptarmee gesichert. Nur der Rücken, der Mulde und Elbe zu, ist noch frei. Ehe Napoleon irgend etwas anderes vornimmt, muß er die seine Flanken bedrohenden Feinde unschädlich machen. Um beide zurückzuwerfen, ist er nicht stark genug. Er muß den einen mit möglichst starken Kräften angreifen, den anderen mit möglichst schwachen abwehren. Für die erstere Aufgabe sucht er sich die Hauptarmee, für die letztere die Schlesische Armee aus. Er weiß, daß, wenn er eine Armee niedergeschlagen hat, gleichzeitig alle anderen ihm drohenden Feinde beseitigt sein werden. Viel Zeit, seinen Vorsatz auszuführen, bleibt ihm nicht. 24 bis 48 Stunden später wird die Hauptarmee, die jetzt nur zum Teil zur Stelle ist, völlig versammelt, Colloredo, Bennigsen, die Nordarmee herangekommen sein. Dann wird ihm der letzte Ausweg „über die Mulde und Elbe" abgeschnitten werden. Am 16. muß er den Teil der Hauptarmee, der Murat gegenübersteht, schlagen, gründlich schlagen und dazu so viele Kräfte als nur irgend möglich verwenden. Blücher braucht nur abgewehrt zu werden. Ein Korps hinter der tief eingeschnittenen, in sumpfigen Ufern fließenden Parthe, das sich an Leipzig anlehnt, wird dazu genügen. Dombrowski, Reynier, Delmas werden ja noch im Laufe des Tages hinzukommen. Napoleon schwankt. Bald nimmt er an, Blücher werde über Merseburg, Weißenfels und Pegau die Vereinigung mit der Hauptarmee suchen. Dann ist eine Deckung gegen Halle überflüssig. Bald besorgt er, nicht nur die Schlesische, sondern auch die Nordarmee könnten, während er der Hauptarmee eine Schlacht liefert, gegen seinen Rücken vordringen. Dann genügt ein Korps zur Abwehr keineswegs. Nicht an der Parthe, sondern schon früher muß der Feind, der von Nordwesten oder Norden heranrücken könnte, abgehalten, ja zurückgedrängt werden. Er besitzt nicht die unerschütterliche Ruhe Friedrichs des Großen, der bei Liegnitz mit einem Feinde unmittelbar hinter sich einen zweiten geschlagen hat. Von Zweifeln und Bedenken hin und her gezogen, entschließt er sich endlich, Ney mit drei Korps, Souham, Marmont und Bertrand, zu denen noch Dombrowski, Delmas und Reynier hinzutreten können, bei Leipzig zu belassen. Ney soll sich indes so aufstellen, daß er Blücher, wenn dieser vorkommt, schlagen kann, erforderlichenfalls aber mit allen oder einem großen Teil seiner Kräfte zum Kampf gegen die Hauptarmee heranzurücken vermag. Der bevorzugte Marschall wird dem Schicksal aller mit doppelten Aufgaben betrauten Generale nicht entgehen: an beiden Stellen zu fehlen. Arrighi, dem Margaron und eine Kavallerie-Brigade unterstellt werden, soll Leipzig und Lindenau gegen Westen verteidigen. Mit den

übrigen Kräften, Garde, Macdonald, Latour-Maubourg, Sebastiani, will sich Napoleon mit Murat zur Schlacht gegen die Hauptarmee vereinigen.

Von 252 000 Mann hat Napoleon 40 000 in Dresden gelassen, 71 000 läßt er an der Parthe und Mulde, 3000 bei Leipzig, mit 138 000, nicht viel mehr, als der Hälfte des Ganzen, geht der Mann der Massenbildung der Entscheidung entgegen.

Wie so oft in diesem Feldzuge haben indes auch hier die Verbündeten gesorgt, die Fehler ihrer Gegner in ihren Wirkungen zu beseitigen oder zu mildern. Schwarzenberg hat sich nur scheinbar von dem beabsichtigten Angriff auf das linke Pleiße- und Elster-Ufer abbringen lassen. Seine Hauptkräfte haben wohl den letzteren, nicht aber den ersteren Fluß überschritten. Auch Blücher soll noch in den verhängnisvollen Flußbogen hineingezogen werden und von Merseburg auf Leipzig vorgehen. Ein großartiger, aber hoffnungsloser Kampf mit verwandter Front gegen den Lindenauer Damm und wenige Pleiße-Übergänge soll geführt werden, während Wittgenstein, sich selbst überlassen, vernichtet wird. Noch einmal muß Kaiser Alexander gegen eine Disposition einschreiten, die Jomini so widersinnig erscheint, „daß man glauben könne, Napoleon habe sie selbst diktiert, um sich einen möglichst entscheidenden Sieg zu verschaffen". Blücher wird auf dem rechten Elster-Ufer belassen. Er marschiert am 15. bis Schkeuditz, will am 16. auf Leipzig weiter vorgehen. Die russisch-preußischen Garden sollen noch in der Nacht bei Rötha die Pleiße überschreiten und sich rechts des Flusses als Reserve aufstellen. Von den 400 000 Mann, über welche die Verbündeten verfügen mögen, werden nur 72 000 (Wittgenstein, Kleist, Klenau, Grenadierkorps) den 138 000 Napoleons zunächst entgegentreten. Weitere 24 000 (die Garden) werden erst spät das Schlachtfeld erreichen. 30 000 (Merveldt, Hessen-Homburg), welche zwischen Elster und Pleiße vorgehen und bei Connewitz den letzteren Fluß überschreiten sollen, kommen kaum in Betracht. So sehr Napoleon seine Kräfte zersplittert hat, die Verbündeten haben die ihrigen noch viel mehr zersplittert. Für den größten Teil des 16. beschränkt sich die Aufgabe des Kaisers darauf, mit 138 000 Mann 72 000 nicht zurückzudrängen, sondern gründlich zu schlagen. Diese Stärkeverhältnisse kann er selbst nicht so genau kennen. Wissen kann er aber und er weiß, daß die Böhmische Armee noch nicht versammelt ist, daß der Feind vor ihm sich aber von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde vermehren kann, und daß, wenn er einen Erfolg davontragen, wenn er sich aus der schwierigen Lage, in welcher er sich befindet, herausreißen, wenn er sich aus dem drohenden Untergang retten will, er schnell und ungesäumt zugreifen muß. Von einem schnellen Zugreifen ist aber in dem entscheidendsten Augenblick seines Lebens ebensowenig die Rede, wie bei Groß-Görschen, bei Bautzen, bei Löwenberg und bei Dresden. Seine Armee ist noch nicht versammelt, seine Truppen noch nicht aufmarschiert, er selbst noch nicht zur Stelle, als der schwache Feind verwegen genug ist, die starke Stellung Liebertwolkwitz—Wachau—Markkleeberg anzugreifen.

16. Oktober.

Skizze 40.

Schlacht bei Wachau.

Bei Markkleeberg, bis Connewitz tief gestaffelt, steht Poniatowski mit Lefol und Kellermann; bei Wachau Victor; zwischen diesem Dorfe und Liebertwolkwitz Lauriston; dahinter zwischen Schäferei Meusdorf, Zuckelhausen und Probstheida: Augereau, Oudinot, Mortier, die alte Garde, Latour-Maubourg und Pajol in Reserve. Macdonald und Sebastiani befinden sich noch im Anmarsch von Taucha auf Holzhausen.

Gegen diese Stellung sollen um 8° Vormittags vorgehen: Klenau von Fuchshain—Universitätsholz, Gortschakoff von Universitätsholz—Störmthal, beide auf Liebertwolkwitz, Pahlen mit 46 Schwadronen von Güldengossa gegen die Höhen zwischen Liebertwolkwitz und Wachau, Herzog Eugen von Württemberg von Güldengossa auf Wachau, Kleist von Cröbern auf die Höhen zwischen Wachau und Markkleeberg. Da Klenau nicht rechtzeitig zur Stelle ist, Gortschakoff nicht ohne ihn den Angriff auf Liebertwolkwitz ausführen will, gehen zur festgesetzten Zeit nur Herzog Eugen und Kleist, rechts von Pahlen begleitet, auf Wachau—Markkleeberg vor. Beide Dörfer werden dem sichtlich überraschten Gegner leichten Kaufs abgenommen. Ein weiteres Vorgehen scheitert aber an einem verheerenden Artilleriefeuer von den jenseits gelegenen Höhen her. Nun geht auch französische Infanterie vor. Heftig und blutig wird um die beiden Dörfer gekämpft. Der laute Donner der Geschütze bestimmt Gortschakoff, auch ohne Klenaus Unterstützung gegen Liebertwolkwitz vorzugehen. Doch jetzt ist der Feind vorbereitet. Es kommt nicht zu viel mehr als einem Artilleriekampf. Pahlen hat gegen die Höhen nicht vorkommen können und ist nach Güldengossa zurückgegangen. Währenddem ist Napoleon auf dem Galgen-Berg östlich Wachau eingetroffen. Die Lage, die er vorfindet, entspricht ganz seinen Wünschen. Der schwache Feind greift an. Er mag sich aufreiben und verbluten, ehe zum vernichtenden Gegenangriff geschritten wird. Zunächst muß Macdonald abgewartet werden. Er soll über Seifertshain die rechte Flanke der Verbündeten angreifen. Sobald er dort in Wirksamkeit tritt, wird auch aus der Front zum allgemeinen Angriff vorgegangen werden. Ein glänzender Erfolg ist gewiß. Ehe jedoch Macdonald herangekommen und zwischen Holzhausen und Liebertwolkwitz aufmarschiert ist, hat sich Klenau zwischen Fuchshain und Groß-Pösna eingefunden und Avantgarden gegen den Kolm-Berg und Liebertwolkwitz vorgeschickt. Sie bemächtigen sich der Höhe und des Dorfes, müssen aber beides wieder aufgeben, als Macdonald zum Angriff vorgeht und schnell die auseinandergerissenen österreichischen Truppen zurückdrängt. Aus dem beabsichtigten Flankenangriff gegen Gortschakoff ist ein Frontangriff gegen Klenau und ein Rückzug dieses Generals geworden, der aber auf den Höhen zwischen Fuchshain und Groß-Pösna, bei Seifertshain und Klein-Pösna zum Stehen kommt. Österreichische, russische und preußische Kavallerie-Regimenter sowie die Kasaken Platows sichern die rechte Flanke der Klenauschen Armee-Abteilung.

Napoleons erster Plan: Angriff auf Front und rechte Flanke ist mißlungen.

Er steht in einer langen Front von Klein-Pösna über den Kolm-Berg, Liebertwolkwitz, Wachau bis Markkleeberg mit einer Sicherung seiner rechten Flanke von Markkleeberg bis Connewitz. Für einen neuen Versuch, mit den bereitgehaltenen Reserven die rechte Flanke anzugreifen, ist die Entfernung zu groß, die Zeit zu gering. Es bleibt nur übrig ein Gegenangriff auf die feindliche Front. Um ihn mit möglichst starken Kräften auszuführen, wartet Napoleon auf Marmont, den schleunigst zu schicken, Ney Befehl erhalten hat. Erst um 2° Nachmittags, als das ersehnte Korps noch immer nicht erschienen ist, wird der Befehl zum Angriff gegeben und durch eine gewaltige Batterie Drouots zwischen Liebertwolkwitz und Wachau eingeleitet. Alles, was an Kavallerie zusammengezogen werden kann, wird vorausgeschickt.

Der Feind hat indessen die ihm gewährte Zeit nicht unbenutzt gelassen. Bereits am Morgen hat Kaiser Alexander beim Anblick der schwachen Angriffskolonnen Württembergs und Kleists einerseits, der starken französischen Stellung andererseits schleunigst das Grenadierkorps und die Garden heranrufen lassen und zu Schwarzenberg geschickt, um wenigstens einen Teil der unnütz zwischen Elster und Pleiße vorgehenden Truppen für das Schlachtfeld zu gewinnen. Nur mit Widerstreben willigt der Oberkommandierende ein, daß die Reserve-Kavallerie Nostitz, die Divisionen Weißenwolf und Bianchi bei Klein-Staedteln und Klein-Deuben die Pleiße überschreiten und auf Cröbern weitermarschieren. Als zunächst die französische Kavallerie, dann die Infanterie auf der ganzen Front vorgeht, trifft sie nicht allein auf die im vielstündigen Kampf zusammengeschossenen Abteilungen Wittgensteins, sondern auch auf immer noch nicht überlegene, so doch frische Truppen. Victor, Oudinot und eine Brigade Augereaus, die von Wachau die Richtung auf Schäferei Auenhain—Markkleeberg genommen haben, finden Kleist und Bianchi vor ihrer Front, eine russische Grenadier-Division in ihrer linken Flanke. Lauriston drängt zwar den Herzog Eugen zurück, gegen seine Division Maison wird aber Güldengossa durch drei Bataillone Pirchs, zwei russische Garde-Bataillone und zwei Batterien nach heftigem Kampf behauptet. Hinter dem Dorfe haben sich die Garden gesammelt. Mortier wendet sich gegen Gortschakoff, der in der Linie Universitätsholz—Güldengossa so lange Widerstand leistet, bis die 2. Grenadier-Division herangekommen ist und jedem Vorschreiten des Angreifers ein Ende macht. Macdonald schickt Charpentier in das Niederholz, Ledru gegen Seifertshain, Gerard gegen Klein-Pösna und behält Marchand in Reserve am Kolm-Berg. Charpentier dringt allmählich gegen Mohr durch das Niederholz vor, wird aber, als er Groß-Pösna fortnehmen will, durch Zieten zurückgeworfen. Gerard nimmt Klein-Pösna und ringt dann zusammen mit Ledru vergeblich um Seifertshain. Sebastiani auf dem äußersten linken Flügel wird durch die Kavallerie der Verbündeten zurückgehalten. Als die Franzosen das Vergebliche ihrer Anstrengungen erkennen, gehen sie bei einbrechender Dunkelheit auf der

ganzen Linie in ihre alten Stellungen zurück. Nur der rechte Flügel kann sich in Markkleeberg gegen Bianchi, der durch eine Brigade Weißenwolfs verstärkt ist, nicht halten und muß auf Dölitz zurückweichen. Mit einer sehr beträchtlichen Überlegenheit am Morgen, einer geringeren, aber noch immer vorhandenen am Abend, hat Napoleon nichts wie die Abweisung eines Angriffs auf eine vorzügliche Stellung und einen mißlungenen Gegenangriff erreichen können. Trotz heldenmütiger Kämpfe aller Waffen, Entwickelung unendlicher Artillerielinien, heroischer Taten, unversiegbaren Blutvergießens besteht der Erfolg des Tages nur ungefähr in der Behauptung dessen, was auf beiden Seiten von Anfang an besessen worden ist. Das war für Napoleon viel zu wenig. Er bedurfte eines vollkommenen Sieges, einer vernichtenden Niederlage des Gegners. Um eine solche zu erreichen, war recht wenig getan worden.

In dem Gefecht vom 14. war der Feind auf seinem rechten Flügel über Seifertshain auf den Kolm-Berg und auf Holzhausen vorgegangen. Eine Annahme, daß dieser Flügel die Straße Fuchshain—Seifertshain—Holzhausen seitdem verlassen habe, war durch nichts gerechtfertigt. Wollte Napoleon die Front des Feindes feststellen, dessen rechte Flanke umfassen, so mußte er die eigene Front von Liebertwolkwitz über den Kolm-Berg in der Richtung auf Zauche verlängern und entweder nur auf Klein-Pösna oder auch über Albrechtshain zur Umfassung der rechten Flanke vorgehen. Da er, abgesehen von Macdonald, noch vier Korps in Reserve hatte, so konnte es ihm an den erforderlichen Kräften für die Lösung dieser Aufgaben nicht fehlen. Nach Despotenart bestimmte er aber, daß der feindliche rechte Flügel sich nicht viel über Groß-Pösna ausdehnte, und von Seifertshain durch einen Flankenangriff voll getroffen werden könnte. Die Folge dieser willkürlichen Annahme war, daß Macdonald nicht gegen die feindliche Flanke, sondern vor die feindliche Front Klein-Pösna—Groß-Pösna geriet. Als sich am Nachmittag die leicht vorauszusehende Lage klar herausstellte, war es zu spät, um aus der Reserve heraus einen neuen Flankenangriff gegen den weit entfernten Flügel einzuleiten. Jetzt blieb nur ein Frontalangriff übrig, der sofort unternommen, vielleicht gelungen wäre, der aber in Erwartung von frischen Truppen aufgeschoben, mißlingen mußte. Glänzende Attacken, momentane Erfolge hier und da reichen nicht aus. Die von einem General des kaiserlichen Gefolges beim Anblick Bordesoults heroischer Attacken ausgesprochene Hoffnung „Sire, le monde va tourner encore une fois" geht nicht in Erfüllung. Der Tag endet mit einem Rückzug in die ursprüngliche Stellung. Die Schuld fällt weder auf die Soldaten, noch auf die Unterführer. Der Feldherr muß sie allein tragen. Die Methode, Reserven hinter der Mitte zurückzuhalten, und sie erst, wenn die Schlacht ihren Höhepunkt erreicht hat, an der entscheidenden Stelle einzusetzen, mag bei Armeen von 20 000 bis 50 000 Mann angebracht sein, für Hunderttausendheere reicht sie nicht aus.

Während bei Wachau die Entscheidung fiel, wurde noch an anderen Stellen gekämpft.

Merveldt versuchte nicht nur bei Connewitz, sondern auch bei Dölitz das rechte Pleiße-Ufer zu gewinnen. Alle Anstrengungen waren vergeblich. Die Österreicher mußten sich begnügen, in höchst verlustreichem Tirailleurgefecht auf nächste Entfernung den Feind auf dem jenseitigen Ufer festzuhalten. Als gegen Abend Bianchi über Markkleeberg vordrang, ließen die Franzosen den Übergang bei Dölitz frei. Einige Truppen vermochten hinüber zu drängen. Doch eine Division alter Garde traf noch rechtzeitig ein, um das rechte Ufer wieder vom Feinde zu säubern, Dölitz im französischen Besitz zu erhalten. Gefecht bei Connewitz.

Sobald der Geschützkampf bei Wachau am Morgen des 16. sich hörbar machte, war auch Gyulay mit etwa 20 000 Mann auf den drei Straßen von Merseburg, Markranstädt und Pegau gegen Lindenau vorgegangen. Im heißen Kampf gelang es, den Ort zu nehmen. Versuche, weiter vorzudringen, scheiterten an dem Feuer von hinter der Luppe und dem Kuhburger Wasser aufgestellten Batterien. Der österreichische General ging am Abend nach Markranstädt zurück. Seine Vortruppen behielten Klein-Zschocher, Schönau und Leutzsch besetzt. Gefecht bei Lindenau.

Bei der Schlesischen Armee hatte am 15. Yorck Schkeuditz, Sacken dahinter Groß-Kugel, Langeron Kursdorf erreicht. Am 16. sollte zum gemeinsamen Angriff weiter vorgegangen werden. Die lange französische Kolonne, die sich tagelang über Düben nach Leipzig fortwälzte, hatte nicht unbemerkt bleiben können. Setzte die Schlesische Armee ebenfalls den Marsch in Richtung auf Leipzig fort, so traf sie voraussichtlich auf einen Teil der feindlichen Kolonne, während ein weiter zurückgebliebener Teil ihr in Flanke und Rücken fiel. Es erschien notwendig, dem Feinde in Richtung auf Düben entgegenzugehen. In dieser Absicht wurde Blücher durch die Meldung bestärkt, der Feind habe bei Hohenossig Halt gemacht und scheine dort einen Angriff zu erwarten. Langeron, dem Sacken zu folgen hatte, wurde die Richtung auf Radefeld, Yorck von Lützschena ab diejenige auf Lindenthal gegeben. Ehe die Avantgarden diese Orte erreichten, stießen sie auf feindliche Abteilungen, die sich aber nicht auf Hohenossig, sondern auf Leipzig zurückzogen. Für Yorck, dessen auf der Straße Halle—Leipzig verbliebene Avantgarde ebenfalls auf Feind gestoßen war, wurde es bald klar, daß ein feindliches Korps auf der Hochfläche zwischen Elster und Rietschke-Bach Stellung genommen habe. Er gab mit seinem bereits aufmarschierten Korps die Richtung nach Lindenthal auf und schwenkte, mit dem rechten Flügel an der Straße von Halle festhaltend, nach Leipzig ab. Langeron, dem Feind bei Wiederitzsch gemeldet wurde, ging über Breitenfeld dorthin. Sacken wurde gegen den noch immer von Hohenossig erwarteten Feind bei Radefeld bereitgestellt. Schlacht bei Möckern.

Ney war durch wechselnde Befehle Napoleons, sich widersprechende Nachrichten über den Feind, wiederholte Hilferufe der Korpsführer hin und her gezogen worden. Er suchte schließlich seine vielseitige Aufgabe derart zu lösen, daß er Bertrand zur Unterstützung Arrighis nach Lindenau sandte, Marmont mit der Abwehr des von

Halle heranrückenden Feindes beauftragte, die Divisionen Ricard und Brayer des 3. Korps nach vielen Hin- und Hermärschen nach Wachau abrücken ließ, die Division Delmas mit Sicherung der von Düben auf Taucha nachrückenden Trains beauftragte und die Division Dombrowski zur Deckung dieses Marsches bei Wiederitzsch in Stellung brachte. Da Reynier die mit Fuhrwerk verfahrene Straße nach Leipzig bei Düben verlassen hatte und nach Eilenburg marschiert war, so wurden von den vier Korps und einer Division, die nördlich der Parthe verfügbar gewesen waren, drei Korps für den 16. völlig ausgeschaltet. Bertrand war bei Lindenau überflüssig. Ricard und Brayer kamen zu spät. Reynier stand fern bei Eilenburg. Von den Verbleibenden hatte Marmont sich bereits zwei Tage zuvor eine Stellung zwischen Wahren und Lindenthal ausgesucht und verstärkt. Er konnte sie jetzt nicht mehr erreichen und bezog eine näher gelegene Stellung, die sich mit dem linken Flügel an Möckern, mit dem rechten an Euteritzsch lehnte. Weit vorgeschoben stand Dombrowski bei Klein-Wiederitzsch. Da dieser nur etwa 2500 Mann unter sich hatte, schien es für Langeron eine leichte Aufgabe zu sein, ihn im raschen Anlauf zurückzuwerfen und dichtauf folgend, Marmonts rechten Flügel zu umfassen, dessen Stellung unhaltbar zu machen. Von einem solchen Verfahren wurde Langeron durch Blücher zurückgehalten. Nur verhältnismäßig wenige Truppen sollten im Kampf gegen Wiederitzsch verwendet werden, um möglichst viele gegen den von Düben erwarteten Feind aufzusparen. Eine Verfolgung sollte nicht vorgenommen werden, um nicht später von dem nämlichen Feinde im Rücken angegriffen zu werden. Da Dombrowski sich hartnäckig wehrte, so dauerte es unter diesen Umständen lange Zeit, ehe er sich zum Aufgeben von Wiederitzsch bewegen ließ und da er nicht verfolgt wurde, so vermochte er seine Truppen bald wieder zu sammeln, vorzuführen und ein zweites, ja drittes Mal das umstrittene Dorf wieder zu nehmen. Während dieser Kämpfe erblickte Blüchers Gefolge eine lange Kolonne, welche, wie vorhergesehen, von Düben und Hohenossig her vorrückte. Angesichts des vor ihm sich entrollenden Schlachtbildes schien der Feind unschlüssig stehen zu bleiben. Endlich ging die Avantgarde (es war die Division Delmas) gegen das Birkholz vor. Während im heftigen Kampf und erbitterten Handgemenge die Russen das Wäldchen angriffen, die Franzosen es verteidigten, zog das Gros der Kolonne (die Trains des 3. Korps) über Seehausen auf Plösen über die Parthe ab. Sobald das Ende von der Straße nach Leipzig abgebogen war, brach Delmas das Gefecht ab. Der verfolgenden Reserve-Kavallerie und den Kasaken fielen noch einige Geschütze, eine Anzahl von Wagen, viele Nachzügler in die Hände. Der Hauptsache nach hatten sich aber sowohl Delmas wie Dombrowski bei einbrechender Dunkelheit dem überlegenen Feinde glücklich entzogen.

Durch die Gefechte links des Rietschke-Baches wurden diejenigen auf dem rechten Ufer für Blücher ungünstig beeinflußt. Yorck, dessen Avantgarde bei Wahren, dann bei Möckern auf den Feind gestoßen war, hielt seinen linken Flügel zurück, um erst

zur Sicherung seiner Flanke Langeron über Wiederitzsch vorkommen zu lassen. Da Marmont ebenso seinen rechten Flügel zurückhielt, so bildeten die beiden Schlachtlinien die Schenkel eines Winkels, dessen Scheitelpunkt in Möckern lag. In einem stundenlangen, hartnäckigen, höchst blutigen Kampfe um dieses Dorf gipfelte daher die Schlacht. Langgestreckt zieht sich Möckern zwischen der Elster und der Straße Halle—Leipzig hin und wird von den östlich gelegenen Höhen und den dort aufgefahrenen französischen Batterien völlig beherrscht. Gegen diese Höhen hätte der Angriff gerichtet und eine Umfassung des feindlichen rechten Flügels versucht werden müssen. Die Besorgnisse um die eigene linke Flanke sprachen dagegen. Die damalige Taktik, die einen Angriff auf jedes in Greifnähe befindliche Dorf, es mochte liegen, wo und wie es wollte, zur Pflicht machte, zog gewaltsam nach Möckern. Um Abschnitt und Abschnitt, um Haus und Haus wurde blutig gerungen. Die Avantgarde Hiller, 8³/₄ Bataillone, wurde von der einen, fast die gesamte Division Lagrange von der anderen Seite in den hin und her wogenden Kampf geworfen. Als endlich der vermeintliche Schlüsselpunkt in preußische Hände gefallen war, konnte man sich überzeugen, daß mit unendlichen Verlusten nichts gewonnen war, als einige rauchende Trümmerhaufen, die nicht gehalten werden konnten, wenn man nicht die daneben liegenden Höhen in Besitz hatte. Daß die Schlacht nicht auf das Dorfgefecht beschränkt werden durfte, hatten die beiden Gegner auch bereits erkannt. Marmont hatte seinen rechten, Yorck seinen linken Flügel vorgenommen, so daß jetzt die beiden Korps ziemlich parallel sich gegenüberstanden. Nach heftiger Artillerievorbereitung, bei der aber Yorck noch immer eine ziemliche Anzahl von Batterien in Reserve hielt, schritten die Preußen brigadeweise vom rechten Flügel zum Angriff. Immer wieder wurden die Bataillonskolonnen durch Kartätschfeuer zurückgetrieben, immer wieder gingen sie vor. Das letzte Bataillon war eingesetzt und noch wankte die französische Linie nicht. Da wurde die Reserve-Kavallerie unter Jürgaß vorgeholt, alles, was an Reiterei vorhanden, ihr angeschlossen. Dem heftigen Anprall konnte die erschütterte Infanterie Marmonts nicht widerstehen. Das französische Korps wandte den Rücken.

Als Blücher sich spät überzeugt hatte, daß von Düben her nichts mehr zu erwarten war, hatte er Sacken zur Unterstützung Yorcks herbeigerufen. Bei Einbruch der Dunkelheit traf dieser auf dem Schlachtfelde ein. Der Kampf war bereits beendigt. Yorck hatte dessen Last allein zu tragen gehabt. Was Napoleon gegen einen schwächeren Feind nicht gelungen war, hatte Yorck gegen einen mindestens gleich starken zustande gebracht. Er hatte einzig durch einen Frontalangriff seinen Gegner zum Weichen gebracht. Freilich hatte er dabei von 21 000 Mann 8000, von 16 000 Infanteristen 7000 verloren. Daß weit größere Erfolge mit geringeren Kosten zu erreichen gewesen wären, liegt auf der Hand. Wenn Langerons 12 000 Mann voll eingesetzt worden wären, so hätten sich Dombrowski mit seinen 2500 Mann

und ebensowenig Marmont in seiner zu weit vorgeschobenen und mangelhaft angelehnten Stellung halten können. Beide wären unter schweren Verlusten über die Parthe zurückgeworfen worden. Sacken und St. Priest, als linke Staffel folgend, hätten vollständig genügt, nicht nur Delmas, sondern auch Reynier, wenn er den nämlichen Weg wie dieser eingeschlagen, nicht nur von jedem Flankenangriff abzuhalten, sondern auch in eine bedenkliche Lage zu versetzen. Das damals gültige, von Napoleon entnommene Gesetz, für alle denkbaren Fälle überstarke Reserven zurückzuhalten, hat Blücher verhindert, bei Möckern einen noch glänzenderen Sieg als an der Katzbach davonzutragen. Der Ruhm des Tages kommt nicht der preußischen Führung zu, sondern dem selten erreichten Heroismus der preußischen Soldaten des Yorckschen Korps.

Marmont war in Auflösung unter Verlust fast der Hälfte seiner Mannschaften und unter Zurücklassung der vollen Hälfte seiner Geschütze und einer Menge von Munitionswagen bei Schönefeld und Mockau hinter die Parthe gegangen. Dombrowski, der Gohlis, Delmas, der Eutritzsch besetzt hatte, sowie die Kavallerie-Divisionen Lorge und Fournier deckten den Abzug gegen einen Feind, der nicht über Wiederitzsch und nur wenig über Möckern hinaus gefolgt war. Das Vorgehen Blüchers mindestens bis an die Parthe war aber für den nächsten Tag mit Sicherheit zu erwarten. Napoleon findet sich daher schon am Abend des 16. nach Norden, Westen, Süden und Südosten durch einen Feind abgeschlossen, der noch bedeutende Verstärkungen für den nächsten Tag erwartet. Will er nicht ganz umzingelt werden, so muß er an irgend einer Stelle die feindlichen Reihen durchbrechen oder auf den allein frei verbliebenen Straßen nach Eilenburg und Wurzen abziehen. Diese Straßen führen hinter die Mulde und Elbe und ermöglichen somit die Ausführung der Absicht, einen neuen Feldzug vom rechten Elbufer aus zu unternehmen. Da aber ein solcher Rückzug das Zugeständnis einer verlorenen Schlacht in sich schließt, so nimmt Napoleon begreiflicherweise Anstand, an die Ausführung zu gehen. So lange wie möglich muß die Fiktion des Sieges aufrecht erhalten und ein anderer Ausweg gesucht werden. Den Angriff zu erneuern, war aussichtslos. Wenn mit 138 000 Mann am vergangenen Morgen nicht 72 000, am Nachmittag nicht 110 000 geschlagen werden konnten, so wird sich doch am nächsten Tage nicht eine gleiche oder höhere Zahl überwältigen lassen. Ney und Marmont sind geschlagen, müssen versuchen, sich zu halten, können aber nicht an einen Angriff denken. Bertrand ebensowenig, der berichtet hat, daß es ihm nur unter den größten Verlusten gelungen ist, Lindenau zu halten. Versuchen kann man jedoch, den Feind glauben zu machen, daß man einen Angriff beabsichtigt. Vielleicht, daß die Verbündeten sich einschüchtern lassen und den Rückzug ebenso antreten, wie sie ihn bei Groß-Görschen und Dresden angetreten haben. Am
17. Oktober. Morgen des 17. marschiert die Armee in ihrer gestrigen Stellung Liebertwolkwitz—Markkleeberg auf. Doch der Feind läßt sich nicht durch eine bloße Drohung zum Rückzug bewegen. Er fühlt sich jedem Angriff gewachsen. Wenn der Feind nicht

zurückgeht, so wird er hoffentlich angreifen. Für die Verteidigung hält sich Napoleon doch immer noch stark genug. Aber nein. Auch diesen Wunsch wollen die Verbündeten nicht erfüllen. Sie warten das Herankommen Colloredos, Bennigsens, Bubnas und des Kronprinzen ab. Da der Feind weder abzieht noch angreift, so sucht Napoleon durch den in Gefangenschaft geratenen österreichischen General Graf Merveldt Verhandlungen anzuknüpfen. Seine Anträge bleiben unbeantwortet. Damit geht der Tag hin. Der Feind hat auf der einen Seite die Parthe unterhalb Taucha, auf der anderen Brandis und Beucha erreicht. Ein Abzug über Eilenburg oder Wurzen muß jetzt zu einer Doppelschlacht mit einer Front nach Norden, der anderen nach Süden führen. Nichts, wie eine furchtbare Katastrophe kann der Ausgang des Verzweiflungskampfes sein. Ein Stehenbleiben muß zur Umzingelung führen. Da zeigt sich ein Ausweg. Seit Mittag scheint der Feind Truppen von der Lindenauer Front fortzuziehen. Kolonnen marschieren auf dem linken Elster-Ufer aufwärts. Gelingt es, den Feind, der jenseits des langen Dammes und der breiten Niederung der Pleiße, Elster und Luppe steht und der nicht mehr allzustark sein kann, zurückzuwerfen, so scheinen für den weiteren Marsch über Weißenfels und Naumburg keine erheblichen Gefahren bevorzustehen. Bertrand wird durch die Division Guilleminot verstärkt und erhält den Befehl, am 18. früh von Lindenau auf Weißenfels vorzudringen. Mortier soll zu seiner Unterstützung und zur Sicherung des Ausgangs des Dammes nach Lindenau rücken. Die Trains werden folgen. Den allmählichen Abzug will Napoleon in Stellungen decken, die näher als die gegenwärtigen an Leipzig herangezogen sind und nicht so leicht wie diese umgangen werden können. Die Ausführung der Absicht zeigte sich leichter, als irgend erwartet werden konnte.

Den Verbündeten war die Möglichkeit und die Gelegenheit gegeben, den Feind einzuschließen, ihn völlig zu vernichten. Wenn sie aber etwas so Entscheidendes auszuführen versuchten, so war nicht abzusehen, zu welchen Akten der Verzweiflung sich der gereizte Löwe würde hinreißen lassen. Es war weiser, ihm einen Ausweg zu lassen. Die herangekommenen Verstärkungen, Colloredo und Bennigsen, werden daher nicht zur Verlängerung des rechten Flügels, sondern als Reserven hinter diesem verwendet. Sie sollen nicht gegen Flanke und Rücken des Feindes, sondern auf dessen linken Flügel hingeführt werden. Nur Bubna und Platow nähern sich der Wurzener Straße. Der Kronprinz von Schweden ist noch fern. Es wird noch einige Zeit dauern, bis er die Parthe überschreiten kann. Die Wege über Eilenburg und Wurzen sind also zunächst noch frei. Ob sie Napoleon benutzen, oder ob er vorziehen wird, an einer andern Stelle gewaltsam durchzubrechen, ist zweifelhaft. In beiden Fällen sind schwere Kämpfe nicht zu vermeiden. Und kann es erwünscht sein, den gefährlichen Gegner über die Elbe entkommen zu lassen, um einen neuen Feldzug gegen ihn zu unternehmen! Es ist besser, ihn ganz los zu werden, der Diplomatie das Weitere zu überlassen. Vor die Alternative gestellt, entweder dem Feinde rings-

herum eine „Barriere von Stahl und Eisen vorzuziehen“ oder „eine goldene Brücke zu bauen“, entscheidet man sich für das letztere. Nach einigem Schwanken entschließt man sich, den Ausweg nach der Saale freizugeben.

Gyulay stand am 17. früh bereit, ein Vorgehen des Feindes über Lindenau hinaus zu verhindern. Gegen 2° Nachmittags erhielt er indes den Befehl, nach Cröbern abzurücken. Kaum hatte er sich dorthin in Marsch gesetzt, als er Gegenbefehl und die Anweisung erhielt, vor Lindenau wenigstens „zu demonstrieren, wenn er nicht poussieren könne“. Die vordere Division Crenneville konnte nicht mehr zurückberufen werden. Nur mit der Division Hessen-Homburg kehrte Gyulay zurück und bezog gegen Abend bei Groß-Zschocher ein Lager, während M. Lichtenstein, Mensdorff und Thielmann die Demonstration gegen Lindenau besorgten.

Schlacht bei Leipzig, 18. Oktober.

Skizze 41.

Als Bertrand am 18. früh auf den Straßen nach Groß-Zschocher, Markranstädt und Merseburg, vorging, fand er daher auf den beiden letzteren nur schwachen Widerstand. Er konnte mit der mittleren Kolonne links abschwenken und mit dieser die linke Kolonne bei ihrem Angriff auf Zschocher unterstützen. Aus einem sich ungünstig entwickelnden Gefecht wurde Gyulay wiederum nach Cröbern abberufen. Bertrand konnte, durch M. Lichtenstein, Mensdorff und Thielmann von weitem beobachtet, den Marsch auf Weißenfels fortsetzen. Das Land zwischen Elster und Saale war so gut wie frei. Als am Nachmittag von einer Höhe südlich Probstheida der Zug der Kolonnen über den Lindenauer Damm zu sehen war, frohlockte man im Großen Hauptquartier: „Der Feind retiriert.“ Mit einem neuen fünfmonatigen Feldzug mußte die Freude bezahlt werden.

Beide Teile hatten ihren Zweck erreicht. Die Verbündeten hatten endlich den Gegner bewogen, nach der Saale abzuziehen. Napoleon hatte einen Ausweg aus seiner verzweifelten Lage gefunden. Sobald er den Abzug Gyulays und den Vormarsch Bertrands erfuhr, gab er gegen 11° Vormittags den Befehl zum Rückzug. Alles, was auf dem Schlachtfeld entbehrlich war, „die transportfähigen Verwundeten, die Bagagen, der ganze unabsehbare Train setzte sich über Damm und Brücken nach Lindenau in Bewegung“. Zur Deckung dieses Rückzuges über den einen schmalen Damm mußte die französische Armee bis zum Abend die Stellungen behaupten, die sie am frühen Morgen des 18. eingenommen hatte. Murat war mit seiner Armee in die Linie Connewitz—Probstheida zurückgegangen. Rechts besetzten Poniatowski und Augereau den schmalen Höhenrücken zwischen den Lösniger und Connewitzer Teichen und davor die Ortschaften Dölitz, Dösen und Meusdorf. Die rechte Flanke wurde bei Connewitz und längs der Pleiße über die Straße Gautzsch—Leipzig hinüber durch Abteilungen dieser Korps und durch die Division Lefol ausreichend gesichert. An Augereau schloß sich Viktor bis Probstheida. Zuckelhausen, Holzhausen und den Stein-Berg besetzte Macdonald, dem die Garde-Kavalleriedivision Walter unterstellt war. Den Raum zwischen Holzhausen und Zweinaundorf füllte

Sebastiani aus. Das letztere Dorf, Mölkau und Baalsdorf hatte Lauriston besetzen lassen. Sein Gros wurde zwischen Stötteritz und Probstheida zurückgehalten.

Auf der anderen Front stellte Ney zwischen Paunsdorf und Schönefeld Reynier und Marmont, in zweiter Linie die Kavallerie-Divisionen Defrance und Fournier, in dritter das Korps Souham bei Volkmarsdorf auf. Unter Freilassung der schwer zu überschreitenden Parthe-Strecke unterhalb Schönefeld hielten Dombrowski und die Kavallerie-Division Lorge, zu denen später eine Brigade Souhams und die Division Pacthod der jungen Garde trat, die Hallesche Vorstadt, Pfaffendorf und das linke Pleiße-Ufer bis Gohlis besetzt.

Napoleon beanspruchte keinen Sieg. Er wollte nur seine Stellungen den 18. über behaupten, um in der folgenden Nacht mit der Armee den Rückzug antreten zu können. Aufgabe der Verbündeten schien es zu sein, den Feind an diesem Rückzug zu verhindern. Um dies zu erreichen, wäre es das Wirksamste gewesen, im Süden mit dem linken Flügel über Connewitz, im Norden mit dem rechten gegen das Hallesche Tor von Leipzig vorzudringen und auf diesen Wegen die alleinige Rückzugsstraße des Feindes zu erreichen. Es war aber schwerlich konsequent gehandelt, dem Feinde einen Ausweg freizugeben und dann mit größter Anstrengung ihm diesen Ausweg von den Seiten wieder wegzunehmen. Abgesehen von der Eigentümlichkeit dieser Handlungsweise waren auch Angriffe auf die angegebenen Punkte äußerst schwierig, wenn nicht aussichtslos. Die Flanken des Feindes waren an der Pleiße sehr gut angelehnt. Er fand hier vortreffliche Stellungen, die er, wie es sich am 16. gezeigt hatte, hartnäckig zu verteidigen entschlossen war. Geringere Schwierigkeiten konnte ein Angriff auf die östlichen Flügel bereiten. Gelang es, diese zu umfassen, die beiden Fronten zurückzudrängen, zu einem übereilten Rückzug zu nötigen, 160 000 Mann auf einen einzigen schmalen Ausweg zu werfen, so war damit ein Erfolg zu erzielen, der einer Vernichtung des feindlichen Heeres ziemlich gleich kam. Wo aber die Flügel, die Flanken und überhaupt die Stellungen des Feindes sein würden, konnte man nicht wissen. Diese nimmt der Verteidiger doch gewöhnlich erst während der Nacht, am frühen Morgen, auch erst im Laufe des Tages ein. Erkundungen durch Offiziere, Patrouillen, stärkere Kavallerie konnten erst spät zu einem einigermaßen befriedigenden Ziele führen. Indessen ließ sich schon am 17. eine Art von Wahrscheinlichkeitsrechnung aufstellen. Nachdem Markkleeberg in die Hände der Österreicher gefallen, war Wachau und somit auch Liebertwolkwitz schwerlich seitens der Franzosen zu halten. Vermutlich würden diese zum mindesten in die Linie Dölitz, Dösen, Meusdorf, Zuckelhausen, Holzhausen, Baalsdorf zurückgehen. Um diese Front zu umfassen, mußte der rechte Flügel der Hauptarmee mindestens auf Engelsdorf gerichtet werden. Die Ausdehnung, welche ihr dadurch gegeben wurde, wäre noch geringer gewesen als diejenige, welche sie, kaum halb so stark, am 16. Ok-

tober zwischen Markkleeberg und Klein-Pösna innegehabt hatte. Die Verstärkungen, die seitdem eingetroffen waren, gaben aber dem Hauptquartier nicht die Veranlassung, die Front zur Erleichterung des Angriffs zu verlängern, sondern zu verkürzen.

Nach dem am 17. ausgegebenen Befehl sollten am 18. früh vorgehen:

Die Division Lederer links der Pleiße auf der Straße Gautzsch—Leipzig;

der Erbprinz von Hessen-Homburg mit dem Rest der Armee-Abteilung Merveldts, derjenigen Colloredos und mit den österreichischen Reserven von Cröbern und Markkleeberg über Wachau und Dölitz auf Probstheida—Connewitz;

Barclay mit den Korps Wittgenstein, Kleist, den Grenadieren und Garden über Liebertwolkwitz und Wachau auf Probstheida;

Bennigsen mit der preußischen Brigade Zieten, der Armee-Abteilung Klenaus, der Division Bubna und den Kasaken Platows von Seifertshain zur Umfassung des feindlichen linken Flügels auf Holzhausen und Zuckelhausen. Es wurde somit Bennigsen der Auftrag gegeben, die feindliche Flanke in der Richtung auf Holzhausen und Zuckelhausen zu umfassen, obgleich es höchst unwahrscheinlich war, daß diese Flanke sich dort befinden würde. Es wäre zweckmäßiger gewesen, der Kolonne Barclay nicht die Direktion auf Probstheida, wo sie sich gar nicht entwickeln konnte, sondern auf Zuckelhausen—Probstheida zu geben, dagegen Klenau und Zieten auf Baalsdorf—Holzhausen, Bennigsen mit der Polnischen Armee auf Engelsdorf marschieren zu lassen.

Lederers Angriff kam bald bei Connewitz und an der alten Pleiße zum Stehen. Hessen-Homburg drang unter heftigen und blutigen Kämpfen gegen die französischen Vortruppen bei Dölitz, Dösen und Lösnig bis zur feindlichen Hauptstellung auf dem schmalen Höhenrücken zwischen den Lösniger und Connewitzer Teichen vor, konnte aber dort seinen Angriff nur mit der Artillerie weiterführen. Barclay gelangte unter leichten Gefechten bei Liebertwolkwitz und Meusdorf bis vor Probstheida. Artillerie suchte durch ihr Feuer den Verteidiger des zu einer Festung umgestalteten Dorfes zu erschüttern. Vorstöße französischer Infanterie wurden abgewiesen und am Nachmittag mit Kleist, später auch mit dem Infanteriekorps Württemberg zum Angriff geschritten. Im hin- und herwogenden Dorfgefecht, mit heroischer Tapferkeit, unter schwersten Verlusten wurde während vieler Stunden gekämpft, bis die Monarchen das nutzlos erscheinende Blutvergießen aufzugeben befahlen und auch hier den weiteren Angriff auf eine Kanonade beschränkten.

Bennigsen gelang es, rechts das nur leicht besetzte Baalsdorf, links Holzhausen, Zuckelhausen und den dahinter liegenden Stein-Berg zu nehmen und bis zur Linie östlich Zweinaundorf, Stein-Berg, östlich Probstheida vorzudringen. Erst am späten Nachmittag nach Annäherung der Nordarmee wurde der Angriff gegen Zweinaundorf fortgesetzt und das Dorf nach heftigem Widerstand genommen. Ein Versuch Klenaus, von hier aus gegen die sehr starke Stellung von Stötteritz vorzudringen, mißlang. Dagegen hatte auf dem äußersten rechten Flügel Bubna Mölkau genommen. Am

Abend stand die Hauptarmee in der Linie Mölkau, Zweinaundorf, Stein-Berg, südlich Probstheida, Lösnig, der feindlichen Hauptstellung Stötteritz—Probstheida—Connewitz gegenüber. Nur Vorpositionen waren genommen worden. Dagegen war ein bedeutender Teil der Hauptarmee, so die Armee-Abteilung Colloredo, das Infanteriekorps Gortschakoff, das Grenadierkorps und die Garden völlig unberührt erhalten. Die von Napoleon entnommene Taktik, für den Angriff gegen die Front viele, für den Flankenangriff wenige Kräfte zu verwenden, hatte sich nicht bewährt. Eine Umfassung durch die Polnische Armee, nicht allein durch die schwache Division Bubna nördlich um Zweinaundorf herum wäre ungleich wirksamer gewesen, als die wütendsten Angriffe auf den vermeintlichen Schlüsselpunkt Probstheida oder auf die starke Stellung von Stötteritz.

Die geringen Erfolge der Hauptarmee hätten durch ein schnelles Vorgehen der beiden anderen Armeen aufgewogen werden können.

Blücher war es am 17. gelungen, durch Sacken den noch bei Gohlis und Eutritzsch verbliebenen Feind über die Parthe zurückzuwerfen. Nur das Rosen-Tal und Pfaffendorf waren in den Händen Dombrowskis geblieben. Ihm gegenüber stand am Abend Sacken vorwärts Gohlis, dahinter York bei Möckern, Langeron zwischen Euteritzsch und Seehausen. Am nächsten Tage sollte Sacken den Angriff auf Pfaffendorf und die Hallesche Vorstadt erneuern, York in Reserve bleiben und möglichst geschont werden. Da ein Übergang über die Parthe in der Nähe von Leipzig wegen der sumpfigen Beschaffenheit der Flußufer nicht ausführbar war, so sollte Langeron weiter aufwärts das südliche Ufer zu gewinnen suchen. Diese Aufgabe war für ein Korps der ganzen Neyschen Armee gegenüber zu schwierig. Eine Unterstützung durch die Nordarmee erschien für das Gelingen des Werkes erforderlich.

Der Kronprinz von Schweden war am 15. von Cöthen nicht, wie Blücher wünschte, auf Bitterfeld, auch nicht, wie der englische Militärbevollmächtigte vorschlug, auf Landsberg, sondern, um in den Schutz der Schlesischen Armee zu kommen, auf Halle marschiert. Die Wahrscheinlichkeit einer Schlacht für den nächsten Tag, die sich während des Marsches immer mehr aufdrängte, bestimmte ihn aber, mit dem russischen Korps bei Oppin, mit den beiden anderen am Peters-Berg Halt zu machen. Am 16. hatte er sich bewegen lassen, wenigstens bis Landsberg zu marschieren und dort den Ausgang der Entscheidungsschlacht abzuwarten, und war am 17. bis Breitenfeld hinter die Schlesische Armee gerückt. Sollte die Nordarmee überhaupt etwas nützen, so mußte sie am 18. aus ihrer zurückgezogenen Stellung heraus links neben Langeron rücken, um mit ihm gemeinschaftlich die Parthe zu überschreiten, den Feind jenseits anzugreifen. Der Kronprinz hatte die ernstesten Bedenken gegen ein Unternehmen, das bei der Stärke der Nordarmee und der Schwäche Neys den übrigen Generalen unbedenklich zu sein schien. Überzeugt, daß Napoleon, da ihm der Weg über Lindenau durch Gyulay versperrt wäre, auf Eilenburg durchbrechen müßte, nahm er Anstand, Skizze 39.

sich dem Stoß des Rasenden gerade entgegenzustellen. Dem Drängen Blüchers und der Militärbevollmächtigten mußte er endlich unter der Bedingung nachgeben, daß ihm das Korps Langeron für diesen Tag unterstellt würde. Auf diese Weise glaubte er sich gegen ein übereiltes Eingreifen Blüchers gesichert und da er erst um 9° Vormittags nach dem entlegenen Taucha aufbrach, hatte er begründete Aussicht, erst nach glücklich ausgeführtem Durchbruch Napoleons auf dem Schlachtfeld zu erscheinen und der Notwendigkeit eines gewagten Kampfes überhoben zu sein. Bülow und Wintzingerode sollten bei Taucha über die Parthe gehen, Langeron bei Mockau und Plösen den Übergang jener abwarten, dann sich ihnen anschließen und endlich Stedingk ermöglichen, an einer zwischen Plösen und Taucha gelegenen Stelle auf das linke Parthe-Ufer zu folgen. Blücher verdarb dem Kronprinzen den Plan. Er befahl Langeron, sofort bei Mockau die Parthe zu überschreiten.

Marmont, der die starke Stellung des jenseitigen Ufers besetzt hatte, gab die Verteidigung nach kurzem Kampf auf, da das Vorgehen einer feindlichen Kolonne (Platow) auf der Tauchaer, einer zweiten (Bubna) auf der Wurzener Straße bis Vorwerk Heiterer Blick und gegen Paunsdorf gemeldet wurde. Langeron konnte daher bei Mockau und Plösen über die Parthe gehen, um zwischen ersterem Dorf und der Thekla-Kirche das Herankommen der Nordarmee abzuwarten. Ihm gegenüber besetzte Marmont mit einer Division Schönefeld, mit den beiden anderen den Raum zwischen dem Dorf und der Tauchaer Straße. An diese schloß sich Reynier mit der Division Durutte und der Brigade Ryssel, welche an der Windmühle zwischen Paunsdorf und Stünz die rechte Flanke zu sichern hatte. Die andere Brigade der Division Zeschau blieb bei Sellerhausen in Reserve. Von Durutte wie von Ryssel waren einzelne Bataillone nach Paunsdorf vorgeschickt worden. Gegen diese und gegen Ryssel geht die Division Bubna vor. Nach wechselndem Kampf nehmen die Österreicher Paunsdorf. Die Brigade Ryssel zieht sich nach Sellerhausen zurück. Das Erscheinen Bubnas veranlaßte Langeron, seine abwartende Haltung aufzugeben, zwischen Abtnaundorf und der Tauchaer Straße aufzumarschieren. Die Lücke zwischen seinem linken Flügel und Bubna bei Paunsdorf füllt Platow aus. Langeron und Marmont treten in den Artilleriekampf. Durutte erhält den Auftrag, Paunsdorf wieder zu nehmen. Sein Angriff gelingt. Bubna muß das Dorf nach hartnäckigem Widerstand räumen, wird aber durch Bülows vorderste Division Hessen-Homburg und durch Wintzingerodes Kavallerie aufgenommen. Die Verbündeten greifen ihrerseits Paunsdorf an. Durutte muß weichen. Die einschlagenden Geschosse einer englischen Raketenbatterie bringen unter den französischen Bataillonen einen solchen Schrecken hervor, daß die Division in Auflösung nach Sellerhausen zurückgeht. Die entstandene Verwirrung benutzt die sächsische Division, um wenigstens zum Teil südlich der Wurzener Straße in der Richtung auf Engelsdorf zu den Verbündeten überzugehen. Zwei preußische, ein österreichisches Bataillon, zwei Batterien sind Durutte gefolgt und besetzen Seller-

hausen sowie das westlich gelegene Wäldchen. Ney schickt die Division Delmas aus der Reserve vor. Im Verein mit der wiedergeordneten Division Durutte nimmt sie Wäldchen und Dorf wieder. Die schwache Besatzung geht in Auflösung nach Paunsdorf zurück. Hier ist inzwischen auch die Division Borstell eingetroffen. Sie rückt nördlich Paunsdorf in die Linie ein, links von ihr Hessen-Homburg, südlich der Wurzener Straße folgt Bubna. Die Verbindung zwischen Borstell und Langeron hält Wintzingerodes Kavallerie. Gegenüber hat Marmont seinen rechten Flügel zurückgenommen. Ihm schließt sich Delmas bis Sellerhausen, Durutte bis Stünz an. Es handelt sich jetzt hauptsächlich um den Besitz von Schönefeld. Die große Verteidigungsfähigkeit des mit Mauern umgebenen Dorfes wird nur dadurch etwas beeinträchtigt, daß es von zwei Seiten, von Osten wie von Süden angegriffen werden kann. Bald wird es mit großer Tapferkeit von den Russen gestürmt, bald fällt es wieder in die Hände der Franzosen. Die letzteren würden es wohl schließlich behauptet haben, wenn nicht ihre Artillerie unterlegen wäre. Marmont hat einen großen Teil seiner Batterien bei Möckern verloren. Nach hartnäckiger Abwehr geht ihm die Munition aus. Gegen Langerons überlegene Geschützzahl kann er sich nicht halten. Die Reste seiner zusammengeschossenen Artillerie fahren ab. Die Bataillonskolonnen in der Ebene werden dem russischen Kartätschfeuer schutzlos preisgegeben. Sie folgen ihrer Artillerie. Nun ist auch Schönefeld nicht mehr zu behaupten. Das ganze Korps geht hinter den Rütschke-Bach bei Reudnitz zurück. Ney will Schönefeld wieder bekommen. Die letzte Reserve, anderthalb Divisionen Souhams und die Artillerie des 3. Korps werden vorgeführt. Die frischen Batterien erlangen die Überlegenheit über die Artillerie Langerons, die sich nahezu verschossen hat. Sie geht zurück und Schönefeld fällt in die Hände der Division Ricard. Doch nun ist Wintzingerodes Artillerie herangekommen. Auch einige schwedische Batterien schließen sich eilig an. Ganz nach Napoleonischem Vorbild wird eine Massenbatterie zusammengebracht. Souhams Artillerie unterliegt. Die Infanterie folgt der Schwesterwaffe. Schönefeld wird von den Russen wieder besetzt.

Inzwischen ist auch Bülow vorgegangen. Von Quants-Mühle, neben der Napoleon hält, ist zu sehen, wie die preußischen Artillerielinien immer mehr vorrücken. Auch die Meldung von dem Übergang der Sachsen geht ein. Napoleon eilt dem bedrohten Punkt zu. Die linke Flanke Bubnas ist ganz ungedeckt. Bennigsen befindet sich weit zurück bei Zweinaundorf. Die Gelegenheit zu einem Flankenangriff ist vorhanden. Der Schlacht kann eine neue Wendung gegeben werden. Garde-Kavallerie unter Nansouty mit 20 Geschützen und die Brigade Christiani der alten Garde werden dorthin gesandt. Nansouty schlägt einen falschen Weg ein, geht über Mölkau und stößt auf Bennigsens Kavallerie. Christiani wird nicht zum Angriff verwendet, sondern nur für einige Zeit in Reserve gestellt, dann wieder zurückgerufen. Man darf nicht alle Reserven einsetzen. Besser ist es, der Sache

ihren Lauf zu lassen. Dagegen erhält das 1. Kavalleriekorps Befehl, durch Leipzig und Lindenau abzuziehen. Das 3. und 5. Kavalleriekorps, schließlich der Munitionspark sollen folgen.

Bülow kann ungestört weiter vorrücken. Bei Eintritt der Dunkelheit nimmt er Sellerhausen und Stünz, Bubna Mölkau. Am Abend ist die ganze Neysche Armee hinter dem Rütschke-Bach mit dem rechten Flügel nach Anger und Crottendorf zurückgegangen. Sie steht in Fühlung mit Dombrowski und Pacthod, die nicht nur die Hallesche Vorstadt, den Parthe-Übergang, das linke Pleiße-Ufer im Rosen-Tal mit Erfolg gegen Sacken verteidigt haben, sondern auch zum Angriff auf Gohlis übergegangen sind. Yorck hat zu Hilfe gerufen werden müssen, um diesen wichtigen Punkt in Sackens Rücken zu behaupten. Noch ein Angriff Langerons und Bülows auf Neys erschütterte Massen, und die Parthe-Brücke, die Hallesche Vorstadt hätten sich Sacken von selbst geöffnet. Von Osten und Norden wären die Franzosen in Verwirrung nach Leipzig hineingeworfen worden. Welch Erfolg hätte erzielt werden können, wenn nicht die Nacht hereingebrochen, Bülows Korps nach einem Marsch von 25 km und nach 5stündiger Schlacht noch zu einer letzten Kraftleistung fähig gewesen wäre. Welchen Ausgang hätte aber vollends der Tag nehmen können, wenn Bennigsen in gleicher Höhe mit Bülow geblieben, bis zur Probstheidaer Straße vorgedrungen wäre.

Daß das Ergebnis kein besseres war, hat nicht an den Truppen gelegen. Taten höchsten Heldentums sind vollbracht worden. Auch die Unterführer sind nicht anzuklagen. Sie haben ihr Bestes geleistet, alle ihre Kräfte darangesetzt. Begreiflich ist es aber, daß diejenigen, welche an höchster Stelle die Verantwortung trugen, der Völkerschlacht nicht den Vernichtungsstempel aufzudrücken wagten. Bis zum letzten Augenblick scheuten sie, den Schrecklichen aufs äußerste zu erbittern. Sie waren froh, wenn er sich bewegen und einladen ließ, fortzugehen. Ganz verderben wollten sie ihn nicht. Um ihren Zweck zu erreichen, genügte es, die Rückzugsstraße freizumachen, viele Truppen im Angriff gegen die Front verbluten zu lassen, wenige zu einer dem Feinde verderblichen Umfassung zu benutzen. Bennigsens zaudernde Vorsicht, des Kronprinzen von Schweden Zurückhaltung taten ein übriges. Hätte nicht Blücher Langeron bewogen, frühzeitig über die Parthe zu gehen, Bubna nicht Paunsdorf angegriffen, Bülow nicht mit einem Gewaltmarsch die vordere Linie erreicht, Wintzingerodes und des schwedischen Generals Cardell selbständiger Eifer nicht wenigstens die Artillerie vorgebracht, so würde auch der geringe Erfolg des Tages nicht erzielt worden sein.

Napoleon hat am 18. Oktober seinen Zweck, soweit es an diesem Tage möglich war, erreicht. Er konnte während der Nacht den Rückzug seiner 160 000 Mann über das Defilee Leipzig—Lindenau einleiten und soweit es die Zeit erlaubte, durchführen. Den, wenn auch bescheidenen Erfolg der Verteidigungsschlacht verdankte er neben dem Schrecken, den seine Person dem Gegner einflößte, der Zweckmäßigkeit

der ergriffenen Maßregeln. Seiner Hauptstellung Stötteritz—Probstheida—Connewitz haben die Verbündeten nichts anhaben können. An dem Kranz der vorgeschobenen Posten von Zweinaundorf, Holzhausen, Stein=Berg, Zuckelhausen, Schäferei Meusdorf, Dösen, Dölitz, Lösnig hatten sich ihre Kräfte bereits erschöpft. Die Versuche, die uneinnehmbare Festung anzugreifen, mußten nach schweren Verlusten früher oder später aufgegeben werden. Auch auf dem nördlichen Teile des Schlachtfeldes hätte Ney wahrscheinlich erfolgreicheren Widerstand geleistet, wenn er von vornherein seine Hauptverteidigung in die Linie Schönefeld—Sellerhausen—Stünz gelegt, hier genügende Kräfte vereinigt, Paunsdorf und die Ortschaften aufwärts der Parthe nur als vorgeschobene Posten behandelt hätte. Dann wäre Durutte nicht in die Flucht geschlagen worden, die Sachsen nicht übergegangen. Hätte er ferner seine verfügbare Artillerie gleich anfangs auf den Höhen zwischen Schönefeld und Sellerhausen versammelt, nicht in zwei Hälften geteilt und einzeln nacheinander vernichten lassen, so hätte auch er mutmaßlich seine Stellung behauptet.

Was hier gefehlt worden ist, wurde indes durch die Kürze des Oktobertages wieder gut gemacht. Wie nahe Sacken von Norden, Langeron und Bülow von Osten an Leipzig herangerückt waren, so blieben doch noch alle dorthin führenden Straßen frei. Nach eingebrochener Dunkelheit konnte sich die ganze französische Armee unter dem Schutz von Vorposten auf Leipzig zurückziehen. Die Nacht reichte indes nicht aus, um von dort sämtliche Truppen durch den einen engen Ausweg hindurchzuziehen. Noch einmal mußte eine Arrieregardenstellung genommen, Leipzig mit seinen teils vorhandenen, teils zu schaffenden Befestigungen dazu benutzt werden.

Erstürmung von Leipzig. 19. Oktober.

Skizze 42.

Während die Garden, Viktor, Augereau und Lauriston sowie die noch vorhandene Kavallerie allmählich durch die Stadt nach dem Ranstädter Tor und Lindenau weiter marschierten, besetzten Reynier, Souham, Marmont, Macdonald und Poniatowski die Vorstädte von der Pleiße im Rosen=Tal und bei Pfaffendorf bis zum Floß=Graben am Peters=Tor. Sie sollten sich im Laufe des Tages, je nachdem Raum vorhanden wurde, dem Rückzug anschließen, Macdonald zuletzt allein die innere Stadt bis zum Abend halten. Waren die Truppen auch erschöpft, so lag doch kein Grund vor, anzunehmen, daß sie der ihnen gestellten Aufgabe nicht gewachsen sein würden. In der Defensive hatten sie noch nicht gewankt. Die Leipziger Vorstädte vermochten sie so gut zu verteidigen, wie Liebertwolkwitz und Probstheida. Aber einen Führer mußten sie doch haben. Der Augenblick war gekommen, wo nicht nur die Armee für den Feldherrn, sondern auch der Feldherr für die Armee sein Leben einsetzen muß. Unter den Augen des Kaisers mußte der Verzweiflungskampf durchgefochten werden. Jetzt konnten die Garden zeigen, daß an ihrer Tapferkeit jeder Angriff des Feindes abprallen mußte.

Am Morgen des 19. folgten den abziehenden Franzosen Colloredo über Connewitz gegen das Peters=Tor, Barclay über Probstheida gegen das Windmühlen=Tor,

Bennigsen über Stötteritz gegen das Hospital-Tor. Während des einleitenden Artilleriekampfes schob jedoch der letztere die Division Chowanski links heraus gegen das Peters-Tor, Paskiewitsch gegen das Windmühlen-Tor und beließ nur Lindfors auf der ihm ursprünglich zugewiesenen Straße. Die abgedrängten Kolonnen Barclays und Colloredos blieben rückwärts in Reserve. Von der Nordarmee vertrieb Bülow aus Reudnitz, Volkmarsdorf und Anger zurückgelassene schwache Truppen und drang dann gegen das Grimmasche und Hinter-Tor vor, während von der Schlesischen Armee Langeron und Sacken die Hallesche Vorstadt und Pfaffendorf angriffen. Auf dem ganzen Umkreis entwickelte sich ein Kampf zuerst um die Umfassung der befestigten Vorstädte, dann um diese selbst. Nach heißen und verlustreichen Stunden gelang es erst gegen Mittag Bülow durch das Grimmasche, Wintzingerode durch das Hospital-, Bennigsen durch das Sand- und Windmühlen-Tor bis zu den die eigentliche Stadt umgebenden Anlagen vorzudringen. Durch Bülow im Rücken bedroht, zogen sich die Verteidiger aus der Halleschen Vorstadt zurück und machten auch Blücher den Weg frei. Das Gefühl, führerlos zu sein und nur für den Rückzug und die Rettung anderer bis zum Äußersten zu kämpfen, lähmte den Widerstand derjenigen, die Tags zuvor Beweise größten Heldenmuts gegeben hatten. Von einer einheitlichen und planvollen Verteidigung der Stadt konnte nicht mehr die Rede sein. Alles suchte den rettenden Ausgang zu erreichen. Die dichten Kolonnen, die östlich wie westlich um die Stadt herum, und durch die Gassen der Häuserenge dem Ranstädter Tor zuströmten, verhinderten sich gegenseitig, den Damm zu erreichen, auf dem sich die zusammengepreßten Massen nur langsam fortzuwälzen vermochten. Was nicht fliehen konnte, war zum Widerstand und zur Gegenwehr gegen die von allen Seiten nachdrängenden Feinde gezwungen. Verzweifelt wurde gekämpft.

Um die Pleiße-Brücke bei Pfaffendorf zu öffnen, war eine Abteilung Sackens durch das Rosen-Tal unter geringem Widerstand vorgedrungen, beim weiteren Vormarsch ein kleiner Haufen rechts abgebogen, hatte einen Steg über die Elster gefunden und gelangte plötzlich durch Gärten bis zum Ranstädter Steinweg und bis in die unmittelbare Nähe der zurückflutenden französischen Massen. Das sofort in den dicken Haufen eröffnete Feuer gab dem an der Elster-Brücke postierten Sergeanten das Signal, die vorbereitete Sprengung zu zünden. Eine furchtbare Explosion erfolgte. Alles, was noch rechts der Elster geblieben, fand sich abgeschnitten. Viele versuchten den Fluß zu durchschwimmen, einige erreichten das jenseitige Ufer, andere kamen in den Fluten um. Die Zurückgebliebenen setzten noch lange Zeit den Straßen- und Häuserkampf fort, bis der Rest sich dem Sieger ergab. An der Elster erlosch das Feuer zwischen Verfolger und Verfolgten erst nach Einbruch der Dunkelheit.

Verfolgung nach Leipzig.

Am 16. und 18. war es Napoleon gelungen, seine Stellungen im allgemeinen zu behaupten. Eine Niederlage brachte ihm erst der 19. Durch die Sprengung der Elster-

Brücke war indes die unmittelbare Verfolgung der Flüchtigen zunächst verhindert. Napoleon, der sich bereits am Vormittag nach Lindenau begeben hatte, konnte den Rückzug ungestört fortsetzen. Die französische Nachhut zu drängen, war auch nicht von Bedeutung. Wichtiger war es, der langen Rückzugskolonne auf näherem Wege zuvorzukommen, mindestens sie links und rechts zu begleiten. Um das zu erreichen, waren bereits am 18. Nachmittags York auf Halle und Merseburg, in der folgenden Nacht Gyulay, Lederer (an Stelle von Merveldt), Lichtenstein und Nostitz nach Pegau in Marsch gesetzt worden. Von dort waren sie am 19. im Begriff, nach Naumburg weiter zu marschieren, als ein mißverständlicher und mißverstandener Befehl Lederer und Nostitz bestimmte, auf das Schlachtfeld zurückzukehren, Gyulay und Lichtenstein erst am Nachmittag Dobergast erreichen ließ. Das Versehen wurde dadurch wieder gut gemacht, daß die kleine österreichische Abteilung Gallenburg, ein Rest des früheren Saale-Kordons, am Tage zuvor einen Angriff der Bertrandschen Avantgarde auf Naumburg abgewiesen hatte, und am 19. durch Mensdorff und Thielmann verstärkt worden war. Da die russisch-preußischen Garden bis Pegau, Bubna bis Zwenkau herangerückt, Blücher York gefolgt war, so stand am 19. Abends eine linke Verfolgungskolonne von Naumburg über Dobergast und Pegau bis Zwenkau, eine rechte von Halle bis Schkeuditz, während die Franzosen sich von Weißenfels über Markranstädt und Lützen bis Lindenau gestaffelt befanden. Am 20. sollten Wittgenstein, Kleist, die russisch-preußischen Garden und Reserven sowie Nostitz über Naumburg, Eckartsberga und Buttelstedt Gyulay folgen, Bubna, Colloredo, Lederer, die österreichische Reserve die Richtung über Zeitz, Eisenberg und Jena einschlagen, die Schlesische Armee ihren Umgehungsmarsch über Schkeuditz—Merseburg rechts fortsetzen, Bennigsen mit der Polnischen Armee über Lindenau geradeaus folgen. Klenau wurde nach Dresden gegen St. Cyr geschickt. Der Kronprinz verblieb vorläufig bei Leipzig. Skizze 43.

Stand York auch weit zurück, so war doch die Verfolgung möglichst gut eingeleitet und konnte große Erfolge haben, wenn der Absicht entsprechend der Marsch des Feindes so lange rechts und links begleitet wurde, bis Wrede mit einer aus den bisherigen Gegnern zusammengesetzten Armee von etwa 50 000 Mann über Landshut, Bamberg, Würzburg sich ihm vorlegte und der Angriff von vier Seiten gleichzeitig erfolgen konnte. Bayern

Die Besetzung Naumburgs durch die Österreicher hatte den Erfolg gehabt, daß Bertrand auf den Weitermarsch längs der Saale auf Weimar verzichtete, von Weißenfels den Umweg über Freyburg einschlug und dort die Unstrut überbrückte. Blücher, ungeduldig an den Feind zu kommen, ging bereits bei Schkeuditz über die Elster, kam bis Lützen und geriet dadurch schon am 20. hinter die französische Nachhut, die unter Oudinot inzwischen von Lindenau bis nahe an Weißenfels herangerückt war. York wendet sich am nämlichen Tage von Halle über Lauchstädt auf Freyburg, wo er am 21. nachmittags den Feind bereits im vollen Übergang findet,

vermag aber nicht mit seinem geschwächten Korps gegen die gute Arrieregardenstellung wesentliches auszurichten. Am nächsten Morgen haben die Franzosen den Übergang glücklich ausgeführt, die Brücken abgebrochen, den Verfolger auf einige Zeit zum Stillstand gebracht. Gyulay wurde am 21. bei Kösen, am 22. bei Eckartsberga festgehalten. Die französische Armee, die am 19. zwischen Weißenfels und Lindenau stand, hat sich zwischen den Feinden hindurch am 20. nach Freyburg—Weißenfels, am 21. nach Eckartsberga—Freyburg, am 22. nach Ollendorf—Buttelstedt—Eckartsberga geschoben. Zwei der seitwärts verfolgenden Kolonnen stehen hinter ihr. Dagegen ist Bubna, der linken Kolonne weit voraus, bis Weimar gekommen. Da er aber am 23. nur seine Avantgarde nach Ulla vorschiebt, während die französische Armee bis gegen Gotha—Erfurt—Ollendorf weiterrückt, so hat auch er aufgehört, gefährlich zu sein. Um so eifriger drängt russisch-preußische Kavallerie, die sich vor Gyulays Kolonne gesetzt hat, und kommt bis Neumark und Ramsla. Blücher will die an der Unstrut mit Brückenschlagen verlorene Zeit einholen und gelangt mittels Gewaltmarsches mit Avantgarden bis Sömmerda und Schloßvippach, mit Gros bis Neuhausen und Bachra. Trotz des eiligen Rückzuges sind die Verfolger wieder nahe auf, ein Entkommen, wenn Wrede herbeikam, den Strom der Flüchtigen aufhielt, sehr schwierig.

Aber Schwarzenberg war überzeugt, daß Napoleon, gestützt auf Erfurt, eine neue Schlacht annehmen würde. Um ihn mit Überlegenheit angreifen zu können, sollte die Hauptarmee zunächst in sich aufschließen und versammelt werden. Nur Gyulay blieb nördlich des Etters-Berges und rückte nach Ollendorf vor. Der Rest der Hauptarmee wurde am 24. westlich von Weimar an der Erfurter Straße, die Avantgarde bei Mönchenholzhausen versammelt. Blücher, dem für die bevorstehende Schlacht ein Angriff auf die linke Flanke und den Rücken des imaginären Feindes zugedacht war, rückte auf der Straße von Sömmerda mit der Avantgarde bis Tennstedt vor. Eine am 25. vorgenommene Erkundung ergab, daß der Feind die Gegend von Erfurt bereits verlassen hatte. Damit hörte für die Hauptarmee die Aussicht auf eine weitere wirksame Verfolgung auf. Blücher dagegen, schon früher von dem Abmarsch des Feindes unterrichtet, wollte wenigstens seine Arrieregarde noch bei Eisenach abzuschneiden suchen. Er erreichte am 25. über Langensalza mit der gesamten Kavallerie Großen-Behringen, mit dem vordersten Korps Tüngeda. Am 26. traf die Kavallerie auf Feind, der am östlichen Ende des Hörsel-Berges bei Sättelstädt lagerte. Durch Geschützfeuer in den Engweg zurückgetrieben, wurde er bei Eichrodt von der Division Hünerbein gegen Abend erreicht. Den erschöpften Truppen gelang es jedoch nicht, in den kurzen Abendstunden dem Feinde eine erhebliche Niederlage beizubringen. Nach diesem geringen Erfolge erlahmte der Eifer allmählich. Die Anstrengungen der Truppen während der überstandenen Märsche im gebirgigen Lande oder auf Wegen grundlosen Tonbodens, bei nassen Biwaks und keiner oder kümmer-

lichster Verpflegung waren zu stark gewesen. Die Kräfte waren verbraucht, die Unternehmungslust, da doch nichts zu erreichen, erschöpft. Wenn die französische Marschkolonne sich immer mehr verlängerte, so wurde doch auch der Abstand zwischen ihr und der Avantgarde der Verbündeten immer größer. Aber wenn auch Blüchers Soldaten ermatteten, der „Reiter auf dem fahlen Pferde" ermattete nicht. Unverdrossen heftete er sich an die Fersen der gehetzten Flüchtlinge. Hunger und Krankheit hielten reichere Ernten ab, als die Schärfe des Schwertes es vermocht hätte. Typhus war ausgebrochen. An den Straßen, in den Gräben endeten Tausende von Jammergestalten ihr qualvolles Leben. Die Kasaken Platows und Tschernitschews unterstützten nach Kräften die Arbeit des Reitersmannes. Sie umgaben den fliehenden Feind von allen Seiten, legten sich ihm vor, zerstörten Brücken und gingen, wurden sie vertrieben, wie eine Avantgarde voraus oder schoben sich in die Lücken, um an dem nächsten Übergang das Spiel zu erneuern. Von den Flanken aus verhinderten sie jede Fouragierung seitwärts der Straße, beunruhigten die Biwaks, griffen Nachzügler wie Marodeure auf, verbreiteten allenthalben Schrecken.

Am 28. stand die Schlesische Armee in der Linie Berka, Markfuhl, Salzungen, Barchfeld, Avantgarde Vacha. Links schloß sich bei Schmalkalden und Zella die Hauptarmee an, die aus der Gegend von Erfurt in zwei Kolonnen den Thüringer Wald überschritten hatte. Nur zwei Meilen von Vacha bei Buttlar deckte Mortier den Rückzug der großen Armee, die in einzelnen Gruppen, schwächeren und stärkeren Abteilungen über Fulda, Schlüchtern und Salmünster marschierend, sich zu einer Kolonne von 70 bis 80 km Länge ausgedehnt hatte.

Diesen Strom von Flüchtenden wollte Wrede aufhalten. Schwarzenberg hatte ihn angewiesen, sich Napoleon vorzulegen und solange festzuhalten, bis die drei Verfolgungskolonnen herangeeilt sein konnten. Dann sollte das gestellte Wild von allen Seiten angepackt werden. Der Plan erwies sich als hinfällig, da die ermüdeten Verfolger weit zurückgeblieben waren. Das Festhalten war vergeblich, da niemand kam, den Todesstoß zu geben. Allein auf sich angewiesen, durfte Wrede nicht in einer Stellung den Aufmarsch und die Vereinigung der in vielen einzelnen Abteilungen mit großen Abständen dahinziehenden französischen Armee abwarten. Es war zweckmäßiger, dem Feinde entgegenzugehen, die einzelnen Teile nacheinander anzugreifen, zu schlagen und sie so gut wie möglich Schwarzenberg entgegenzudrängen. Wrede ist jedoch die veränderte Lage der Dinge nicht bekannt. Er verläßt sich noch immer auf die Zusage des Höchstkommandierenden, „er werde den Franzosen scharf auf dem Nacken bleiben".

Die österreichisch-bayerische Armee traf am 24. vor Würzburg ein. Beauftragt, zunächst diese Festung einzunehmen, hält sie sich hier mit Einschließung und Beschießung der Stadt, ja auch mit einem vergeblichen Sturm gegen die Werke auf und setzt sich erst am 26. nach Aschaffenburg in Marsch, das vom 27. bis 29. erreicht

wird. Man hatte gehört, daß ein Teil der französischen Armee unter Napoleon selbst von Hünfeld über Gießen und Wetzlar die Richtung auf Coblenz eingeschlagen habe, während ein anderer Teil die Straße über Fulda die Kinzig abwärts nach Frankfurt verfolge. Nur diesem letzteren konnte Wrede sich vorlegen. Um den Abstand mit Schwarzenberg zu verringern, war es jedenfalls gut, dem Feinde so weit wie möglich entgegenzugehen. Bei Gelnhausen schien ein geeigneter Punkt zu sein, um die lange Kinzig-Enge von Schlüchtern abzusperren. Doch um auf schlechten Wegen dahin zu kommen, war keine Zeit mehr vorhanden. Aus Hanau war schon gemeldet, daß feindliche Abteilungen die Stadt passiert hätten. Wollte man sich vorlegen, so war Eile geboten. Bereits am 27. wird Kavallerie, zuerst ein Regiment, dann eine Brigade, dorthin geschickt. Sie besetzen nacheinander am 28. die Stadt, machen Gefangene, werden aber das erstere durch Ersatztruppen, die andere durch eine vorderste Abteilung der französischen Avantgarde wieder vertrieben. Am Abend aber treffen ein Bataillon, dann eine Brigade, dann noch eine Brigade der Division Lamotte*) ein. Sie machen wieder Gefangene, gehen über die Kinzig und nötigen eine neue Abteilung der französischen Avantgarde zum Rückzug auf Gelnhausen. Am Morgen des 29. kommt wieder eine Avantgardenabteilung aus dem Lamboy-Wald hervor. Sie wird von der Brigade Deroy angegriffen, zurückgetrieben und mit Hilfe Tschernitschews und Kaisaroffs, die in einem Zwischenraum der französischen Kolonne den Rückzug mitmachen, umzingelt und in Stärke von 3000 Mann gefangen genommen. Deroy nimmt jenseits des Waldes westlich Rückingen, Lamottes andere Brigade hinter dem Lamboy-Wald Aufstellung. Im Laufe des Tages trifft der Rest der Armee ein. Eine Abteilung ist vor Würzburg belassen, die Division Rechberg nach Frankfurt a. M. als Rückendeckung gegen Mainz, die österreichische Brigade Volkmann nach Gelnhausen entsendet, „um den Feind zu beunruhigen". Immerhin sind noch 30000 Mann, die größere Hälfte, zur Stelle. Wrede will vor allem den engen Raum an der Gelnhausener Heerstraße zwischen Kinzig und Bruch-Wiesen sperren. Hier werden 28 Geschütze unter Deckung von 4 Bataillonen, 42 Schwadronen soweit nach vorn in Stellung gebracht, daß sie jeden Feind, der aus dem Westrand des Puppen-Waldes herauskommt, zurücktreiben können. Der Gegner findet keinen Platz, seine Artillerie dagegen aufzufahren. Eine Abteilung sichert links rückwärts gegen eine Umgehung auf der Friedberger Straße. Um ein Hervorkommen des Feindes aus dem Lamboy-Walde zwischen Kinzig und Heerstraße zu verhindern, wird die Division Lamotte, verstärkt durch zwei österreichische Bataillone, vier Schwadronen, mit dem Rücken an der

Gefecht bei Hanau, 29. Oktober. Skizze 44.

Schlacht bei Hanau, 30. Oktober. Skizze 45.

*)

Österreicher: Frimont.		Bayern: Wrede.	
Leichte Division	Fresnal.	1. Division	Rechberg.
Linien- "	Bach.	2. "	Beckers.
Reserve- "	Trautenberg.	3. "	Lamotte.
Kavallerie- "	Splenyi.		

Kinzig aufgestellt. Auf dem linken Flußufer verbleiben die Division Beckers und vier österreichische Bataillone sowie eine Reserve von vier Bataillonen, drei Batterien. Diese Aufstellung, zumal diejenige Lamottes, ist einer harten Kritik unterzogen worden. Wie kann man sich mit dem Rücken gegen einen Fluß fast ohne Möglichkeit eines Rückzuges mit dem Gesicht gegen einen nahen Wald aufstellen! Wie kann man seine Schlachtordnung durch die Kinzig trennen lassen! Ein erfahrener Führer wie Wrede wird sich diese Einwürfe zweifellos selbst gemacht haben. Dennoch handelte er mit Überlegung. Er wollte dem Lamboy-Wald so nahe sein, daß er den Feind an einem Heraustreten, einer Entwickelung außerhalb verhindern konnte, und er beabsichtigte, nach abgeschlagenem feindlichem Angriff durch jenen Wald auf beiden Ufern der Kinzig zur Offensive überzugehen. Letzteres war durchaus nötig, wollte er mehr erreichen als in passiver Verteidigung den Feind zu einem Ausbiegen, einem geringen Umweg zu nötigen. Im übrigen funktionierte die Verteidigung zwischen Heerstraße und Kinzig tadellos.

Am 30. wollte hier kein Angriff der Franzosen gelingen. Hatten sie auch die bayerischen Tirailleure vom Waldrand vertrieben, so mußten sie vor dem ihnen entgegenschlagenden Kartätschfeuer eiligst wieder den Schutz der Bäume aufsuchen. Als Macdonald, der hier kommandierte, seinen linken Flügel im Lamboy-Wald immer mehr verlängerte, den rechten der Verbündeten zu umfassen drohte, wurde eine Brigade Beckers über die Kinzig hinübergenommen. Sie stellte das Gefecht wieder her. Stundenlang wurde hier gegeneinander tirailliert, ohne daß die Franzosen hoffen durften, aus dem Walde herauszukommen. Der Fehler lag nicht hier, sondern auf der anderen Seite der Heerstraße. Dort war die Besetzung der Stellung zu schwach. 28 Geschütze waren zu wenig, 4 Bataillone völlig ungenügend. Was hier vermißt wurde, marschierte zweck- und wirkungslos mit Rechberg nach Frankfurt und mit Volkmann nach Gelnhausen. Die Bemessung der Truppen war unter der Voraussetzung erfolgt, daß der Feind am Puppen-Wald keine Artillerie verwenden konnte, ein Herauskommen unmöglich gemacht werden konnte. Der Mehrzahl der Generale gegenüber war diese Voraussetzung durchaus zutreffend, Napoleon und seinem Artilleriegeneral Drouot gegenüber keineswegs. Das Schlachtfeld von Wachau hatte der Kaiser nicht übersehen können, dasjenige von Hanau beherrschte er vollständig. Den schwachen Punkt hatte er erkannt. Er wußte, daß das Feuer durch stärkeres Feuer überwunden wird, und daß der offen dastehende Schütze dem in Deckung befindlichen unterliegt. Er war der Mann, um Schwierigkeiten zu überwinden. Die vorgeschobenen bayerischen Tirailleure werden vertrieben. Was an Artillerie aufzutreiben ist, wird durch Drouot Geschütz für Geschütz durch den Puppen-Wald bis an den westlichen Rand vorgebracht, in einem Gliede Rad an Rad aufgestellt. Gedeckt durch Bäume und Sträucher, eröffnen über 50 Geschütze das Feuer auf die einer Scheibe gleich freistehenden halb so starken Batterien der Verbündeten. Der Vorteil lag ganz auf

französischer Seite. Im heftigen Kampf mußten Wredes 28 Geschütze unterliegen. Munitionsmangel tritt ein. Eine Batterie nach der anderen muß abfahren. Die Kavallerie will den Rückzug decken. Ihr entgegen brechen Sebastianis und Nansoutys Reiter in dicken Kolonnen aus dem Walde hervor. In heftigem Kampf bleibt die französische Überlegenheit Siegerin. Nun ist Lamottes linke Flanke den Angriffen der Kavallerie und dem Feuer der Artillerie preisgegeben. Da gleichzeitig Infanterie gegen seine Front vorgeht, so ist ein Rückzug nicht zu vermeiden. Er wird ausgeführt auf dem rechten Flügel über die Lamboy-Brücke unter dem Schutz der Batterien der Reserve, auf dem linken in festen Vierecken längs des rechten Kinzig-Ufers bis zur Kinzig-Brücke, dann durch die Stadt nach Auheim zu. Die noch gefechtsfähige österreichische Kavallerie tut ihr möglichstes, den Rückzug zu erleichtern. Aber sowohl rechts wie links kommen die letzten Bataillone an der Lamboy-Brücke und an der Nordspitze des Kinzig-Bogens in Bedrängnis. Um der Gefangenschaft zu entgehen, stürzen sich viele in die Kinzig. Einige 100 Mann kommen in dem hochangeschwollenen Fluß um. Die Verbündeten sind über die Kinzig zurückgeworfen, halten aber Hanau und die Lamboy-Brücke fest. Napoleon hat den Weg nach Frankfurt, nach Mainz und nach dem Rhein geöffnet, zunächst aber nur für die 20000 Mann, die er unmittelbar in seiner Hand hat, nicht für die vielen Abteilungen, die noch mit großen Abständen folgen. Marmont erhält den Auftrag, den Abmarsch der Zurückgebliebenen zu decken. Während der Nacht läßt er Hanau beschießen, besetzt am Morgen die vom Feinde geräumte Stadt, nimmt Stellung hinter der Lamboy-Brücke und sucht am 31. durch wiederholte Offensivstöße die Verbündeten einzuschüchtern. Durch Artillerie und Kavallerie werden die Ausfälle zurückgewiesen. Am Nachmittag entschließt sich Wrede zum Angriff auf beide Punkte der feindlichen Stellung. In zwei Kolonnen von sechs Bataillonen wird unter dem Feuer der Batterien vorgegangen. Der Sturm auf die Lamboy-Brücke mißlingt. Wrede an der Spitze des gegen Hanau gerichteten Angriffs dringt in die Stadt ein, treibt die schwache Besatzung zurück und gelangt bis an die Kinzig-Brücke. Hier wird er verwundet. Seine Truppen bemühen sich vergebens, weiter über den Fluß vorzudringen. Die Dunkelheit macht dem Kampf ein Ende. Während der Nacht können die letzten französischen Truppen, die auf der großen Straße geblieben sind, abziehen.

Die Arrieregarde unter Mortier ist bei Langenselbold abgebogen, um auf dem nämlichen Wege, den schon vorher die Trains eingeschlagen haben, über Bruchköbel und Hochstadt Frankfurt zu erreichen. Diese Stadt hatte Rechberg am 31. auf Wredes Befehl geräumt und war nach Sachsenhausen zurückgegangen. Von dort wird der Abmarsch des Feindes durch Frankfurt nur wenig durch Artillerie- und Tirailleurfeuer gestört. Am 2. November ist die französische Armee der Hauptsache nach hinter dem Rhein verschwunden. Nur Bertrand behält Hochheim, Oudinot Kastel besetzt. Frimont, der an Stelle des verwundeten Wrede den Oberbefehl übernommen hat,

zieht an dem nämlichen Tage in Frankfurt ein. Die Verluste der letzten Tage an Toten und Verwundeten sind für beide Seiten auf 9000 Mann veranschlagt worden. Da aber die Zahl der französischen Gefangenen 10 000, darunter Generale und viele Offiziere, betrug, so war doch die Schlacht bei Hanau nicht umsonst geschlagen worden. Nur 60 000 bis 70 000 Mann hat Napoleon hinter den Rhein zurückgebracht. Von den 700 000, mit denen er vor elf Wochen den Feldzug in Deutschland eröffnet hat, sind allerdings noch etwa 150 000 bei Hamburg, Dresden und in Festungen auf deutschem und polnischem Gebiet vorhanden. Sie fesseln noch eine entsprechende Zahl von Truppen der Verbündeten. Für Napoleon selbst sind sie aber verloren. Noch einmal, wie vor zehn Monaten, ist er vor die Notwendigkeit gestellt, in kürzester Zeit eine neue Armee zu schaffen.

Die Verfolgung nach der Schlacht bei Leipzig ruft die Erinnerung an eine andere Verfolgung wach, die genau sieben Jahre zuvor stattgefunden hat. Von der Saale aus schlugen die Verfolgten von 1806 zunächst den nämlichen Weg ein, wie diejenigen von 1813, bis sie im großen Bogen die entgegengesetzte Richtung zu nehmen gezwungen waren. Die Energie der Verfolger, sowohl derjenigen, die sich unmittelbar an die Fersen des Feindes zu heften suchten, wie derjenigen, welche ihm auf kürzerem Wege zuvorkommen wollten, war in dem letzteren Jahre keineswegs geringer als in dem ersteren. Die Leistungen Blüchers, wenn auch seine Soldaten schließlich erlahmten, werden durchaus nicht übertroffen durch diejenigen Soults. Wrede ist nicht weniger bestrebt, den Flüchtlingen den letzten Ausweg abzuschneiden, als Murat. Daß dennoch das Resultat von Hanau hinter dem von Prenzlau zurückblieb, ist nicht sowohl der geringeren oder größeren Tatkraft des Verfolgers, wie dem Umstand zuzuschreiben, daß die Verfolgten nicht von Massenbach, sondern von Napoleon geführt wurden. Bei Hanau hat sich der Schlachtenkaiser wieder auf die frühere Höhe seiner Energie emporgeschwungen. Eine wirkliche Tat schließt den Feldzug ab, wie er mit einer solchen, der bewunderungswürdigen Aufstellung einer neuen Armee von 180 000 Mann, begonnen hatte. Zwischen Anfang und Ende liegen viele glänzende Gedanken, herrliche Entwürfe, wenig was als Großtat eingeschätzt werden kann. Betrachtungen.

Dennoch wird das Studium dieses Feldzuges für alle diejenigen unentbehrlich sein, welche sich mit einem Kriege gegen eine Koalition, gegen mehrere Mächte oder auf verschiedenen Fronten beschäftigen wollen. Nur wird es sich als nötig ergeben, ihn nicht allein zu betrachten, sondern ihn auch mit anderen Feldzügen, z. B. mit denjenigen von 1866 und 1870 in Vergleich zu stellen. Wenn Napoleon 1813 drei Armeen zu bekämpfen hatte, so mußte Preußen 1866 noch mehr Feinde ins Auge fassen: Österreich, Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, zwei Hessen, Nassau, Hannover, vielleicht Dänemark, vor allem aber Frankreich, das nur auf den Augenblick eines preußischen Mißgeschicks wartete, um Erfolg und Vorteil auf seine Seite zu bringen. Moltke schickte aber weder ein Observationskorps an den Rhein, noch ein anderes an die Eider,

zersplitterte seine Streitkräfte nicht in Nebenarmeen gegen Süddeutschland, Hessen und Hannover, sondern sah als seinen eigentlichen Feind nur Österreich an und bestimmte gegen alle übrigen, außer den in den Bundesfestungen entbehrlich gewordenen Besatzungen, nur die eine 13. Division, die er aber sofort durch die Garde-Landwehr ersetzte. Mit achtzehn Divisionen, der ganzen Stärke der damaligen preußischen Armee, rückte er in Böhmen ein und diese achtzehn Divisionen brachte er auf das Schlachtfeld von Königgrätz. Um der angeborenen Krankheit aller Invasionsarmeen, dem allmählichen Dahinschwinden der Kräfte, zu entgehen, hatte er aus den ausgebildeten Mannschaften der Ersatzbataillone vierte Bataillone gebildet, sie in Regimenter, Brigaden, Divisionen, in ein Korps zusammengezogen mit Ersatzbatterien und Landwehrkavallerie ausgestattet. Während andere Feldherren auf dem Vormarsch Abteilungen zurücklassen, nach rechts und nach links entsenden, ihre zum Schlagen bestimmte Armee schwächen, behielt Moltke in der Front seine Kräfte zusammen und schob neu gebildete Truppen von rückwärts nach. So gelang es, noch immer mit siebzehn Divisionen an der Donau zu erscheinen, und einen weiteren Widerstand des Feindes trotz inzwischen eingetroffener Verstärkungen unmöglich zu machen. Durch einen einzigen Sieg wird der Krieg in Deutschland wie in Italien entschieden.

Auch 1870 hatte Deutschland eine ausreichende Anzahl von Feinden: Frankreich; Italien, das mit diesem ein Bündnis geschlossen; Österreich, von welchem das gleiche angenommen werden mußte; Dänemark, das nur auf das Erscheinen des verheißenen Landungskorps wartete, um mit ihm vereint, dem am Rhein kämpfenden Feinde den verhängnisvollen Stoß in den Rücken zu versetzen. Nichts außer der gewissermaßen überzähligen 17. Division und einiger Landwehr wurde abgesondert, das ganze Land den auf allen Seiten bereitstehenden Feinden preisgegeben, mit fünfzehn Armeekorps, der württembergischen und der badischen Felddivision der Rhein überschritten. Der Kanonendonner von Wörth und Spicheren war noch kaum verhallt, als alle die vielen drohenden Gefahren wie ein Nebel zerronnen waren. Es war nur noch ein Feind vorhanden und dieser eine befand sich auf dem Rückzug.

Ähnliches hätte Napoleon für sich erreichen können, wenn er nicht jeder Armee, jedem Korps, jedem Detachement, das der Feind von der Elbmündung bis zur Donau auftreten ließ, eine Armee, ein Korps, ein Detachement entgegengeschickt, wenn er sich hätte entschließen können, seine Kräfte zusammenzuhalten, nicht viele, sondern nur einen einzigen Sieg zu erstreben. „Man kann," hat Moltke gesagt, „in der Schlacht nicht stark genug sein." „Ich bleibe" hat Napoleon geschrieben, „bei meiner Meinung, daß allemal, wenn man eine Schlacht liefert . . . . man sich nicht teilen soll: man muß seine Kräfte vereinigen; alle Truppen, welche man zurückläßt, laufen Gefahr einzeln geschlagen oder gezwungen zu werden, ihre Posten aufzugeben." Die Ansichten beider decken sich vollständig. Der Unterschied besteht nur darin, daß Moltke die übereinstimmende Ansicht in das Praktische übertrug und daß sie bei Napoleon nur eine mit Emphase vorgetragene Theorie blieb.

Allerdings liefen Oudinot und Macdonald Gefahr, einzeln geschlagen zu werden und sind auch dieser Gefahr erlegen. Um sich gegen die Sieger von Groß-Beeren und der Katzbach zu schützen, wurde Vandamme in Stich gelassen. Die Niederlage von Dennewitz steht in ursächlichem Zusammenhang mit derjenigen von Kulm. Logisch knüpft sich ein Unglücksfall an den anderen. Aus der anfänglichen Teilung des nahezu vereinigten Heeres in drei Armeen, entstehen, wohl kann man sagen, mit zwingender Notwendigkeit, vier verlorene Teilschlachten, die einer Gesamtniederlage gleich zu rechnen sind. Sie sind nicht auf die Unfähigkeit der Unterführer, sondern auf das Streben des Oberfeldherrn zurückzuführen, nach allen Richtungen auseinander zu gehen, auf allen Seiten Siege zu erfechten. Man glaube nicht, daß Krankheit, Bequemlichkeit und was man sonst noch herausgefunden hat, den Kaiser 1813 dahin gebracht haben, gegen das von ihm selbst aufgestellte Gebot, „sich nicht zu teilen", so gröblich zu sündigen. Was er damals tat, hat er auch früher in seiner besten Zeit getan. 1800 ging er mit 36 000 Mann über den Großen und Kleinen St. Bernhard, zog noch 15 000 Mann über den St. Gotthard und brachte doch von diesen 51 000 Mann nach Marengo nur 22 800, die erst nach beinahe verlorener Schlacht um 5000 verstärkt wurden. Mit 205 000 Mann beginnt er den Feldzug von 1805 und nur mit 75 000 schlägt er bei Austerlitz. In beiden Fällen hat er Erfolge, große Erfolge. Aber der Vereinigung der Kräfte verdankt er seine zwei glänzendsten Siege nicht. Zwei gänzlich entgegengesetzte Systeme kommen hier zum Ausdruck: Moltke schlägt Königgrätz und erscheint vor Wien mit der gesamten Armee, Napoleon verfügt bei Austerlitz nur noch über ein Drittel seiner Streitkräfte. Glück, Zufall, sein Genius, oder wie man die geheimnisvolle Macht auch nennen will, die ihm zur Seite stand, seine Entschlossenheit und Tatkraft, aber auch nicht zum wenigsten die Fehler seiner Gegner haben dem gewaltigen Mann über die Eigentümlichkeiten seiner Kriegskunst hinweggeholfen. Wenigstens eine Zeitlang. 'Nicht für immer, gewiß nicht für 1813. Endlich mußten doch seine eigenen, ewig gültigen Grundsätze zur Geltung kommen. Endlich mußte er doch dem erliegen, was er selbst als untrüglich hingestellt hatte.

Innerhalb 14 Tagen wird ihm auf vier Schlachtfeldern bewiesen, daß er in der Theorie vollständig recht hat, daß nur seine Praxis mit der Theorie nicht in Einklang steht. Die vier Niederlagen haben aber wenig zu bedeuten. Nicht er selbst, nur seine Unterfeldherren, seine Marschälle sind von ihnen betroffen. Sobald der Kaiser auf dem Schlachtfeld erscheinen wird, ist der Sieg ihm gewiß, des Feindes Niederlage unausbleiblich. Ob dieser Satz noch immer die volle Gültigkeit besitzt, darüber ließ doch schon der Ausgang von Groß-Görschen und Bautzen Bedenken aufsteigen. Das waren doch keine Siege, die der Geschichte eine neue Wendung zu geben vermochten. Löwenberg mußte die Zweifel bestätigen. Was wollte der kleinmütige Rückzug der Verbündeten von Dresden für die Güte der Napoleonischen Schlachtenführung bedeuten!

In allen späteren Schlachten Napoleons zeigt sich die nämliche Methode: Zunächst Zusammenziehung des Ein- bis Zweihunderttausendheeres in eine Masse mit möglichst schmaler Front und möglichst großer Tiefe. Dazu wo möglich Anmarsch in einer Kolonne. Dieser Marschordnung liegt der Wunsch zugrunde, die Kräfte zusammenzuhalten, für alle Fälle bereit zu sein. Der dabei untergelaufene Rechenfehler wird bei Heilsberg wie bei Smolensk vor Augen geführt. Alle Korps, Divisionen, Abteilungen, die am Morgen 30 und mehr Kilometer vom Schlachtfeld entfernt sind, kommen nicht mehr zur Wirkung, ob sie auf einer oder auf mehreren Straßen marschieren. Eine Armee in einer Marschkolonne von mehr als 30 km Länge ist nicht vereinigt, sondern getrennt. Trotz aller üblen Erfahrungen behält Napoleon den Marsch in einer Kolonne, wenn irgend möglich, bei. Welche Entfernungen auf diese Weise zurückgelegt werden, ist erstaunlich. Wie bedeutend die Marschleistungen aber auch sind, so vermögen sie doch nicht den Grundfehler der Formation vollständig zu beseitigen. Moltke hat nach mannigfachen Versuchen und auf Grund der Erfahrungen dreier Feldzüge den Satz aufgestellt: „Jedem Korps eine Straße“ und dies damit begründet, daß ein zweites Korps doch nicht mehr zur Tätigkeit kommen wird. Bei sehr großen Heeren wird jedoch dieser Grundsatz, wie unanfechtbar er auch im allgemeinen ist, nicht immer durchzuführen sein. Mit der Aussicht auf mehrtägige Schlachten wird man aber auch längere Kolonnen, namentlich auf den Flügeln verwenden können.

Der Aufmarsch aus einer langen Napoleonischen Kolonne zur Schlacht hat oft Tage gedauert. Wenn endlich die Masse gebildet ist, heißt es: „On s'engage partout et on voit.“ Zuerst beschäftigt man den Feind auf der ganzen Front, läßt sich wo möglich angreifen. Während dieser einleitenden Kämpfe erkennt man die schwache Stelle der gegnerischen Schlachtordnung. Auf sie wirft man die geschlossen zurückgehaltenen Reserven. Aber mit dem „on voit“ steht es schlecht bei Fronten von 10 km Länge in bewegtem Gelände. Keine Windmühlenhöhe gewährt genügenden Umblick, kein Fernglas ist scharf genug, die ganze Linie zu durchmustern. Die Meldungen der Korpsführer besagen nur, daß jeder auf die schwierigste Stelle geraten, den stärksten Feind vor sich sieht. Glücklicherweise hat Napoleon am 16. Oktober im voraus erkannt, daß der feindliche rechte Flügel den günstigsten Angriffspunkt bietet. Aber nachdem Macdonald durch Klenau zur Verlängerung der französischen Front genötigt ist, liegt der feindliche rechte Flügel so fern, daß die Reserven, Augereau, Mortier, Oudinot, alte Garde, dort nicht eingesetzt werden können. Doch ein Durchbruch kann wohl gemacht werden. Wenn man nur wüßte, wo eine Lücke in der feindlichen Linie zu suchen ist, wo die schwache Stelle sich befindet, auf die der Sturmbock anzusetzen ist. Niemand kann es sagen. Der Feldherr hat die Bestimmung über seine Reserven verloren. Es ist eine Illusion, wenn er glaubt, sie dort verwenden zu können, wo die feindliche Schwäche zu finden ist. Er hat nur die Wahl, sie gar nicht oder zur Verstärkung eines Frontangriffs

zu verwenden. Der reine Frontalangriff, das weiß Napoleon aus langjähriger Erfahrung, wird jedoch sehr oft abgewiesen. Gelingt er aber, so drückt er den Feind nur auf kurze Entfernung zurück. An einer etwas anderen Stelle wird die Schlacht bald erneuert. Solche Schlachten und Siege sind schön und gut, wenn man Zeit und Muße hat, einen Feldzug ins Unendliche hinzuziehen. Sie sind nicht am Platz, wenn alles auf dem Spiele steht, wenn Tage, Stunden und Minuten gezählt werden müssen. Am wenigsten kann Napoleon einen derartigen Sieg am 16. Oktober gebrauchen. Er muß die 72 000, die seinen 138 000 Mann gegenüberstehen, binnen kürzester Zeit, ehe drüben Verstärkungen herankommen können, in eine völlige Niederlage verwickeln. Um diesen Schlag auszuführen, darf er das Resultat des „on voit“ nicht abwarten. Bereits am frühen Morgen muß er seine Reserven dorthin in Marsch setzen, wo er mit seinem geistigen Auge die verwundbare Stelle des Feindes erkannt hat. Bei Königgrätz werden die Reserven nicht hinter Sadowa aufgestapelt, sondern auf Horenoves in Marsch gesetzt. Am 18. August werden fünf Korps nicht hinter Gravelotte massiert, sondern müssen links abmarschieren — und die Front so weit verlängern, bis sie die feindliche Flanke erreicht haben. Bei Sedan werden die Reserven nicht hinter der eigenen Front, sondern im Rücken des Feindes vereinigt. Hätte Napoleon nicht nur Macdonald, sondern auch Augereau, Mortier, Oudinot, die alte Garde von Hause aus in ähnlicher Weise wie bei St. Privat zur Umfassung der feindlichen rechten Flanke bestimmt, so hätte der 16. Oktober sicherlich einen anderen Ausgang gefunden. Moltke schickt die Garde nach Chlum und St. Privat. Napoleon hält sie am Galgen-Berg und bei Quants-Mühle zurück. Damit kennzeichnen sich die beiden Methoden. Mit der einen gewinnt man Königgrätz, mit der anderen verliert man Leipzig. Ebenso wie Moltke vor 40 Jahren mußte Napoleon schon vor 100 Jahren am Abend, in der Nacht, am frühen Morgen über seine Reserven verfügen. Der Feldherr der Zukunft wird nicht Stunden, sondern Tage zuvor sich über die Verwendung seiner Reserven klar werden müssen.

Die Verbündeten verdanken ihre Siege über die Marschälle bei Groß-Beeren, an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz der Umfassung des einen oder der beiden Flügel oder auch der Einschließung von drei Seiten. Napoleon persönlich gegenüber wagen sie nicht solche Mittel anzuwenden. Ebenso wie dieser beschränken sie sich auf das einfachste, aber schwierigste Vorgehen. Der 16. wie der 18. Oktober zeigen fast nur Frontalangriffe und ihre Abwehr. Überall bei beiden Parteien die gleichen Erscheinungen. Die vorgeschobenen Stellungen werden allerdings durch Umgehung verhältnismäßig leicht genommen. An der Hauptstellung scheitern alle Versuche. Ungeheure Verluste auf beiden Seiten, aber keine Veränderung der Lage. Mit beiderseits verminderten Kräften wird der Kampf fortgesetzt. Nirgends Zertrümmerung oder Auflösung. Nur bei Möckern wird nach langem Blutvergießen Yorcks Frontalangriff durch einen Sieg gekrönt. Das Resultat ist, daß der Sieger die größeren Verluste

hat und für die nächste Zeit kaum verwendungsfähig ist, und daß der Besiegte zwei und drei Tage darauf einem neuen Angreifer den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt. Erst als am 19. die französischen Truppen sich von ihrem Führer verlassen sehen, geben sie allmählich den Widerstand gegen die immerwährenden Frontalangriffe auf, werden gegen den einzigen ihnen verbleibenden engen Ausweg gedrängt und erleiden eine völlige Niederlage.

Napoleons Mittel zum Angriff ist die Kolonne. Aus Amerika und der Vendee ist sie von den Horden der Revolutionsheere als das Bequemere an Stelle der Linearformationen übernommen worden und von dort auf die konsularen und kaiserlichen Armeen übergegangen. Anfangs diente sie nur als Reserve für die Tirailleure. Allmählich treten diese immer mehr zurück, dienen nur noch, um den Feind zu beschäftigen und zu „amüsieren". Die Hauptkampfform für die Infanterie wird die Kolonne. Mit ihr werden in unaufhörlichem Wechsel die Dörfer genommen und verloren, ohne die Schlacht vor- oder zurückzubringen. Das Widersinnige, seine Soldaten mit Schießgewehren zu bewaffnen, aber nur höchstens einem Zehntel die Möglichkeit zu geben, sich ihrer Waffe zu bedienen, hätte bald zu einem völligen Fiasko führen müssen, wenn nicht die Verbündeten die gleiche Taktik angenommen hätten. So brauchten die französischen Kolonnen nicht zu besorgen, wie später bei Waterloo an dem Feuer der Infanterielinien zu zerschellen. Kolonne stieß auf Kolonne. Die stärkere warf die schwächere zurück. Nur im Artilleriefeuer mußte die tiefe, dichte, nicht zu fehlende Masse für die Unzweckmäßigkeit ihrer Formation büßen.

Großes und entscheidendes war mit der Taktik der Kolonnen der zurückgehaltenen Reserve*) und der Frontalangriffe schwerlich zu erreichen. Das hätte aber vielleicht alles überwunden werden können, wenn nur das ungestüme Vorwärtsgehen, der rücksichtslose Gebrauch der Massen, der kühne Wagemut früherer Jahre bewahrt worden wäre. Seine glänzendsten Erfolge hatte Napoleon dadurch gewonnen, daß er wie bei Marengo und Jena dem Feinde bereits vor der Schlacht jeden Rückzug abzuschneiden gesucht hatte und durch den Sieg den Geschlagenen der Vernichtung nahe brachte. An eine solche Vernichtungsschlacht wagte er sich nicht mehr heran, wie oft auch 1813 ihm die Gelegenheit dazu geboten wurde. Und doch bedurfte er ihrer in diesem Kriege mehr als in irgend einem anderen Feldzuge. Aber er hatte das Vertrauen zu sich selbst in dem gleichen Grade verloren, wie dasjenige der Truppen und wenigstens eines Teils der Führer seiner Feinde gestiegen war.

Das Wort Sybels: „Das Grundverhältnis der Kämpfe von 1793 und 1794 war, daß die widersinnige Kriegführung der Verbündeten den Franzosen die Möglichkeit zum Siege gab . . ." läßt sich mit einer gewissen Einschränkung auf die Jahre 1805 und 1806 anwenden. Die Leichtigkeit, glänzende Erfolge zu erzielen, verringerte sich

*) Es ist hier nur die Reserve ins Auge gefaßt, die Napoleon persönlich zurückbehielt, um mit ihr die Schlacht zu entscheiden, nicht die Reserven der einzelnen Korpsführer.

aber, als die Verbündeten wenigstens zum Teil anfingen, nicht ganz „unbegreiflich" zu handeln. Napoleons Gegner von Jena hätte bei Groß=Görschen und Bautzen tapfer und unverdrossen ausgeharrt, bis alle weitläufigen Vorbereitungen zu seiner Erdrückung getroffen worden wären. Sieben Jahre früher wäre die „Retirade" von Dresden über das Erz=Gebirge und die Eger nach Böhmen hinein pflichtmäßig fortgesetzt worden. Vandamme, Marmont und St. Cyr hätten vollständig genügt, die Hauptarmee zur Auflösung zu bringen. Daß sich jemand fand, der die Verfolgung aufzuhalten unternahm, war eine unerwartete und störende Erscheinung. Der Umgehungsmarsch über Düben und Wittenberg war auf den Kronprinzen von Schweden, auf Tauentzien und wahrscheinlich auf noch manchen anderen General ganz richtig berechnet. Er wäre einige Jahre früher völlig gelungen und als strategisches Meisterwerk gepriesen worden. Unglücklicherweise war bei den scharfsinnigen Entwürfen Blücher nicht in Ansatz gebracht worden. Und nun muß sich Napoleon gefallen lassen, von den Geschichtschreibern als geschwächten Geistes dargestellt zu werden. Sehr mit Unrecht. Die kaiserliche Geistesarbeit war während der Dübener Tage so gut wie früher. Aber der Wagemut war dem Manne verloren gegangen, dem seit Jena kaum noch etwas recht gelingen wollte.

Napoleon hat die großen Armeen erfunden und geschaffen. Aber er will 100 000 Mann wie ehedem 25 000, 200 000 Mann wie früher 75 000 behandeln, von einem Punkt aus die großen Massen leiten, die langen Fronten beherrschen. Das ist nicht möglich. Er sieht sich darauf beschränkt, Masse gegen Masse zu stellen, die doppelte gegen die einfache, die Zwei gegen die Eins. Die größere und breitere Masse wird nach Gesetzen der Mechanik die geringere zurückdrücken. Das kann zur Vernichtung genügen, wenn wie bei Jena sich die Preußen mit dem Gesicht nach Berlin, mit dem Rücken nach dem Rhein hin aufstellen und in der unheilvollsten Richtung zurückgehen müssen, oder wenn wie bei Friedland die Russen die Alle unmittelbar hinter sich haben. Aber es genügt nicht bei Groß=Görschen, wo sich die Verbündeten auf der naturgemäßen Rückzugsstraße dem überwältigenden Massendruck entziehen können.

Bei Bautzen soll ein neues Verfahren versucht, die Trennung der Streitkräfte benutzt werden, um mit einem Zweidrittel die Front, mit einem Eindrittel die Flanke des Feindes anzugreifen. Da aber die Umfassungsarmee nicht auf die Flanke, so breit sie auch sein mochte, geschweige denn gegen den Rücken, sondern auf die äußerste Spitze des rechten Flügels angesetzt wurde, ging die beabsichtigte flankierende Wirkung verloren. Nach dem nämlichen Schema war der Plan für Löwenberg wie für Dresden angelegt. Ney sollte von Bunzlau, Vandamme von Königstein her die rechte Flanke des Feindes angreifen. Der Erfolg würde, wäre es hier und dort zur Ausführung gekommen, kein besserer als bei Bautzen gewesen sein. Diese weitläufig angesetzten, von lange her angekündigten Manöver konnten nicht gelingen.

Sieht man von Vandammes mißlungener Umgehung und von dem abgesonderten Gefecht ab, das Murat am 27. August links der Weißeritz führte, so waren bei Dresden wieder zwei Massen einander gegenübergestellt, die nach einem verunglückten Versuch Mortiers, einen Flügel zu umfassen, sich im wesentlichen auf die Verteidigung beschränkten, die eine, weil sie sich zum Angriff zu schwach fühlte, die andere, weil sie einen solchen gegen Napoleon grundsätzlich nicht wagte. Ein freiwilliger Rückzug der Verbündeten machte dem unhaltbaren Zustand ein Ende.

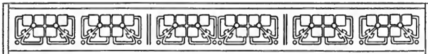
Noch einmal soll am 16. Oktober ein Versuch mit einer Umfassung gemacht werden. Diesmal ist es nicht Mortier, sondern Macdonald, der die rechte Flanke angreifen soll und genau wie jener vor die feindliche Front gerät. Wieder steht Masse gegen Masse. Um in der Frontalschlacht zu siegen bedarf Napoleon einer großen Überlegenheit. Die hatte er am 15. Abends in reichlichem, am 16. Vormittags noch in genügendem Maße besessen.

Während der Feind Verstärkungen an sich zieht, er selbst untätig zögert, verringert sich diese Überlegenheit immer mehr. Sie reicht nicht mehr aus, als er sich endlich am Nachmittag zum Angriff entschließt. Es ist zu spät. Er wird abgewiesen.

So viel hat sich herausgestellt: Alle Versuche Napoleons, den Feind zu umfassen, ihn, wie er es früher an der Spitze einer kleinen Armee getan, von zwei oder drei Seiten anzupacken, zu umklammern und zu vernichten, sind mißlungen. Im rein frontalen Angriff wird er den Feind zurückdrücken, falls er eine große Überlegenheit der Zahl für sich hat. Er wird abgewiesen werden, wenn ihm diese Überlegenheit nicht zur Seite steht. Sie steht ihm nicht zur Seite, nachdem die Verbündeten sich entschlossen haben, ihre Kräfte zu vereinigen, ihm Widerstand zu leisten und sich nicht durch die Erinnerung an die früheren Taten des großen Feldherrn einschüchtern zu lassen.

Napoleon konnte sich am 16. Oktober aus einer verzweifelten Lage, in welche ihn nicht weniger er selbst als seine Gegner gebracht hatten, durch einen Sieg befreien. Auf welche Weise dieser Sieg zu erringen war, hatte er vollständig erkannt. An der Spitze einer kleinen Armee einer ähnlichen, noch etwas kleineren gegenüber hätte er auch diesen Sieg zweifellos gewonnen. Eine große Armee, wenn auch nur von 138 000 Mann, wollte sich seiner Hand nicht fügen. Den Ruhm, mit einer großen Armee gegen eine andere große Armee eine Vernichtungsschlacht zu schlagen, hat er einem anderen überlassen müssen. Fünfzig Jahre nach ihm ist ein Mann erstanden, der mit ruhiger Sicherheit die großen Armeen und die weiten Schlachtfelder beherrschte. Kein Versuchen, keine Unsicherheit, kein Mißlingen bestand für ihn. Nicht weil er hoffte oder glaubte, sondern weil er wußte, konnte er am 3. Juli noch während der einleitenden Kämpfe melden: „Eure Majestät haben nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug gewonnen."

Graf Schlieffen,
Generaloberst.



Die Bedeutung der Flanke.

Von Leuktra und Mantinea über Leuthen und Jena bis zu St. Privat sind die Leiter entscheidender Kriegshandlungen bestrebt gewesen, sich die schwere Aufgabe des Niederwerfens eines Gegners durch Einwirkung auf die Flanke zu erleichtern. Die Flanke hat eine Bedeutung, die sich fast mit jeder kriegerischen Tätigkeit verknüpft. Gelegentlich auch über Gebühr. Um in das Wesen der Frage einzudringen, muß man sie von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchten.

Das Bestreben, auf die Flanke des Gegners einzuwirken, hat seinen Grund in der Schwierigkeit erfolgreichen Kampfes unter gleichen Bedingungen auf beiden Seiten. Der an Zahl schwächere oder der nach durchschlagenden Erfolgen strebende Führer sucht nach Mitteln, bessere Bedingungen für sich zu erzielen, als der einfache Kampf der Anfänge der Kriegführung — Mann gegen Mann, Auge in Auge — sie ermöglicht. Dieser Wunsch wird um so stärker, als die Wirkung der Streitmittel und damit die Stärke des zu erwartenden Widerstandes gestiegen sind. Als auf den Schlachtfeldern vor Metz im August 1870 Angriffe tapferer Truppen auf die feindlichen Stellungen trotz blutiger Opfer zerschellten, entstand bei vielen die Anschauung, daß ein Kampf in der Front so gut wie aussichtslos, zum Erfolge eine Umfassung geboten sei. Bei den Übungen in der auf den Krieg folgenden Friedenszeit wurde beim Angriff fast ausnahmslos so verfahren, daß die Avantgarde gegen die Front der feindlichen Stellung entwickelt, das Gros — oft in weitem Bogen — gegen die Flanke geführt wurde. Dabei wurde nicht in erforderlichem Maße gewürdigt, daß in großen Verhältnissen die Anlehnung der Truppenkörper auf beiden Seiten ein solches Verfahren ausschließt. Auch die Möglichkeit feindlicher Gegenmaßregeln trat bei den Friedensübungen nicht im Grade ihrer Bedeutung in die Erscheinung oder wurde nicht genügend bewertet. Oft genug führte außerdem die angesetzte Flankierung nicht zum Ziel, traf höchstens den Flügel und verlief in schwächlicher Weise im Sande.

Der leider so früh aus seiner lehrtätigen Wirksamkeit geschiedene General Meckel

eiferte deshalb schon frühzeitig in seinem vortrefflichen Lehrbuche der Taktik*) gegen die Umfassungssucht. Er betonte die Notwendigkeit der Anwendung der Feuerkraft sowie der Stoßkraft der Massen zur Niederwerfung des Gegners und erinnerte an das Wort Scharnhorsts: „Der Soldat muß zu sterben wissen!" In seinem „Sommernachtstraum" ist er später noch weitergegangen und hat dem aufrechten Vorgehen enggeschlossener Linien gegen den Feind das Wort geredet.

Wieder traten sich in „Umfassung und Durchbruch" zwei alte gegensätzliche Anschauungen gegenüber, von denen jede ihre Berechtigung hatte. Ich war zur Zeit des Erscheinens des erwähnten Buches mit Meckel zusammen Generalstabsoffizier im Bereich des Rheinischen Armeekorps. Selbst unter dem Eindruck des Angriffes auf St. Privat stehend, vertrat ich kräftig die erstgenannte Richtung, allerdings im Sinne einer Verwendung der Gesamtkraft gegen den Flügel. Auf einer Generalstabsreise, bei welcher wir gegeneinander führten, überzeugte ich meinen Gegner in dem engen Kreise unsrer Wirksamkeit von der Berechtigung meiner Auffassung. Dagegen neigte ich mich bei späterer zunehmender Erfahrung und erlangtem Überblick über größere Verhältnisse wieder mehr zu der seinigen. Jetzt, am Abschluß meines Wirkens und langjähriger Arbeit auf dem weiten Gebiet mannigfaltiger kriegerischer Tätigkeit stehend, überzeuge ich mich immer mehr davon, daß die Wahrheit meist in der Mitte zu suchen, jedenfalls nicht auf die einfache Weise des Für und Wider zu entdecken ist. Nur mühsam vermag man ihr nahe zu kommen. Wollen wir dies annähernd erreichen, so müssen wir zuerst die Kriegsgeschichte befragen.

Leuthen, Jena und St. Privat sind drei Marksteine von Bedeutung für die vorliegende Frage.**)

Leuthen.

Skizze 46. König Friedrich II. war im November 1757 nach der siegreichen Schlacht bei Roßbach nach Schlesien geeilt, um die durch die günstigen Erfolge der Österreicher in seiner Abwesenheit gefährdete Provinz wieder in seinen Besitz zu bekommen. Das war nur durch einen Sieg über das österreichische Heer zu erzielen, welches sich nach dem Erfolge über die Heeresabteilung des Herzogs von Bevern im Lager dicht bei dem eingenommenen Breslau befand.

Von Parchwitz, wo Zieten mit den Resten des Bevernschen Heeres über Glogau

*) Allgemeine Lehre von der Truppenführung im Felde von J. Meckel, Major im Generalstabe. Berlin 1881.

**) Quellen: 1. Der Siebenjährige Krieg, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung II.

2. v. Lettow-Vorbeck. Der Krieg von 1806 und 1807.

3. Der Schlachterfolg, mit welchen Mitteln wurde er erstrebt? III. Band der Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik; herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I.

zu ihm stieß, setzte sich der König am 4. Dezember nach Neumarkt in Marsch. Die Österreicher, unter Prinz Karl von Lothringen, hatten das Lager bei Breslau verlassen, bei Lissa die Weistritz überschritten und unmittelbar östlich Leuthen Aufstellung genommen. König Friedrich verfügte über 48½ Bataillone, 133 Eskadrons und — außer den Bataillonsgeschützen — über 78 schwere Geschütze; zusammen 35.000 Mann. Das österreichische Heer zählte 85 Bataillone, 125 Eskadrons mit 65 schweren Geschützen, neben den Bataillonsgeschützen; im ganzen 65 000 Mann. Seine Aufstellung reichte von Nippern über Frobelwitz und Leuthen bis Sagschütz, wo die Flanke etwas zurückgebogen war.

Der König marschierte am 5. Dezember in frühester Morgenstunde aus dem Lager bei Neumarkt in der Richtung auf Lissa vor. Einer Avantgarde von 12 Bataillonen und 45 Eskadrons folgten unmittelbar vier flügelweise abmarschierte Kolonnen; in der Mitte die Infanterie, auf den äußeren Seiten die Kavallerie. Alles in rechts abmarschierten Zugkolonnen. Von einem Hügel südlich Groß-Heidau*) erkundete der König die feindliche Schlachtstellung, welche fast in ihrer ganzen Ausdehnung zu übersehen war. Er erkannte in dem linken Flügel bei Sagschütz den entscheidenden Punkt und setzte sein Heer gegen diesen in Bewegung. Zu diesem Zweck ließ er die Anfänge jeder Kolonne eine Rechtsschwenkung ausführen, so daß die Treffen nebeneinander in rechtsabmarschierter Zugkolonne marschierten; das erste links, das zweite rechts. Am Anfang Kavallerie (rechter Flügel), in der Mitte die Infanterie mit der schweren Artillerie beim ersten Treffen, links begleitet von der Avantgarde; zuletzt wieder Kavallerie (linker Flügel). So bewegte sich das Heer in Richtung auf Lobetinz und Schriegwitz, bis es sich dem äußersten feindlichen Flügel gegenüber befand und schwenkte dann links ein.

Um 1⁰ Mittags setzte sich die preußische Schlachtordnung gegen die österreichische linke Flanke in Bewegung. Die Avantgarde**) nahm, halbrechts vorgehend, Sagschütz und warf, sich weiter rechts ziehend, unterstützt durch die Kavallerie des rechten Flügels und die zu deren Deckung bestimmten sechs Bataillone, sowie eines Bataillons des ersten Treffens, den linken österreichischen Flügel in Richtung auf Rathen über den Haufen.

Die Österreicher waren infolgedessen gezwungen, eine neue Aufstellung nördlich Leuthen mit der Front nach Süden zu nehmen. Die preußische Infanterie war mit Staffeln vom rechten Flügel vorgegangen und hatte sich so weit rechts gezogen, daß Lobetinz vor dem linken Flügel lag. Der rechte Flügel befand sich 1000 Schritt vor dem linken.

*) Auf Skizze 46 durch K bezeichnet.

**) Und zwar zunächst drei Bataillone unter General v. Wedel. Drei Freibataillone waren bei Borne zur Deckung gegen den österreichischen rechten Flügel verblieben, sechs Bataillone zur Deckung der rechten Flanke der Kavallerie des rechten Flügels verwendet worden.

Um die Stellung nördlich Leuthen, wo der Feind, teilweise in dicht gedrängten Massen, standhielt, entspann sich — wieder mit einer, wenn auch geringen Umfassung des linken Flügels durch den preußischen rechten — bis 4° Nachmittags ein hartnäckiger Kampf mit mehrfachen Wechselfällen, ohne daß eine endgültige Entscheidung erzielt wurde. Diese brachte schließlich die preußische, bei Radaxdorf zurückgehaltene Kavallerie des linken Flügels. Sie hatte die gegen den linken Flügel der preußischen Infanterie vorreitende österreichische Kavallerie des rechten Flügels attackiert und warf diese auf die eigene Infanterie. Dieser Reitersieg war die Veranlassung, daß auch die österreichische Infanterie bei Leuthen den Halt verlor und sich zum schleunigen Rückzug in Richtung auf Lissa wandte. Verfolgt von preußischer Kavallerie, kam hier die zurückgehende Armee der Österreicher durch Aufnahme an dem Übergang über die Weistritz zum Stehen.

Auf preußischer Seite folgte der König mit einigen Bataillonen bis Lissa, das besetzt wurde. Die Dunkelheit machte weiteren Bewegungen ein Ende. Das österreichische Heer war in Unordnung nach Breslau zurückgegangen und hatte von dort den Rückzug, zunächst über Bohrau, dann über Schweidnitz und Landeshut, nach Böhmen fortgesetzt. Die Preußen überschritten noch in der Nacht zum 6. Dezember die Weistritz und rückten bis zur Lohe westlich Breslau vor, wo ein Lager bezogen wurde. General v. Zieten folgte mit 9 Bataillonen und 55 Eskadrons, erreichte den Feind am 8. Dezember bei Bohrau südlich Breslau, mußte aber am 9. wegen Ermüdung seiner Truppen ruhen. Der weitere Rückzug der Österreicher wurde nicht wesentlich behelligt.

Der leitende Gedanke des großen Königs, die Minderheit dadurch zum Siege zu führen, daß er sich mit der ganzen Masse gegen die Flanke der starren, dünnen Linien der damaligen Schlachtordnung wandte, war in der Schlacht bei Leuthen zum glänzenden Austrag gekommen. Vor- und nachher hat der König diesen Gedanken zur Ausführung gebracht, niemals mit so großem Erfolge. Das Verfahren wirkte trotz Prag und Kolin immer noch überraschend. Die österreichischen Generale glaubten an einen Abzug des Feindes und trafen die Gegenmaßregeln so spät, daß sie in der Eile und mangelhaft bewerkstelligt werden mußten. Die Bewegung des preußischen Heeres wurde von einem genialen Feldherrn geleitet und von trefflich geschulten, von ihrem König zur Abwendung drohender Gefahr begeisterten, todesmutigen Führern und Truppen ausgeführt.

Die Art der damaligen Kriegführung, die Stärke und Kampfart der Heere gestatteten Erkundung und Überblick über das Gesamtbild der feindlichen Aufstellung unmittelbar vor der Schlacht. Auf dem Hügel südlich Groß-Heidau befand sich der König 2000 m vor dem von einigen österreichischen Grenadier-Kompagnien besetzten Frobelwitz, 3000 m vor der österreichischen Schlachtstellung, die er fast völlig übersah.

Nur der äußerste rechte Flügel wurde durch das Gehölz bei Groß-Heidau verdeckt. Für die Wahl des Angriffs gegen den linken Flügel bei Sagschütz war dessen Lage im Gelände bestimmend. Dort war mit schnellem kriegerischen Scharfblick der entscheidende Punkt erkannt worden. Die allgemeine Lage scheint nicht auf die Entschlüsse des Feldherrn eingewirkt zu haben, obwohl die Rücksichten auf sie in diesem Falle völlig mit den Anforderungen für den Kampf übereinstimmten, denn ein preußischer Sieg über den linken Flügel der Österreicher schnitt diese von dem Rückzug nach ihren Hilfsquellen ab. So sehr das Manövrieren und der Druck auf die Verbindungslinien, von denen die Heere damals wegen der Verpflegung durch Magazine besonders abhängig waren, im Geiste seiner Zeit lagen, das Niederwerfen des Gegners in der Schlacht bestimmte in erster Linie die Maßnahmen des Königs. Sein Ziel war der Sieg; er ging die Wege des Genies und stand über seiner Zeit.

Die Ausführung des Flankenstoßes war so gedacht, daß der äußerste rechte Flügel des im Rechtsabmarsch um die feindliche Schlachtstellung herum geführten Heeres dem Angriffspunkt gegenüber einschwenken, die schmale feindliche Flanke eindrücken und dadurch die gesamte Schlachtstellung aufrollen sollte. Das Rechtsziehen scheint Notbehelf gewesen zu sein, weil die Herumführung des Heeres eingestellt werden mußte; sei es, daß der König feindlichen Gegenmaßregeln zuvorkommen wollte, sei es, daß das Gelände — das Striegauer Wasser und die Lage des Dorfes Schriegwitz als Trennung des rechten Kavallerieflügels von der Infanterie — Halt gebot. Daß die Flankierung ihre Grenze hat, zeigte sich auch hier. Außerdem mag es trotz der großen Manövrierfähigkeit des preußischen Heeres nicht leicht gewesen sein, mit der damaligen schwerfälligen Masse genau den richtigen Punkt zu finden. Das Vorgehen in Echelons hatte den ausgesprochenen Zweck, den inneren Flügel zu versagen, damit er nicht ohne Befehl in ein Gefecht verwickelt würde; die schlechten Erfahrungen von Prag und Kolin waren hierfür besonders maßgebend gewesen. Das Versagen des linken Flügels um 1000 Schritt genügte in der damaligen Zeit für diesen Zweck vollkommen.

Nur auf diese geistvoll erdachte Art war es damals möglich, die Flanke zu gewinnen. Bei deren Schwäche genügte die dagegen verwendete schmale Front, während der Hauptteil der Kräfte für spätere Verwendung zurückgehalten wurde. Indessen bedurfte es trotz des durch die Wirkung der schweren Artillerie nachhaltig unterstützten, kräftigen Stoßes der drei Bataillone des Generals v. Wedel doch des Eingreifens des Fürsten Moritz von Dessau, der die sechs Bataillone der Flankendeckung des rechten Kavallerieflügels heranführte, und des Angriffs des letzteren selbst, um den zurückgebogenen Haken der österreichischen Stellung, der die Flanke verlängerte, einzudrücken. Die Starrheit der feindlichen Linien und die vortrefflich eingeübte Bewegungsfähigkeit des preußischen Heeres erlaubten das Herummarschieren und Aufstellen der angreifenden Masse angesichts des Feindes. In anderen Fällen hat der

König das Herumführen seines Heeres auch bis in den Rücken der feindlichen Schlachtstellung ausgedehnt.

Bei Leuthen hatte der kriegerische Scharfblick des Königlichen Feldherrn, wie so oft, genau das Richtige erkannt. Trotz des günstigen Ansatzes und des schnellen durchschlagenden Erfolges des Flankenstoßes gegen den österreichischen linken Flügel gelang es indessen dem Feinde, auch hier geeignete Gegenmaßregeln zu treffen. Das Aufrollen der feindlichen Stellung verwirklichte sich nur zum kleinen Teil. Bei Leuthen befand sich das vorgeführte preußische Heer einer neuen österreichischen Stellung gegenüber, welche es der Hauptsache nach frontal überwinden mußte. Aber es war eine in der Eile und unter dem Eindruck einer schon erfolgten teilweisen Niederlage eingenommene, durch den Drang der Verhältnisse aufgezwungene Aufstellung, die naturgemäß des festen Haltes der ursprünglichen, mit Vorbedacht ausgesuchten entbehren mußte. Trotzdem waren kräftiger Widerstand und selbst stellenweise Rückschläge zu überwinden. Die Fortsetzung der Umfassung gegen den österreichischen linken Flügel führte nicht zum Ziel. Dagegen gab doch wieder eine Flankierung den Ausschlag. Diesmal durch Kavallerie. Bei der geringen Feuerkraft damaliger Zeiten war die Schlachtenwirkung der im Verhältnis zu jetzt bedeutend zahlreicheren Kavallerie völlig gleichberechtigt mit der der Infanterie. Der auf den rechten Flügel der neuen Schlachtstellung gezogene Teil der österreichischen Kavallerie wollte sich, in richtiger Erkenntnis der Lage gegen die offne linke Flanke der gegen die österreichische Stellung bei Leuthen vorgehenden preußischen Infanterie wenden, die unter den vorliegenden Verhältnissen stark gefährdet war. Der Führer der bei Radaxdorf zurückgehaltenen Kavallerie des preußischen linken Flügels erkannte die Gefahr, wandte sich gegen rechte Flanke und Rücken des vorgehenden österreichischen Reiterflügels und schlug ihn vollständig in die Flucht. Die eingehende kriegerische Belehrung und sorgfältige Ausbildung, die König Friedrich seiner Reiterei hatte angedeihen lassen, trugen ihre Früchte. Dieser Sieg und das Erscheinen der preußischen Reitermasse in der rechten Flanke der österreichischen Aufstellung nördlich Leuthen brachen die moralische Kraft auch des bisher wenig mitgenommenen rechten österreichischen Infanterieflügels und wandten die Gesamtlage zu voller Gunst der Preußen.

Der Sieg auf dem Schlachtfelde war so vollständig wie möglich. Die Österreicher mußten sich in Unordnung und Auflösung nach der Flanke über das Hindernis der Weistritz zurückziehen. Ihr Verlust bezifferte sich — gegen 6000 Mann bei den Preußen — auf 20 000 Mann, 131 Geschütze, 55 Fahnen und Standarten. Einige vom König zur freiwilligen Fortsetzung des Kampfes aufgeforderte Bataillone nahmen die Verfolgung auf. Die eingebrochene Dunkelheit des kurzen Dezembertages setzte ihr schon bei Lissa ein Ziel. Sie lag wenig im Geiste der Zeit, in der man sich in der Regel mit der Tatsache, daß der Feind das Schlachtfeld verließ, begnügte, wohl auch bei größeren Verlusten und geringerer Schonung noch in höherem Grade

wie jetzt mit der Erschöpfung der Truppen zu rechnen hatte. Wohl war es auch erklärlich, daß der König befriedigt war von seinem großen Erfolge. Die tatkräftige Ausführung seines genialen Gedankens, der so entschiedenen Einwirkung auf die Flanke an entscheidender Stelle hatte es ermöglicht, daß er die fast doppelte Übermacht glänzend besiegte.

Eine weitere Ausbeutung des großen Erfolges auf dem Schlachtfelde erfolgte so gut wie gar nicht. Die Belagerung des von den Österreichern besetzten Breslau fesselte die Hauptmacht des preußischen Heeres an diesen Platz. Es berührt fremdartig, daß der Rückzug der Österreicher fast ganz ungestört zuerst nach Süden bis Bohrau, dann im Bogen nach Westen über Schweidnitz und Landeshut nach Böhmen stattfinden konnte. Auch der mit einer geringeren Anzahl Truppen nachgesandte große Reiterführer Zieten konnte dem zurückgehenden Feinde nichts Wesentliches anhaben und die Verfolgung erlahmte trotz wiederholter Mahnungen des Königs schon nach wenigen Tagen infolge Ermüdung der Truppen.

Der Grundgedanke der Kriegführung, dem wir später begegnen werden, daß die Flankierung besonders auszunutzen ist, um die allgemeine Lage zu verbessern und durchschlagende Erfolge für den Verlauf des Feldzuges zu erzielen, war im Zeitalter der Lineartaktik, selbst bei einem Feldherrn wie Friedrich dem Großen, noch nicht zum Durchbruch gelangt.

Jena und Auerstedt.

In noch nicht fünfzig Jahren nach dem Siege bei Leuthen, zwanzig Jahre nach dem Tode des großen Preußenkönigs, hatte die Kriegführung eine durchschlagende Umwandlung erfahren. Getrennte, zu selbständiger Tätigkeit ausgerüstete Heereskörper in bedeutend angewachsener Zahl strebten nach Vereinigung zum Siege auf dem Schlachtfelde. Der Gedanke der Flankierung hatte eine wesentlich veränderte Gestalt angenommen. Seine Anwendung unter der genialen Leitung des Emporkömmlings der französischen Revolution führte wieder zu einem großen Erfolge bei Jena und Auerstedt. Skizze 47.

Die französische Armee, welche Napoleon im Herbst 1806 versammelte, bestand aus der Garde, sieben Armeekorps und, einschließlich der Garde-Kavallerie, aus sieben größeren Kavalleriekörpern; zusammen rund 160 000 Mann, die der Kaiser auf 200 000 Mann angab. Sie befand sich vor Beginn der Feindseligkeiten am oberen Main in dem Raum zwischen Amberg und Würzburg. Napoleon nahm zuerst an, daß das vereinigte preußisch-sächsische Heer sich verteidigungsweise hinter der Elbe verhalten würde. Er hatte von Anfang an den Plan, seine bedeutenden Massen auf dem rechten Flügel zusammenzuschieben und sich mit vereinigter Kraft gegen linken Flügel und Flanke des Gegners zu wenden. Der Vormarsch erfolgte Anfang Oktober auf den drei Straßen über Bayreuth—Hof—Plauen, Lichtenfels—Schleiz und

Coburg—Saalfeld. Widersprechende Nachrichten und mangelhafte Meldungen der unter Murat vorgeschobenen Kavallerie ließen den Kaiser längere Zeit im ungewissen über das Verhalten des Gegners. Am 10. Oktober vermutete er ihn im Vormarsch von der Elbe über den Thüringer Wald, rechnete mit einer Versammlung der in Bewegung gesetzten eignen Kräfte bei Gera und wollte vor dem Feinde in Dresden sein. Diese Vermutung bestätigte sich am 11. Oktober nicht. Die Ungewißheit blieb trotz des Gefechts des linken Flügelkorps (Lannes) bei Saalfeld am 10. Oktober bestehen. Der Kaiser hielt an seinem Plan fest, den Gegner unter allen Umständen von der oberen Elbe abzuschneiden. Am 13. Oktober hatte er die Überzeugung gewonnen, daß sich der Feind ihm zur Schlacht stellen würde, und wollte, wenn dieser sich bei Erfurt befände, über Weimar gegen ihn vorgehen. Nachdem Napoleon auch noch ein Vorgehen des Feindes gegen den Marschall Lannes, sowie andererseits seinen Rückzug nach Magdeburg in Erwägung gezogen hatte, begab er sich an diesem Tage selbst nach Jena, wo Lannes (5. Korps) sich am Nachmittage in den Besitz des dicht bei Jena auf dem linken Saale-Ufer gelegenen Landgrafen-Bergs gesetzt hatte, während Augereau (7. Korps) sich südlich Jena auf dem linken Saale-Ufer befand. Nach der Meldung des Marschall Lannes sollten 30 000 Mann feindlicher Truppen zwischen Jena und Weimar stehen. Sofort befahl Napoleon, daß die Garde, 4. Korps (Soult) und 6. Korps (Ney) auf Jena marschieren, 3. Korps (Davout) und 1. Korps (Bernadotte), wenn dort ein Kampf entstände, gegen die linke Flanke des Feindes rücken sollten. Murat war angewiesen, sich mit Bernadotte auf Dornburg zu wenden.

Von der verbündeten preußisch-sächsischen Armee befanden sich am 8. Oktober:

die Hauptarmee (Herzog von Braunschweig), etwa 58 000 Mann, um Gotha,

die Armee des Fürsten Hohenlohe, 46 000 Mann einschließlich der Sachsen, bei Blankenhain, die Sachsen bei Roda,

22 000 Mann unter Rüchel bei Eisenach;

zusammen 128 000 Mann, von denen Vortruppen über den Thüringer Wald vorgeschoben waren.

Um sich dem ihre Verbindungen bedrohenden Vormarsch der französischen Armee zu entziehen, wollten die verbündeten Heere mit der Hauptmacht über die Unstrut bei Freyburg zurückgehen, unter Deckung dieses Abmarsches durch die Heeresabteilung des Fürsten Hohenlohe auf der Hochfläche zwischen Saale und Ilm. Rüchel sollte bei Weimar einen Rückhalt für Hohenlohe bilden; beinahe die Hälfte seines Korps befand sich jenseits des Thüringer Waldes.

Am 13. Oktober Abends standen:

die Hauptmacht (Herzog von Braunschweig), noch 50 000 Mann, bei Auerstedt,

Hohenlohe, noch 38 000 Mann, westlich Jena,

Rüchel, 15 000 Mann, bei Weimar.

Von der französischen Armee standen am 13. Oktober Abends bzw. Nachts:
auf dem linken Flügel:
5. Korps (Lannes) auf dem Landgrafen-Berg bei Jena, der Armeeabteilung Hohenlohe unmittelbar gegenüber,
7. Korps (Augereau) bei Jena auf linkem Saale-Ufer,
Garde und der Anfang des 4. Korps (Soult) bei Jena, Rest des letzteren Korps bei Kloster-Lausnitz,
6. Korps (Ney) und drei schwere Kavallerie-Divisionen bei Roda;
auf dem rechten Flügel:
3. Korps (Davout) bei Naumburg,
1. Korps (Bernadotte) dahinter,
Murat mit der leichten Kavallerie bei Naumburg, Camburg und Dornburg.

Der Zusammenstoß am 14. Oktober erfolgte auf zwei getrennten Schlachtfeldern bei Jena und bei Auerstedt.

Bei Jena gelang es dem Kaiser seine erst nach und nach auf dem Schlachtfelde eintreffenden Kräfte auf den Höhen des linken Saale-Ufers zu eng vereinigtem Stoß gegen die ohne Leitung und Zusammenhang unentschlossen und in veralteter Kampfweise unter Hohenlohe in den Kampf tretenden Preußen und Sachsen zu führen und diese entscheidend zu schlagen. Auch die von Weimar über Capellendorf zur Unterstützung Hohenlohes vorrückende Abteilung Rüchels wurde schnell in den Rückzug verwickelt, der unter großen Verlusten und völliger Auflösung über Weimar und die Ilm in Richtung auf Erfurt und Buttelstedt stattfand. Die Franzosen folgten im wesentlichen nicht über Weimar und die Ilm hinaus.

Auf die im Abmarsch von Auerstedt nach Freyburg befindliche preußische Hauptarmee stieß das von Naumburg auf Kösen vorgehende französische 3. Korps (Davout), welches im Verein mit dem 1. Korps (Bernadotte) vom Kaiser dazu bestimmt war, gegen linke Flanke und Rücken der bei Jena den französischen Hauptkräften gegenüberstehenden feindlichen Truppen zu wirken. Napoleon glaubte, bei Jena die gesamte feindliche Streitmacht sich gegenüber zu haben und erfuhr erst am 15. Oktober, welcher Gefahr sein rechter Flügel ausgesetzt gewesen war. Davouts ebenfalls erst allmählich in den Kampf tretende Kräfte wurden bei Hassenhausen durch zwei preußische Divisionen stark bedrängt. Dieselben Gründe wie bei Jena verhinderten hier den Sieg der Preußen und verkehrten ihn in eine ähnlich entscheidende Niederlage, welche weder die nach Hassenhausen heranrückende 3. Division noch die südlich Eckartsberga zurückgehaltenen starken Reserven verhindern konnten. Die zahlreiche Kavallerie war völlig verzettelt und versagte mit einigen Ausnahmen hier ebenso wie auf dem Schlachtfelde bei Jena.

Der Rückzug der preußischen Hauptarmee ging über Auerstedt, wo der gegenüber befindliche Feind seine Verfolgung einstellte, auf Weimar. Da sich jedoch das

französische 1. Korps (Bernadotte) bei Apolda befand, wohin der Marschall mit einem Teil der Kavallerie-Reserve über Dornburg vorgerückt war, ohne in eine der beiden Schlachten einzugreifen, wandten sich die zurückgehenden Preußen nach Buttelstedt. Sie stießen daselbst mit Teilen der dorthin im Rückzug befindlichen Hohenloheschen Heeresabteilung zusammen. Die Nacht brachte auch hier Verwirrung und Auflösung.

Die Trümmer des preußisch-sächsischen Heeres nahmen die Richtung nach Norden durch den Harz. Größere Teile waren nach Erfurt geflüchtet. Napoleon war sich nach der Schlacht bei Jena weder über die Größe seines Erfolges klar, noch über die hauptsächliche Richtung des Rückzuges des Gegners. Murat verfolgte am 15. Oktober über Erfurt. Dann aber, als der Kaiser die Lage übersah, nutzte er deren Gunst in beispiellos tatkräftiger und rücksichtsloser Weise aus. Er folgte auf den offen liegenden Verbindungslinien und ließ die Reste des geschlagenen Heeres nicht zur Ruhe kommen, bis sie bei Prenzlau und Lübeck die Waffen streckten.

Im Gegensatz zu Leuthen liegt die Wirkung der Flankierung bei Jena und Auerstedt hauptsächlich auf dem sogenannten strategischen Gebiet. Durch den leitenden Gedanken des Kaisers und die Anordnung der Bewegung seiner Heereskörper wird eine für den Gegner in hohem Grade ungünstige Lage geschaffen. Trotz einer bis zuletzt andauernden Unsicherheit über die Verhältnisse beim Feinde erreicht Napoleon, daß dieser sich der von Anfang an geplanten Umzingelung nicht durch den beabsichtigten Abmarsch entziehen kann. Die Schlacht muß statt mit der natürlichen Front nach Westen oder Südwesten mit einer solchen gegen Osten angenommen werden. Ein notwendig werdender Rückzug mußte völlig von den natürlichen Verbindungen abführen. Nur ein entscheidender Sieg vermochte aus dieser Zwangslage Befreiung zu verschaffen und zu diesem fehlten gegenüber dem an Zahl stärkeren Meister des Krieges alle Vorbedingungen. Ganz abgesehen davon, daß auch die Truppen trotz Tapferkeit und Todesmut in vielen Beziehungen auf dem Schlachtfelde versagten.

Die Kriegführung hatte sich seit Leuthen wesentlich verändert. Fast das Dreifache an Zahl wie seinerzeit die Österreicher setzte Napoleon zum Angriff gegen den erheblich schwächeren Gegner in Bewegung. Nicht in sicherer Kenntnis der feindlichen Aufstellung konnte er seine Schar geschlossen durch Kommandowort auf den entscheidenden Punkt führen. Unsicher und tastend muß er den Vormarsch so einrichten, daß er verschiedenen Möglichkeiten gerecht werden kann. Mit dem Scharfblick des erfahrenen Feldherrn den richtigen Augenblick erkennend, bringt er schnell und mit rücksichtsloser Tatkraft seine einzelnen Teile zur Vereinigung, um den Gegner niederzuwerfen. Die Kunst des Krieges ist eine hohe Stufe hinaufgestiegen. Kein Wunder, daß die über die Zeit Friedrichs des Großen nicht hinausgekommenen Preußen so gänzlich unterliegen mußten. Der Gedanke der Flankierung, den der große Preußenkönig am Morgen des Schlachttages fassen und nach dem gewonnenen Augenschein gegen eine

in ihrer Schwäche kenntliche schmale Flanke ausführen konnte, mußte in Napoleon wochenlang vorher auf das Ungewisse hin entstehen und allen Wechseln der Lage gegenüber festgehalten werden. Kurz vor der Entscheidung werden Davout, Bernadotte und Murat darauf angesetzt, der bei Jena angenommenen Streitmacht des Gegners in die linke Flanke und den Rücken zu gehen und sie dann gänzlich von ihren Verbindungen abzuschneiden. Wie diese Absicht auszuführen war, blieb ungewiß und mußte sich nach der Lage richten, die vorgefunden wurde.

Die Annahme des Kaisers war völlig unrichtig. Er hätte, wenn er in der Lage gewesen wäre, die Verhältnisse klar zu übersehen, in folgerichtiger Durchführung seines Gedankens, aus der beabsichtigten Vereinigung bei Gera die Hauptmasse auf Naumburg—Dornburg, den kleineren Teil auf Jena marschieren lassen müssen. Daß er trotzdem einen so entscheidenden Sieg errang, lag am Gegner. Wenn auch in Berücksichtigung aller bestimmenden Tatsachen wenig Aussichten vorlagen, daß dieser die Lage ganz zu seinen Gunsten wenden konnte, so vermochte er sich doch durch einen sehr im Bereich der Wahrscheinlichkeit liegenden Erfolg bei Hassenhausen mit dem größten Teil seiner Kräfte der drohenden Umklammerung zu entziehen. Die Heeresabteilung des Fürsten Hohenlohe aber war wohl imstande, ihrer Aufgabe, der Deckung des Abzuges der Hauptarmee zu entsprechen und eine Niederlage zu vermeiden. Umsomehr, wenn Rüchel ihr rechtzeitig zu Hilfe kam.

Nachdem die Gunst des Schicksals trotz des Irrtums des Kaisers der Franzosen dessen Plan — die kräftige Einwirkung auf die linke Flanke des Gegners — in vollem Maße hatte zur Durchführung kommen lassen, mußten die Folgen des Sieges großartige sein, wenn sie tatkräftig ausgenutzt wurden. Und das geschah. Napoleon rückte entschlossen und rasch auf der offenen Straße nach Berlin vor. Die Trümmer des preußischen Heeres mußten, nachdem die Sachsen ausgeschieden waren, noch ehe sie die Oder erreicht hatten, die Waffen strecken. Ein beispielloser Erfolg des kaiserlichen Gedankens.

Auf dem Schlachtfelde bei Jena selbst kamen flankierende Bestrebungen nicht zur Geltung. Der Kaiser verwandte seine ganze Sorge darauf, sein Heer, von dem noch namhafte Teile zurück waren, unter Überwindung der schwierigen Geländeverhältnisse auf der Hochfläche des linken Saale-Ufers bei Jena zu versammeln. Nachdem dies gelungen, ohne von den Preußen und Sachsen verhindert oder gestört zu werden, führte er nach kräftiger Artilleriewirkung einen seiner Schlachtstöße aus, mit denen er den feindlichen Widerstand so oft erfolgreich niederwarf. Die flankierende Wirkung auf dem Schlachtfelde hat er wenig ausgenutzt. Das Kampfmittel des Schlachtenkaisers auf dem Schlachtfelde war Massenfeuer und Massenstoß zum Durchbruch bei musterhafter Verwendung der sorgfältig zurückgehaltenen Kräfte. Seine riesenhafte Persönlichkeit gelangte schließlich zu der Übertreibung der Massenverwendung der colonne de Wagram und des Sturms der Schanzen von Borodino durch Kavalleriemassen.

Eine Verwendung des 7. Korps (Augereau) gegen die rechte Flanke der Sachsen an der Straße Jena—Weimar lag nahe. Sie hätte indessen nur durch weites Ausholen in sehr schwierigem Gelände geschehen können. Der Kaiser zog, unter diesen Verhältnissen wohl mit Recht, die enge Vereinigung seiner Massen zum Stoße vor. Auch auf dem rechten Flügel der Franzosen, beim 4. Korps, ist an Flankierung nicht gedacht worden. Es scheint froh gewesen zu sein, auf dem bekannten, durch einen dazu gezwungenen Geistlichen gewiesenen Wege durch das Rau-Tal auf die Hochfläche gelangt zu sein.

Der veränderten Kriegführung, die er in so großartiger Weise beherrschte und seiner Gewaltnatur entsprechend, suchte Napoleon die Vorteile der Flankierung in den Anordnungen zur Schlacht und begünstigte auf dem Schlachtfelde selbst den Durchbruch. Die Gegner der Bevorzugung der flankierenden Bewegungen haben sich auf ihn berufen. Wie dieses Beispiel zeigt, mit Unrecht. Denn die Verwendung der Korps von Davout und Bernadotte mit der Reiterei Murats waren als eine mächtige Flankierung auf dem Schlachtfelde gedacht, deren Wirksamkeit von großer Bedeutung gewesen wäre, wenn nicht einer der so häufigen Wechselfälle im Kriege, zu denen hier auch der eigentümliche gänzliche Ausfall Bernadottes gehörte, sie gelähmt hätte. Was aber ein Napoleon bei der Feuerwirkung seiner Zeit im Durchbruch wagen konnte, würde unter den veränderten Verhältnissen der Gegenwart in dieser Weise nicht mehr ausführbar sein.

Gravelotte-St. Privat.

Skizze 48. Der Leiter der Bewegungen der unter dem Oberbefehl König Wilhelms in das Feld rückenden deutschen Heere, sein bewährter Chef des Generalstabes, General v. Moltke, folgte den Spuren des großen Schlachtenlenkers, der Preußen bei Jena besiegt hatte. Er brachte uns die Vergeltung.

Die Kriegführung hatte in dem seit den Napoleonischen Kriegen verflossenen halben Jahrhundert wiederum eine wesentliche Veränderung erfahren. Das aufs neue eingetretene Anwachsen der Massen, welche ins Feld gestellt wurden, bedingte eine Einteilung der in Bewegung gesetzten Gesamtkräfte in verschiedene Armeen, welche, wie früher die Korps, zu gemeinsamem Ziel zu leiten waren. Die namhafte Verbesserung der Feuerwaffen erschwerte den Durchbruch in erheblicher Weise. Die Schwierigkeiten der Kriegführung waren sowohl hinsichtlich der Leitung der Bewegungen wie der Durchführung des Kampfes bedeutend größere geworden. Um ihrer Herr zu werden, trat für jeden aufmerksamen und einsichtigen Beobachter der Kriegsereignisse der Gedanke der Flankierung vor und in der Schlacht mit zwingender Gewalt in den Vordergrund. In hohem Grade für einen Meister auf dem Gebiete der Kriegführung, wie er in der Persönlichkeit Moltkes in die Erscheinung trat. Der

Gedanke war bei Königgrätz zur Anwendung gekommen, er führte in vollendetster Durchführung bei Sedan zu nicht geahntem Erfolge. Er beherrschte in hervorragendem Maße auch die Bewegungen und Kämpfe, welche in der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat am 18. August 1870 ihren Abschluß fanden.

Von Anfang an durchwehte den Kriegsplan des Generalstabschefs der vereinigten deutschen Heere im Jahre 1870 die Absicht, den Gegner nach Norden abzudrängen, um ihn von seinen Verbindungen mit der Hauptstadt abzuschneiden. Nicht als unmittelbar zu erreichendes Ziel, sondern als leitender Gedanke, der festgehalten und dann verwirklicht werden sollte, sobald sich die günstige Gelegenheit zur Ausführung bot; im Sinne von Moltkes Ausspruch, der die Strategie als ein System von Aushilfen bezeichnet.

Sowie die Grenzschlachten am 6. August 1870 geschlagen sind und einige Klarheit über die Bewegungen der vor der deutschen Ersten und Zweiten Armee von der Saar in Richtung auf Metz zurückgehenden Hauptkräfte des Gegners erlangt ist,*) tritt die Einleitung einer südlichen Umgehung durch die Zweite Armee in den Vordergrund.

Aus der auf Skizze 48 angegebenen Aufstellung am 11. August wurden, trotzdem zuerst noch auf eine Vereinigung der feindlichen Kräfte an der französischen Nied, dann auf ein Vorgehen des unter dem Schutz von Metz zurückgegangenen Feindes auf dem rechten Mosel-Ufer Rücksicht zu nehmen war, die Hauptkräfte der Zweiten Armee auf die Mosel-Übergänge südlich Metz von Pont à Mousson bis Marbache angesetzt, deren sie sich nach den Weisungen des Großen Hauptquartiers schon am 13. August zu versichern hatten. Die Aufstellung der deutschen Ersten und Zweiten Armee war daher am 14. August eine derartige, daß die Erste Armee an der französischen Nied gegen die feindlichen Kräfte bei Metz deckte, und ein Teil der Zweiten Arme zu ihrer Unterstützung bereit gehalten wurde, drei Korps der letzteren aber schon die Mosel-Übergänge erreicht hatten und Kavallerie, den Weisungen der obersten Heeresleitung entsprechend, gegen die feindliche Rückzugslinie Metz—Verdun in Bewegung gesetzt war. Die Dritte Armee hatte noch weiter südlich die Richtung auf Nancy—Luneville erhalten.

Die noch nicht geklärte Lage veranlaßte die deutsche Heeresleitung, auch für den 15. August von dem in Aussicht genommenen Linksabmarsch der Ersten Armee zum Anschluß an die Bewegungen der Zweiten Armee noch Abstand zu nehmen und ebenso die zur Unterstützung der ersteren bestimmten Teile der Zweiten Armee, an die das weiter zurück befindliche II. Armeekorps herangezogen werden sollte, auf dem rechten Mosel-Ufer zu belassen. Der Gedanke des Vorgehens gegen die Verbindungsstraßen

*) Die deutsche Dritte Armee folgte der bei Wörth geschlagenen Armee Mac Mahons, welche sich ihrer Fühlung entzogen hatte, über Saarunion—Dieuze und südlich.

des Feindes wird aber festgehalten und die Zweite Armee angewiesen, „hierzu alle am linken Mosel-Ufer verfügbare Kavallerie zu bestimmen und diese in der Richtung auf Gorze und Thiaucourt durch diejenigen Korps zu unterstützen, welche zuerst die Mosel überschreiten."

Die Schlacht bei Colombey am 14. August, welche aus dem Angriff der Vortruppen der Ersten Armee auf die aus ihren Stellungen östlich Metz über die Mosel abziehenden und infolge des Angriffs zum großen Teil umkehrenden Franzosen entstand, klärte die Lage. Am 15. August war zu übersehen, daß die französische Hauptarmee von Metz über die Mosel zurückgegangen war. Die Absichten der deutschen Heeresleitung, gegen die feindlichen Rückzugslinien zu wirken, wurden nunmehr durch Anordnungen vom 15. August Abends in vollem Maße in Gang gesetzt.

Die am 15. August zwischen Kurzel und Chesny stehende Erste Armee sollte unter Belassung eines Korps zur Beobachtung von Metz am 16. in die Linie Arry—Pommerieux rücken. Die Zweite Armee wurde angewiesen, „die Früchte des Kampfes bei Colombey durch ein kräftiges Vorgehen mit allen verfügbaren Mitteln gegen die von Metz nach Fresnes und Etain führenden Rückzugsstraßen des Feindes zu ernten." Diesen Weisungen hatte sie aus ihrer am 15. August erlangten Aufstellung zu entsprechen. Sie befand sich an diesem Tage mit den Korps der ersten Linie auf dem linken Mosel-Ufer südlich Metz (III. bei Corny—Pagny, X. Thiaucourt—Pont à Mousson, Garde Dieulouard und westlich, IV. Marbache und östlich). Von den Korps der zweiten Linie hatte IX. und XII. die Seille bei Pommerieux und Nomeny, II. Han a. d. Nied erreicht. Die 5. Kavallerie-Division stand westlich Metz auf der Rückzugsstraße des Feindes, die 6. Kavallerie-Division noch auf dem rechten Mosel-Ufer südlich Metz.

Den weit ausschauenden Weisungen der deutschen obersten Heeresleitung entsprach der Vormarsch der Zweiten Armee am 16. August nur in geringem Maße, da das Oberkommando der Ansicht war, die französische Armee befände sich schon in vollem Rückzuge nach der Maas und die am 14. August mit der Ersten Armee ins Gefecht getretenen Kräfte wären nur die letzten, den Rückzug deckenden Teile gewesen. Nur das auf Vionville und Mars la Tour in Marsch gesetzte III. Armeekorps und das nach St. Hilaire bestimmte X. Armeekorps, sowie die 5. und 6. Kavallerie-Division hatten die Richtung auf die feindliche Rückzugsstraße Metz—Verdun erhalten. Die übrigen Kräfte waren in breiter Front gegen die Maas in Bewegung gesetzt worden, um diese demnächst zu überschreiten. Da sich der Abmarsch der Armee des Marschall Bazaine verzögert hatte, und diese am 16. August früh noch zwischen Rezonville und Metz stand, führte der Vormarsch des III. Armeekorps am 16. August zu einem Zusammenstoß, der sich zur Schlacht bei Mars la Tour gestaltete. Außer dem III. wurden das X. Armeekorps, die 5. und 6. Kavallerie-Division, sowie Teile des heranmarschierenden IX. und des am Anfange der Ersten Arme befindlichen

VIII. Armeekorps in diese Schlacht verwickelt. Wie bekannt, wurde durch den Kampf am 16. August die ganze französische Arme zur Entwickelung gebracht und festgehalten, ohne daß es ihr gelang, die bedeutend geringeren deutschen Kräfte zurückzuwerfen. Statt der beabsichtigten Fortsetzung des Rückmarsches am 16. August trat die Armee Bazaines, wie es hieß, aus Rücksichten auf Verpflegung und Munitionsersatz am 17. August den Rückmarsch auf Metz an, wo sie eine Schlachtstellung zwischen St. Privat und Moulins, unmittelbar westlich der Festung einnahm.

Die Absichten der obersten deutschen Heeresleitung waren trotz der geringen Zahl der im Sinne ihrer Weisungen verwandten Kräfte infolge der Einsicht der Unterführer, der Ausdauer der Truppen und der mangelhaften Übersicht und Anordnungen beim Feinde in ausgiebigster Weise erfüllt worden. Der errungenen Gunst der Lage wurde sofort Rechnung getragen, indem im Laufe des 17. August die Erste und Zweite deutsche Armee zwischen Ars a. d. Mosel und Hannonville vereinigt wurden. Das vom General v. Moltke sofort beabsichtigte Vorgehen gegen den zurückgehenden Feind wurde aus Gründen der Erschöpfung der am Kampf des vorhergehenden Tages beteiligten Truppen und der erst in der Mittagsstunde zu erzielenden vollständigen Versammlung der heranzuführenden Kräfte auf den nächsten Tag verschoben.

An diesem (18. August) erfolgte dann die denkwürdige Hauptentscheidung, durch welche das Heer Bazaines in die Festung Metz geworfen und dort eingeschlossen wurde. Infolge des Stillstandes am 17. August war die Fühlung mit dem Feinde verloren gegangen. Die Lage am 18. August war daher wenig geklärt und wurde durch die Annahme der Möglichkeit eines trotz der Ereignisse des 16. und 17. August doch noch unternommenen Abmarsches der Franzosen nach Westen beherrscht. Die oberste Leitung der deutschen Bewegungen hielt indessen trotz allem an der Durchführung des von Anfang an maßgebenden Gedankens fest, der nunmehr durch die Schlachtentscheidung seinen Abschluß finden sollte. Moltke wollte, nachdem um Mittag das Standhalten der französischen Armee westlich Metz festgestellt war, durch Umfassung beider Flügel einen durchschlagenden Erfolg erzielen, der einer Vernichtung gleichgekommen wäre. Die Gestaltung der Lage auf dem französischen linken Flügel ließ hier eine Umfassung im weiteren Sinne nicht zur Geltung kommen. Auf dem französischen rechten Flügel erfolgte eine solche, wenn auch spät und nicht mit der vollen Wucht, wie sie notwendig gewesen wäre. Eine weitere Verfolgung war durch das Entweichen des feindlichen Heeres nach Metz ausgeschlossen. Aber der Erfolg wurde ein großartiger, als Ende Oktober das ganze eingeschlossene Heer die Waffen streckte.

Die Heeresbewegungen der Deutschen im August 1870, die zu dem Erfolge bei Metz führten, tragen dasselbe Kennzeichen, wie die von Napoleon I. für den Zusammenstoß bei Jena geplanten: Umgehung im großen Stil und Abschneiden von den Verbindungslinien. Die bedeutend größeren Massen aber, die hier in Bewegung

gesetzt wurden — auf deutscher Seite im ganzen gegen 500 000 Mann — erforderten noch weiter ausschauende Voraussicht und weiter ausholende Bewegungen, um das zu erstrebende Ziel zu erreichen. Nicht die gesamten Kräfte gelangten zur Teilnahme an der Hauptentscheidung, da die der deutschen Dritten Armee gegenüber stehenden feindlichen Heeresteile sich durch schleunige Flucht und Beförderung mit der Eisenbahn ihrer Einwirkung entzogen hatten. Die Dritte Armee konnte daher bei der großartigen Umgehung, welche die oberste deutsche Heeresleitung ins Werk setzte, nicht so mitwirken, wie es anfangs durch ihr Ansetzen zu südlichster Ausholung beabsichtigt war. Es wird eben, je größer die Heeresmassen sind, desto schwerer werden, alle Kräfte auf ein gemeinsames Ziel zu vereinigen. Größere Abzweigungen und gesonderte Kriegsschauplätze werden vielfach nicht zu vermeiden sein. Mit der Ersten und Zweiten deutschen Armee, die am 18. August auf dem Schlachtfelde gegen 220 000 Mann stark waren, wurde ein einheitliches Zusammenwirken erreicht. Die Deutschen waren nur noch in einem nicht ausschlaggebenden Maße die Stärkeren. Die Leitung hatte trotzdem niemals die Absicht außer Auge gelassen, durch die Umgehung und das Abschneiden von den Verbindungslinien so günstige Bedingungen für den Kampf zu schaffen, daß eine Vernichtung der in Betracht kommenden feindlichen Streitkräfte, ein entscheidender Schritt zur Beendigung des Feldzuges in Aussicht genommen werden konnte. Die Lage, welche deutscherseits für den Zusammenstoß am 18. August herbeigeführt wurde, war ähnlich der bei Jena, nur noch günstiger. Der Feind mußte sich mit völlig verkehrter Front schlagen. Die Nähe der Festung war ein zweischneidiges Schwert. Diese Gunst der Lage war wie bei Jena erzielt worden durch die von langer Hand vorbereiteten, geschickt den Wechselfällen des Krieges angepaßten umgehenden Bewegungen und die ebenso schnelle als tatkräftige Vereinigung der überwiegenden Mehrzahl der verfügbaren Kräfte zur Entscheidung. Bei dieser selbst machte sich die starke feindliche Stellung geltend, die trotz der erstrebten doppelten Umfassung schwer zu überwinden war. Abgesehen von den niemals ausbleibenden Hindernissen, die sich den Absichten der obersten Leitung durch Verkennen der Lage und Versagen der unteren Führung entgegenstellten, trat in der Schlacht am 18. August 1870, in der das Kriegsglück die Deutschen nicht annähernd so begünstigte, wie dies den Franzosen bei Jena und Auerstedt zuteil wurde, der Umstand deutlich zu Tage, daß der frontale Kampf in höherem Maße wie sonst einer kräftigen Unterstützung durch Einwirkung auf die Flanke bedürfe. Die Unternehmungen gegen die linke französische Flanke versagten ganz. Auf dem französischen rechten Flügel gelang es dem dort befehligenden Führer Gegenmaßregeln zu treffen, welche, obwohl nicht sehr nachhaltig, neben andern maßgebenden Umständen die beabsichtigte Flankierung des deutschen linken Flügels erst spät zur Wirkung kommen ließen. Das nachträgliche Studium der Schlacht führte zu dem Ergebnis, daß auf diesem Flügel zum Zweck der Flankierung und Umgehung der starken Stellung

größere Massen, unter Heranziehung der zurückgehaltenen Kräfte, frühzeitiger und weiter ausholend in Bewegung zu setzen und zur Verwendung zu bringen waren, um einen sichern und entscheidenden Erfolg besser zu verbürgen. Der Lage entsprechend, war die Verfolgung schwach. Weiterhin setzte ihr die Aufnahme des geschlagenen Heeres durch die Festung Metz die Grenze, wodurch die Ausbeutung des Sieges zwar vertagt, aber in späterer Zeit verstärkt wurde.

In der Folge wird aller Wahrscheinlichkeit nach in noch erweitertem Maße von allen Maßregeln Gebrauch zu machen sein, welche die Bedingungen des Kampfes zu erleichtern imstande sind. Denn die Neigung und die Mittel des sich schwächer fühlenden Teiles, in starken, befestigten Stellungen die wiederum gewachsene Feuerwirkung auszunutzen, muß dazu führen, den Schwierigkeiten des frontalen Kampfes durch das Mittel der Flankierung und Umfassung zu begegnen. Dazu gehören sowohl die Maßnahmen auf dem Schlachtfelde als auch die vorbereitenden Bewegungen zur Aufnahme des Kampfes unter günstigen Vorbedingungen. Diesen Bestrebungen steht der Umstand hindernd gegenüber, daß das ins Ungeheure gehende Anwachsen der Heere deren Leitung erheblich erschwert. Es ist nicht leicht, sich von der Verwendung der jetzt ins Feld tretenden Massen großer Kulturstaaten ein Bild zu machen. Ich habe in einem demnächst erscheinenden Buche den Versuch gemacht, an einem frei erfundenen Beispiel die voraussichtlich einzuschlagende Art der großen Kriegführung der Jetztzeit klar zu legen. Meine daraus entstandene Beurteilung läßt sich in folgendem zusammenfassen:

Wenn Massen von einer Million Streiter und darüber zu Beginn kriegerischer Verwickelungen in enger Versammlung nahe gegenüber stehen, so erscheint die Aussicht wirksamer, weit ausholender Bewegungen gering. Nicht immer, vielleicht sogar nur selten, wird sich jedoch der Verlauf der Kriegshandlungen auf der uns geläufig gewordenen Grundlage aufbauen, daß die beiderseitigen, in ganzer Ausdehnung unmittelbar gegenüber befindlichen Heeresmassen gleichzeitig aufeinander losgehen. Die Lage kann auf verschiedene Weise erheblich verschoben werden. Es können Rücksichten für eine andere Gruppierung der Versammlung maßgebend werden, die dem einen Teil örtliche oder zeitliche Zurückhaltung auferlegen, dem andern mehr oder minder bedeutende Verschiebungen gestatten. Oder eine solche Veränderung der Grundlage wird nach den ersten Zusammenstößen der gegeneinander vormarschierenden Heeresmassen entstehen. Auch kann schon die notwendige Teilung der riesigen Gesamtkräfte in eine, gegen früher gestiegene Anzahl großer Heereskörper und deren Gruppierung auf den ausgedehnten Kriegsschauplätzen verschiedenen Armeen in vielen Fällen einen für ausholende Bewegungen wirksam auszunutzenden Spielraum gestatten. Und dieser Spielraum wird, ähnlich wie es 1870 geschah, im weiteren Verlauf des Feldzuges

wachsen. So werden voraussichtlich auch weiterhin umgehende und umfassende Heeresbewegungen zur Anwendung gelangen.

Soll die Gesamtmasse des aufzubietenden Heeres oder doch dessen Hauptkraft zu einheitlicher Verwendung im Sinne der Umgehung oder Flankierung geführt werden, so erscheint auch dies jetzt zwar schwer, aber nicht undenkbar. Es muß jedoch der nötige bedeutende Raum in Breite und Tiefe für solche Bewegungen vorhanden sein und die von der obersten Leitung zu treffenden Maßnahmen müssen das richtige Ineinandergreifen der zahlreicheren einzelnen großen Heeresteile verbürgen. Diesen wieder muß eine weitgehende Selbständigkeit gewährt werden, die sie im Sinne des Zusammenwirkens auf das einheitliche Ziel zu verwenden haben. In der bei den vorstehend behandelten Beispielen der Flankierung zu beobachtenden gradweisen Ausdehnung und Zusammensetzung der Bewegungen und damit in der Zunahme der Schwierigkeiten bei deren Leitung wird ein erheblicher Schritt weiter zu erwarten sein. Ob und wie Gelegenheit zur Ausführung einer so großartigen und einheitlichen Flankierung möglich sein wird, steht dahin. Nach wie vor — und nötiger wie früher — wird anzustreben sein, die Gesamtlage günstiger zu gestalten, als dies durch das frontale Gegeneinanderführen der Massen möglich ist, um entscheidende Erfolge zu erzielen und zu verhindern, daß die gewaltigen kriegerischen Anstrengungen mit all ihren bedenklichen Folgeerscheinungen in die Länge gezogen werden. Ob der Stärkere oder der Schwächere derartige Bewegungen unternimmt, scheint gleichgültig, wenn es auch selbstverständlich dem Stärkeren leichter fallen wird.

Aus einer günstigen Gesamtlage werden sich flankierende und umfassende Bewegungen auf dem Schlachtfelde naturgemäß leichter entwickeln, als bei frontalem Anmarsch; insbesondere wenn die Maßnahmen auf dem taktischen Gebiet in derselben Richtung erfolgen, wie die auf dem strategischen. Aber auch wenn die Lage sich nicht so günstig gestalten sollte, werden jetzt auf dem Schlachtfelde Flankierungen und Umgehungen in so ausgedehntem und kräftigem Maße als möglich zur Anwendung zu bringen sein. Denn seit unseren letzten großen Kriegshandlungen sind, wie allgemein bekannt und oft genug erörtert worden ist, die Schwierigkeiten stetig gestiegen, die sich der Überwindung starker Stellungen entgegenstellen.

Die behandelten Beispiele aus der Kriegsgeschichte, wie die für die Jetztzeit zu ziehenden Folgerungen lassen kaum einen Zweifel darüber zu, wie notwendig der Gedanke der Umgehung, der Flankierung oder Umfassung für die Kriegführung geworden ist. Im Zeitalter der Lineartaktik manövrierte man vielfach den Gegner aus seinen Stellungen heraus und zwang ihn, sie auf diese Weise zu verlassen, bis Friedrich der Große die Umgehung und Flankierung zum Mittel des Schlachterfolges machte. Der französische Schlachtenkaiser führte seine wuchtigen Schläge auf dem Schlachtfelde auf Grund meisterhaft angelegter Bewegungen aus, die ihm Vorteile verschafften, welche er mit blitzartiger Schnelligkeit und äußerster Kraftanstrengung

auszunutzen wußte. Moltke schlug die gleichen Wege ein und erweiterte die Überlegenheit des größeren Geschicks der Heeresbewegungen, verbunden mit der Kraft der Durchführung. Die Jetztzeit wird auf diesem Wege noch weitergehen müssen.

J. Burkhard verlegt in seinem bekannten Werke „die Kultur der Renaissance" die Entstehung des „Krieges als Kunstwerk" in das von ihm behandelte Zeitalter. Wie ist seit der Kriegführung der Kondottieri, welche zuerst den rohen Kampf durch Wissen und Nachdenken zu einer Handlung der verbundenen Kräfte des Geistes und des Willens zu gestalten anfingen, das Handwerk des Krieges zu einem unendlich zusammengesetzten und ebenso schwer zu übersehenden, als zu handhabenden Kunstwerk geworden!

Dem Bestreben gegenüber, den Gegner in nachteilige Lagen zu versetzen, tritt andererseits überall dessen Absicht in den Bereich der Möglichkeit und zu Tage, dem Mißerfolg durch geeignete Gegenmaßregeln vorzubeugen. Umgehung und Flankierung sind keine Allheilmittel des Sieges, die es in der Kriegführung ebensowenig gibt, wie in der Heilkunde. Auf die richtige und geschickte Anwendung, auf die kräftige Durchführung des Mittels und seine Anpassung an die Lage kommt es an. Die Gegenmaßregeln sind mannigfaltiger Natur und richten sich nach der Art der vom Angreifer gewählten Bedrohung. Sie bestehen im wesentlichen sowohl auf dem Gebiet der Heeresbewegungen als auf dem Schlachtfelde in Veränderungen der Front und im Gegenstoß unter Heranziehung zurückgehaltener Kräfte.

Trotz der Wirksamkeit des Flankenangriffs sahen sich die Preußen am späteren Nachmittage bei Leuthen einer neu gebildeten österreichischen Stellung gegenüber, deren Überwindung nicht ohne Schwierigkeiten gelang und neue Maßregeln der Führung erforderte. Bei Jena und Auerstedt waren die Preußen wohl in der Lage, den gegen die linke Flanke herangeführten französischen Armeekorps nicht nur einen kräftigen Widerstand zu leisten, sondern auch angriffsweise gegen sie vorzugehen. Es lag durchaus nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, daß der Angriff des Kaisers abgeschlagen wurde. Auch in den Augusttagen 1870 konnte Bazaine den Vorstoß des schwachen rechten Flügels der deutschen Zweiten Armee gegen seine Flanke mit Nachdruck zurückweisen und im Anschluß an eine solche Lage den Erfolg der flankierenden Bewegung der Deutschen in Frage stellen. Auch ein Abweisen des deutschen Angriffs auf die französische Stellung am 18. August war wohl denkbar, wenn die zurückgehaltene Garde rechtzeitig und nachdrücklich gegen die Flankierung des XII. Armeekorps aufgetreten wäre.

Trotzdem wurde in allen diesen Fällen der Erfolg der flankierenden Bewegungen durch die getroffenen Gegenmaßregeln nicht in Frage gestellt. Die bei Leuthen in der Hast hergestellte neue Schlachtordnung bot nicht den erforderlichen Halt, um den wiederholten Angriffen und dem Nachdruck der siegreichen Kavallerie der Preußen zu widerstehen. Die preußisch-sächsischen Truppen auf der Hochfläche an der Saale vermochten sich nicht der eingeleiteten Umzingelung Napoleons zu entziehen. Ebensowenig

gelang es dem französischen Feldherrn im August 1870 die befreienden Maßregeln aus der auferlegten Zwangslage zu ergreifen.

Nicht die so oft als Schmälerung des Verdienstes des Siegers angeführten, als Glück und Zufall bezeichneten Begleiterscheinungen waren es, die bestimmend in die Wagschale fielen. Ebensowenig die größere Anzahl der Streiter. Sie war bei Leuthen auf der Seite der Besiegten, bei Gravelotte—St. Privat nicht nennenswert. Auch bei Jena kam sie erst allmählich und spät zur Geltung, während sie bei Auerstedt auf gegnerischer Seite vorhanden war. Die Überlegenheit der Führung und der Ausbildung der Truppen gab den angewandten wirksamen Mitteln, auch den wechselnden Lagen gegenüber, das Zwingende des Erfolges. Das Heer, welches sich dieser beiden hauptsächlichen Mittel des Gelingens sicher weiß, wird den Sieg auch in der Folge an seine Fahnen fesseln, seine Führer werden, jetzt mehr denn je, die Mittel der Flankierung mit Vorteil in Bewegung setzen können. Kriegerische Durchbildung und Arbeit auf dem Gebiete des Gedankens wie auf den Übungsfeldern der Truppen werden die Wege zu wirksamer Anwendung dieses in allen Zeiten bewährten Mittels ebnen.

Absichtlich sind bei den besprochenen Beispielen die flankierenden Heeresbewegungen, die zur Schlacht führen — strategische — und die umgehenden oder umfassenden Maßnahmen während der Schlacht — taktische — nicht streng auseinander gehalten worden. Sie gehören meiner Ansicht nach zusammen und sind nicht zu trennen. Die einen bereiten die andern vor. Erstere sind der Anfang, letztere das Ende ein und derselben Absicht und Handlung. Ihre scharfe Trennung entstammt aus früheren Zeiten der Kriegführung und wird gekennzeichnet durch den hämischen Ausspruch des Prinzen Heinrich, des erfolglosen Verkleinerers des großen Königs: „Mein Bruder versteht den Krieg nicht, er kann nur bataillieren." Vollends seitdem das Genie Napoleons der neueren Kriegführung die Wege gewiesen hat, ist der Schlachterfolg das letzte, durch die vorausgehenden Heeresbewegungen vorzubereitende und zu erstrebende Ziel. So sehen wir den Schlachtenkaiser die Umgehung und Umfassung von langer Hand her vorbereiten und später Moltke noch weiter auf diesem Wege fortschreiten.

Auf dem Gebiet der Operationen wie auf dem Schlachtfelde versagt die Umgehung oder Umfassung, wenn sie nicht aus genügender Tiefe angesetzt ist. Sie führt dann zu den im Eingange dieser Ausführungen erwähnten, bei den Friedensübungen so oft erkennbaren schwächlichen Maßregeln, denen der Gegner durch Neubildungen wirksam entgegentreten kann. Es ist zu unterscheiden zwischen Flügel und Flanke. Man kann unter Umständen gezwungen sein, sich mit Maßregeln gegen den ersteren zu begnügen. Ein durchschlagender Erfolg wird nur bei den gegen die letztere gerichteten zu erwarten sein; am meisten, wenn Flügel und Flanke zusammen kräftig angefaßt werden. Andererseits hat das Bestreben, immer weiter zu umfassen, seine Grenzen. Es führt zu weiter Ausdehnung und dünnen Linien, die einem kräftigen Gegenstoß

nicht standhalten können. Die Flankierung soll günstige Bedingungen für den Kampf schaffen, sie darf nicht dazu führen, ihm aus dem Wege gehen zu wollen. Es handelt sich nicht um Entscheidung des Schlagwortes: „Flankierung oder Durchbruch", sondern um rechtzeitige und geschickte Vereinigung beider Kampfmittel. Es gibt auch noch andere günstige Punkte wie die Flanke, die erkannt und überwunden werden können. Hauptsächlich mit Hilfe zurückgehaltener Kräfte, wie sie Napoleon so wirksam in Bewegung setzte. Wie er, und nach ihm Moltke, durch die Heeresbewegungen wie in der Schlacht, den Gegner überall fesselte und durch schnelle Vereinigung auf dem entscheidenden Punkte zu siegen verstand, wird für alle Zeiten vorbildlich bleiben.

Ebenso aber, wie Friedrich der Große bei Leuthen den doppelt so starken Gegner bezwang. Daß der Stärkere dem Schwächeren unterliegt, ist doch der größte Erfolg für diesen. Sollte er jetzt nicht mehr möglich sein? Warum nicht? Ich kann mir, ganz gewiß unter unendlich verschiedener Art der Ausführung, wohl Lagen denken, in denen auch bei bedeutend größeren Heeresmassen geschickt eingeleitete und durchgeführte Bewegungen den schwächeren Teil gegen die Flanke einer ausgedehnten gegnerischen Aufstellung führen und diese aufrollen, ohne daß die Mehrzahl der feindlichen Kräfte rechtzeitig genug in Bewegung gesetzt zu werden vermag, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Die zu erwartenden, durch Befestigungen verstärkten ausgedehnten Aufstellungen der Massenheere unserer Zeit sind in sehr veränderter, aber doch ähnlicher Weise schwerfällig wie die starren Linien der Österreicher bei Leuthen.*) Die Herumführung des preußischen Heeres war für damalige Zeiten eine vielleicht ebenso schwierige und überraschende Leistung, als uns jetzt eine Bewegung mehrerer Armeen zu einem solchen Zwecke erscheint. Es wird doch nötig sein, die Gedanken ernstlich auf diesen Punkt zu richten. Aus der Lösung dieser schwierigsten, meist für unüberwindlich gehaltenen Aufgabe wird sich die leichtere der Umgehung des stärkeren Teils von selbst ergeben.

Wenn die Maßnahmen auf dem Schlachtfelde sich an die vorbereitenden Bewegungen unmittelbar anschließen und in derselben Richtung erfolgen, ist der größte Erfolg zu erwarten. Nicht immer wird das möglich sein. Die Anforderungen der Überwindung der feindlichen Schlachtstellung durch den Kampf können andere Wege verlangen, als die Vorführung des Heeres zur Entscheidung, und erstere ist für den Schlachttag das nächstliegende Ziel. Immer wird die Übereinstimmung der vorbereitenden und durchführenden Maßregeln zu erstreben sein, um den höchsten Erfolg zu erreichen. Erst dann kann die infolge flankierender Heeresbewegungen erzielte günstige Gesamtlage durch Ausbeutung des Sieges zu dem erstrebten Ende geführt werden.

*) Siehe meine Bezugnahme auf Major Löfflers Ausspruch über die russischen Linien im Mandschurischen Feldzug in „Zeitfrage der Kriegführung und Ausbildung". IV. Angriff und Verteidigung Seite 120.

Eine wenig im Geiste der Zeit der Linieartaktik liegende Verfolgung des Sieges bei Leuthen durch den Übergang des Hauptteils der preußischen Heeresmacht über die Weistritz südlich Lissa hätte die Österreicher nach Breslau hineinwerfen, oder durch gänzliches Abschneiden von ihren Verbindungen den Feldzug in noch viel günstigerer Weise beenden können.

Die Schlacht bei Auerstedt gestaltete sich infolge der unglücklichen preußischen Führung so, als ob die von Napoleon beabsichtigte Umgehung das richtige getroffen hätte. Und so wurde die Grundlage geschaffen für den beispiellosen Erfolg des Feldzuges.

Die deutsche Umgehung des entscheidenden Flügels bei St. Privat wirkte so durchschlagend auf den französischen Feldherrn, daß er sein Heer in die Festung einschließen ließ und dadurch für den ferneren Verlauf des Feldzuges lahmlegte.

Ein Verfahren gegen den anderen Flügel würde in allen diesen Fällen keine so großen Erfolge gezeitigt haben. Der Austrag der Schlacht bei Königgrätz wäre erheblich größer gewesen, wenn der Nachdruck durch die Elb-Armee erfolgt wäre, die auf der Rückzugslinie über die Elbe stand.

Die weitere Folge der Flankierung ist die Einwirkung gegen den Rücken. Die so mannigfaltig schwierigen Bedingungen der Führung im Kriege verhindern allerdings nur zu oft diesen darum doch immer anzustrebenden Erfolg.

Eng in Verbindung stehend mit den flankierenden Bewegungen des die Initiative ergreifenden Teils steht die Einnahme von Flankenstellungen durch den sich schwächer fühlenden.

Über die Bedeutung von Flankenstellungen in der Kriegführung ist viel gesprochen und geschrieben worden. Der Gedanke, durch Aufstellung in der Flanke oder durch Ausweichen nach der Flanke den feindlichen Vormarsch von der beabsichtigten Richtung abzuziehen, ist sehr verlockend. Aber die Maßregel ist ein zweischneidiges Schwert, das sehr geschickt gehandhabt werden muß und meist versagt hat. Es gehört dazu, entweder, daß aus der Flankenstellung rechtzeitig und wirksam gegen die feindliche Flanke vorgegangen werden kann, oder daß das Abziehen des Gegners von seiner Vormarschrichtung diesen der vereinten Wirkung mit andern anfänglich noch nicht zum Eingreifen bereit gewesenen Heereskörpern aussetzt. Eine nachhaltige Wirkung ist demnach nur zu erwarten, wenn auf die eine oder andere angegebene Weise eine zuerst ungünstige Lage in eine bessere umgestaltet werden kann. Ist dazu keine Aussicht vorhanden, so arbeitet die Flankenstellung den flankierenden Absichten des Gegners in die Hände. Sie gibt die eignen Verbindungen auf und setzt sich dem aus, durch die feindliche Umgehung des äußeren Flügels von diesen abgeschnitten zu werden.

Clausewitz hat die Aufstellung des preußisch-sächsischen Heeres im Herbst 1806 an der Saale als eine Flankenstellung bezeichnet, die auf beiden Ufern dieses Flusses

gegen Napoleons Vormarsch vom Main her, je nachdem wie dieser erfolgt wäre, auszunutzen war. Die tatsächlich bei Jena und Auerstedt herbeigeführte Lage kann wohl als das Vorgehen des französischen Heeres gegen eine Flankenstellung auf dem linken Saale-Ufer angesehen werden, die den ungünstigsten Erfolg herbeiführte.

Ebenso stand Bazaine mit seinen Kräften am 16. August 1870 in der Flanke des Vormarsches der Zweiten deutschen Armee. Brach er aus dieser Aufstellung erfolgreich vor, so konnte er die Lage wenden oder verbessern. Die Flankenstellung am 18. August war so ungünstig als möglich, weil der Feldherr nicht den Gedanken damit verband, kräftig aus ihr zum Angriff vorzugehen.

Auch die französische Stellung bei Sedan kann als eine Flankenstellung betrachtet werden, in der Marschall Mac Mahon auf die ebenso unsichere als unwahrscheinliche Mitwirkung Bazaines von Metz her rechnete. Da diese, wie zu erwarten war, ausblieb, so führte diese Stellung zu dem größten Mißerfolg der Kriegführung, der Gefangennahme auf dem Schlachtfelde.

Die bedeutendste Flankenstellung der Neuzeit ist Plewna gewesen. Sie hat einen großen Einfluß auf den russisch-türkischen Feldzug ausgeübt. Entscheidend konnte auch sie nicht wirken, weil auch bei ihr die Vorbedingungen des Sieges fehlten: Übergang zum Angriff oder erfolgreiches Mitwirken der anderen Heeresteile.

So sehen wir auch das Gegenmittel der Flankenstellung gegen Flankierung und Umgehung in der Regel von geringer Wirksamkeit und können zum Schluß aus diesen Betrachtungen die Lehre ziehen, daß, nach wie vor, diese bewährten Mittel der Kriegführung zur Anwendung zu bringen sein werden, wenn sie auch nicht die einzigen sind. Die Schwierigkeiten aber, welche ihnen naturgemäß das Anwachsen der Heeresmassen der Jetztzeit entgegenbringt, werden scharf zu erkennen und ernstlich zu überwinden sein.

Frhr. v. Falkenhausen,
General der Infanterie z. D.





Beiträge zur Entwickelung der Karabinerfrage und ihre Bedeutung für die Kavallerie.

In einer Zeit, da der schnellfeuernde Mehrlader der Infanterie und die Vervollkommnung der Schnellfeuergeschütze und Maschinengewehre in den heutigen Schlachten immer größere Bedeutung gewonnen haben, konnte auch die Reiterei nicht mehr allein auf dem Standpunkt einseitiger Stoßtaktik beharren und nur in dem Kampfe mit der blanken Waffe die Lösung ihrer vielseitigen Aufgaben im Kriege suchen.

Auch in den letzten Feldzügen ist der Beweis nicht erbracht worden, daß Reiterattacken gegenüber den heutigen Feuerwaffen ohne Aussicht auf Erfolg seien. Andererseits ist aber die Bedeutung des Schützengefechts der Kavallerie zur Erfüllung gewisser Aufgaben und damit die Notwendigkeit, diese Truppengattung mit einer, dem Infanterie-Gewehr möglichst gleichwertigen Feuerwaffe auszurüsten, klar hervorgetreten.

Die Bewaffnungsfrage der Reiterei mit einer Schußwaffe ist fast so alt wie ihre Geschichte. Sehen wir von den Dragonern und Karabiniers der Heere früherer Zeiten ab, so ist es vor allem interessant, wie der große König gerade in der Glanzepoche Seydlitzscher Reiterattacken auch dem Feuergefecht der Kavallerie Rechnung trug. In seiner „Instruktion für die Commandeurs der Kavallerie-Regimenter vom 11. Mai 1763“ heißt es an einer Stelle über die Husaren: „Die Husaren, wenn selbige zu Fuß exerzieren, müssen sehr wohl dressieret und dazu angehalten werden, daß sie sich hinter Hecken und Mauern postieren, hurtig laden und akkurat schießen können, indem es sehr oft geschieht, daß Husaren absitzen und auch auf diese Art gegen den Feind agieren müssen. . . . Was das Exerzieren der Dragoner betrifft, so müssen selbige über dieses eskadrons- und regimenterweise sehr gut chargieren, ein- oder zweimal mit Commandos die Chargierung durchmachen, ohne Commando laden, fertig machen, anschlagen, absetzen und avancieren, damit sie hierin ihre Fertigkeit so gut wie die Infanterie-Regimenter erlangen.“

Weiter heißt es in dem Reglement „was bei dem Campieren der Armee beachtet werden soll“: „Auch die Cuirassierreiter müssen ihr Gewehr zu laden wissen,

daß, wenn sie des Winters auf Postierung stehen und die Dörfer besetzen müssen, sie sich in solchen Dörfern wehren können." „Die Dragoner aber sollen ordentlich zu Fuß exerzieren, wie die Infanterie exerziert, mit allen drei Gliedern, die Bajonette aufgesteckt und müssen sie zu Fuß so gut exerzieren als ein Regiment Infanterie."

Auch aus den Instruktionen Napoleons für seine Kavallerie geht mit Deutlichkeit hervor, welchen Wert er der Anwendung des Fußgefechts beimaß. In seinen Bemerkungen zu Roginats Betrachtungen über die Kriegskunst betont er, „die Dragoner müßten in der Bekleidung der Infanterie so ähnlich als möglich gemacht werden", und fährt fort: „Aber die ganze leichte Kavallerie, die ganze schwere Kavallerie müssen mit einer Feuerwaffe versehen sein und in Zügen und Bataillonen exerzieren können. 3000 Mann leichter Kavallerie oder 3000 Kürassiere dürfen nicht von 1500 Mann Infanterie aufgehalten werden, die sich in einem Gehölz oder auf einem für Pferde ungangbaren Gelände aufgestellt haben. 3000 Dragoner dürfen sich nicht von 2500 Mann Infanterie aufhalten lassen. . . . Eine Division von 1600 Dragonern eilt mit 1500 Pferden leichter Kavallerie schnell auf einen Punkt, sitzt dort ab, um eine Brücke oder den Ausgang eines Defilees, oder eine Höhe zu verteidigen bis Infanterie herankommt. Welche Vorteile bietet diese Waffe nicht auf Rückzügen?"

Noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde, im Gegensatz zu dem geringen Interesse der sechziger und siebziger Jahre, die Bedeutung des Karabiners für die Kavallerie auch in der preußischen Armee vollauf gewürdigt. So äußert sich das Reglement von 1843 über den damaligen einfachen Karabiner, der auf höchstens 200 Schritt zu gebrauchen war, in Ausdrücken höchster Anerkennung. Diese Schußwaffe besaß indes nur ein primitives Standvisier, das ein Fleckschießen nicht weiter als auf 80 bis 100 m erlaubte. Wollte der Schütze weiter schießen, so war er genötigt „voll Korn" zu nehmen und, wenn dies nicht ausreichte, höher zu halten. Dennoch sagt das Reglement: „Der Karabiner ist beim richtigen Gebrauch eine überaus gute Waffe." Er soll deshalb nicht nur zu Fuß, sondern auch häufig zu Pferde angewendet werden. Dies geschah vor allem beim „Flankieren", d. h. wenn einzelne Reiter und Trupps aufgelöst gegen den Feind vorgeschoben wurden. Ferner sollten marschierende Infanterie- und Kavalleriekolonnen sogar auf 400 bis 600 Schritt beschossen werden. Das Feuergefecht zu Fuß soll nicht nur in der Verteidigung, sondern auch beim Angriff angewendet werden. Für diesen wird, wenn irgend angängig, die Umfassung empfohlen.

Die langen Friedenszeiten in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ließen indessen das Interesse für das Fußgefecht der Kavallerie im preußischen Heere allmählich immer mehr schwinden und so kam es, daß im Feldzuge 1866 viele Dragoner- und Husaren-Regimenter nicht einen Schuß abgefeuert haben. Bezeichnend ist dem gegen-

über der hohe Wert, den auf österreichischer Seite der hervorragende Reiterführer General v. Edelsheim der Bewaffnung der Kavallerie mit einer guten Schußwaffe beimaß. In einem von ihm angeregten, von dem damaligen Hauptmann im Generalstabe Freiherrn v. Waldstätten, seinem späteren Generalstabschef, im Jahre 1861 verfaßten Aufsatz über Aufgaben und Verwendung der leichten Kavallerie heißt es: „Eine wertvolle Beigabe wäre ein gezogenes, weittragendes Jäger-Gewehr, womöglich von rückwärts zu laden, mit welchen wir die Originale der leichten Kavallerie, die Araber, Tscherkessen, Kasaken bewaffnet sehen. Allerdings ist das Schießen vom Pferde ganz unzweckmäßig, aber es kommen sehr viele Gelegenheiten im Kriege vor, wo die Kavallerie teilweise momentan absitzen muß und ein vorteilhaftes Gefecht nur durchführen kann, wenn sie mit einem guten Gewehr versehen ist. Wir müssen hier bitten, uns ja nicht mißzuverstehen; alles, was ins Extreme getrieben wird, ist schlecht; wir wollen keine berittene Infanterie." . . .

Es mag sein, daß auf preußischer Seite die Geringschätzung des Karabiners in dieser Zeit darauf zurückzuführen war, daß die Infanterie, im Besitz einer außerordentlich überlegenen Feuerwaffe, eigentlich alle Arbeit allein leistete. Im Feldzuge 1870/71 verfügten die Kavallerie-Divisionen, da sie zumeist aus Kürassier- und Ulanen-Regimentern zusammengesetzt waren, vielfach über nur wenige Karabiner. Zwei Divisionen, die erste und dritte, besaßen überhaupt kein mit Karabiner ausgerüstetes Regiment. Während des Krieges machte sich aber dieser Mangel bei der deutschen Kavallerie empfindlich geltend, und es ist bezeichnend, daß manche Regimenter sich mit den erbeuteten Chassepot-Gewehren und -Karabinern der Franzosen bewaffneten, die dem deutschen Zündnadel-Gewehr gegenüber den Vorzug hatten, daß sie dessen ballistische Eigenschaften übertrafen. Welche Bedeutung dem Besitz einer Schußwaffe bei den Kavallerie-Regimentern beigemessen wurde, ersehen wir aus zahlreichen Aufzeichnungen damaliger Mitkämpfer. So schreibt ein Angehöriger des 6. Husaren-Regiments über seine Tätigkeit im Verbande der 2. Kavallerie-Division während der Kämpfe an der Loire in seinem Tagebuch:

„Das Bestreben, eine bessere Waffe zu haben, zeigte sich sogar bei den Leuten. Als ich am 2. Januar mit meinem Zuge die Tirailleure eines Bataillons attackierte und gefangen nahm, hatte jeder meiner Husaren gebeten, sich einen Chassepot umhängen zu dürfen. Ich erlaubte es. Allerdings befahl die Division zunächst, diese Schußwaffen wieder abzulegen, aber nach sechs Wochen wurde befohlen, daß alle vierten Züge mit Chassepots bewaffnet würden." Und weiter: „Am 26. Januar bekam ich von der Kavallerie-Division den Befehl, mit 40 der besten Pferde des Regiments eine gewaltsame Rekognoszierung zu machen, da alle Patrouillen abgeschossen wurden oder ohne gute Meldung zurückkamen.

Ich kam nach St. Leger, fand es besetzt, schickte Patrouillen ab, ging zu Fuß

vor, stürmte das Dorf, jagte die Besatzung heraus und trieb die Gesellschaft vor mir her, bis ich bei La Chapelle das Lager von 15 000 Franzosen alarmierte und darüber genaue Meldung schicken konnte . . . . Hätte ich nicht zum Gefecht zu Fuß gegriffen, so hätte ich niemals eine gute Meldung machen können, da in diesem Gelände die Kavallerie wegen der vorhandenen Knicks fast nur die Landstraße benutzen konnte."

Ein anderer Mitkämpfer vom 8. Ulanen-Regiment (1. Kavallerie-Division) schreibt: „Kurz vor der zweiten Besetzung von Orleans hatte ich mir für meine Eskadron 25 bis 30 Chassepot-Gewehre beschafft und erhielt durch die Vermittelung S. K. H. des Prinzen Friedrich Karl einige tausend Patronen. Das Gewehr wurde auf dem Rücken mit dem Riemen über der Brust getragen. Die Schützen waren auf den ersten und zweiten Zug verteilt, von wo sie nach Bedarf entnommen oder einheitlich verwendet werden konnten. Trotzdem das Gewehr durch seine Schwere den Ulan sehr belästigte, so behielt er es doch gern, da er sich selbständiger für das Gefecht, als der ohne Gewehr ausgerüstete Kamerad, fühlte. Zunächst wirkte der Anblick der mit Chassepots versehenen Patrouillen moralisch auf die Einwohner und hielt sie mehr im Zaum. Sodann hatte ich zweimal Gelegenheit, mit sämtlichen Chassepot-Schützen der Eskadron das Gefecht zu Fuß zu führen, das eine Mal defensiv, das andere Mal offensiv."

Das letztere Gefecht verdient wohl besondere Beachtung, da es beweist, daß die Kavallerie ohne jede Schulung und Ausbildung im Gefecht zu Fuß sich schon damals nicht scheute, in einem Gelände, in dem ein Erfolg zu Pferde keine Aussichten hatte, selbst Infanterie mit der Schußwaffe anzugreifen. Das Tagebuch des erwähnten Mitkämpfers berichtet folgendes: „Der Oberst v. Ehrenberg, Kommandeur des Infanterie-Regiments Nr. 17, erhielt den Befehl, am 27. Dezember 1870 mit zwei Bataillonen, einer Batterie und meiner Eskadron gegen Chateau Renault rekognoszierend vorzugehen. Meine Eskadron, die Vorhut des Detachements bildend, war mit der Tete bis Chateau Renault gekommen, als ihre vorn befindlichen Patrouillen jenseits des Orts aus einem Weinberge Infanteriefeuer erhielten. Infolgedessen trabte ich mit der Eskadron rasch vor und ließ jenseits der Stadt die sämtlichen Chassepot-Schützen der Eskadron gegen den links von der Straße befindlichen und vom Feinde besetzten Weinberg vorrücken, da ich in dem stark bedeckten Gelände dem Gegner zu Pferde nicht beikommen konnte. Der Gegner unterhielt ein heftiges Feuer, wich aber, nachdem eine Abteilung Chassepot-Schützen ihn rechts flankiert hatte, zurück. . . . ."

Als eine Folge dieses im Feldzug empfundenen dringenden Verlangens nach einem brauchbaren Karabiner ist es anzusehen, wenn die verschmähte Schußwaffe bei unserer Kavallerie allmählich wieder zu Ehren gelangte und nunmehr eine einheitliche

Bewaffnung aller Regimenter mit dem Karabiner erfolgte. Nach der Einführung des Karabiners bedurfte es jedoch noch geraumer Zeit, ehe es gelang, der Wichtigkeit des Schießdienstes die nötige Würdigung zu verschaffen.

Auch die Bedeutung, die das Feuergefecht der Reiterei im russisch-türkischen Kriege von 1877/78 erlangt hatte, konnte darin zunächst nur geringen Wandel schaffen. Man schob hier alles auf die Eigenart des Geländes und die besonderen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes. Erst mit der Einführung des Karabiners 88 machte sich allmählich ein regerer Eifer im Schulschießen geltend.

Es muß aber befremden, wenn wir, im schroffen Gegensatz zu den an früherer Stelle geschilderten Anschauungen Friedrichs des Großen und Napoleons I., zur Zeit des Karabiners 88 noch im deutschen Reglement von 1893 die Bemerkung lesen, daß das Fußgefecht der Kavallerie nur ein „Notbehelf" sei. Dieser Ausdruck, der dazu beigetragen hat, die Geringschätzung des Feuergefechts in weiten Kreisen zu fördern, ist nunmehr durch die Bestimmung des Reglements von 1895 beseitigt worden. Dort heißt es: „Die Ausbildung im Fußgefecht gibt der Kavallerie größere Selbständigkeit und Unabhängigkeit von den anderen Waffen und befähigt sie zur Erfüllung besonderer Aufgaben", und an anderer Stelle: „Das Gefecht zu Pferde ist die hauptsächlichste Kampfesweise der Reiterei. Sie bedarf jedoch der Ergänzung und Erweiterung durch den Gebrauch der Feuerwaffe in solchen Fällen, wo das Gefecht zu Pferde keinen Erfolg verspricht. Durch die zweckmäßige Verbindung beider Kampfesweisen wird die Kavallerie zu selbständigem Auftreten in fast allen Verhältnissen befähigt".

Gerade die neuere Kriegsgeschichte beweist an zahlreichen Beispielen, in wie hohem Maße das Feuergefecht abgesessener Kavallerie imstande ist, den obigen Worten des Reglements gerecht zu werden.

So gelang es im Burenkriege der Kavallerie-Division French bei Paardeberg mit nur etwa 1000 abgesessenen Reitern und einigen reitenden Batterien, weit überlegene Kräfte der Buren unter Cronje einen ganzen Tag bis zum Herankommen der eigenen Infanterie zu fesseln und dadurch zum vollen Siege der Engländer und zur Kapitulation Cronjes beizutragen.

Ein deutliches Beispiel dafür, was Kavallerie im Feuergefecht zu Fuß leisten kann, liefert im Mandschurischen Kriege die Schlacht von San de pu.

Am 25. Januar 1905 gelang es der durch mehrere Eskadrons, durch schwache Infanterie und schwache Artillerie sowie durch einige Maschinengewehre verstärkten 1. japanischen Kavallerie-Brigade, durch Verteidigung von befestigten Ortschaften den Angriff der Armee Gripenbergs aufzuhalten und der japanischen obersten Heeresleitung so Zeit zu Gegenmaßregeln zu verschaffen.

Vier Eskadrons, eine Kompagnie und zwei Maschinengewehre bildeten die Besatzung von Hei kou tai, zu der vor Beginn des Kampfes noch fünf Kompagnien aus

Ku tschön tsy stießen. Diese schwachen Truppen hielten am 25. Januar den Hauptkräften des I. Sibirischen Armeekorps mehrere Stunden, bis zum Einbruch der Dunkelheit, stand.

Das Dorf San de pu war von einem Kavallerie-Regiment (vier Eskadrons), etwas Infanterie und einigen Geschützen besetzt. Allerdings traten auch hierzu noch mehrere (wahrscheinlich drei) Infanterie-Kompagnien aus Ku tschön tsy. Die Ortschaft wurde gegen den am Vormittag des 26. Januar beginnenden Angriff der 14. Infanterie-Division, die auch noch durch Teile der 5. Schützen-Brigade unterstützt wurde, gehalten. Erst gegen 6^{30} Nachmittags trafen zwei Bataillone, eine Batterie und einige Maschinengewehre zur Verstärkung der Besatzung ein.

Im Gefecht von Wa fan gou hielt die durch ein Bataillon und eine reitende Batterie verstärkte 1. japanische Kavallerie-Brigade im Gefecht zu Fuß das Vorgehen einer russischen Abteilung von drei Bataillonen und einer Batterie auf und drängte dieses Detachement sogar zurück. Dieses energische Eingreifen in die Schlacht trug wesentlich dazu bei, den geplanten Vorstoß der 2. Brigade der 35. russischen Infanterie-Division gegen die rechte Flanke der Japaner zum Scheitern zu bringen.

Die eben genannten Beispiele lassen klar erkennen, wie vielseitig die Aufgaben der Kavallerie im heutigen Kampfe durch wirksame Verwendung der Schußwaffe geworden sind, und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß künftige Kriege, ohne der Betätigung der Reiterei zu Pferde und mit der blanken Waffe Abbruch zu tun, in vielen Lagen an ihre Leistungsfähigkeit im Schützengefecht große Anforderungen stellen werden. Ausgehend von dem Grundsatz, daß das Schützengefecht abgesessener Reiter niemals Selbstzweck, wohl aber ein hervorragendes Mittel zum Zweck bedeutet, beweisen die genannten Fälle, daß die Kavallerie häufig ihre Aufgaben nur dadurch lösen kann, daß sie vom Pferde steigt und dem Gegner mit der Schußwaffe zu Leibe geht. Der immer mehr entschwindende Gedanke, es könnte die vermehrte Betonung des Feuergefechts dem Reitergeist schaden, kann nicht als stichhaltig gelten. Die Kriegsgeschichte beweist, daß gerade die hervorragendsten Reiterführer sich nicht gescheut haben, gelegentlich auch zu Fuß anzugreifen, wenn anders der erwünschte Erfolg nicht erkämpft werden konnte.

Abgesehen von sorgfältiger Friedensausbildung, der Erziehung jedes einzelnen Reiters zum selbsttätigen, gewandten Schützen und der Ausrottung der hier und da immer noch vorhandenen Auffassung, daß das Gefecht zu Fuß tatsächlich ein „Notbehelf" sei, wird die Truppe hierin nur Gutes leisten und zu dieser Fechtweise Vertrauen haben können, wenn sie mit der denkbar besten Schußwaffe und der nötigen Munition ausgerüstet ist und beide jederzeit verwendungsbereit mit sich führt. In den meisten Fällen wird die Kavallerie im Schützengefecht die Aufgabe haben, die noch weit entfernten Gegner durch ihr Feuer zur Entwickelung zu zwingen. Seltener wird sie ein Feuergefecht auf den nahen Entfernungen durchführen müssen. Infolge-

dessen bedarf die Reiterei einer Waffe, die gerade auf den großen Schußweiten gute Leistungen aufzuweisen hat.

Ein Überblick über die Bewaffnung der Kavallerie in den verschiedenen Armeen zeigt, daß die fast überall eingeführten Karabiner Mehrlader kleinen Kalibers mit Mittelschaftmagazinen für 3 bis 6 Patronen und Paketladung sind. Abgesehen von einigen unwesentlichen Abänderungen an der Visiereinrichtung und in der Befestigungsart des Trageriemens sind sie in ihrer Konstruktion den betreffenden Infanterie-Gewehren fast gleich, jedoch haben alle einen mehr oder weniger verkürzten Lauf. Zur leichten, einheitlichen Ergänzung im Gefecht ist ihre Munition durchweg die gleiche wie die des Infanterie-Gewehrs.

Die Waffentechnik der neueren Zeit ist fast überall bemüht, für die Kavallerie, entsprechend der erhöhten Bedeutung ihrer Aufgaben im Schützengefecht, eine Schußwaffe zu schaffen, die den ballistischen Leistungen des Infanterie-Gewehrs möglichst gleichkommt. Bisher werden die Schußleistungen bei den meisten Karabiner-Modellen dadurch beeinträchtigt, daß ihr kurzer Lauf eine volle Ausnutzung der Kraft der Pulvergase nicht gestattet. Infolgedessen ist die Wirksamkeit des Karabiners im Vergleich zum Infanterie-Gewehr auf geringere Entfernungen beschränkt. Weitere Nachteile des verkürzten Laufes sind: die kürzere Visierlinie, durch die das Zielen ungenauer wird, der schärfere Knall, der die Nebenleute in der Schützenlinie belästigt und die Feuerleitung erschwert, ferner der stärkere Rückstoß, der sich besonders bei längerem Schießen geltend macht, und endlich das Mündungsfeuer, das dem Feinde verraten kann, daß er „nur Kavallerie" sich gegenüber hat.

Rußland war der erste Staat, der seine Kavallerie mit einer seinem Infanterie-Gewehr M/91 ziemlich gleichkommenden Feuerwaffe ausrüstete. Die Dragoner-Regimenter erhielten das Dragoner-Gewehr M/91, die Kasaken dieselbe Waffe, jedoch ohne Bajonett.

Das Dragoner-Gewehr unterscheidet sich von dem Dreilinien-Gewehr M/91 der Infanterie hauptsächlich dadurch, daß es einen um 7 cm kürzeren Lauf und eine um 10 cm kürzere Vergleichungslinie*) besitzt. Das Gewicht beträgt mit Bajonett 4,1 kg, ohne Bajonett 3,79 kg gegen 4,3 und 3,99 kg beim Infanterie-Gewehr. Die höchsten Visierstellungen sind nur um etwa 175 m verschieden.

England und Amerika haben gleich nach dem Buren-Feldzuge an Stelle des alten Karabiners ein verkürztes Gewehr angenommen. Sie gingen aber soweit, daß sie mit diesem nicht nur die Kavallerie und die Spezialtruppen, sondern auch die gesamte Infanterie und Marine gleichmäßig bewaffneten. Diese Einheits-Gewehre sind das englische Lee-Enfield-Gewehr M/03 und das amerikanische Springfield-Gewehr M/03.

*) Die Linie von der Kimme des Standvisiers bis zur hinteren Fläche des Korns gemessen.

Das englische Lee-Enfield-Gewehr M/03 unterscheidet sich von dem früheren Infanterie-Gewehr Lee-Enfield M/95 dadurch, daß es einen um 12,5 cm kürzeren Lauf hat. Ferner besitzt es eine Einrichtung für Streifenladung, ein Kurven- statt Rahmenvisier und einen über den ganzen Lauf reichenden Handschutz. Der Gewichtsunterschied beträgt 0,5 kg. An dem Gewehr befindet sich eine Aufpflanzvorrichtung, deren Befestigung nicht am Lauf, sondern am Schaft erfolgt ist, so daß das aufgepflanzte Seitengewehr nicht über den Lauf, sondern über einen besonderen Zapfen greift.

Das amerikanische Springfield-Gewehr M/03 gleicht in Verschluß- und Mehrladevorrichtung fast ganz dem deutschen Gewehr M/98, während die anderen Teile dem bisherigen amerikanischen Krag-Jörgensen-Gewehr M/92 entlehnt sind. Der Lauf ist um 14,7 mm, die Vergleichungslinie um 13,1 mm kürzer, das Gewicht 0,11 kg geringer als bei dem Krag-Jörgensen-Gewehr M/92.

Die verkürzten Gewehre beider Staaten bedeuten im Vergleich zu den bisherigen Karabinern entschieden eine Verbesserung in der Bewaffnung ihrer Kavallerie. Dieses gilt in erster Linie hinsichtlich des Ladens, Zielens und der Schußleistungen.

Vergleicht man aber die neuen Modelle beider Staaten mit ihren bisherigen Infanterie-Gewehren, so ergibt sich, daß sie diesen an Schußleistungen nicht gleichkommen. Eine Reihe von Konstruktionsveränderungen, welche die Leistungen und die Gebrauchsfähigkeit der verkürzten Gewehre heben sollten, erreichte ihren Zweck nur unvollkommen und rief zum Teil neue Nachteile hervor. Dies gilt hauptsächlich vom englischen Gewehr hinsichtlich folgender Punkte: der allmählichen Erweiterung des Laufes nach der Mündung zu, der Anbringung einer nicht genügend einfachen Visiereinrichtung, die auch den Einfluß des seitlichen Windes ausschalten soll, der Ausbohrung des Kolbens und der Zweiteilung des Schaftes. Daher bedeutet die Einführung des Einheits-Gewehrs für die Infanterie eine Herabsetzung ihrer Gefechtskraft. Wie sehr man sich dessen in England auch an maßgebender Stelle bewußt ist, geht daraus hervor, daß man dieses verkürzte Gewehr bereits in einem dritten Muster hat abändern lassen. Eine wesentliche Verbesserung der Waffe scheint jedoch auch dadurch nicht erreicht worden zu sein. Das amerikanische Gewehr hat eine um 59,7 mm längere Vergleichungslinie und weist bessere ballistische Schußleistungen auf, besonders seitdem in Amerika eine neue Munition mit einem dem deutschen ganz ähnlichen Geschoß zur Einführung gelangt ist.

In Frankreich verbesserte man die Leistungen des Kavallerie-Karabiners M/90 durch Einführung der neuen „Balle D“-Munition, die nur eine Änderung des Visiers notwendig machte. Man scheint vorläufig von weiteren Verbesserungen, vor allem durch Verlängerung des Laufes, noch Abstand genommen zu haben. Vielleicht soll gewartet werden, bis das in einzelnen Zeitungsmeldungen immer wieder angekündigte neue Infanterie-Gewehr zur Einführung gelangt. Es ist anzunehmen,

daß dann auch die Unzuträglichkeit abgestellt wird, die zur Zeit in Frankreich noch hinsichtlich der verschiedenen Ladeweise, infolge Einzelladung beim Infanterie-Gewehr mit Vorderschaftsmagazin und Rahmenladung beim Karabiner mit Mittelschaftsmagazin bestehen.

Das jetzige Reglement schreibt in Anbetracht dieses Nachteils vor, daß der Kavallerist bei der Ausbildung daran zu gewöhnen sei, den Laderahmen stets aufzuheben, um im Bedarfsfalle auf die Infanterie-Patronenwagen zurückgreifen zu können, ohne dem Vorteil der Rahmenladung zu entsagen. Welche Bedeutung man im übrigen neuerdings der Ausbildung der Kavallerie im Schießdienst beimißt, geht aus einer kürzlich erlassenen Verfügung des Kriegsministers hervor, daß dem Gefechtsschießen der Kavallerie-Regimenter besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sei.

Infolge der Erfahrungen des Buren-Krieges und des Krieges in Ostasien machte sich auch in der deutschen Armee der Wunsch geltend, die Schußleistungen der Kavallerie auch im Feuer auf weite Entfernungen nach Möglichkeit zu steigern. Dies drängte zur Einführung der neuen Infanterie-Munition auch für den Karabiner. Die neue S-Patrone, die bei einem fast um ein Drittel erleichterten Geschoßgewicht eine um ungefähr 250 m erhöhte Anfangsgeschwindigkeit und dementsprechend bessere ballistische Leistungen aufweist, kann gerade bei der Kavallerie zwei wichtige Anforderungen erfüllen: Sie gestattet einmal im Feuergefecht den Gegner schon auf weite Entfernungen wirksam zu beschießen und erleichtert somit gegenüber einem überlegenen Feind das Abbrechen des Gefechts. Dann ermöglicht vor allem das leichtere Geschoßgewicht die Ausrüstung des Reiters mit einer größeren Anzahl Patronen, deren Vermehrung sich als unbedingt erforderlich gezeigt hat.

Bei dem Versuch, den bisherigen Karabiner beizubehalten und ihn der neuen Munition anzupassen, ergaben sich aber wesentliche Nachteile. Zunächst machten sich infolge der hohen Pulverladung (3,2 g) und des leichten Geschosses (10,0 g) Mündungsfeuer und Knall viel stärker als bei der alten Munition geltend. Beides mußte bei der Schießausbildung des Schützen nachteilig sein und die Schießleistungen besonders im Abteilungsfeuer infolge der Belästigung des Nebenmannes beeinträchtigen. Vor allem äußerte sich das weithin sichtbare Mündungsfeuer in erhöhtem Maße bei feuchter Witterung und erleichterte dem Gegner das Erkennen der Schützenlinie. Der Versuch, ähnlich wie bei dem Geschützpulver auch in das Gewehrpulver geeignete Stoffe hineinzuarbeiten und dadurch den Feuerschein herabzumindern, hatte wieder eine größere Raucherscheinung zur Folge, so daß der erlangte Vorteil zum größten Teil wieder aufgehoben wurde.

Aus diesen Gründen sah man sich genötigt, das alte Karabiner-Modell ganz aufzugeben und sich zur Konstruktion einer Schußwaffe mit verlängertem Lauf zu entschließen. Der große Vorteil, der hiermit verbunden war, bestand in der Möglichkeit der Anbringung einer längeren Visierlinie für besseres Zielen und in der wesent-

lichen Steigerung der ballistischen Leistungen. Gegenüber diesen maßgebenden Faktoren mußten die mit der Verlängerung des Laufs entstandenen Nachteile ihre Bedeutung verlieren. Abgesehen von dem größeren Gewicht wurde gegen den neuen Karabiner z. B. angeführt, daß er infolge seiner größeren Länge weniger handlich sei, die Handhabung beim Ab- und Aufsitzen behindere und bei der Trageweise am Pferde das Springen über feste Hindernisse erschweren könne. Es wurde daher versucht, den Nachteil der größeren Länge dadurch zu beseitigen, daß man entweder Hülse, Schloß und Mehrladevorrichtung in den Kolben verlegte oder den Kolben etwas verkürzte. Beide Versuche haben sich nicht bewährt. Ersteres machte den Karabiner unhandlich und schwächte den Kolben, letzteres hatte einen unbequemen Anschlag zur Folge, so daß vor allem beim Schießen im Knien Verletzungen des Schützen im Gesicht vorkamen.

Die durch die Laufverlängerung bedingte Gewichtszunahme konnte dadurch vermindert werden, daß man durch Verwendung allerbesten Materials in der Lage war, Lauf und Hülse schwächer zu halten als bei dem in Ostasien und Südwestafrika verwendeten Karabiner 98. Zugleich mit diesen grundsätzlichen Änderungen wurden auch noch mehrere andere Verbesserungen an der Waffe vorgenommen, indem man die Erfahrungen mit dem Gewehr und dem Karabiner 98 berücksichtigte. Hierzu gehörte ein bis 2000 m reichendes Visier, das völlig freie Übersicht gewährt, ein Handschutz, der den Lauf in seiner ganzen Länge vor Bestoßungen und Verbiegungen schützt und eine bessere Handhabung der heiß gewordenen Waffe gestattet. Ein neuer Schloßgriff soll außer dem bequemen Tragen auch ein leichteres und schnelleres Öffnen und Schließen des Verschlusses ermöglichen. Endlich hat der Karabiner eine Vorrichtung zum Aufpflanzen eines Bajonetts erhalten, die zur Schonung der Waffe und mit Rücksicht auf bessere Schießleistungen auf dem Schaft befestigt ist.

Es muß auf den ersten Blick befremden, wenn in einer Zeit, in der bei der Infanterie der Nahkampf mit dem Bajonett mehr und mehr gegenüber der Entscheidung durch das Feuergefecht zurückzutreten begann, nunmehr gerade bei der Kavallerie diese Waffe zur Einführung gelangen soll. Demgegenüber ist indessen zu berücksichtigen, daß besonders der Russisch-japanische Krieg gezeigt hat, wie häufig es gegenüber einem in starker Stellung befindlichen Verteidiger nötig sein wird, die Nacht zum Angriff zu benutzen und den Feind mit der blanken Waffe zu vertreiben. In dem hierbei entstehenden erbitterten Handgemenge mußten die Russen zum eigenen Nachteil häufig die Wahrheit des früher von ihnen verkündeten Ausspruches erfahren, daß in solcher Lage die Kugel eine Törin, das Bajonett alles ist. Auch sonst sind gerade in diesem Feldzuge die Beispiele zahlreich, in denen auch bei Tage nicht nur Regimenter, sondern, wie am Scha ho, ganze Armeekorps mit dem Bajonett angriffen.

Infolge der einheitlichen Bewaffnung unserer Kavallerie mit der Lanze ist vielfach angeregt worden, den Degen abzuschaffen. Sollte dies geschehen, so muß es doch unbedingt wünschenswert erscheinen, daß der Reiter im Quartier gegenüber einer feind-

lichen Bevölkerung irgend eine Waffe zur Nahverteidigung besitzt. Ferner rechnet auch das Reglement mit der Möglichkeit, daß es im angriffsweisen Feuergefecht der Kavallerie zum Sturmanlauf kommen wird. An entsprechender Stelle heißt es: „Ob zur Ausführung des Anlaufs Kräfte zurückgehalten werden müssen, hängt von den verfügbaren Mitteln und sonstigen Umständen ab."

Daß es tatsächlich nicht möglich ist, einen zähen Verteidiger, wie man es bei der Wirkung der modernen Feuerwaffen anfangs glaubte, aus seiner Stellung „herauszuschießen", hat der Krieg in der Mandschurei an zahlreichen Beispielen zur Genüge bewiesen. Es zeigte sich, wie oben bereits erwähnt wurde, daß die Überlegenheit vielfach erst durch den Bajonettanlauf und oft im erbitterten Kampf Mann gegen Mann errungen wurde. Hierzu wäre die Kavallerie in ihrer jetzigen Bewaffnung nicht befähigt und es scheint daher die Ausrüstung mit einer entsprechenden Stoßwaffe unbedingt erwünscht.

Wie dieses Bedürfnis schon im Kriege 1870/71 bestand, zeigen zwei Beispiele, die sich in der Lebensbeschreibung des Generals Carl v. Schmidt*) finden:

„Am 21. Oktober beteiligte sich die 6. Kavallerie-Division mit der 22. Infanterie-Division an dem Angriff gegen Chartres. Bei dem Orte Jouy kam es zu einem ziemlich heftigen Gefecht, in dem die ersten Schwadronen der 6. Kürassiere und 16. Husaren in dem engen Wiesental der Eure auf Franktireurs und Mobilgarden stießen. Die Husaren-Schwadron des Majors v. Massonneau saß sogleich ab, ebenso zwei teilweise mit Chassepot-Karabinern bewaffnete Züge Kürassiere. Sie warfen die Feinde zurück und eroberten das verbarrikadierte Jouy." An einer anderen Stelle heißt es über die Kämpfe in der Gegend von Cloyes und Chateaudun in dem Tagebuch der Division: „Alle Kantonnements mußten mit Gewalt genommen werden, was durch die vorausreitende Kavallerie geschah, die zum Gefecht zu Fuß absaß." Es wurde bei der Division zum Grundsatz erhoben, daß die Kavallerie sich in den Besitz der ihr zugewiesenen Örtlichkeiten nötigenfalls durch Gefecht zu Fuß zu setzen habe, und der General hat einmal einen Eskadronchef getadelt, der umkehrte, ohne jenen Versuch zu machen. Nicht unerwähnt sei an dieser Stelle, daß in den Aufzeichnungen eines Mitkämpfers aus jenen Tagen ein Fall erzählt wird, bei dem eine Ulanen-Eskadron zu Fuß mit der Lanze in der Hand ein von Franktireurs besetztes Gehölz stürmte.

Die genannten Beispiele lassen jedenfalls erkennen, wie wichtig für abgesessene Kavallerie der Gebrauch eines Bajonetts sein kann und daß es sicher geeignet ist, die Angriffsfreudigkeit des einzelnen Mannes im Feuergefecht beim Vorgehen gegen Dörfer, Waldstücke, besetzte Übergänge und dgl. zu erhöhen.

---

*) General Carl v. Schmidt, eine Skizze seines Lebens und Wirkens von G. v. Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D., Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1902, 11./12. Heft.

Mit der Einführung eines Bajonetts bei der Kavallerie sind mehrere Staaten bereits vorangegangen, so England, Belgien und Amerika. Rußland hat an dem Dragoner-Gewehr M/91 eine Vorrichtung zum Aufpflanzen des Bajonetts angebracht, neuerdings haben Versuche mit einem umklappbaren Bajonett stattgefunden. Während Holland ein an der Seite vor- und rückwärts drehbares Bajonett besitzt, läßt sich das des italienischen Karabiners unter den Lauf klappen.

Besonders schwierig war es bei der Konstruktion des neuen Karabiners, einen Kompromiß zu finden zwischen größtmöglicher Feuerwirkung einerseits und der Tragfähigkeit, bedingt durch Leichtigkeit und zulässige Länge, andererseits. Da erst Erfahrungen durch einen Truppenversuch in dieser Beziehung gesammelt werden, ist es nur möglich, Rückschlüsse aus den vorliegenden Zahlenverhältnissen zu ziehen.

Diese berechtigen zu der Annahme, daß der oben erwähnte Kompromiß bei dem neuen Karabiner in durchaus günstiger Weise gelungen ist. Sein Gewicht von 3,5 kg kann bei einer Lauflänge von 0,6 m vor allem im Vergleich zu anderen Staaten nicht als zu hoch bezeichnet werden. Den Beweis liefert folgende Zusammenstellung:

Staat	Lauflänge	Gewicht	Gesamtlänge
Deutschland	0,6000 m	3,5 kg	1,100 m
Belgien	0,5494 „	3,5 „	1,047 „
Schweiz	0,5496 „	3,7 „	1,072 „
Amerika	0,6140 „	4,1 „	1,162 „
England	0,6420 „	3,8 „	1,125 „
Rußland	0,7320 „	3,8 „	1,235 „

Aus obigen Zahlen geht auch hervor, daß die Gesamtlänge des neuen Karabiners von 1,10 m, gegenüber der Länge des früheren von 0,95 m, keinen Anlaß zu Bedenken gibt. Schwierigkeiten in der Trageweise haben sich bei anderen Staaten nicht gezeigt und es ist trotz größerer Gesamtlänge des Karabiners in Amerika, England und Rußland gelungen, ihn in geeigneter Weise am Pferde oder auf dem Rücken des Mannes mitzuführen.

Auch in Deutschland bildet zur Zeit die Trageweise des Karabiners eine vielumstrittene Frage, deren Klärung bis jetzt noch nicht erfolgt ist. Bei uns, in England, Italien und einigen kleineren Staaten ist er in einem besonderen Lederfutteral oder Lederschuh am Sattel befestigt, während er in Österreich, Rußland, Frankreich, Amerika und Japan über den Rücken oder die Schulter gehängt, vom Reiter selbst getragen wird.

Gegen die Trageweise am Pferde sind von vielen Seiten Bedenken geäußert worden, deren Berechtigung sich allerdings nicht ganz in Abrede stellen läßt. Es wird darauf hingewiesen, daß der Reiter, solange er den Karabiner nicht bei

sich führt und auch kein Seitengewehr besitzt, wehrlos ist, sobald er sich von seinem Pferde getrennt hat. Futteral und Schuh bilden ferner eine nicht unbedeutende Mehrbelastung des Pferdes. Auch wird gesagt, daß infolge der ungleichen Gewichtsverteilung die Pferde leicht gedrückt werden können. Vor allem sei es viel schwieriger, den verlängerten Karabiner in einem Futteral oder Schuh unterzubringen, da er zu tief hänge, besonders kleineren Pferden das Springen und Klettern erschwere sowie durch Anschlagen leicht beschädigt werden könne. Ihn höher zu hängen sei indessen nicht möglich, da er sonst gegen den Ellbogen des Reiters anstoße, ihn an der Zügelführung und vor allem beim Auf- und Absitzen behindere.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Trageweise des Karabiners am Reiter eigentlich das natürlichste ist. Nur so ist der Mann wirklich für alle Fälle bewaffnet und jederzeit zum Fußgefecht bereit. Gerade hierbei sind Schnelligkeit und Überraschung zwei so wichtige und entscheidende Momente, daß alles geschehen muß, um sie zu fördern.

Aber auch gegen das Tragen der Waffe am Reiter sprechen mehrere ebenso wichtige Gründe, die nicht unberücksichtigt bleiben können. Es muß zugegeben werden, daß zunächst der Reiter selbst mehr belastet und durch den auf dem Rücken befestigten Karabiner vor allem in der Handhabung der Lanze behindert wird. Ganz besonders wird indessen bei der genannten Trageweise als nachteilig betont, daß der Trageriemen bei längerem Reiten und namentlich in schnelleren Gangarten über der Brust spannt, sie einengt und das Atmen erschwert, ferner, daß der Karabiner im Galopp und beim Springen auf den Rücken schlägt.

Auch die russische Kavallerie hat im Mandschurischen Kriege über diesen Übelstand geklagt, obwohl sie den Karabiner ganz kurz geschnallt trug. Man kann sich indessen darüber nicht wundern, da er an einem verhältnismäßig schmalen Trageriemen befestigt wurde und keine besonderen Vorkehrungen gegen das Schlagen getroffen waren. Rückschlüsse auf die Erfahrungen in der Trageweise des Karabiners lassen sich aus diesem Feldzuge schwer ableiten, da sie bei den Kasaken-Regimentern mehr oder weniger durchaus willkürlich war. Das Reglement ordnet jetzt die Trageweise über den Rücken an.

Auch in der englischen Armee sind zahlreiche Versuche im Tragen der Schußwaffe gemacht worden. Nach dem Buren-Kriege wurde vorwiegend bei der berittenen Infanterie der Karabiner auf dem Rücken getragen und der Kolben in einem Lederschuh befestigt, der hinter dem Sattel ruhte. Diese Trageweise scheint sich indessen nicht bewährt zu haben, denn neuerdings befindet sich der Karabiner wieder am Pferde. Er ruht in einem nach oben weit offenen, ziemlich schräg liegenden Lederschuh auf der rechten Seite und wird durch eine Klemmvorrichtung gehalten. Mit dieser Anordnung soll die englische Kavallerie außerordentlich zufrieden sein. Es kann jedoch nicht genug betont werden, daß die meisten Feder- und Klemmvorrichtungen den

Nachteil in sich bergen, daß sie sehr empfindlich sind und sich im Kriege schwer ausbessern lassen.

In Österreich wird der Karabiner an einem breiten Riemen über den Rücken getragen und gleichzeitig gegen das Schlagen durch einen besonderen Riemen am Leibgurt befestigt. Auch über diese Trageweise liegen günstige Berichte vor.

In Frankreich hat man sich gegen das Schlagen ebenfalls durch Befestigung der Waffe an einem zweiten Riemen zu helfen gesucht.

Ob in Deutschland die zur Zeit, wie bereits erwähnt, noch nicht zum Abschluß gebrachten Versuche dazu führen werden, ebenfalls die Trageweise der Schußwaffe auf dem Rücken anzunehmen, läßt sich vorläufig noch nicht übersehen. Jedenfalls darf der baldigen Lösung dieser so wichtigen Frage mit Interesse entgegengesehen werden.

Man kann erwarten, daß das neue Karabiner-Modell den Anforderungen, die an eine moderne Kavallerie-Handfeuerwaffe gestellt werden müssen, unbedingt entsprechen wird. In bezug auf Rasanz, Schußweite, Verminderung des Rückstoßes sowie des Knalls, ist eine wesentliche Annäherung an das Infanterie-Gewehr zu verzeichnen. Auch das Mündungsfeuer ist nur noch wenig stärker als bei diesem Gewehr und es ist zu hoffen, daß es mit Hilfe der Fortschritte auf dem Gebiete der Munitionsherstellung gelingen wird, es noch weiter zu vermindern.

Von der Karabinerfrage untrennbar, harrt auch zur Zeit in Deutschland die ebenso wichtige Frage der Munitionsausrüstung der Kavallerie ihrer Lösung. Es ist fraglos, daß eine Taschenmunition von 40 bis 60 Patronen pro Mann, wie sie augenblicklich besteht, nicht als ausreichend bezeichnet werden kann. Eine Erhöhung dieser Zahl auf 80 bis 100 Patronen und eine entsprechende Sicherstellung des genügenden Munitionsnachschubes bei der Heereskavallerie erscheinen dringend geboten.

Unsere westlichen Nachbarn haben die Taschenmunition des Kavalleristen von 48 auf 66 Patronen bei den Dragoner-, Husaren- und Chasseurs-Regimentern erhöht, von denen 18 in den Patronentaschen und 48 in 8 Paketen in der linken Satteltasche in einem Leinwandsäckchen mit Trageriemen untergebracht sind.

England hat in der Patronenausrüstung seiner Reiter einen wesentlichen Schritt vorwärts getan und die Taschenmunition des Kavalleristen auf 100, die der berittenen Infanterie sogar auf 170 Patronen erhöht. Sie werden von der Kavallerie in 10 an einem Bandolier befestigten Ledertaschen über der Brust getragen, während die berittene Infanterie 100 Patronen in 10 kleinen Taschen am Koppel und den Rest an einem Bandolier trägt. In letzter Zeit sollen auch Versuche mit Ergänzungsbandolieren gemacht worden sein. Sie fassen 12 Patronenrahmen und werden in Munitionskästen oder um den Hals des Pferdes mitgeführt. Vor dem Gefecht werden sie um die Schulter, während des Gefechts um Schulter oder Brust gehängt und von vorkriechenden Leuten in die Schützenlinie gebracht. Auch soll in England beabsichtigt sein, die Tragevorrichtungen sowie die Patronentaschen anstatt aus Leder aus einem

leichteren, dauerhafteren und billigeren wasserdichten Webestoff aus Baumwolle, wie er hierzu in der amerikanischen Armee schon seit langer Zeit verwendet wird, herstellen zu lassen.

In Italien werden die Patronen teils in drei Patronentaschen an einem Bandolier vorn auf der Brust, teils in losen Paketen in der Packtasche, teils in einer Patronentasche mitgeführt. Letztere wird gewöhnlich in der Packtasche untergebracht und im Gebrauchsfalle in einen Ring des Bandoliers gehakt.

In Österreich wurden bisher die Patronen in Taschen getragen, die am Leibriemen befestigt waren. Jetzt wird auf Grund angestellter Versuche empfohlen, einen über der Schulter oder als Gurt zu tragenden, verschiebbaren Patronengürtel einzuführen, da das Schließen der Taschen zu unbequem sei und leicht vergessen werde.

Allerdings verlangen Bandoliere und Patronengürtel eine besonders sorgfältige Herstellung, wenn die Patronen in ihnen festsitzen sollen. Infolge ihrer unzweckmäßigen Bandoliere verloren die englischen Truppen im Buren-Kriege eine Unmenge Patronen, so daß die Buren sich vielfach mit der auf dem Wege weithin zerstreuten Munition reichlich versehen konnten.

Unsere Erfahrungen im Südwestafrikanischen Kriege haben bewiesen, daß es sich empfiehlt, die Patronen nicht am Pferde, sondern am Reiter selbst unterzubringen. Ein Patronengurt mit Taschen, die durch Druckknöpfe verschließbar sind und je 10 Patronen enthalten, hat sich am besten bewährt.

Gleichzeitig mit der Einführung des neuen Karabiners bei der Kavallerie wird noch die Frage zu entscheiden sein, ob man in Zukunft den übrigen, ebenfalls mit dem Karabiner ausgerüsteten Truppenteilen das bisherige Modell belassen, oder ihnen die neue Waffe geben soll. Es ist anzunehmen, daß bei der Lösung dieser Frage jedenfalls der Grundsatz maßgebend sein wird, daß eine einheitliche Bewaffnung schon wegen des Munitionsersatzes im Kriege dringend anzustreben ist. Wenn daher auch die Kostenfrage dagegen sprechen könnte, so erscheint es dennoch wünschenswert, daß auch die Maschinengewehr-Abteilungen, die Fußartillerie, Luftschiffer-Abteilungen und der Train den neuen Karabiner erhalten. Auch hier wird, abgesehen von dem obenerwähnten und in erster Linie maßgebenden Gesichtspunkte, der Besitz einer bei weitem leistungsfähigeren Schußwaffe von Vorteil sein.

Eine weitere Frage muß an dieser Stelle gestreift werden. Fast alle Großmächte haben ihre Feldartillerie nunmehr mit einem Karabiner ausgerüstet und auch Rußland will, auf Grund der jüngsten Kriegserfahrungen in der Mandschurei, seiner Feldartillerie an Stelle des bisherigen Revolvers einen Karabiner geben.

Es ist nicht zu leugnen, daß in vielen Lagen der Besitz des Karabiners der Feldartillerie ein größeres Gefühl der Sicherheit geben und ihre Selbständigkeit erhöhen würde. Dagegen wird allerdings eingewendet, daß es nicht möglich sei, die Mannschaften bei den vielseitigen Dienstzweigen der Feldartillerie während der kurzen zwei-

jährigen Dienstzeit auch noch im Karabiner-Schießen genügend auszubilden. Es muß aber berücksichtigt werden, daß hier eine Schießausbildung wie beim Kavalleristen keineswegs verlangt zu werden braucht und mithin auch nicht so viel Zeit auf Schul- und Gefechtsschießen zu verwenden ist. Es wird hinreichend sein, wenn der Mann den Karabiner nur zur Selbstverteidigung, vor allem zur Sicherung in der Ortsunterkunft gebrauchen lernt. Auf dem Marsche und während der Schlacht wird die Artillerie auch nach etwaiger Bewaffnung mit dem Karabiner den besonderen Schutz der anderen Waffen nicht entbehren können. Es wird bei dieser Gelegenheit auch zu erwägen sein, ob eine Abschaffung des am Sattel befestigten Säbels der berittenen Mannschaften und sein Ersatz durch einheitliche Bewaffnung mit einem Seitengewehr, das zur Abwehr von Nahangriffen auf den Karabiner aufgepflanzt wird, nicht wünschenswert erscheint.

Vielfach ist in der Fachliteratur der Vorschlag gemacht worden, die Kavallerie, die Feldartillerie sowie die Spezialtruppen mit einer Selbstladepistole auszurüsten, die auf einen Anschlagkolben aufgesetzt werden soll. Natürlich kann eine derartige Waffe selbst mit einem längeren Lauf, wegen ihrer bedeutend geringeren ballistischen Leistungen nicht mit dem Karabiner in Wettbewerb treten. Als Ersatz für diesen könnte unter den Selbstladewaffen nur ein verkürztes, automatisches Gewehr in Frage kommen.

Die Bewaffnung mit dem neuen Karabiner bedeutet wegen seiner hohen ballistischen Eigenschaften und der wesentlichen Annäherung an die Leistungsfähigkeit des Infanterie-Gewehrs vor allem eine wichtige Erweiterung der Gefechtskraft der Kavallerie.

Im Besitz einer so wesentlich verbesserten Schußwaffe wird sie in künftigen Kriegen nicht nur in dem Angriff mit der blanken Waffe die einzige Möglichkeit der Offensive erkennen. Anstatt wie in so vielen Fällen im Jahre 1870/71 gegenüber dem vernichtenden Infanteriefeuer in der Schlacht untätig abwarten zu müssen, während die Schwesterwaffen in opfervollem Ringen sich an den Feind heranarbeiteten, wird sie in Zukunft kein Bedenken tragen dürfen, dort, wo sie zu Pferde nichts erreichen kann, auch gegen Infanterie das Feuergefecht offensiv zu führen. Gerade durch ihre Schnelligkeit und Beweglichkeit wird sie zu dem von der Infanterie und Artillerie angestrebten Feuerüberfall besonders befähigt sein. Was das Vorgehen von einer Feuerstellung zur anderen anbetrifft, so hat gerade der abgesessene Kavallerist vor dem Infanteristen den Vorteil voraus, daß er meist weniger ermüdet in den Kampf treten wird und kein Gepäck trägt. In den meisten Fällen wird auch der Kavallerist gar nicht genötigt sein, Gefechte bis auf nahe Entfernungen durchzuführen. Beim Angriff gegen stärkere Kräfte handelt es sich zumeist nur um Fesselung des Feindes in einer bestimmten Richtung. Die anfängliche Offensive wird daher, ohne ihren Zweck zu verfehlen, allmählich in die Defensive umschlagen.

Unter dem Schutz des Geländes und mit Hilfe der Schnelligkeit ihrer Pferde ist dann die Kavallerie in der Lage, sich dem feindlichen Stoß rechtzeitig zu entziehen und kann bald darauf überraschend an anderer Stelle wieder von neuem auftreten. Häufig wird die wirksamste Verwendung einer Kavallerie-Division während der Schlacht gerade darin bestehen, daß sie an verschiedenen und rasch wechselnden Punkten mit Feuerkraft auftritt.

Die Gelegenheit, erfolgreich mit der blanken Waffe gegen zurückgehende Abteilungen einzugreifen, wird sich durch eine emsige Tätigkeit unternehmender Divisionen auf diese Weise viel eher wahrnehmen lassen, als wenn unhandliche Kavalleriemassen weit seitwärts oder rückwärts der Kampflinie massiert werden. Daß diese bei aller guten Absicht nur allzuhäufig den richtigen Augenblick versäumen, geht aus wiederholten Beispielen der Kriegsgeschichte, am deutlichsten vielleicht aus dem der Schlacht von Königgrätz hervor.

Eine wesentliche Steigerung ihrer Feuerkraft hat das Schützengefecht der Kavallerie ferner durch die Beigabe von Maschinengewehren erhalten. Sie sind geeignet, dem Feuergefecht einen festeren Rahmen zu geben und vor allem gegen Kolonnenziele auf weiten Entfernungen wirksam einzugreifen.

Selbst bei der Verfolgung, die doch die Reiterangriffe am meisten begünstigt, kann es Fälle geben, in denen die Verwendung der Schußwaffe aussichtsreicher ist als die Attacke. Geradezu unentbehrlich wird das Feuer, wenn der Feind sich in gebirgiges oder bedecktes Gelände zurückzieht. Früher endete dort unfehlbar die Kavallerieverfolgung. So entkamen die völlig geschlagenen Truppen Mac Mahons bei Wörth, obschon namentlich kleinere Kavallerie-Abteilungen unmittelbar nach der Schlacht mit großem Eifer vorgingen und dem Gegner starken Abbruch taten.

Die heutige Kavallerie kann eine solche Niederlage zur Katastrophe gestalten, indem sie ihre Schnelligkeit dazu ausnutzt, ihre Feuerkraft, Artillerie, Maschinengewehre und Karabinerschützen in Flanke und Rücken des Feindes zu tragen, Engwege zu sperren, Brücken zu zerstören und so die völlige Vernichtung herbeizuführen.

Gegner des Feuergefechts der Reiterei bemühen sich häufig, die Gefechtskraft abgesessener Kavallerie möglichst niedrig darzustellen. Im allgemeinen wird die Feuerkraft einer ganzen Kavallerie-Division der eines Bataillons gleichgesetzt. Es rührt dies wohl daher, daß man bei Friedensübungen fast gewohnheitsmäßig nur mit beweglichen Handpferden absitzt, und daß bei der Friedenseskadron die Abkommandierungen aus der Front weit zahlreicher sind als im Kriege. Warum eine abgesessene Kavallerie-Division nicht, ihrer Frontstärke entsprechend, bei unbeweglichen Handpferden die Gefechtskraft von mindestens zwei Bataillonen haben soll, ist nicht recht einzusehen.

Um diesen Gefechtswert tatsächlich zu erreichen, und um den vorstehend angedeuteten Aufgaben wirklich genügen zu können, erscheint allerdings die Feuergefechts-

ausbildung, wie sie das Reglement bis jetzt vorsieht, als nicht hinreichend. Es besteht kein Hindernis, weswegen die Kavallerie, wie dort gesagt ist, ein von rückwärts genährtes Feuergefecht nicht führen könne. Dieser Zweifel hat wohl darin seinen Grund, daß man früher nur an das Bedürfnis gelegentlichen und vorübergehenden Einsetzens schwächerer Kavallerie-Abteilungen zu Fuß gedacht hat.

Nach dem Gesagten ist es aber heutzutage zweifellos nötig, selbst in größeren Verbänden zum länger dauernden Schützengefecht zu schreiten, denn nicht selten wird ein Abschnitt von größerer Ausdehnung vom Feinde dadurch für die Aufklärung gesperrt sein, daß die einzelnen Engwege von abgesessener Kavallerie oder Infanterie besetzt sind. Dann bleibt nichts anderes übrig, als sich den Übergang an einer Stelle durch den Einsatz stärkerer abgesessener Kavallerie zu erkämpfen, falls Artillerie und Maschinengewehre nicht zur Hand sind oder allein hierzu nicht ausreichen.

Es genügt deshalb nicht mehr, daß nur „der einzelne Kavallerist gut schießt", wie Ziffer 355 des Reglements verlangt, um gelegentlich auf Vorposten hiervon Gebrauch zu machen, wie die Kürassiere des großen Königs. Dieses Ziel haben wir durch die eifrige Pflege des Schulschießens längst erreicht, vielmehr bedürfen alle Abteilungen und alle Führer stärkerer Verbände jetzt einer wesentlich eingehenderen Schulung im Gefecht zu Fuß. Ferner müssen die Grundsätze des gefechtsmäßigen Abteilungsschießens, die für eine sachgemäße Feuerleitung unerläßlich sind, Gemeingut aller Kavallerieoffiziere werden.

Von diesem Standpunkt aus ist die Erweiterung der Kommandos zur Infanterie-Schießschule dankbar zu begrüßen. Sie trägt hoffentlich dazu bei, daß der weit verbreitete Irrtum, das Schießen in größeren Verbänden sei nichts anderes als ein gleichzeitiges Einzelschießen vieler Schützen, endlich verschwindet.

Vielfach hat das Schreckgespenst der „berittenen Infanterie" vom vermehrten Betrieb des Schießdienstes abgehalten. Eine derartige Besorgnis erscheint wahrlich unbegründet. Das kennzeichnende Merkmal jener ist das mangelhafte Reiten. Daß unsere vortrefflich reitende Kavallerie dieses verlernen sollte, wenn sie auf Kosten des reinen Schulexerzierens und vielleicht auch auf Kosten des Schulschießens etwas mehr Gefechtsschießen und Schützengefecht betreiben würde, ist wohl ausgeschlossen. Daß freilich eine vollendete Reitfertigkeit immer die Grundlage bleiben muß, ist selbstverständlich. Eine im Fußgefecht noch so gut ausgebildete Kavallerie wird nie schnell und überraschend mit dem Karabiner eingreifen können, wenn sie nicht in erster Linie reiten kann.

Ein Rückblick auf die gesamte Entwickelungsperiode der Schnellfeuerwaffen innerhalb der letzten Zeit zeigt uns, wie diese als neues Mittel der Zerstörung die anfangs berechtigte Meinung aufkommen ließen, daß nunmehr die Tage der Reiterei gezählt seien, ihre Rolle auf dem Schlachtfelde und im Kampfe der verbundenen Waffen ein Ende erreicht habe. Wir sehen indessen, wie mit der Zeit die Stimmen

derjenigen immer mehr verstummen mußten, welche, die Kavallerie als unnützen Luxus in den Armeen unserer Tage betrachtend, ihr allenfalls noch die Stellung einer berittenen Infanterie zuerkennen wollten.

Es ist unverkennbar, wie die Reiterei im Begriff ist, die Gefahr eines schweren, entscheidungsvollen Überganges glücklich zu überwinden und, mit der Zeitströmung fortschreitend, die Schußwaffe nunmehr zum Bundesgenossen zu erwerben und somit die Feuerkraft mit der Stoßkraft zu vereinigen.

Indem die Kavallerie sich auch in der Bekleidung und Ausrüstung immer mehr den Anforderungen der neuen Kampfesweise anpaßt, wird es ihr gelingen, nicht nur ihren Platz in der Reihe der anderen Waffen zu behaupten, sondern ihre Aufgaben in Zukunft sogar nach jeder Richtung wesentlich zu erweitern.

Getragen von dem Geiste kühner, rücksichtsloser Offensive, als dem besten Erbteil vergangener Zeiten, wird sie auch ferner, sei es zu Pferde mit der Lanze, sei es zu Fuß mit dem Karabiner in der Hand, den Feind angreifen, wo sie ihn findet, und sich den Weg zum Siege bahnen.





Nachrichtenwesen in der englischen und amerikanischen Armee.

Das Nachrichtenwesen in der englischen Armee.

In keinem Feldzuge ist wohl bis jetzt von technischen Hilfsmitteln für Nachrichten- und Befehlsübermittelung so ausgiebiger Gebrauch gemacht worden wie in dem Mandschurischen. Es hat sich dort mehr denn je gezeigt, daß die modernen technischen Einrichtungen für Nachrichtenübermittelung nicht nur die schwierige Aufgabe, Massenheere zu führen, erleichtern, sondern daß ihre ausgedehnte Verwendung geradezu eine Notwendigkeit geworden ist.

Mit dem Anwachsen der Heere sind die Schwierigkeiten gestiegen, die Absichten der obersten Führung einheitlich durchzuführen. Die Möglichkeit störender Reibungen ist bedeutend vergrößert. Die weite räumliche Trennung der Armeegruppen, die zu einem Zweck zusammenwirken sollen, erfordert durchaus schnelle und sichere Verbindungen.

Die strategische Aufklärung der Kavallerie ist nur von Wert, wenn die Ergebnisse der Erkundung auch rechtzeitig, ehe sie von den Ereignissen überholt sind, der Führung übermittelt werden können.

Neben diesen operativen Verhältnissen fordern aber auch die taktischen Verhältnisse eine verbesserte Nachrichtenübermittelung. Die moderne Feuerwirkung schließt einen Adjutanten- und Meldereiterdienst zu Pferde, wie man ihn bei den Manövern, in Ermangelung von etwas Besserem, hier und da noch beobachten kann, in der Gefechtslinie völlig aus. Auch ist voraussichtlich eine Verbindung durch Ordonnanzen zu Fuß in einem modernen Feuergefecht nicht durchführbar.

Hier müssen also die modernen technischen Hilfsmittel in weitestem Maße herangezogen werden.

In dieser Hinsicht ist die englische Armee sehr weit vorgeschritten. Dort hatte man bereits vor dem Burenkriege außer einigen Telegraphenkompagnien, die der Pioniertruppe angehörten, bei allen Waffen besondere Signaltrupps (Infanterie-Bataillon 7, Kavallerie-Regiment 14, Batterie 3 Signalisten), die mit Winkerflaggen und Lichtfernsprecher ausgerüstet waren.

Die Signalschule in Aldershot lieferte ein gutes Ausbildungspersonal. Sie hielt jährlich drei Lehrgänge zu drei Monaten für Offiziere und Unteroffiziere der Infanterie und Kavallerie und zwei für Artillerie-Offiziere und -Unteroffiziere ab. Die Anforderungen, die dort an die Fertigkeit im Geben und Lesen von Flaggensignalen, in der Bedienung des Heliographen und der Lichtfernsprechlampe (Kalklichtlampe) gestellt wurden, waren sehr hoch.

Obgleich diese Signaltrupps sowie auch die Telegraphenformationen im einzelnen sehr Gutes leisteten, versagte im Burenkriege das Nachrichtenwesen doch sehr oft. Dies lag nicht allein an den teilweise sehr schwierigen Verhältnissen, sondern vor allen Dingen daran, daß den Telegraphenkompagnien ausreichende Friedenspraxis im Zusammenwirken mit der Truppe und ihren Signaltrupps fehlte. Anschlüsse zwischen Signaltrupps und Endtelegraphenstationen kamen oft gar nicht oder sehr spät zustande; außerdem fehlte die Sicherheit des Betriebes. Aber auch die Führung verstand nicht immer, diese wichtigen Nachrichtenmittel rechtzeitig und an geeigneter Stelle einzusetzen.

Man zog daher in England nach dem Burenkriege die richtigen Folgerungen aus diesen Erfahrungen und erstrebte vor allem ein gutes Zusammenwirken der technischen Truppen für das Nachrichtenwesen untereinander und mit der Truppe. Bei allen größeren und kleineren Truppenübungen und den großen Herbstübungen traten die Telegraphenformationen und Feldsignaltrupps der einzelnen Waffen in Tätigkeit. Man versuchte zunächst das Signalwesen mehr zum Allgemeingut der Armee zu machen, vor allem sollten sämtliche Offiziere und Unteroffiziere, sowie der größte Teil der älteren Mannschaften den Signaldienst beherrschen. Um dies zu ermöglichen, wurden die Unterrichtslehrgänge auf der Signalschule in Aldershot vermehrt und die Zahl der Teilnehmer, insbesondere an Offizieren, erhöht.

Man schlug hierbei, wie meist in England, den Weg einer mehr sportlichen Ausbildung ein. Die Mannschaften wurden in den bei allen Truppenteilen eingerichteten Unterrichtskursen im Signaldienst zunächst mit den Anfangsgründen vertraut gemacht. Die erforderliche Fertigkeit im schnellen Geben und Lesen der Signaltelegramme eigneten sie sich dann in freien, sportlichen Übungen an. Hierbei wurde durch besondere Auszeichnungen und Abzeichen, sowie durch Urlaubserleichterungen und Preissignalisieren, das innerhalb des Regiments, der Brigade und Division, sowie innerhalb der ganzen Armee abgehalten wurde, ein allgemeiner Wetteifer wachgerufen, der zu sehr guten Ergebnissen führte.

So kam es, daß bald nach dem Burenkriege der herumjagende Adjutant und die abgehetzte Kavallerie-Ordonnanz völlig von dem englischen Manöverfelde verschwunden und durch Signalisten ersetzt waren. Überall konnte man das Signalwesen — in erster Linie Geben von Morsezeichen mit kleinen Flaggen — nützlich verwendet sehen, sowohl bei der Marschsicherung und im Aufklärungsdienst, als auch im Gefecht und bei den

Vorposten. Bei Nacht traten an Stelle der Flaggensignale und der Heliographen Kalklichtlampen, oder man half sich auf einfachste Art, indem man Morsezeichen mit Radfahrlaternen gab, die man kurz oder lang abblendete.

Nach und nach begann man neben diesen Nachrichtenmitteln auch das Telephon bei den verschiedenen Waffen einzuführen. Man strebte dabei ein Einheitstelephon für die ganze Armee an, ein einfaches, handliches, tragbares Telephon, das der Infanterist am Koppel und die berittenen Waffen am Pferde mitführen. Das Kabel für die den Infanterie-Bataillonen zugeteilten tragbaren Telephone wurde auf Tragetieren, das für die Batterien auf einem der Batteriefahrzeuge untergebracht. Die höheren Stäbe (Infanterie- und Kavallerie-Brigaden, Artillerie-Abteilungen) sollten dasselbe Telephon-Modell erhalten, jedoch auf Wagen verpackt, die zugleich das erforderliche Kabel mitführten.

Obwohl die englische Armee schon vor der Haldaneschen Reform sehr reichlich mit allen technischen Hilfsmitteln für das Nachrichtenwesen ausgerüstet war, wurden diese mit der Neugliederung der englischen Feldarmee im Januar 1907 noch bedeutend vermehrt.

Sobald die Ausrüstung der Feldarmee mit dem Einheitstelephon beendet ist, sind ihre Nachrichtenmittel folgende:

Truppenverband oder Stab	Nachrichtenmittel	
1. Infanterie.		Außerdem Flaggengerät zum Geben von Morsezeichen. Nach der Signalvorschrift sind anscheinend die Infanterie-Brigade-, Bataillons- und Artillerie-Abteilungs-Stäbe auch noch mit Signallampen ausgerüstet.
Kompagnie	Tragbares Telephon Kabel auf Tragetieren	
Bataillon	ebenso wie Kompagnie, zur Verbindung mit den Kompagnien.	
Brigade	Telephon (wie Infanterietelephon) auf Wagen, der zugleich Kabelwagen, zur Verbindung des Brigadestabes mit den Bataillonen.	
2. Kavallerie.		
Eskadron	Heliograph und Signallampe, Telephon im Versuch.	
Brigade	Telephon und Telegraph auf Wagen, sowie Heliograph und Signallampe.	
Division	wie Brigade, erhält außerdem voraussichtlich 1 Zug drahtlose Telegraphie (siehe unter Armeetruppen).	
3. Artillerie.		
Batterie	Tragbares Telephon (Infanteriemodell), Kabel auf einem Batteriefahrzeug, zum Teil auch noch Heliograph und Signallampe.	
Abteilung	Telephon mit Kabel auf besonderem Fahrzeug.	
4. Pionierkompagnie	wie Infanteriekompagnie ausgerüstet.	
5. Feld-Division (unter dem Div. Gen. Stabsoffz.)	Telegraphenkompagnie zu 2 Zügen mit je 2 Stationen und 1 Kabelwagen, verbindet Divisionsstab, Infanterie-Brigaden und Artillerie-Kommandeur.	Mit Telegraphen- und Telephonbetrieb.

Truppenverband oder Stab	Nachrichtenmittel
6. Unter dem Armee-Oberkommando	6 Telegraphenkompagnien. Hiervon sind ausgerüstet: a) 2 Kompagnien mit drahtloser Telegraphie, jede Kompagnie zu mehreren Stationen. Die beiden Kompagnien sollen Verbindung aufnehmen mit der Kavallerie-Division und Armeeteilen, die durch irgend einen Zufall nicht auf andere Weise mit der Führung verbunden sind. b) 2 Kompagnien mit Kabel, Telegraph und Telephon, die Kompagnie zu 8 Zügen, jeder zu 2 Stationen zur Verbindung des Armee-Oberkommandos mit den Divisionen. c) 2 Kompagnien mit Hochleitung, Telegraph und Telephon, die Kompagnie zu 8 Zügen. Die beiden Kompagnien verbinden Armee-Oberkommando und Etappe.

Bei den größeren Truppenübungen und den Manövern der letzten beiden Jahre bewährten sich die einzelnen Systeme, jedes für sich, gut; doch zeigte sich hierbei der Mißstand, daß die von den Telegraphenformationen und der Truppe unabhängig voneinander getroffenen Anordnungen oft auf einem Teil des Gefechtsfeldes zu einer Verschwendung von Personal und Material führten, während an anderer Stelle die Nachrichtenmittel nicht ausreichten. Auch der Mandschurische Krieg hat nach englischer Ansicht gelehrt, daß es falsch ist, alle Teile des Schlachtfeldes gleichmäßig mit allen Arten der technischen Nachrichten- und Befehlsübermittelung auszustatten, und daß man bei der Verteilung der Nachrichtenmittel der Eigenart des Geländes sowie der taktischen Lage besonders Rechnung tragen muß.

In England hat man sich diese Friedens- und Kriegserfahrung zunutze gemacht, wie Oberst Capper, der Kommandeur der englischen Luftschiffertruppen, ein auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens sehr erfahrener Offizier, in einem Vortrage ausführte, den er im vergangenen Jahre in Aldershot hielt. Nach seinen Ausführungen hat man im vergangenen Jahre bei der 2. Division des Aldershot-Kommandos das gesamte Nachrichtenwesen der Division für die großen Sommer- und Herbstübungen in einer Hand vereinigt. Nur die Verfügung über die Nachrichtenmittel innerhalb der Truppenteile (zwischen Bataillon und Kompagnie, Abteilung und Batterie) blieb den Truppenkommandeuren überlassen. Man wollte durch dieses Zusammenfassen der Nachrichtenmittel in einer Hand ein einheitliches System schaffen, in dem jeder Art der Nachrichtenübermittelung (Telegraph, Telephon, Lichtfernsprecher und Flaggensignale) ihr geeigneter Platz zugewiesen wurde. Auf Grund der Erfahrungen des Buren- und des Ostasiatischen Krieges wurde eine doppelte Verbindung gefordert, d. h. Telephon- und Flaggensignal-, Lichtfernsprecher- und telegraphische Verbindung oder auch andere Zusammenstellungen, um zu ermöglichen, daß jederzeit ein System für das andere einspringen konnte.

Die Japaner hatten bei Ausbruch des Krieges nur den Feldtelegraph und ein leichtes Telephon. Im Signalwesen waren sie wenig oder gar nicht ausgebildet, den Lichtfernsprecher führten sie überhaupt nicht. Sie waren also nicht in der Lage, neben der elektrischen auch eine zweite, optische, Verbindung herzustellen. Die Folge war, daß bei Verkehrsstörungen, Kabelbrüchen durch Schußverletzung und bei anderen Umständen die Verbindung in wichtigen Gefechtsmomenten unterbrochen wurde. Berittene Ordonnanzen wurden in dem stark durchschnittenen und unwegsamen Gelände zu derartigen Umwegen gezwungen, daß Meldungen und Befehle vielfach von den Ereignissen überholt waren, wenn sie ankamen. So war es nach einem Aufsatze des Pionierhauptmanns R. C. Hammond im „Journal of the Royal Engineers“ (Märzheft) über Nachrichtenübermittelung dem General Kuroki bei Yo shi rei infolge eines Kabelbruches seiner telegraphischen Leitung nicht möglich, eine seiner Kolonnen rechtzeitig auf das Gefechtsfeld zu bringen. Alle Ordonnanzoffiziere kamen zu spät. Auch bei anderen Gelegenheiten bedauerte der Stabschef Kurokis dem General Hamilton gegenüber, daß die japanische Armee nicht in dem Maße wie die englische mit Signalgerät ausgerüstet und im Signalisieren ausgebildet sei, sonst wäre im Falle des Versagens der telephonischen oder telegraphischen Verbindung doch immer noch eine optische Verbindung möglich gewesen.

Auch während der Übungen der 2. Division in Aldershot im vergangenen Jahre zeigte sich die Notwendigkeit einer doppelten Verbindung. Überhaupt hat sich der Versuch, die Nachrichtenmittel einer Division zu einer einheitlichen, planmäßigen Verwendung zusammenzufassen, wie Oberst Capper in dem vorstehend erwähnten interessanten Vortrag ausführt, durchaus bewährt. Nach dem Bericht des Führers der zusammengestellten Nachrichtenübermittelungs-Kompagnie, Hauptmann Blundel, hat sich ergeben, daß ein vorübergehendes Vereinigen der Nachrichtenmittel zu Übungszwecken oder bei der Mobilmachung nicht genüge. Es sei vielmehr notwendig, die Nachrichtenübermittelung der Division bereits im Frieden organisatorisch zusammenzufassen und Friedensausbildung sowie Führung der Kompagnie im Kriege in dieselbe Hand zu legen. Nur dann sei eine zweckmäßige Verwendung und Verteilung von Personal und Material auf dem Gefechtsfelde und auf dem Marsche auch unter schwierigen Verhältnissen gewährleistet.

Der Führer der Nachrichtenübermittelungs-Kompagnie soll dem Divisionsstabe angehören und nähere Anweisung über die erforderlichen Verbindungen, auf Grund deren er seine technischen Anordnungen trifft, vom Divisions-Generalstabsoffizier empfangen.

Selbstverständlich soll ebenso wie in der Division auch in den größeren Verbänden, Armee-Abteilung oder Armee, das gesamte Nachrichtenwesen von einer Stelle aus geleitet und geregelt werden.

Die durchweg günstigen Erfahrungen mit der Nachrichtenübermittelungs-Kom-

pagnie bei der 2. Division in Aldershot haben dazu geführt, daß in diesem Jahre bei beiden Divisionen des Aldershotkommandos „Communication-Companies“ aufgestellt wurden. Es sind in diesen Kompagnien die Telegraphenkompagnie der Division und ein Signaltrupp zu einem Zuge (section) vereinigt, während die Telephondetachements und Signaltrupps der Infanterie-Brigaden drei weitere Züge bilden. Führer der Kompagnie ist ein Hauptmann oder Major, der die Bezeichnung Divisional Communication-Officer führt und dem Divisionsstabe angehört. Der erste Zug wird von dem Führer der Telegraphenkompagnie geführt, die drei anderen von Brigade Communication-Officers.

Der Divisional Communication-Officer überwacht die Ausbildung der Züge und leitet die Ausbildung im Zusammenwirken mit der Truppe. Er trifft die technischen Anordnungen für die Verbindung des Divisionsstabes mit den Brigaden und Nachbar-Divisionen nach den Weisungen des Generalstabsoffiziers der Division. Die Art der Übermittelung bestimmt er je nach den Angaben des Generalstabsoffiziers über Wichtigkeit und Geheimhaltung der Meldungen. Die Verbindung des Divisionsstabes mit den Brigaden wird in der Regel durch Kabeldetachements (Wagen) des ersten Zuges hergestellt, die den Stäben zugeteilt werden. Ausnahmsweise kann der Divisionskommandeur auch die Aufstellung von Zwischenposten durch die Brigaden — aus deren Zügen — befehlen.

Die Ausbildung ist so geregelt, daß in den Monaten Mai und Juni alle vier Züge zu einheitlicher Übung zur Verfügung des Divisionskommandeurs stehen, während die Züge 2, 3 und 4 später zu den Brigaden treten. Man hofft auf diese Art der Schwierigkeiten Herr zu werden, die die Notwendigkeit mit sich bringt, bei Märschen und Gefechten mit der Truppe gleichen Schritt zu halten und das Verständnis bei Stäben und Truppen zu fördern.

Über die Erfahrungen mit diesem System sollen die Divisionskommandeure Bericht erstatten. Endgültige Anordnungen werden dann vom Kriegsministerium getroffen werden.

Es ist wohl der eingehenden Friedens- und Kriegserfahrung zuzuschreiben, daß alle Dienststellen der englischen Armee von dem hohen Werte einer guten und sicheren Nachrichtenübermittelung so überzeugt sind, daß sie alles daransetzen, sie immer mehr zum Allgemeingut der Truppe zu machen. Alle fremden Offiziere, die das Nachrichtenwesen bei größeren englischen Truppenübungen und Manövern beobachten konnten, erkennen die Geschicklichkeit und Schnelligkeit an, mit der die Verbindung zwischen Führer und Truppe bis in die vorderste Gefechtslinie hinein aufgenommen wird. So ist der kommandierende General frühzeitig in der Lage, sich mit der vordersten Gefechtslinie zu verständigen. Gleichzeitig sind aber auch die einzelnen Truppenteile untereinander verbunden. An Stelle der Ordonnanzoffiziere oder Adjutanten sieht man überall auf einem englischen Manöverfelde Telephon- und Winkertrupps, hinter

Hecken, Gebüschen oder Geländeunebenheiten versteckt, die Verbindung nach rückwärts aufnehmen.

Mit dieser weitgehenden Ausnutzung aller technischen Nachrichtenmittel ist auch zum Teil die Ruhe auf den englischen Manöverfeldern zu erklären. Man hört kaum ein Kommando, da alle Befehle telephonisch, durch Flaggenmorsezeichen oder Zeichen mit den Armen weitergegeben werden.

Freilich darf auch nicht verkannt werden, daß derartige Verständigung durch Lichtfernsprecher oder Flaggen manche Nachteile mit sich bringt. Werden diese Signale ungeschickt und nicht genügend gedeckt gegeben, so sind sie zweifellos sehr der Beobachtung durch feindliche Patrouillen ausgesetzt. Es ist dies aber ein Nachteil, den man nicht zu hoch bewerten darf, da nur besonders ausgebildete Offiziere, die die betreffende Landessprache völlig beherrschen, imstande sein dürften, derartige Nachrichten mitzulesen, besonders wenn sie mit solcher Schnelligkeit und unter Anwendung zahlreicher Abkürzungen gegeben werden, wie in England.

Alles in allem sind die Erfahrungen, die die englische Armee bei der Ausnutzung der technischen Nachrichtenmittel gemacht hat, sehr beachtenswert, und es besteht kein Zweifel, daß außer einer modernen Bewaffnung, Ausrüstung und Bekleidung in einem zukünftigen Kriege die geschickte Ausnutzung der technischen Verbindungsmittel eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen wird.

Das Nachrichtenwesen in der amerikanischen Armee.

Auch die amerikanische Heeresleitung ist von dieser Überzeugung durchdrungen. Sie verfügt auf dem Gebiete der Nachrichtenübermittelung, ebenso wie die englische, über Kriegserfahrung aus neuerer Zeit, die sich aber nur auf den Kleinkrieg erstreckt.

Mit der Wahrnehmung des Verbindungsdienstes ist im Unionsheere eine besondere Truppe, das Signalkorps, betraut. Es zählt zur Zeit, bei einer Gesamtheeresstärke von 50 000 Mann, 46 Offiziere, 1200 Mann und gliedert sich in elf Kompagnien. Hiervon stehen je zwei in Alaska und auf den Philippinen, eine in Kuba und die übrigen in den Vereinigten Staaten. Der Kommandeur des Signalkorps ist dem Kriegssekretär unmittelbar unterstellt. Die Truppe wird als berittene Infanterie ausgebildet und in der Handhabung sämtlicher technischer Nachrichtenmittel unterwiesen. Nebenbei wird das Signalkorps aber noch in mannigfaltiger Weise ausgenutzt. Es bedient, hauptsächlich in den Kolonien, eine Anzahl staatlicher Telegraphenlinien und Funkenstationen. Außerdem hat es die Anlagen für den Nachrichtendienst der Küstenartillerie herzustellen. Neuerdings hat man auch die Luftschiffahrt in seinen Tätigkeitsbereich einbezogen. Eine Luftschiffersektion ist bei einer Signalkompagnie in den Vereinigten Staaten errichtet worden.

Das Signalkorps hat sich in den Kolonialkriegen der Union bewährt. Die Truppenführer haben es im Kleinkrieg auch zweckentsprechend verwandt. Nun ist aber die Möglichkeit nicht mehr von der Hand zu weisen, daß die Union in einen Konflikt mit einer Militärmacht verwickelt werden könnte. Für die taktische Ver-

wendung der Signaltruppen in größeren Verbänden sind aber weder die Signaloffiziere noch die Truppenführer vorgebildet, da Manöver in größeren Verbänden in der Union nicht stattfinden.

Die vorläufigen Bestimmungen für die Verwendung des Signalkorps im Felde, die der Kriegssekretär kürzlich erlassen hat, erbringen jedoch den Beweis, daß man in Amerika die Lehren des Südafrikanischen und des Russisch-japanischen Krieges beherzigt hat. Der gesamte Nachrichtendienst einer Armee soll von einer Stelle aus geleitet werden. Dem Stabe des Armeeführers wird ein Chef des Nachrichtenwesens zugeteilt, dem sämtliche Signaltruppen der Armee unterstehen.

Das Signalkorps einer mobilen Infanterie-Division gliedert sich in drei Kompagnien zu je 100 Mann, und zwar in eine Feld-, eine Telegraphen- und eine Etappenkompagnie.

Die Feldkompagnie vermittelt den Nachrichtendienst bei der fechtenden Truppe im Gefecht und beim Anmarsch zum Gefecht. Ihre Mannschaften sind beritten. Sie führt Material für 65 km Feldtelegraph, 50 km Feldtelephon, sechs optische Stationen und drei zerlegbare Funkenstationen mit. Der Apparat einer solchen Station wiegt nebst Zubehör 234 kg und wird auf drei Maultieren verpackt. Er kann mit einer anderen zerlegbaren Station über 40 km, mit einer ständigen über 177 km in Verbindung treten.

Die Telegraphenkompagnie versieht den Nachrichtendienst der Feldverwaltungsbehörden und in dem Unterkunftsraume der Division. Sie kann 65 km Feldtelegraphenleitung legen und sechs optische Stationen bedienen.

Die Etappenkompagnie verbindet die Division nach rückwärts mit den ständigen Telegraphenlinien. Sie führt zwei fahrbare Funkenstationen mit 160 km Wirkungsweite mit sich. Sie wird meist von der Division losgelöst und dem Chef des Etappentelegraphenwesens unterstellt.

Jeder Kavallerie-Division werden zwei Feld- und eine Telegraphenkompagnie zugeteilt, deren Mannschaften sämtlich beritten sind.

Eine Ballonkompagnie kann der Armee oder auch einem Armeekorps überwiesen werden.





Die französischen Unternehmungen in Marokko 1907/08.

Vorgeschichte.

Die kriegerischen Reibungen zwischen Frankreich und Marokko reichen bis in die Zeit der Eroberung Algeriens zurück.*) 1844 schlug der französische General Bugeaud am Isly-Flusse unweit Ujda ein marokkanisches Heer, das dem Führer der algerischen Eingeborenen, Abd el Kader, Hilfe bringen sollte. Gleichzeitig bombardierte ein französisches Geschwader Tanger und Mogador. 1859, während des spanisch-marokkanischen Krieges, unterdrückten französische Truppen Unruhen im Gebiete der Beni Snassen im Nordosten Marokkos. Auch an dem algerischen Aufstande von 1870 nahmen marokkanische, dem Südwesten Algeriens benachbarte Stämme teil. Durch das 1900 beginnende Vordringen in die Sahara traten die Franzosen dann in ständige Berührung mit diesen kriegsgewohnten und unabhängigen Stämmen. Seitdem befindet sich das algerisch-marokkanische Grenzgebiet dauernd im Kriegszustand.

Frühere Kämpfe zwischen Frankreich und Marokko.

Skizze 49.

Größere militärische Unternehmungen brachten jedoch erst die Jahre 1907 und 1908. Sie spielten sich auf drei räumlich weit voneinander getrennten Kriegsschauplätzen — im Nordosten Marokkos bei Ujda, im Südosten bei Bu Denib und an der Westküste bei Casablanca — ab.

Zum Verständnis der französischen Unternehmungen im Nordosten und Südosten Marokkos ist es notwendig, einen Blick auf die eigenartigen Grenzverhältnisse zwischen Algerien und Marokko zu werfen. Der nach der Schlacht am Isly-Flusse zwischen Frankreich und Marokko 1845 abgeschlossene Vertrag von Lalla Maghnia sowie spätere Verträge von 1901 und 1902 haben die Grenze nur auf der kurzen Strecke vom Meere bis zum Paß von Teniet Sassi genau festgelegt. Bezüglich des Gebietes südlich von Teniet Sassi wurde lediglich bestimmt, welche Stämme zu Algerien und welche zu Marokko gehören sollten. Die Grenzen der Weidebezirke, die bei dem nomadenhaften Leben der Eingeborenen natürlich vielfachen Schwankungen ausgesetzt sind, bilden hier also

Die algerisch-marokkanische Grenze.

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 1. Heft.

eine sehr ungenaue Grenzlinie. Im großen und ganzen ist diese aber dadurch festgelegt, daß einzelne Orte, darunter Sfissifa und Ain Sefra, ausdrücklich als algerisch und andere, wie Ich und Figuig, ausdrücklich als marokkanisch bezeichnet worden sind. Südwestlich Figuig wurde eine neutrale Zone geschaffen, in der beide Regierungen gewisse Rechte ausüben sollten. Frankreich darf hier z. B. eine Eisenbahn bauen und Militärposten zu deren Sicherung vorschieben. Auch andere Klauseln der Verträge leisten französischer Einmischung Vorschub, so das Versprechen, daß Frankreich dem Sultan nötigenfalls seinen Beistand bei der Festigung seiner Autorität im Grenzgebiet leisten wird, schließlich das beiden Regierungen zugestandene „droit de suite“, d. h. das Recht, unbotmäßige Untertanen auch über die Grenze hinaus verfolgen zu dürfen.

Tatsächlich ist daher nicht nur die neutrale Zone von Frankreich militärisch besetzt, sondern es sind seit 1904 in Berguent und Forthassa, seit 1905 in Talzaza — also in Orten, die politisch zweifellos zu Marokko gehören — ständige französische Militärposten errichtet. Von diesen Posten aus streifen französische Erkundungsabteilungen bis tief ins Innere Marokkos, im Norden bis zum Moulouja-Becken, im Süden bis zu den Oasen des Tafilelt.

Wenn die Veranlassung zu diesem allmählichen Vordringen meist auf militärischem Gebiet liegt, so sprechen doch auch wirtschaftliche Interessen mit. Die von vielen Seiten vorgeschlagene Ausdehnung des französischen Einflusses bis zur Linie Moulouja—Tafilelt würde den Karawanenhandel der Sahara nach den algerischen Häfen lenken und ertragreiche Gebiete, wie das untere Moulouja-Becken und besonders das Tafilelt, dem französischen Handel erschließen. Zwei Eisenbahnen bereiten, indem sie dem militärischen Vordringen folgen, die wirtschaftliche Erschließung vor, im Norden die bis Turenne fertiggestellte, bis zur Grenze im Bau befindliche Bahn, die später vielleicht über Ujda, Taza nach Fez weitergeführt werden soll, im Süden die bis Colomb Bechar fertige, bis Kenadsa im Bau begriffene Bahn, als deren Ziel das Tafilelt genannt wird.

Die Konferenz von Algeciras hat sich mit den Verhältnissen an der algerisch-marokkanischen Grenze nicht beschäftigt; in ihrem Schlußprotokoll ist nur bestimmt worden, daß die Regelung der Zölle und die Überwachung der Waffeneinfuhr in diesen Gebieten ausschließlich Sache der französischen und marokkanischen Regierung sein sollen. Frankreich sieht daher hier seine früheren Verträge als zu Recht bestehend an, obwohl sie, wie ihre praktische Ausführung gezeigt hat, dem Grundsatze der Integrität des marokkanischen Gebietes zuwider sind.

Ursachen der französischen Unternehmungen.

Die ursprüngliche Veranlassung zu den größeren französischen Unternehmungen von 1907/08 bildeten nicht die häufigen Grenzzwischenfälle, sondern andere Ereignisse, die teils den ungeordneten Zuständen in Marokko, teils aber auch der wachsenden Erbitterung der Marokkaner gegen die ihre Unabhängigkeit bedrohenden Franzosen

zuzuschreiben sind. Am 19. März 1907 wurde in Marrakesch, der zweiten Hauptstadt des Sultanats, der französische Arzt Mauchamps vom Pöbel ermordet. Die französische Regierung richtete eine Reihe von Sühneforderungen an Marokko und drang dabei gleichzeitig auf Erledigung verschiedener früherer Beschwerden, auf die der Sultan noch nicht eingegangen war. Als Unterpfand für die Erfüllung ihrer Forderungen ließ sie am 30. März die marokkanische Stadt Ujda besetzen. Ein aus Truppen der algerischen Grenzgarnisonen zusammengesetztes, etwa 3000 Mann starkes Detachement überschritt von Lalla Maghnia aus die Grenze und nahm Ujda ohne Schwertstreich in Besitz. Marokkanische Truppen waren nirgends zu sehen. Die Einwohner ließen es sich auch gefallen, daß französische Offiziere die Verwaltung der Stadt in die Hand nahmen und alle Maßnahmen trafen, die auf einen dauernden Verbleib der Truppen schließen lassen konnten. In der Tat waren auch die französischen Sühneforderungen so gestellt, daß bei der Ohnmacht des Sultans und der Langsamkeit, mit der sich alle Ereignisse in Marokko vollziehen, an ihre baldige Erfüllung gar nicht zu denken war.

Jedenfalls war noch kein wesentlicher Schritt in dieser Richtung getan, als am 30. Juli 1907 neun Europäer — je drei Franzosen, Spanier und Italiener — in Casablanca ermordet wurden. Casablanca ist nächst Tanger die bedeutendste der acht marokkanischen Hafenstädte, die dem europäischen Handel geöffnet sind und schon seit langer Zeit Europäer beherbergen. Die Ermordeten waren Arbeiter, die an dem unter französischer Leitung stehenden Hafenausbau beschäftigt waren, die Mörder Eingeborene des Hinterlandes, der sog. „Schauja"*). In den Hafenbauten, insbesondere in einer Förderbahn, die den Hafen mit einem nahen Steinbruch verband,**) sahen sie den Beginn des Vordringens europäischen Einflusses.

Dieses Mal entschloß sich Frankreich in Gemeinschaft mit Spanien zu einer militärischen Aktion an Ort und Stelle. Sie wurde für um so notwendiger erachtet, als Leben und Gut der etwa 1000 Köpfe starken europäischen Kolonie Casablancas bedroht schien. Aus der im August 1907 eingeleiteten Unternehmung, die als vorübergehende Besetzung der Stadt und Züchtigung der Mörder gedacht war, wurde nach und nach eine militärische Expedition größeren Stils, die sich auf die ganze Provinz Schauja ausdehnte und erst im Sommer 1908 zu einem gewissen Abschluß gelangte. Sie überdauerte sonach die beiden Expeditionen, die von der algerischen Grenze aus, und zwar im Dezember 1907 bei Ujda und im April bis Mai 1908 bei Bu Denib, stattfanden.

Wie schon erwähnt, war die Besetzung Ujdas bei den Einwohnern auf keinerlei Widerspruch gestoßen. Auch die Stämme der näheren Umgebung bemühten sich, den französischen Truppen ihre freundschaftliche Gesinnung zu bekunden. Nur der kriege-

*) Textskizze Seite 644. — **) Textskizze Seite 646.

rische, arbeitsame und wohlhabende Stamm der Beni Snassen, der das Gebirgsmassiv nordwestlich Ujda bewohnt, wahrte seine Unabhängigkeit und suchte auch andere Stämme gegen Frankreich aufzureizen. Im Oktober 1907 kam es zu einem Zusammenstoß zwischen einer französischen Erkundungsabteilung und Bewaffneten der Beni Snassen. Der französische Befehlshaber in Ujda ließ daraufhin ein Dorf bombardieren und legte den Einwohnern eine Geldbuße auf. Als diese nicht bezahlt wurde, rückte am 23. November je eine schwache französische Kolonne von Port Say und von Ujda aus gegen das Gebirge vor. Beide Kolonnen stießen am Fuße des Gebirges auf weit überlegenen Gegner und mußten nach mehrstündigem Kampfe wieder nach ihren Ausgangspunkten zurückkehren. Bewaffnete Scharen der Beni Snassen gingen nun ihrerseits vor und unternahmen mehrere Vorstöße in das algerische Gebiet, wurden aber überall von den französischen Grenztruppen zurückgeworfen. Immerhin lag jetzt für Frankreich hinreichende Veranlassung vor, durch eine energische militärische Strafexpedition die Beni Snassen endgültig unschädlich zu machen.

Während diese Ereignisse in keinerlei Zusammenhang mit den Kämpfen bei Casablanca standen, kann die Unternehmung im Südosten Marokkos als eine weitere Folge der französischen Intervention bei Casablanca angesehen werden. Vor längerer Zeit schon war im Süden Marokkos eine Bewegung entstanden, die darauf abzielte, an Stelle der schwachen und europäerfreundlichen Herrschaft des Sultans Abdul Asis eine neue, die Unabhängigkeit des Landes wahrende Regierung einzusetzen. Die Ereignisse von Casablanca brachten den Stein ins Rollen. Der an der Spitze der Bewegung stehende Vizekönig von Marrakesch, Mulay Hafid, ein Halbbruder des Sultans, wurde zunächst im Januar 1908 in Marrakesch selbst, nach und nach aber auch in weiten Teilen des Landes in aller Form zum Sultan ausgerufen. Seine Sendboten gelangten bis zum Tafilelt, dessen Bewohner nunmehr die Zeit zu einem Angriff auf die französischen Grenzposten für gekommen hielten. Diesem Angriff, der im April d. Js. bevorzustehen schien, sollte die gegen Bu Denib angesetzte französische Expedition zuvorkommen.

Kriegsschauplätze und Gegner.

Die Kriegsschauplätze, auf denen sich die französischen Unternehmungen abspielten, waren sonach in Bezug auf Lage und Geländeverhältnisse durchaus verschieden. Gemeinsam war allen das heiße, aber nicht ungesunde Klima. Auf allen drei Kriegsschauplätzen stand den Franzosen auch derselbe Gegner gegenüber, nämlich ungeordnete und undisziplinierte Massen, die religiöser Fanatismus oder der Wunsch, die Unabhängigkeit zu wahren, zu den Waffen greifen ließen. An den Kämpfen im Hinterlande von Casablanca waren auch reguläre marokkanische Truppen, die sich dem Gegensultan Mulay Hafid angeschlossen hatten, beteiligt. Diese verfügten über einige Geschütze, die sie allerdings nur mangelhaft zu bedienen verstanden. Im übrigen kämpften die waffenfähigen Männer der Stämme, wie sie es in den ständigen Fehden

mit Nachbarstämmen von Jugend auf gewöhnt waren. Bei Casablanca und im Südosten war die Mehrzahl der Eingeborenen auf flinken und wendigen Pferden beritten.

Die Bewaffnung besteht aus Gewehren älterer und neuerer Modelle, die aus Europa eingeführt sind, bei den Unberittenen zum Teil auch nur aus langen Messern. Die Reiter feuern vom Sattel aus. Die Treffsicherheit ist aber bei ihnen ebenso gering wie bei dem Fußvolk.

Bei Kämpfen in der Ebene reiten die Marokkaner meist in einem großen ungeordneten Haufen oder in mehreren Gruppen bis auf wenige hundert Meter an den Feind heran. Dann wird gefeuert und in die nächste Deckung zurückgaloppiert. An einzelnen Stellen wurde auch beobachtet, daß jeder Reiter einen Unberittenen auf seinem Pferde mit nach vorn brachte. In gebirgigem Gelände warten Schützen zu Fuß in gut verdeckter Stellung das Herannahen des Gegners ab, um diesen plötzlich mit Feuer zu überschütten. Überraschung und Hinterhalt spielen naturgemäß eine große Rolle. Oft wurden überraschende Angriffe dadurch geschickt vorbereitet, daß marokkanische Reitergruppen einen dichten Schleier um die vormarschierenden französischen Kolonnen zogen, hinter dem die Masse sich verbarg, um im geeigneten Augenblick vorzubrechen. Der Marokkaner kann aber weder einen Angriff bis zur Entscheidung durchführen, noch in der Verteidigung zäh aushalten. Seine Stärke besteht vielmehr darin, daß er sich geschickt einem für ihn unvorteilhaften Kampfe zu entziehen, andererseits günstige Augenblicke schnell zu erfassen und auszunutzen versteht.

Die Unternehmung im Nordosten Marokkos.

Der Kommandeur der Division von Oran, General Liautey*), erhielt Ende November 1907 den Auftrag, die Beni Snassen zu züchtigen und zu unterwerfen, um weiteren Bedrohungen Nordalgeriens durch diesen Stamm vorzubeugen. Die besonderen Verhältnisse des Kriegsschauplatzes waren für eine rasche Durchführung dieser Aufgabe im wesentlichen günstig. Die franzosenfeindliche Bewegung beschränkte sich auf einen einzigen, allerdings besonders kriegstüchtigen Stamm, der über 7000 bis 8000 Waffenfähige verfügte. Auch räumlich war der Kriegsschauplatz von vornherein eng begrenzt. Es handelte sich um ein etwa 60 km langes und 20 km breites, unregelmäßiges und vielfach zerklüftetes Gebirgsmassiv, das in seiner höchsten Spitze, dem Ras Foughal, die Höhe von 1420 m erreicht. In das Gebirge hinein führen nur wenige durch den Gebrauch entstandene Saumpfade; die im Norden und Süden

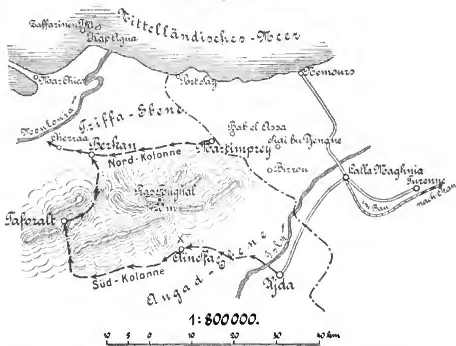
Vorbereitungen.

*) General Liautey ist der Vertrauensmann der französischen Regierung in allen militärischen Angelegenheiten, die mit Marokko in Beziehung stehen. Vor seiner Berufung an die Spitze der Division von Oran war er lange Zeit Kommandeur des Militärterritoriums von Aïn Sefra, wo er sich als Organisator des Grenzschutzes gegen Marokko allseitige Anerkennung erwarb.

angrenzenden Ebenen Triffa und Angad sind dagegen überall gangbar und auch von einzelnen Karawanenstraßen durchzogen.

Von größtem Vorteil jedoch war die durch die Lage gegebene ausgezeichnete Operationsbasis. Die Eisenbahn Oran—Turenne und die Schiffahrtslinie Oran—Port Say ermöglichten es, in kürzester Zeit Truppen und Material aus zahlreichen Standorten Nordafrikas an die Grenze zu befördern, so daß hier am 18. Tage nach

Unternehmung im Nordosten.



Eingang des Mobilisierungsbefehls ein Expeditionskorps von 9600 Mann und 2850 Pferden marschbereit war.

Einteilung der Truppen.

General Liautey teilte diese Truppen folgendermaßen ein:

Nordkolonne: Oberst Branliere. Versammlungsort Sidi bu Djenane.

4 Bataillone,
$3\frac{1}{2}$ Eskadrons,
$1\frac{1}{2}$ Feld-, 1 Gebirgsbatterie,
2 Maschinengewehr-Züge,
eingeborene Hilfstruppen (Goumiers),
} 3000 Mann.

Südkolonne: Oberst Felineau. Versammlungsort Ujda.

2 Bataillone,
3 Eskadrons,
1 Feld-, 1 Gebirgsbatterie,
eingeborene Hilfstruppen,
} 2000 Mann.

Der Rest der verfügbaren Truppen blieb als Reserve in den Orten Martimprey, Bab el Assa, Sidi bu Djenane, Birrou, Lalla Maghnia und Ujda.

Für den Nachschub an Munition und Verpflegungsmitteln wurden umfassende Vorbereitungen getroffen.

Verlauf der Operationen.

Am 14. Dezember traten die beiden Kolonnen den Vormarsch an. Die Nordkolonne erreichte, über Berkan vorgehend, den Moulouja-Fluß, ohne Widerstand zu finden; die Südkolonne stieß am 15. Dezember bei Aïn Sfa auf den Feind, der die Zugänge zum Gebirge besetzt hatte und nach achtstündigem Kampfe geworfen wurde. Die Südkolonne hatte 13 Verwundete. Sie folgte nicht in das Gebirge, sondern setzte, wie beabsichtigt, den Marsch am Südhang entlang fort. Am 23. Dezember trafen beide Kolonnen auf dem Gebirgspaß von Taforalt zusammen. An den Punkten, die die Zugangswege zum Gebirge beherrschten, waren Besatzungen zurückgelassen worden. Der Gegner, der hierdurch gewissermaßen eingeschlossen und von jeglicher Zufuhr abgeschnitten war, gab nunmehr den Widerstand auf. Ohne einen Schuß zu tun, durchquerten die Kolonnen Liauteys in den darauffolgenden Tagen das Gebirgsmassiv auf allen Saumpfaden und hißten am 1. Januar 1908 auf dem Ras Fougbal die französische Flagge.

Hiermit waren die Operationen beendet. In Taforalt, Berkan, Aïn Sfa und Martimprey wurden befestigte Posten angelegt, in denen gemischte Truppenabteilungen zurückblieben. Der Rest des Expeditionskorps wurde aufgelöst.

Der rasche Erfolg dieser fast unblutig verlaufenen Expedition ist sonach in erster Linie dem Umstande zuzuschreiben, daß sie sorgfältig vorbereitet und mit so reichlichen Streitkräften unternommen wurde, daß im äußersten Falle die Vernichtung des Feindes möglich gewesen wäre. Die Eingeborenen erkannten dies nach dem ersten Gefecht und zogen die Unterwerfung unter günstigen Bedingungen einem schließlich aussichtslosen Kampfe vor.

Die Kämpfe im Südosten Marokkos.

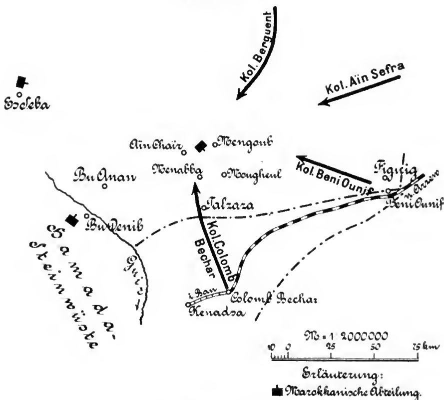
Vorbereitungen.

Auch für die Unternehmung gegen Bu Denib war eine günstige Operationsbasis vorhanden. Auf der schmalspurigen eingleisigen Bahn Arzew—Colomb Bechar konnten den französischen Grenzposten aus dem Küstengebiet in kurzer Zeit so viel Verstärkungen zugeführt werden, daß in Colomb Bechar, Beni Ounif und Aïn Sefra außer den zur Verteidigung dieser Orte nötigen Truppen gemischte Abteilungen von

je 1000 bis 1200 Mann Stärke verfügbar waren. Eine vierte Kolonne von gleicher Stärke konnte die starke ständige Besatzung von Berguent liefern.

Beginn der Operationen. Der mit der Führung der Expeditionstruppen beauftragte Kommandeur des Militärterritoriums von Aïn Sefra, General Vigy, ließ die vier Kolonnen von

Kämpfe im Südosten.



ihren räumlich weit getrennten Ausgangspunkten derart antreten, daß sie sich am 17. April in der Gegend von Aïn Chair vereinigen konnten.

Von der feindlichen Harka*), über die man nur sehr unsichere Nachrichten hatte, befanden sich Mitte April Teile bereits bei Mengoub und bei Bu Denib, während Hilfskräfte bei Es Seba noch in der Versammlung begriffen waren. Ihre Gesamtstärke wurde auf 5000 bis 6000 Mann Fußvolk und 700 Reiter beziffert.

*) Haufen berittener und unberittener marokkanischer Streiter.

Bevor die französischen Kolonnen sich vereinigten, gelang es den bei Mengoub lagernden Teilen der Harka, am 16. April die von Colomb Bechar über Talzaza vorrückende Kolonne des Oberst Pierron in ihrem Biwak bei Menabba zu überfallen und empfindlich zu schwächen. Es ist dies das für die Franzosen verlustreichste Gefecht der beiden letzten Jahre — sie hatten 30 Tote und 98 Verwundete, das sind 12 % der Stärke — und darum auch in seinen Einzelheiten von Interesse. Der Überfall von Menabba.

Die Kolonne Pierron hatte am 15. Abends in einem großen Karree, Fahrzeuge in der Mitte, Biwak bezogen. Außenwachen wurden nur auf kurze Entfernung vorgeschoben. Eine Aufklärung fand während der Nacht nicht statt. So war es möglich, daß der Gegner unbemerkt am Abend des 15. von Mengoub aufbrach und, über Mougheul ausholend, in den Rücken der französischen Kolonne gelangte. Begünstigt durch einen der Südwestecke des französischen Biwaks vorgelagerten Palmenhain, drangen marokkanische Abteilungen nach Überrumpelung einer Außenwache überraschend in das Biwak ein, während andere Teile von einem nahen Hügel aus auf die französischen Zelte feuerten. In dem Halbdunkel des herannahenden Morgens entstand ein verzweifelter Kampf von Mann gegen Mann, der etwa eine halbe Stunde währte und beiden Parteien schwere Verluste brachte. Es spricht für die Tüchtigkeit der französischen Truppen — zur Hälfte Fremdenlegionäre*) —, daß es schließlich gelang, sowohl die in das Biwak eingedrungenen Marokkaner wieder zu vertreiben, als auch den außerhalb des Biwaks in günstiger Stellung eingenisteten Gegner in kühnem Ansturm zu werfen. Hiermit war das Schicksal des Tages zugunsten der Franzosen entschieden.

Dem französischen Führer ist — wohl mit Recht — der Vorwurf großer Sorglosigkeit gemacht worden. Die „France Militaire“ vom 21. 4. 1908 bemerkt hierzu, daß die eigentliche Schuld an dem Gelingen des Überfalls einer für die Truppen Südalgeriens im Jahre 1904 herausgegebenen Sondervorschrift, der „Instruktion für die Führung einer Streifkolonne“, zuzuschreiben ist, die die Entsendung von Patrouillen und das Vorschieben von Außenwachen auf weitere Entfernung untersagt. Diese Vorschrift ist jedoch augenscheinlich nur für Streifzüge in einem im allgemeinen beruhigten Gebiet gegeben, bei denen man es mit vereinzelten räuberischen Banden zu tun hat. Hier hatte aber die französische Kolonne auf Tagemarschentfernung einen mindestens doppelt so starken Gegner vor sich — eine Lage, in der die Existenz einer solchen Vorschrift den Führer kaum berechtigen dürfte, von den einfachsten Grundsätzen der Sicherung abzuweichen.

Die bei Menabba zurückgeschlagenen Marokkaner stießen zu den bei Bu Denib versammelten Teilen der Harka. General Vigy ließ, nachdem er am 17. April seine Weiterer Verlauf der Operationen.

*) Zusammensetzung der Kolonne Pierron: 1 berittene, 1 unberittene Kompagnie der Fremdenlegion, 1 Kompagnie Turkos, 1 Kompagnie Zuaven, 1½ Spahi-Eskadrons, 2 Gebirgsgeschütze, 2 Maschinengewehre, eingeborene Hilfstruppen.

vier Kolonnen bei Mengoub vereinigt hatte, durch berittene Abteilungen in westlicher und nordwestlicher Richtung aufklären, rückte langsam vor und wandte sich zuerst nach Es Seba, wo er am 4. Mai in leichtem Kampfe schwächere Teile des Gegners auseinandertrieb. Von dort marschierte er über Bu Anan gegen die feindlichen Hauptkräfte, die ihm am 13. und 14. Mai bei Bu Denib hartnäckigen Widerstand leisteten. Sie unterlagen schließlich der französischen Artillerie und mußten unter Aufgabe ihres Lagers und ihrer Vorräte in völliger Auflösung den Rückzug nach dem Tafilelt antreten. Die französischen Verluste betrugen an diesen beiden Tagen 13 Tote und 65 Verwundete.

Hiermit erreichten die Operationen ihr Ende. Sie hatten — bei großer Hitze in einer öden, nur von wenigen Oasen unterbrochenen Wüste — hohe Anforderungen an die Truppen gestellt. Mit dem weiteren Vormarsch war auch der Nachschub schwieriger geworden, da alle Verpflegungsmittel durch Kamelkolonnen von Beni Ounif und Colomb Bechar aus nachgeführt werden mußten. Eine Verfolgung des Feindes durch die etwa 100 km breite Steinwüste Hamada war unter diesen Umständen nicht möglich. Man begnügte sich daher mit der Anlage neuer befestigter Posten in Bu Denib, Bu Anan und Es Seba. Die Expeditionstruppen wurden, soweit sie nicht als Besatzung dieser Posten Verwendung fanden, zurückgezogen. Die der Besatzung von Berguent entnommene Kolonne kehrte über Matarka zurück, ohne auf Widerstand zu stoßen.

Folgen der Expedition im Nordosten und Südosten.

Durch die Unternehmungen im Nordosten und Südosten Marokkos, von Januar bis Mai 1908, hat Frankreich die Grenze seines militärischen Einflußgebietes um ein beträchtliches nach Westen verschoben. Ein weiteres Vordringen schien zunächst nicht beabsichtigt zu sein; die militärische Besetzung sollte vielmehr die Herstellung geordneter Zustände ermöglichen. Auf Grund der französisch-marokkanischen Verträge von 1901 und 1902 wurde General Liautey französischerseits als Oberkommissar für das algerisch-marokkanische Grenzgebiet bestimmt und beauftragt, in Gemeinschaft mit einem marokkanischen Oberkommissar Maßnahmen zur Regelung der Polizei- und Zollverhältnisse in Vorschlag zu bringen.*)

Frankreich hat durch sein Vorgehen von Algerien aus im Norden jetzt eine natürliche Grenze, den Moulouja-Fluß, bereits erreicht. Ein weiteres Vordringen würde hier auch zu einem Konflikt mit Spanien führen, dessen Niederlassungen in Melilla und auf den Zaffarinen-Inseln entwertet würden, wenn der Handel des Hinterlandes in französische Hände geriete. Es scheint, als ob Spanien dieser Gefahr hat vorbeugen wollen, als es im Februar und März d. Js. unvermutet kleine Militärposten nach Mar Chica und Kap Agua vorschob.

Im Süden dagegen trennt nur noch die Hamada die französischen Grenzposten

*) Erlaß der französischen Regierung an General Liautey vom 19. Mai 1908.

von den Oasen des Tafilelt. Mit Hilfe der Eisenbahn wäre auch sie leicht zu überbrücken. Anlaß zu weiterem Vorgehen könnte durch die Versammlung starker marokkanischer Streitkräfte aus dem Tafilelt gegeben sein, die seit Mitte August Bu Denib und Bu Anan bedrohen. General Liautey hat demgegenüber bis Anfang September beträchtliche Truppenmengen in Südoran zusammengezogen. Sollte ein Vordringen in das Tafilelt geplant sein, so würde es jedenfalls in diesem Gebiet — in Anbetracht des Gegners und Geländes — zu schweren und langwierigen Kämpfen kommen.

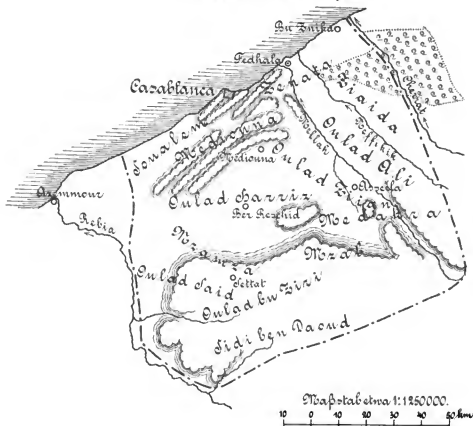
Die Kämpfe bei Casablanca.

Besondere Verhältnisse des Kriegsschauplatzes.

Wesentlich anders als im Nordosten und Südosten Marokkos lagen die Dinge auf dem Kriegsschauplatz von Casablanca. Mehrere Monate hindurch waren Stärke des Gegners, Ausdehnung des Kriegsschauplatzes und das Endziel der Operationen völlig unklar. Zu Anfang beabsichtigte man, die Stadt militärisch zu besetzen und die Urheber der Morde vom 30. Juli 1907 zu bestrafen. Schließlich war ein etwa 10 000 qkm großes Gebiet — die ganze Provinz Schauja — mit einem engen Postennetz überzogen. Mit der örtlichen Ausdehnung der Operationen wuchs auch die Zahl der Gegner. Je weiter die französischen Truppen ins Innere vordrangen, umsomehr Stämme griffen zu den Waffen. Standen anfangs etwa 2000 bis 3000 Bewaffnete dem französischen Lager von Casablanca gegenüber, so ist im weiteren Verlauf im ganzen vielleicht die fünffache Zahl kämpfend aufgetreten. Ungünstig war auch, daß infolge politischer Verhältnisse das Expeditionskorps auf einen einzigen schlechten Hafen als Operationsbasis angewiesen war. Auf seiner Seite lagen also alle Nachteile, die die Rücksicht auf eine starre rückwärtige Verbindung mit sich bringt, auf seiten der Gegner alle Vorteile, die sich aus der völligen Unabhängigkeit von rückwärtigen Verbindungen ergeben.

Das Gelände, in dem sich der erste Teil der Operationen abspielte, bot an sich keine Schwierigkeiten. Mit Getreidefeldern und einzelnen Baumgruppen bedeckt, steigt es allmählich von der Küste bis zu Höhen von 400 m an, die in der Linie Asseila—Settat erreicht werden. Die Übersicht ist allerdings durch eine Anzahl parallel zur Küste laufender Höhenzüge beeinträchtigt. Jenseits der genannten Linie finden sich besonders im Südosten gebirgsartige Erhebungen und schluchtartige Einsenkungen. Auch dichtes Gestrüpp kommt hier vor. Aus der Gegend südlich Fedhala erstreckt sich bis über die Nordostgrenze der Schauja hinaus ein großer Korkeichenwald. Zahlreiche Karawanenstraßen — wie alle Straßen Marokkos ohne Kunstbauten — sind vorhanden. Im allgemeinen konnten Fußtruppen überallhin gelangen, während Pferde und Fahrzeuge abseits der Straßen schlecht vorwärts kamen, sobald Niederschläge den schweren Boden aufgeweicht hatten.

Die Stämme der Provinz Schauja.



Landung der Mannschaft des Galilee.*)

Die Nachricht von der Ermordung der neun Europäer gelangte auf dem Seewege am 31. Juli nach Tanger und von dort telegraphisch nach Paris. Die französische Regierung beschloß die Absendung eines Geschwaders und eines 3000 Mann starken Expeditionskorps. Die unter dem Befehl des Generals Drude stehenden Truppen sollten Casablanca besetzen, die von dem Admiral Philibert befehligten drei Panzerkreuzer die Landung unterstützen. Sie dienten gleichzeitig einem Teil des Expeditionskorps als Transportschiffe. Spanien entschloß sich ebenfalls zur Entsendung

*) Die Einzelheiten sind den im „Journal officiel" veröffentlichten amtlichen Berichten, der Kammerverhandlung vom 27. März 1908 sowie dem Buche: „Les Journées de Casablanca" des Figaro-Korrespondenten Georges Bourdon entnommen.

von Schiffen und Truppen, jedoch in wesentlich geringerem Umfange. Eine Beschießung der Stadt war von keiner Seite beabsichtigt.

Es kam jedoch anders. Der französische Gesandte in Tanger hatte noch am 31. Juli den im dortigen Hafen liegenden kleinen Kreuzer Galilee beauftragt, sofort nach Casablanca zu gehen. Er traf daselbst am Morgen des 1. August ein. In der Stadt wurde die Ordnung durch den marokkanischen Gouverneur Mulay Amin und dessen Truppen vollkommen aufrecht erhalten. Hier und dort zeigten sich allerdings bewaffnete Schauja-Leute, dieselben, die an der Bluttat vom 30. Juli beteiligt waren. Die Europäer hatten sich zum größeren Teile auf die vor der Reede liegenden Handelsschiffe geflüchtet, zum kleineren Teile waren sie in ihren Wohnungen geblieben, ohne behelligt zu werden. Zum Schutz des französischen Konsulats hatte Mulay Amin eine Wache gestellt.

Der Stellvertreter des abwesenden französischen Konsuls berief die Konsuln der übrigen Mächte zu einer gemeinsamen Beratung. Die Versammlung beschloß einstimmig, sich gegen eine Landung von Truppen des Galilee auszusprechen, da der Versuch, die Stadt mit so schwachen Truppen zu besetzen, zu einem allgemeinen Angriff auf die Europäer führen müsse.

Am 2. August vereinbarte der inzwischen eingetroffene französische Vizekonsul Maigret mit dem Kommandanten des Galilee die unauffällige Entsendung einer Konsulatswache. Ein Offizier und 10 Matrosen landeten ohne Waffen und begaben sich in kleinen Gruppen nach dem französischen Konsulat. Waffen und Munition wurden in Kisten mit der Aufschrift „Konserven" ebendorthin befördert. Das Konsulatsgebäude wurde zur Verteidigung eingerichtet. Die Stadt zeigte nach wie vor dasselbe Bild. Nur vereinzelte Ruhestörungen kamen vor. So wurde eine außerhalb der Stadtmauer liegende Besitzung eines Franzosen geplündert und ein europäischer Friedhof beschädigt.

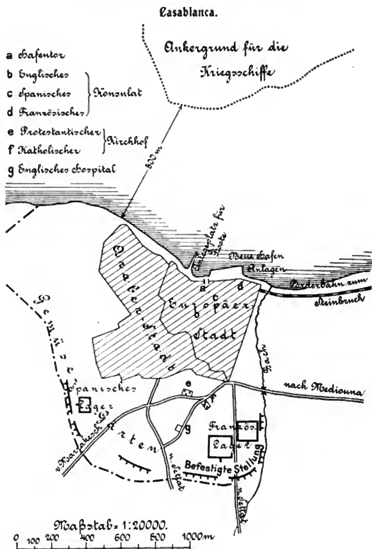
Am Nachmittage des 4. August findet an Bord des Galilee eine Unterredung zwischen dem Kommandanten und dem Vizekonsul Maigret statt. Sie endet mit dem Entschluß, die Landung bis zur Ankunft des Geschwaders zu unterlassen, obwohl die Besatzung des Galilee darauf brennt, sich zu betätigen.*)

An Land zurückgekehrt, erhält der Vizekonsul die Mitteilung, daß Mulay Amin im Falle einer Landung französischer Truppen die Schlüssel der Stadt ausliefern wolle. Er gibt die Nachricht durch die eingerichtete Lichtsignalverbindung ohne Zusatz an den Galilee weiter und erhält zur Antwort, daß am nächsten Morgen um 5 Uhr ein Detachement zur Besetzung der Konsulate landen werde.

Dieser Entschluß des Kommandanten war zweifellos durch die Lage nicht gerecht-

*) Ein Offizier soll dem Vizekonsul den Vorwurf gemacht haben, daß er „die Fahne Frankreichs mit Füßen treten lasse".

Casablanca.



fertigt. Er war, wie sich später zeigte, verhängnisvoll, denn die Landung schwacher Kräfte forderte die Eingeborenen zum Kampfe heraus und hatte so die Beschießung und die Plünderung der Stadt zur weiteren Folge. Indessen ist es vom Standpunkte des Kommandanten aus vielleicht zu verstehen, daß er die günstig scheinende Gelegenheit

benutzen wollte, um seine Truppen zum Schutze der nach seiner Auffassung bedrohten Europäer einzusetzen. Noch weniger gerechtfertigt erscheint das Verhalten des Vizekonsuls, der es verabsäumte, dem Entschlusse, der seiner Auffassung nicht entsprach, entgegenzutreten. Es ist allerdings möglich, daß er einen schwachen Versuch hierzu gemacht hat, und daß Mißverständnisse in dem Nachrichtenaustausch zwischen Galilee und Konsulat vorgekommen sind.

Dem marokkanischen Gouverneur war in der Nacht zum 5. August mitgeteilt worden, daß der Galilee die Araberstadt bombardieren werde, wenn die Landungsabteilung das Hafentor nicht offen finden oder wenn sie Feuer erhalten würde. Als um 5 Uhr 60 Matrosen unter Führung des Oberleutnants zur See Ballande von Bord abstießen, wurde das Hafentor geöffnet. Einige marokkanische Soldaten sahen auch aus nächster Nähe zu, wie die Abteilung landete und mit aufgepflanztem Seitengewehr den Vormarsch antrat. Als sie am Hafentor anlangte, wurde dieses von innen zugeschlagen. Oberleutnant Ballande öffnete es gewaltsam. In diesem Augenblick fielen Schüsse. Ballande ließ nunmehr laden und auf alle Eingeborenen feuern, die sich seiner Abteilung in den Weg stellten. Wenige Minuten später erreichte er das französische Konsulat. Er selbst und drei seiner Leute waren leicht verwundet. Schon diese geringe Zahl von Verlusten läßt es sehr fraglich erscheinen, ob es sich, wie vielfach behauptet wird, um einen vorbereiteten Hinterhalt handelte. Wären hierzu nur die einfachsten Maßnahmen getroffen worden, z. B. durch Anlage von Sperren, so wäre die französische Abteilung auf ihrem 250 m langen, durch enge und winklige Straßen führenden Wege wohl kaum so glimpflich davongekommen.

Inzwischen hatte der Galilee aus einer Entfernung von 1400 m — ein näheres Herangehen verbot der flache Strand — mit der Beschießung der Stadt begonnen. Sie währte etwa zwei Stunden und legte einen großen Teil des Araberviertels in Trümmer. Die Zahl der getöteten Eingeborenen wird auf 600 bis 1500 geschätzt. Die Beschießung war zugleich für die in der Stadt und vor den Toren herumstreifenden Schauja-Stämme das Signal zu einer allgemeinen Plünderung, über der sie den Kampf gegen die Europäer mehr und mehr vernachlässigten. Diese hatten sich schon am frühen Morgen in dem französischen, spanischen und englischen Konsulatsgebäude zusammengefunden und sich hier unter Benutzung angrenzender Häuser so gut es ging zur Verteidigung eingerichtet. Einen ernsten Angriff unternahmen die Marokkaner jedoch an keiner Stelle. Beschießung der Stadt.

Am Nachmittag trafen zwei weitere französische Kriegsschiffe, die kleinen Kreuzer Du Chayla und Forbin, und der spanische Kreuzer Alvaro de Bazan ein. Sie landeten im ganzen etwa 150 Mann mit einigen 37 mm- und 65 mm-Geschützen, so daß nunmehr umfangreichere Maßnahmen zur Verteidigung der Konsulate getroffen werden konnten. Alle vier Schiffe hielten außerdem mit ihren größeren Geschützen — bei Nacht unter Verwendung von Scheinwerfern — die nähere Umgebung der

Stadt dauernd unter Feuer, um weiteren Zuzug von Stämmen der Schauja möglichst zu verhindern.

Eintreffen des französischen Geschwaders.

So blieb die Lage bis zum 7. August. Am Morgen dieses Tages wurde das Herannahen des französischen Geschwaders erkannt. Jetzt räumten die Schauja-Stämme von selbst die Stadt, und die Landung der Expeditionstruppen konnte am Nachmittag ohne irgendwelche Störung beginnen.

Erste Kämpfe der Expeditionstruppen.

Bis zum 8. August Morgens hatte der größere Teil der Infanterie mit einigen Geschützen bereits ein Lager am Südausgange der Stadt bezogen. Einige hundert Marokkaner ritten hiergegen an, wurden aber zurückgewiesen. In den nächsten Tagen zeigten sich nur noch vereinzelt feindliche Reitergruppen.

Am 18. August waren gelandet:

a) französische Truppen unter General Drude

3 Bataillone, 1½ Eskadrons, 1 Feld-, 1 Gebirgsbatterie, 2 Maschinengewehre, einige Schiffsgeschütze,	3000 Mann

b) spanische Truppen unter Major Santa Olalla

1 Bataillon, 1 Eskadron, 2 Maschinengewehre,	450 Mann.

Vor der Reede lagen die französischen Panzerkreuzer Gloire (Flaggschiff des Admirals Philibert) und Gueydon, ferner der spanische Kreuzer Alvaro de Bazan. Galilee, Forbin und Du Chayla waren nach anderen marokkanischen Häfen entsandt worden.

Es kann hier gleich vorausgeschickt werden, daß das spanische Detachement sich an den militärischen Unternehmungen nur insoweit beteiligt hat, als diese der unmittelbaren Sicherung der Stadt dienten. Die Spanier bezogen daher zunächst Quartiere in der Stadt selbst, später ein Lager am Südwestausgang, das sie nicht mehr verlassen haben.

Auch General Drude hatte sich bis zum 18. August auf örtliche Sicherungsmaßnahmen beschränkt. Dicht vor dem Lager befand sich die durch Schützengräben und Hindernisse verstärkte Verteidigungsstellung, die nach Südwesten bis auf mehrere Kilometer, nach Süden und Südosten jedoch nur bis zu einem 1200 m entfernten Höhenzuge Schußfeld bot. Denselben Raum konnten auch die Geschütze der französischen Panzerkreuzer bestreichen.

Am 18. August wurde zum ersten Male eine Eskadron zur Aufklärung bis über den vorliegenden Höhenzug hinaus entsandt. Sie sah sich plötzlich von einem erheblich überlegenen Gegner angegriffen, und General Drude mußte drei Kompagnien

und ein Feldgeschütz vorschieben, um ihren Rückzug zu decken. Sie hatte 2 Tote und 4 Verwundete. Ein Versuch der Marokkaner, nun ihrerseits gegen das französische Lager vorzustoßen, scheiterte an dem Feuer der Kriegsschiffe.

Ähnlich verliefen eine Anzahl weiterer Gefechte in den nächsten Wochen. Es zeigte sich hierbei, daß weder die bloße Anwesenheit der Truppen noch die Entsendung von schwachen Erkundungsabteilungen zu irgend einem Erfolge führen konnten. Die Regierung sah sich daher veranlaßt, dem General Drude Verstärkungen zu schicken und ihm mehr Bewegungsfreiheit zu geben.

Verstärkung des Expeditionskorps.

Das Expeditionskorps wurde bis Anfang September auf eine Stärke von

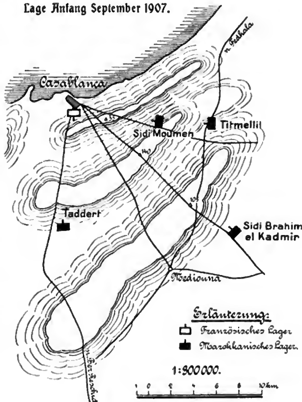
6 Bataillonen,
3 Eskadrons,
2 Feld-, $1^1/_2$ Gebirgsbatterien,
4 Maschinengewehr-Zügen
} = 6300 Mann

gebracht.

Außerdem traf eine Luftschiffer-Abteilung mit einem Fesselballon ein. Hiermit war es möglich, die feindlichen Ansammlungen genau festzustellen, während bis dahin die sehr unzuverlässigen Kundschafternachrichten die Lage beim Gegner in keiner Weise klar hatten erkennen lassen.

Es folgt nun die Periode der eintägigen Streifzüge, die anfangs zu kleinen Erfolgen Gelegenheit gaben, dann aber einen Zustand schafften, der sich nicht wesentlich von der bisherigen Lage unterschied. Am 11. September wurde das Eingeborenenlager von Taddert, am 18. September dasjenige von Sidi Brahim nach unbedeutenden Kämpfen aufgehoben. Einige, die nähere Umgebung Casablancas bewohnende Stämme unterwarfen sich auch; die große Mehrzahl der Gegner wich aber nur so weit nach dem Inneren aus, daß sie von den französischen Streifzügen nicht erreicht werden konnte.

Lage Anfang September 1907.



Innerpolitische Lage.

Inzwischen gewannen auch die innerpolitischen Verhältnisse Marokkos Einfluß auf die militärische Lage bei Casablanca. Der in Marrakesch zum Gegensultan ausgerufene Mulay Hafid entsandte eine „Mahalla" (marokkanisches Truppenaufgebot) zur Bekämpfung des Sultans Abdul Asis, der sich mit den ihm treu gebliebenen Truppen Anfang Oktober von Fez nach Rabat begeben hatte. Die von Marrakesch vormarschierende hafidische Mahalla mußte also dicht an den französischen Truppen bei Casablanca vorüberrücken, wollte sie ihren Gegner aufsuchen und schlagen. In der Tat erreichte sie auch in einer Stärke von etwa 3000 Köpfen Mitte Oktober Ber Reschid.

General Drude, durch die Instruktionen der französischen Regierung angewiesen, sich in dem Kampf der beiden Sultan-Heere streng neutral zu halten, vermied jede Berührung mit den Truppen Mulay Hafids und beschränkte sich auf Erkundungsstreifzüge in der nächsten Umgebung von Casablanca. Er bestrafte sogar den Oberstleutnant Halna du Fretay, weil er sich bei einer Erkundung weiter von Casablanca entfernte, als ihm befohlen war, und hierdurch in einen Kampf verwickelt wurde.

Dem General Drude ist seine Untätigkeit vielfach zum Vorwurf gemacht worden. Sie ist vermutlich sogar der eigentliche Grund zu seiner Abberufung gewesen, obwohl Gesundheitsrücksichten auch mitsprachen. Es ist dem aber entgegenzuhalten, daß die häufigen telegraphischen Anweisungen aus Paris den General gar nicht zu Operationen größeren Stils berechtigten, ganz abgesehen davon, daß es ihm an Streitkräften und Transportmitteln zu mehrtägigen Streifzügen fehlte.

Ablösung des Generals Drude.

General Drude erhielt Ende Dezember die Nachricht von seiner bevorstehenden Ablösung. Sein Nachfolger, General d'Amade, sollte zunächst den 16 km von Casablanca entfernten Ort Mediouna, den hauptsächlichen Stützpunkt der franzosenfeindlichen Elemente, in Besitz nehmen. Das Expeditionskorps sollte hierzu um 2000 Mann verstärkt werden.

Nunmehr ging General Drude, ohne das Eintreffen seines Nachfolgers und der Verstärkungen abzuwarten, am 1. Januar 1908 mit einer 4000 Mann starken Kolonne persönlich gegen Mediouna vor, warf die Eingeborenen zurück und setzte ein Bataillon, eine halbe Eskadron und eine Batterie als Besatzungstruppe ein. Mit dem Rest seiner Kolonne kehrte er am 3. Januar nach Casablanca zurück und übergab dort zwei Tage später den Oberbefehl an General d'Amade.

Allgemeines über die Operationen d'Amades.

Hiermit traten die Operationen in eine neue Phase. Von der Auffassung ausgehend, daß die Herstellung der Ruhe im Hinterlande von Casablanca nur dann möglich war, wenn das im Aufruhr befindliche Gebiet in seinem ganzen Umfange von den Truppen beherrscht wurde, legte General d'Amade alsbald eine Anzahl befestigter Stützpunkte an, von denen aus seine beweglichen Kolonnen bis an die Grenzen der Provinz Schauja streifen konnten. Es war klar, daß ein solches Ver-

fahren sich praktisch nicht mit einer strengen Neutralität gegenüber der Mahalla des Gegensultans vereinigen ließ. Diese befand sich nach wie vor mitten im Schauja-Gebiet, teils bei Ber Reschid, teils bei Settat, während eine zweite Mahalla unter der persönlichen Führung Mulay Hafids von Marrakesch her sich dem die Südwestgrenze der Provinz bildenden Rebia-Flusse näherte. In dieser Lage ergab es sich von selbst, daß die hafidischen Truppen die Schauja-Bewohner in ihrem Widerstand gegen die französischen Truppen unterstützten; ebenso selbstverständlich war es aber auch, daß die französischen Truppen keinen Unterschied zwischen Schauja-Bewohnern und hafidischen Truppen, die auch äußerlich nicht voneinander kenntlich waren, machen konnten. Da außerdem das französische Expeditionskorps, indem es die Provinz Schauja beherrschte, Mulay Hafid hinderte, die Truppen des Sultans Abdul Asis aufzusuchen, so bestand die französische Neutralität hier nur noch in der Theorie.

Beginn der Operationen d'Amades und Kampf bei Settat.

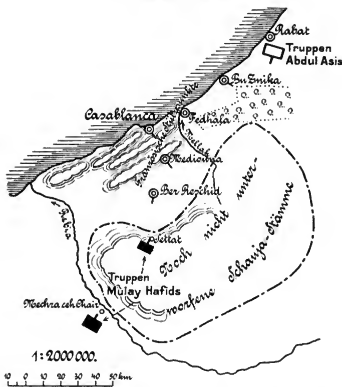
Als d'Amade Mitte Januar 1908 die Operationen begann, standen ihm

9 Bataillone, 5 Eskadrons, 3 Feld-, $1^1/_2$ Gebirgsbatterien, 6 Maschinengewehr-Züge	= 8400 Mann

zur Verfügung.

Er besetzte zunächst Ber Reschid und stieß von dort aus am 15. Januar gegen Settat vor. Hierbei kam es zum ersten ernsteren Kampfe mit den Truppen des Gegensultans. Die französische Kolonne (drei Bataillone, vier Eskadrons, eine Batterie, ein Maschinengewehr-Zug) war vor Mitternacht ohne Gepäck und Bagage von Ber Reschid aufgebrochen und erreichte um 3^0 Morgens den Eingang eines von Norden nach Süden ziehenden Tales, in dessen schmalerem südlichem Teile das Dorf Settat liegt. Dort wurde bis Tagesanbruch gerastet und dann in Karreeformation — Artillerie in der Mitte, Infanterie vorn und hinten, Kavallerie zu beiden Seiten — angetreten. Hart nördlich Settat stieß man auf den Feind, der zunächst mit kleinen, regellos verstreuten Abteilungen die die Talsohle beherrschenden Höhen besetzt hielt, im weiteren Verlaufe des Kampfes aber zurückgehaltene Reitermassen zum Gegenstoß einsetzte. Dieser brachte herausgeschobene Teile der französischen Kolonne vorübergehend in eine bedrängte Lage, scheiterte aber schließlich an dem überlegenen Infanterie- und Artilleriefeuer. Am Nachmittage wichen die Marokkaner auf der ganzen etwa 4 km breiten Kampffront. Da auf den Höhen schwer vorwärts zu kommen war, ließ General d'Amade die Kavallerie und ein Bataillon Infanterie im Tale folgen, um Settat in Besitz zu nehmen. Dort angekommen, erhielten diese Truppen von den umliegenden Höhen plötzlich heftiges Feuer, das sie zur Umkehr zwang. Mit Rücksicht auf die vorgerückte Tageszeit verzichtete General d'Amade auf eine Erneuerung des Kampfes und trat den Rückmarsch nach Ber Reschid an, wo er am 16. um 1^0 Morgens wieder eintraf. Die Truppen hatten innerhalb 26 Stunden etwa 70 km zurückgelegt und

Lage Anfang Februar 1908.



den ganzen Tag über im Gefecht gestanden. Ihre Verluste betrugen 2 Tote und 25 Verwundete. Die Verluste des Gegners waren erheblich größer, trotzdem war der Erfolg des Vorstoßes gering, hauptsächlich wohl, weil die Marokkaner den Rückmarsch der französischen Kolonne für einen unfreiwilligen hielten und sich als die Sieger betrachteten. Die Gegend von Settat wurde jedenfalls bald darauf wieder von ihnen besetzt.

Weitere Streifzüge.

General d'Amade wandte sich nun dem Osten des Schauja-Gebietes zu, errichtete die Stützpunkte Fedhala und Bu Znika und unternahm einen Streifzug gegen die auf dem östlichen Mellah-Ufer wohnenden Stämme. Er ließ hierzu je eine Kolonne von Bu Znika und Mediouna aus vormarschieren in der Hoffnung, den Gegner zwischen zwei Feuer zu bringen. Sein Plan mißlang jedoch, da der von einer Kolonne mitgeführte Fesselballon die Marokkaner aufmerksam gemacht hatte. Sie wichen aus, und es kam nur noch zu einem ziemlich erfolglosen Frontalkampfe. Der

von sechs Pferden mühsam vorwärts geschleppte Fesselballon hatte außerdem den Vormarsch wesentlich verzögert. Er wurde von nun ab in Casablanca gelassen und später nach Frankreich zurückgeschickt.

Die nächsten Wochen wurden wieder mit Streifzügen in der Umgebung von Ber Reschid zugebracht. General d'Amade hatte aus allen Truppen, die bei der örtlichen Verteidigung der Stützpunkte entbehrlich waren, zwei fliegende Kolonnen, die Küstenkolonne (colonne du littoral) und die Tirs-Kolonne (colonne du Tirs — so benannt nach dem südlich Ber Reschid liegenden Tirs-Gebiet) gebildet. Beide Kolonnen operierten gemeinschaftlich, gestützt auf die besetzten Punkte, in denen sie Munition und Verpflegung ergänzen und Kranke und Verwundete bergen konnten. Da sie selbst Zeltmaterial und Lebensmittel für mehrere Tage mit sich führten, konnten sie sich auf zwei bis drei Tagemärsche von den Stützpunkten entfernen. War in der Nähe ein Zusammenstoß zu erwarten, so wurden auch die Besatzungen zur Mitwirkung herangezogen. So kam es, daß unter Umständen drei oder mehr Kolonnen gegen ein gemeinsames Ziel in Marsch gesetzt wurden. Hierdurch war die Möglichkeit gegeben, den Gegner außer in der Front auch in Flanke und Rücken zu fassen; es entstand aber die Gefahr, daß eine einzelne Kolonne auf überlegenen Feind stieß und eine Niederlage erlitt, bevor die anderen Kolonnen ihr Unterstützung bringen konnten.

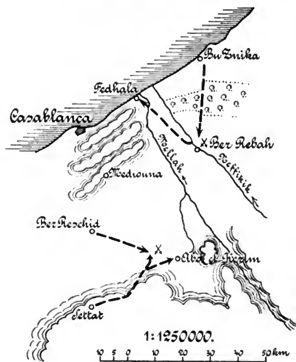
Mißlingen der französischen Operationen am 17. Februar.

Textskizze Seite 654.

Ein deutliches Beispiel hierfür lieferte der 17. Februar, wohl der dunkelste Tag des ganzen Casablanca-Feldzuges. General d'Amade war mit den beiden fliegenden Kolonnen von Settat, wo er biwakiert hatte, in Richtung auf Abd el Kerim aufgebrochen. Die Besatzung von Ber Reschid war ebendorthin in Marsch gesetzt worden, während diejenige von Bu Znika gleichzeitig einen Vorstoß nach Süden unternehmen sollte, wahrscheinlich um dem Gegner bei seinem Rückzuge den Weg zu verlegen.

Die nur fünf Kompagnien und zwei Geschütze starke Besatzung von Bu Znika stieß jedoch schon bei Ber Rebah in sehr ungünstigem Gelände auf weit überlegenen Gegner und war genötigt, nachdem sie ihre Munition völlig verbraucht und schwere Verluste erlitten hatte (9 Tote, 32 Verwundete), sich auf Fedhala zurückzuziehen. Auch die etwa gleich starke Besatzung von Ber Reschid mußte längere Zeit feindlicher Übermacht standhalten, bis General d'Amade, vor dessen Kolonnen der Gegner ausgewichen war, ihr Unterstützung sandte. Ihre Verluste betrugen 4 Tote und 26 Verwundete. Wenn nun auch d'Amade mit den Hauptkräften sein Ziel Abd el Kerim erreichte und dort biwakieren konnte, so wurde die Lage des Expeditionskorps doch als nicht unbedenklich angesehen, zumal die Nachricht von den Ereignissen bei Ber Rebah in Casablanca eine gewisse Panik hervorgerufen hatte. Die Empfindlichkeit der auf diesem einen Punkt beruhenden rückwärtigen Verbindungen zeigte sich hier in deutlichstem Lichte.

Unternehmung am 17. Februar 1908.



Letzte Verstärkung des Expeditionskorps.

Die französische Regierung entschloß sich nunmehr, weitere 5000 Mann Verstärkungen abzusenden, nach deren Eintreffen, das sich bis Mitte April hinzog, das Expeditionskorps seine Höchststärke von

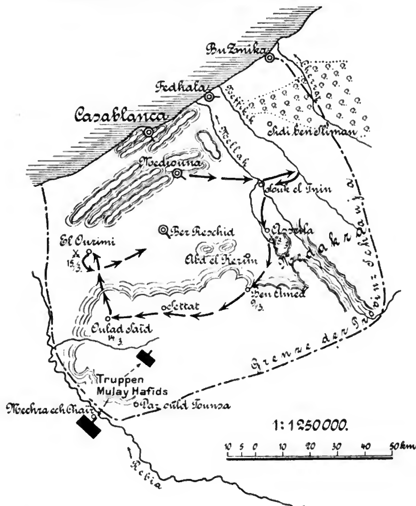
14 Bataillonen, 8 Eskadrons, 4 Feldbatterien zu 4 Geschützen, 1 Gebirgsbatterie zu 6 Geschützen, 20 Maschinengewehren,	= 14 000 Mann

erhielt.

Endgültige Unterwerfung der Schauja-Stämme.

General d'Amade hatte erklärt, zunächst keiner Verstärkungen zu bedürfen. Er wartete auch ihre Ankunft nicht ab, sondern unternahm Anfang März einen ausgedehnten Streifzug, in dessen Verlauf er am 9. März bis nach Ben Amed und am 14. bis nach Oulad Said vordrang. Er ließ jetzt alle verfügbaren Truppen vereint marschieren und setzte erst, wenn ein Gefecht unmittelbar bevorstand, Teile zur Umfassung an.

Streifzug d'Amades in der ersten Hälfte des März 1908.



Die Eingeborenen wichen gewöhnlich nach kurzem Widerstand aus. Am 15. März gelang es d'Amade indessen, ein marokkanisches Lager bei El Ourimi überraschend anzugreifen und völlig aufzuheben.

Im Südosten der Provinz Schauja, den der kriegerische Medakra-Stamm bewohnt, sowie im Süden, wo die Eingeborenen von den Truppen Mulay Hafids unterstützt

wurden, war der Widerstand aber auch jetzt noch keineswegs gebrochen. General d'Amade nahm daher Ende März, nachdem der größere Teil der Verstärkungen eingetroffen war, die Operationen wieder auf und erreichte nach mehreren erfolgreichen Gefechten die äußersten Grenzen der Provinz Schauja. Die Stärke des Expeditionskorps gestattete ihm jetzt auch, mehrere neue befestigte Stützpunkte anzulegen, von denen aus kleinere Abteilungen — détachements régionaux — die nähere Umgebung überwachten. Wieweit die auf dem südlichen Ufer des Rebia-Flusses lagernden Hauptkräfte Mulay Hafids sich an den Kämpfen gegen die französischen Truppen beteiligt und welche Verluste sie erlitten haben, ist nicht klar zu ersehen. Es gelang ihnen jedenfalls, Ende April die Rebia zu überschreiten und südlich an Ben Ahmed vorbei in östlicher Richtung auf Fez abzuziehen, wo Mulay Hafid am 7. Juni seinen Einzug hielt.

Durch den Abzug der hafidischen Truppen war die endgültige Unterwerfung der Schauja-Stämme wesentlich erleichtert worden; sie konnte etwa von Mitte Mai ab als durchgeführt betrachtet werden. Wollte man sie aber dauernd aufrecht erhalten, so mußte das Netz der befestigten Stützpunkte auf das ganze Gebiet ausgedehnt werden.

General d'Amade gliederte daher seine Truppen, wie folgt:

I. Fliegende Kolonnen:

1. gemischte Brigade (2 Bataillone, 1 Eskadron, 1 Feldbatterie, 6 Maschinengewehre);
2. gemischte Brigade (2 Bataillone, 1 Eskadron, 1 Feldbatterie, 2 Maschinengewehre).

II. Ständige Besatzungen:

a) in Casablanca: 2¹/₄ Bataillone, ¹/₄ Eskadron;
b) in den Etappenorten: Fedhala, Bu Znika, Mediouna, Ber Reschid und Dar Miloudi: kleine Abteilungen Infanterie, zum Teil auch Kavallerie und 37 mm-Schiffsgeschütze;
c) in den vorgeschobenen Posten:
   - Sidi Ben Sliman: 5 Kompagnien, ¹/₄ Eskadron, 4 Gebirgsgeschütze;
   - Camp du Boucheron: 9 Kompagnien, ³/₄ Eskadrons, 1 Feldbatterie, 2 Gebirgsgeschütze, 2 37 mm-Schiffsgeschütze, 6 Maschinengewehre;
   - Ben Amed: 4 Kompagnien, ⁵/₄ Eskadrons, 2 Feldgeschütze, 2 Maschinengewehre;
   - Settat: 6 Kompagnien, 1 Eskadron, 1 Feldbatterie, 4 Maschinengewehre;
   - Oulad Saïd: 2 Kompagnien, ¹/₄ Eskadron, 2 37 mm-Schiffsgeschütze.

Die vorgeschobenen Posten wurden unter sich sowie mit den Etappenorten und diese wieder mit Casablanca durch optische oder Funkentelegraphie verbunden. Einzelne

Verteilung der Truppen d'Amades in der Provinz Schauja. Mai 1908.

Wege innerhalb des besetzten Gebiets wurden verbessert und neu angelegt und der Bau einer Förderbahn von Casablanca nach Ber Reschid in Angriff genommen.

Für das weitere Verhalten der Truppen wurde dem General eine Richtschnur in einem Erlaß der französischen Regierung vom 19. Mai gegeben. Dieser schrieb vor, die Aufrechterhaltung der Ordnung nach und nach in die Hände der Eingeborenen übergehen zu lassen. Hierzu sollte zunächst bei jedem der vorgeschobenen Posten eine marokkanische Truppenabteilung gebildet werden. In dem Maße wie es gelänge, diese Truppen zur Erfüllung ihrer Aufgaben anzuhalten, sollten die französischen Truppen zurückgezogen werden.

Ende Juni unternahm General d'Amade im westlichen Schauja-Gebiet noch einen letzten Streifzug, in dessen Verlauf er den Rebia-Fluß überschritt und Azemmour besetzte. Auf Anweisung der Regierung verließ er diesen Ort wieder, legte aber bei Sidi bu Bekr 7 km östlich Azemmour, also noch außerhalb der politischen Grenze der Provinz Schauja, einen weiteren vorgeschobenen Posten an. Zu irgend welchen Kämpfen war es bei diesem Streifzug nicht gekommen.

Mitte Juli konnte das Ziel der französischen Expedition, Herstellung der Sicherheit und Ruhe im Schauja-Gebiete, als völlig erreicht gelten. General d'Amade schickte daher bereits Anfang August zwei Bataillone nach Algerien zurück.

Entwickelung der innerpolitischen Lage bis September 1908.

Die Ruhe im Schauja-Gebiet ist auch weiterhin trotz der sich dicht an seinen Grenzen abspielenden politischen und kriegerischen Ereignisse nicht gestört worden.

Der von Frankreich als Feind betrachtete Gegensultan Mulay Hafid war nach seinen oben erwähnten Einzuge in Fez tatsächlicher Herrscher Marokkos, soweit bei der Selbständigkeit der verschiedenen Stämme von einem wirklichen Herrscher in diesem Lande gesprochen werden kann. Nur die von französischen Truppen besetzten Gebiete und die durch französische Kriegsschiffe bedrohten Hafenstädte standen dem Namen nach noch unter der Herrschaft des Sultans Abdul Asis.

Ende Juli unternahm Abdul Asis zur Wiederherstellung seiner Macht im Süden einen Zug von Rabat nach Marrakesch, der mit seiner völligen Niederlage am 19. August etwa in der Mitte zwischen der Rebia und Marrakesch endete. Er selbst flüchtete in das Schauja-Gebiet. Der Thronstreit ist damit voraussichtlich endgültig zugunsten Mulay Hafids entschieden.

Auf die militärischen Unternehmungen Frankreichs im Schauja-Gebiet und in Südoran haben diese Ereignisse keinen unmittelbaren Einfluß. Erst die offizielle Anerkennung Mulay Hafids durch die europäischen Mächte und die Stellungnahme des neuen Sultans zu den besonderen französisch-marokkanischen Verträgen können eine Änderung der Lage herbeiführen.

Betrachtungen.

Zusammensetzung der Expeditionskorps.

Frankreich verfügte in seinen nordafrikanischen Regimentern über eine für militärische Unternehmungen in Marokko vorzüglich geeignete Truppe. Zu den Expeditionen an der algerisch-marokkanischen Grenze wurden, wie es sich von selbst ergab, die zunächst dieser Grenze stehenden Truppen, deren Organisation und Dienstbetrieb auf den Kampf mit den Eingeborenen zugeschnitten ist, herangezogen; aber auch das Expeditionskorps von Casablanca stammte, abgesehen von Spezialwaffen, fast nur aus algerischen und tunesischen Standorten. Auf allen drei Kriegsschauplätzen traten also Truppen auf, die an das Klima gewöhnt und mit der Kampfweise des Gegners mehr oder weniger vertraut waren. Auch ihre Bekleidung und Ausrüstung bedurfte keiner Abänderung.

Die einzelnen Bestandteile der aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzten Expeditionskorps zeigt nachstehende Übersicht:

1. Infanterie.

Fremde: auf 5 Jahre angeworbene Europäer, meist Nichtfranzosen, französische Offiziere; Verbände stets kriegsstark.

Turkos: auf 4 Jahre angeworbene Eingeborene Algeriens oder zu 3jähriger Dienstzeit ausgehobene Eingeborene Tunesiens; Offiziere meist Franzosen; Verbände stets kriegsstark.

Zuaven: zu 2jähriger Dienstzeit ausgehobene Franzosen Algeriens, Tunesiens oder des Mutterlandes; eine größere Anzahl länger dienende Freiwillige.

Senegalschützen (nur bei Casablanca): 2 oder 4jährig freiwillige Eingeborene Westafrikas, Offiziere meist Franzosen.

2. Kavallerie.

Spahis: wie Turkos.

Chasseurs d'Afrique: wie Zuaven, aber mehr Freiwillige.

Goumiers: Eingeborene der algerischen Steppenlandschaften, die mit Pferden und Waffen zur Verwendung in Marokko angeworben werden.

3. Feld- und Gebirgsartillerie.

75 mm-Feldgeschütze von Pferden gezogen und 80 mm Gebirgsgeschütze von Maultieren getragen. Mannschaften wie Zuaven.

Da in erster Linie solche Truppen gewählt wurden, die sich aus langdienenden Mannschaften ergänzen (Fremde, Turkos, Spahis), so konnten fast ausnahmslos bestehende geschlossene Bataillone oder Kompagnien und Eskadrons verwendet werden. Nur die Zuaven mußten eine größere Anzahl Unausgebildete in den Standorten zurücklassen und durch Abgaben anderer Verbände ergänzen.

Dank diesen Umständen war weder die Bildung neuer Formationen, noch überhaupt eine besondere Mobilmachung nötig. Es erklärt sich hierdurch auch zur Genüge, daß die Verwendung des in Frankreich stehenden Armeekorps der Kolonialtruppen, das sonst in erster Linie zu überseeischen Unternehmungen bestimmt ist, hier kaum in Frage kam. Die Zurücksetzung dieses Korps ist der französischen Regierung von der eigenen Presse vielfach zum Vorwurf gemacht worden. Es wurde sogar behauptet, die Regierung befürchte, sich bei den Wählern unbeliebt zu machen, wenn sie deren eigene Söhne — das Kolonialkorps besteht aus freiwilligen und ausgehobenen Franzosen — nach Marokko schicke. Diese Vorwürfe sind aber darum ganz haltlos, weil es selbstverständlich war, daß die Regierung diejenigen Truppen verwandte, die in militärischer Hinsicht am brauchbarsten erschienen.

Verwendung berittener Infanterie.

Alle drei Expeditionskorps bestanden zum weitaus größten Teile aus unberittener Infanterie. An den Expeditionen in Nordosten und Südosten Marokkos nahmen auch einzelne auf Maultieren berittene Kompagnien teil. Mit der Aufstellung solcher Kompagnien in den algerischen Grenzposten hat Frankreich schon 1881 begonnen. Nach mehreren Versuchen ist man jetzt dahin gelangt, für je zwei Mann ein Maultier zuzuweisen. Auf dem Marsche reitet jeder Mann eine Stunde, dann geht er eine Stunde zu Fuß. Das Maultier trägt außer seinem Reiter noch das Gepäck beider

Leute sowie Lebensmittel für zwei bis vier Tage. Die Kompagnien erreichen hierbei Tagesleistungen von 50 bis 60 km, ausnahmsweise 70 bis 80 km. Ihre Beweglichkeit macht sie zu Streifzügen im marokkanischen Gebiet besonders geeignet.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob für die Expedition von Casablanca die Verwendung starker berittener Infanterie oder wenigstens starker Kavallerie nicht angezeigt gewesen wäre, zumal hier der Gegner zum größten Teil beritten war. Zweifellos wäre berittene Infanterie an sich die geeignetste Waffe gewesen. Auch starke Kavallerie hätte, unterstützt durch fahrbare Maschinengewehre, wohl eine raschere Durchführung der Operationen gestattet, vorausgesetzt, daß sie sicher im Gefecht zu Fuß war. Man mußte dann aber berittene Truppen in solcher Zahl verwenden, daß sie selbständige Streifkolonnen bilden konnten. Berittene Infanterie hätte man daher erst neu aufstellen und ausbilden müssen, zumal die fünf vorhandenen Kompagnien — je zwei bei den beiden Fremden-Regimentern, eine beim 2. Turko-Regiment — an der Grenze nicht zu entbehren waren.

An Kavallerie hätte es dagegen nicht gefehlt. Daß sie nicht in größerer Zahl verwendet wurde, erklärt sich vielleicht daraus, daß Transport und Verpflegung der Pferde dann erhebliche Schwierigkeiten und verhältnismäßig hohe Kosten verursacht hätten. Auch wird vielfach bezweifelt, daß die Schießausbildung der Kavallerie genügt, um die Überlegenheit des Gegners an Zahl auszugleichen.

Anlage der Operationen.

Es ist schon gezeigt worden, worauf es zurückzuführen ist, daß die Expedition von Casablanca im Gegensatz zu denjenigen an der Grenze besonders schwierig und langwierig war. Die Hauptschuld trug daran der Umstand, daß das Ziel der militärischen Operationen nicht von vornherein klar bestimmt war. Man ließ sich von den Ereignissen andauernd weiter treiben und sparte doch andererseits — aus politischen Rücksichten — an Truppen und Kriegsmaterial. Es bestätigt sich hier wieder die Erfahrung aller kolonialen Unternehmungen, daß starke Kräfte und sorgfältige Vorbereitungen allein einen raschen Erfolg ermöglichen.

Daß die sorgfältige Vorbereitung einer auf Vernichtung des Gegners abzielenden Operation die Eingeborenen veranlassen kann, sich ohne Kampf zu unterwerfen, zeigen die Ereignisse im Nordosten Marokkos.

Taktische Verwendung der Truppen.

Über die taktische Verwendung der französischen Truppen*) lassen die Berichte der Tagespresse nur sehr unsichere Schlüsse zu. Dagegen ist vor kurzem eine von dem zweiten Generalstabsoffizier im Stabe d'Amades, Oberstleutnant Frisch, während der Operationen bei Casablanca geschriebene Anleitung**) erschienen, die die Anschauungen

*) Die nachfolgenden Betrachtungen beziehen sich im wesentlichen auf die Kämpfe bei Casablanca.

**) Lieutenant Colonel Frisch: Guerre d'Afrique. Guide-Annexe des Reglements sur le Service en Campagne et de Manœuvres.

des Führers des Expeditionskorps über die während der Expedition gemachten Erfahrungen wiederspiegeln dürfte.

Da jederzeit mit einem überraschenden Angriff des Gegners zu rechnen ist, muß die marschierende Truppe dauernd und nach allen Richtungen hin gefechtsbereit sein. Dieser Anforderung entspricht am meisten das sogenannte starre Karree — Infanterie und Kavallerie bilden ein großes Rechteck, dessen Inneres von der Artillerie und dem gesamten Troß ausgefüllt ist —, das, von früheren afrikanischen Feldzügen übernommen, zu Beginn der Operationen bei Casablanca wohl noch eine gewisse Rolle gespielt hat. Anwendbar ist das Karree natürlich nur in der Ebene. Aber auch hier scheint es sich nicht mehr bewährt zu haben, denn abgesehen von der großen Schwerfälligkeit kommt jetzt auch in Betracht, daß die Eingeborenen über erheblich bessere Gewehre verfügen als zur Zeit der Eroberung Algeriens und eine so breite und tiefe Formation auch mangelhaften Schützen ein gutes Ziel bietet. Marschformationen.

Oberstleutnant Frisch empfiehlt daher folgende Formationen:

a) die afrikanische Marschkolonne (einzig mögliche Formation im Gebirge): Marschkolonne mit nach vorwärts und rückwärts auf Sehweite herausgeschobenen Sicherungsabteilungen, alle Fahrzeuge und Trains im Gros mit eingeschobenen Infanterieabteilungen, in den Flanken auf Nebenstraßen Seitendeckungen oder wenigstens kleine Abteilungen Kavallerie oder Infanterie auf nächster Entfernung;

b) das gemischte Karree (hauptsächlich in der Ebene): die Infanterie bildet zwei parallel marschierende Marschkolonnen, deren einzelne Teile denselben Marschrichtungspunkt haben, im übrigen aber so verfahren, daß sie bequem marschieren, bei plötzlichem Angriff sofort feuern und sich gegenseitig unterstützen können. Zwischen beiden Kolonnen marschiert der Troß. Kavallerie sichert nach vorn, nach rückwärts und zu beiden Seiten.

Aus diesen Formationen soll, wenn ein Gefecht unmittelbar bevorsteht, die „Gefechtskolonne" dadurch gebildet werden, daß die Masse der fechtenden Truppen zu einem beweglichen und beständig in der Hand des Führers befindlichen „Gefechtsechelon" zusammengefaßt wird, während der Rest der Truppen die Bewachung der Fahrzeuge und Lasttiere übernimmt.

Angesichts der Schwierigkeit, den Gegner überhaupt zu erreichen und zum Kampfe zu zwingen, mußten hohe Anforderungen an die Marschleistungen der Infanterie gestellt werden. Oft wurden täglich 40 bis 50 km mit Gepäck, 60 bis 70 km ohne Gepäck zurückgelegt. Verhalten der Infanterie.

Die Gefechtstätigkeit der Infanterie wurde anfangs durch die ständige Besorgnis vor überraschenden Angriffen in Flanke und Rücken nachteilig beeinflußt. Dazu kam, daß die eigenen Verwundeten und Toten unter keinen Umständen dem Gegner in die Hände fallen durften. Man hielt daher die Kräfte sorgfältig zusammen und führte

den Feuerkampf auf weiten Entfernungen. Die Schießleistungen waren hierbei gegenüber dem sehr beweglichen Ziel recht schlecht. Ein englischer Berichterstatter*) beobachtete mehrfach, daß feindliche Reiter, die nur 600 m von den französischen Schützenlinien entfernt waren, unverletzt blieben.

Bezeichnend ist auch die Wiedereinführung der Salve, die das französische Exerzier-Reglement von 1904 auf Ausnahmefälle beschränkte. In einem im November 1907 vom französischen Kriegsministerium veröffentlichten amtlichen Bericht wird ausgeführt, daß die sich darbietenden Ziele zusammenhanglose und bewegliche Reitergruppen auf mittleren und weiten Entfernungen seien. Ihnen gegenüber gewährleiste allein das Salvenfeuer moralische Wirkung und sichere Treffergebnisse. Auch gestatte es der Infanterie, einen bestimmten Raum mit Feuer zu bedecken und sich dadurch den Gegner soweit vom Leibe zu halten, daß sein Feuer wirkungslos bleibe. Die Salve sei in der Regel zugweise und auf Entfernungen von durchschnittlich 1300 m, zeitweise auch bis zu 2000 m abgegeben worden.

Diese Darlegungen lassen die außerordentlich vorsichtige Art der Gefechtsführung durchblicken, wie sie in der Zeit des Generals Drude bei Casablanca gehandhabt wurde. General d'Amade war augenscheinlich anderer Meinung. Er sah — im großen wie im kleinen — die Möglichkeit des Erfolges nur in der Offensive und suchte daher im Gefecht immer die Entscheidung durch den Nahkampf. Die Salve behielt er zwar bei, aber nur wegen ihrer moralischen Wirkung und der Möglichkeit, den Munitionsverbrauch genau zu regeln. Dagegen wird es in der Schrift des Oberstleutnants Frisch ausdrücklich als ein Fehler bezeichnet, den Gegner durch Feuer fernhalten zu wollen.

Kommt es zum Angriff auf eine vom Gegner besetzte Stellung, so sollen Schützenlinien gebildet werden, denen geschlossene Abteilungen auf kurzer Entfernung folgen. Da der Gegner das Bestreben hat, seine Flügel immer mehr auszudehnen, wird eine Art schräger Schlachtordnung empfohlen, die es ermöglicht, die Wucht des Angriffs auf einen Punkt zu richten. Bei plötzlichen Angriffen seitens feindlicher Reiter sollen Kompagnien in sich das Karree, kleinere Abteilungen einen Kreis bilden.

Verhalten der Kavallerie.

Die besonderen Verhältnisse der marokkanischen Kriegsschauplätze schränken die Tätigkeit der Kavallerie erheblich ein. Im Gebirge ist sie fast gar nicht zu gebrauchen; aber auch in der Ebene fallen ihr nur Nebenaufgaben zu, wenn man einmal auf Verwendung größerer, zu selbständigen Unternehmungen befähigter Kavalleriekörper verzichtet hat.

Eine eigentliche Fernaufklärung fand an keiner Stelle statt. Das Ergebnis, das die Erkundungen durch eine oder mehrere Eskadrons gehabt hätten, lohnte bei den vorliegenden schwierigen Verhältnissen — unbekanntes Gelände, zusammenhangloser

*) Blackwood's Magazine, Januar 1908.

beweglicher Gegner — nicht den Einsatz. Aber auch die Nahaufklärung litt unter der Besorgnis, daß Patrouillen abgeschnitten werden und dem Feinde als Gefangene, Verwundete oder Tote in die Hände fallen könnten. Die französischen Führer sind in dieser Vorsicht vielleicht häufig zu weit gegangen und haben sie mit schweren Verlusten bezahlen müssen, wenn dem Feinde die Überraschung ihrer Kolonnen in Engen oder unter anderen ungünstigen Umständen gelang.

Die Kavallerie trat daher immer in engster Anlehnung an die Infanterie auf — sei es, daß sie die marschierende Truppe in der Flanke begleitete, sei es, daß sie den Gegner in Flanke und Rücken zu attackieren suchte, wenn die Infanterie zum Nahangriff schritt. Auch zu einer die Leistungsfähigkeit der Pferde ausnutzenden Verfolgung kam es nirgends, da die verfolgenden Teile leicht Gefahr liefen, in eine Falle gelockt zu werden. Es wurde vielmehr als geboten bezeichnet, bei jeder Attacke den Mannschaften ein Ziel, über das sie keinesfalls hinausreiten sollten, genau anzugeben. Zahlreiche Verluste der Kavallerie werden auf Unterlassung dieser Maßnahme zurückgeführt.

Das Gefecht zu Fuß bildete die Ausnahme. Auch Oberstleutnant Frisch empfiehlt, es auf solche Fälle zu beschränken, in denen das Gelände den Schützen eine gute Feuerstellung und den Pferden sichere Deckung bietet.

Von großem Nutzen war die Verwendung der algerischen Goumiers. Diese von Abenteuer- und Beutelust erfüllten Kasaken der afrikanischen Steppe, deren Handwerk Kampf und Raub ist, verstanden es in mancher Hinsicht besser, sich dem ihnen ähnlichen Gegner anzupassen, als die geschulte Reiterei. Sie wurden zur Nahaufklärung und Sicherung, besonders aber zur Plünderung, ohne die die Kriegführung in Marokko als wirkungslos bezeichnet wird, verwendet. Die Gefechtskraft der Goumiers ist gering, weil ihnen der Zusammenhalt und die Ausbildung fehlen.

Ein im Februar 1908 unternommener Versuch, aus den schon unterworfenen marokkanischen Stämmen des Schauja-Gebietes einen Goum zu bilden, scheiterte, weil hiermit der Spionage Tür und Tor geöffnet wurde.

Auch der Nachrichtendienst, der den einzigen Ersatz für die fehlende Fernaufklärung bildete, mußte bei der bekannten Verschlagenheit und Doppelzüngigkeit der Marokkaner mit besonderer Vorsicht gehandhabt werden.

Feld- und Gebirgs-Artillerie leisteten die besten Dienste in der ersten Zeit der Expedition von Casablanca. Ihr sowie den weittragenden Geschützen der auf der Reede liegenden Kriegsschiffe war es zu verdanken, daß das französische Lager vor jedem ernsteren Angriff sicher war. Auch die moralische Wirkung war anfangs von Bedeutung. Artillerie.

Nach und nach lernte aber der Gegner, sich der Wirkung des Artilleriefeuers zu entziehen, und bot in seinen mit großen Zwischenräumen auftretenden beweglichen Reitergruppen oder gut gedeckten Schützen zu Fuß sehr wenig lohnende Ziele. Dazu

kam, daß bei den Streifzügen ins Innere die Mitführung der Munition zahlreiche Transportmittel erforderte und zeitweise auch das Gelände das Auffahren der Feldgeschütze erschwerte. General d'Amade verwendete daher vom Februar 1908 an auch 37 mm-Schnellfeuergeschütze der Kriegsschiffe, die auf starken hölzernen Lafetten befestigt und auf zweirädrigen Karren transportiert wurden. Sie sollen bis zu 2400 m gute Wirkung gehabt haben.

Da die Bekämpfung feindlicher Artillerie nicht in Frage kam, erwies es sich als zweckmäßig, die Artillerie auf die ganze Kampflinie zu verteilen, damit sie überall zur Hand war, wenn es galt, ernsteren Widerstand zu brechen oder auf gelegentlich sich darbietende größere Ziele zu feuern.

In der Schrift des Oberstleutnants Frisch wird auch die Artillerie davor gewarnt, durch frühzeitige Feuereröffnung den Gegner zu verscheuchen. Den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit soll sie vielmehr in der Vernichtung des geschlagenen Gegners durch Verfolgungsfeuer suchen.

Maschinengewehre.

Die Expedition von Casablanca gab der französischen Heeresverwaltung Gelegenheit, verschiedene Modelle von Maschinengewehren vor ihrer bevorstehenden endgültigen Einführung praktisch zu erproben.

Zuerst wurden nur Infanterie-Maschinengewehr-Sektionen mit je zwei auf Dreifuß ruhenden Gewehren verwendet. Später wurde durch Abgaben einzelner Kavallerie-Regimenter, die versuchsweise mit Maschinengewehren ausgerüstet sind, eine Maschinengewehr-Abteilung aufgestellt. Sie bestand aus sechs fahrbaren Gewehren.

Über das Ergebnis dieser Versuche ist nichts bekannt geworden, dagegen haben die Maschinengewehre im allgemeinen augenscheinlich recht gute Dienste geleistet. Ihre Treffsicherheit und moralische Wirkung werden besonders hervorgehoben.

Leistungen der französischen Truppen.

Französische und auswärtige Berichterstatter sprechen sich im allgemeinen nur anerkennend über die Leistungen der Truppen aus. Dennoch ist aus ihren Berichten herauszulesen, daß die Kriegstüchtigkeit der einzelnen Bestandteile der Expeditionskorps verschieden zu bewerten ist.

An erster Stelle steht zweifellos die Fremdenlegion. Diese aus Abenteurern aller europäischen Länder — zum großen Teile auch aus Deutschen — zusammengesetzte Truppe hat ihren in allen kolonialen Unternehmungen Frankreichs bewährten Ruf aufs neue gefestigt. Verwegener Korpsgeist, Todesverachtung und unvergleichliche Ruhe im Feuer werden ihr nachgerühmt.

Nächst der Fremdenlegion sind die aus den Eingeborenen Algeriens und Tunesiens sich ergänzenden Turkos und Spahis die besten Afrika-Truppen. Sie sind außerordentlich genügsam, ausdauernd, widerstandsfähig gegen klimatische Einflüsse, kampffreudig und tapfer. Von den Turkos wurde allerdings behauptet, daß sie in der Hitze des Gefechts leicht die Ruhe verlieren und zur Munitionsverschwendung neigen, wie überhaupt der Araber mehr ein Draufgänger als ein kaltblütiger Schütze ist.

In schwierigen Lagen, die ein längeres Ausharren im Feuer erfordern, sollen die Turkos daher möglichst in Anlehnung an europäische Truppen verwendet werden.

Es könnte auffallen, daß die algerischen und tunesischen Stammes- und Glaubensgenossen der Marokkaner diesen unbedenklich gegenübergestellt werden. Die Geschichte der Eroberung Algeriens zeigt aber, daß die Turkos und Spahis sich selbst im Kampf gegen die algerischen Eingeborenen als zuverlässig erwiesen haben. Die lange Dienstzeit, die materiell gesicherte Lage und eine geschickte, auf ihre Eigenart Rücksicht nehmende Behandlung haben aus ihnen von jeher gute und an ihre französischen Offiziere sogar anhängliche Soldaten gemacht.

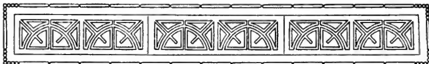
Zuaven und Chasseurs d'Afrique galten früher als Elitetruppen der französischen Armee. In langjähriger Dienstzeit ausgebildet, durch ständige Kämpfe abgehärtet und kriegserfahren, bildeten sie den Kern der Armeen, denen die Eroberung Algeriens zu danken ist. Die Einführung der allgemeinen dreijährigen, später der zweijährigen Dienstpflicht hat ihren Wert als afrikanische Truppen herabgesetzt. Auf dem europäischen Kriegsschauplatz dürften sie aber auch jetzt noch über dem Durchschnitt der französischen Truppen stehen. Dies gilt besonders für die Chasseurs d'Afrique, in deren Reihen zahlreiche französische Kolonisten Algeriens und Tunesiens freiwillig dienen.

Über die Leistungen der beiden Senegal-Schützen-Bataillone, die erst mit den letzten Verstärkungen in Casablanca eintrafen, ist nichts bekannt geworden. Als nicht gerade erwünschte Eigentümlichkeit wird berichtet, daß sie Frauen und Kinder mit ins Feld nehmen.

Die militärischen Leistungen der nordafrikanischen Truppen Frankreichs, die — zum Teil wenigstens — auch für einen europäischen Krieg in Betracht kommen, verdienen umsomehr Aufmerksamkeit, als in neuester Zeit beabsichtigt wird, die Eingeborenen in erheblich größerer Zahl zum Heeresdienst heranzuziehen. Gelingt es — und das ist keineswegs ausgeschlossen —, anstatt wie bisher 25 000, nach und nach 40 bis 60 000 Eingeborene als Turkos und Spahis zum aktiven Dienst einzustellen und die in Tunesien schon bestehende Reservepflicht auch auf Algerien auszudehnen, so kann Frankreich hiermit auf längere Zeit einen Ausgleich für das Sinken der Friedenspräsenz und der Kriegsstärke seines Heeres schaffen. Turkos und Spahis auf einem europäischen Kriegsschauplatze zu verwenden, wird man aber in Zukunft ebensowenig Bedenken tragen wie im letzten deutsch-französischen Kriege.

Weniger,
Hauptmann im Generalstabe des V. Armeekorps.





Die Kämpfe der deutschen Truppen in Südwestafrika.

Morengas Ende im September 1907.

Versuche, Morenga zur friedlichen Rückkehr auf deutsches Gebiet zu bewegen, bleiben erfolglos.

Skizze 50.

er Friede von Ukamas vom 23. Dezember 1906 sollte dem deutschen Schutzgebiet in Südwestafrika noch nicht endgültig die ersehnte und notwendige dauernde Ruhe bringen. Noch lebten Simon Kopper und Morenga als unversöhnte Feinde. Während jener, in der Kalahari fast unerreichbar, eine beständige Gefahr für die Sicherheit des Grenzgebietes bildete, hatte sich Morenga, der entschlossene und hartnäckige Herero-Bastard, nach seiner Niederlage auf englischem Gebiete bei Van Rooisvley am 4. Mai 1906 mit wenigen unbewaffneten Getreuen vor seinen Verfolgern gerettet.*) Nachdem er sich der Kap-Polizei gestellt, wurde er zwar zunächst nach Upington und dann ins Regierungsgefängnis Tokai bei Kapstadt gebracht, für immer unschädlich gemacht war er jedoch damit noch nicht.

Als mit dem 31. März 1907 der Kriegszustand im deutschen Schutzgebiet aufgehoben wurde, fiel für die Kap-Regierung der zwingende Grund fort, Morenga länger in Haft zu halten. Jedoch wurde der deutschen Regierung seine weitere polizeiliche Beaufsichtigung solange zugesagt, bis er mit ihr förmlich Frieden geschlossen habe.

Es kam in dieser Sachlage darauf an, Morenga möglichst ohne Waffengewalt zu gewinnen. Noch vor seiner Freilassung aus der britischen Haft wurde ihm daher am 8. Juni durch den deutschen Generalkonsul in Kapstadt mitgeteilt, daß der Ende Dezember 1906 mit den Bondelzwarts geschlossene Friede auch für ihn Gültigkeit haben sollte, sofern er in friedlicher Absicht in das deutsche Schutzgebiet zurückkehre. Er möge sich nach Heirachabis begeben, um mit dem dort stationierten Offizier der Schutztruppe das Nähere wegen seiner Übergabe zu verabreden. Da Morenga seine persönliche Sicherheit noch nicht genügend gewährleistet schien, wurde ihm ein Freipaß in Aussicht gestellt, gleichzeitig jedoch die ernste Warnung vor einem etwaigen Versuche zu heimlicher Rückkehr auf deutsches Gebiet ausgesprochen.

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1907. 3. Heft, Seite 607.

Morenga, von diesen Eröffnungen äußerlich offenbar angenehm berührt, antwortete gleichwohl in ausweichendem Sinne, er wolle sich zunächst nach Upington begeben und mit seiner Familie und seinen in der Kap-Kolonie befindlichen Anhängern die Sache besprechen.

Die Kap-Regierung teilte ihm darauf mit, daß er in diesem Falle weiter unter ihrer polizeilichen Aufsicht gehalten werde und sich zunächst bei den Residenten in Prieska und Upington melden solle. Ohne vorherige Benachrichtigung der deutschen Behörden dürfe er deutsch-südwestafrikanisches Gebiet nicht betreten.

Morenga taucht an der deutsch-englischen Grenze auf.

Mitte Juni begab sich Morenga infolgedessen über Prieska nach Upington. Im Juli gelang es ihm, sich der Kontrolle der Kap-Behörden zu entziehen. Er wechselte mehrfach seinen Aufenthaltsort, erhielt einigen Zulauf durch Bondels, die sich noch im englischen Gebiet aufhielten, sowie durch eine Anzahl Kaffern und wurde auch mit Gewehren versehen. Ende Juli soll sich sein Anhang bereits auf fast 50 Köpfe belaufen haben. Anfang August wurde seine Spur im deutsch-englischen Grenzgebiet in der Gegend östlich Blydeverwacht festgestellt. Er hatte damit offenkundig seine Unzuverlässigkeit bewiesen. Übertriebene Gerüchte über seine bedrohliche Nähe und die Größe seines Anhangs riefen in den Kreisen der Farmer sogleich eine lebhafte Beunruhigung hervor.

Die Spannung der Lage wuchs, als dem Unterstaatssekretär v. Lindequist, der bis zum Eintreffen des neuernannten Gouverneurs v. Schuckmann die Gouvernements-Geschäfte wahrnahm, von der Kap-Regierung die mit Bestimmtheit abgegebene Meldung eines Inspektors der englischen Grenzpolizei übermittelt wurde, Morenga habe mit 400 Anhängern, von denen 150 mit Henry-Martiny-Gewehren bewaffnet seien, die deutsche Grenze bei Orlogskloof*) bereits überschritten.

Die deutschen Heimsendungstransporte werden eingestellt.

Die Morenga-Gefahr tauchte insofern in einem für die Deutschen höchst ungünstigen Augenblicke auf, als gerade die Heimsendungstransporte zur Verringerung der Schutztruppe in Fluß gebracht waren. Da Ersatztransporte nur in geringem Umfange eingetroffen waren, die zur Heimkehr bestimmten Mannschaften jedoch ihre Truppenteile großenteils schon verlassen hatten, so waren deren Gefechtsstärken zur Zeit stark verringert. Auch die gerade in Kamerun ausgebrochenen Unruhen drohten der Schutztruppe in Südwestafrika Kräfte zu entziehen. Schon war zum eventuellen Abtransport dorthin die Aufstellung je einer Kompagnie in Lüderitzbucht und Swakopmund angeordnet worden. Konnte einem Einbruche des gefährlichen Bandenführers in deutsches Gebiet nicht von vornherein mit hinreichenden Kräften begegnet werden, gelang es ihm vielmehr, gleich anfangs einen ersten glücklichen Schlag zu führen, so war zu befürchten, daß, durch sein Kriegsglück ermutigt, auch die Hottentotten im Schutzgebiete aufs neue zu den Waffen griffen und die soeben erloschene

*) Orlogskloof gleich Gamsib-Kluft.

Kriegsfackel im ganzen Lande wieder entzündeten. War doch auch der letzte Aufstand der Bondelzwarts im Juni 1904 mit durch seine Rückkehr vom britischen Gebiet hervorgerufen worden. Schon sagten Kundschafternachrichten, daß er mit dem Bondels-Kapitän Johannes Christian, der erst unlängst Frieden geschlossen hatte, in Warmbad in Verbindung getreten, und auch von Simon Kopper aus der Kalahari Boten bei ihm eingetroffen seien. Welche schweren Nachteile und Opfer an Menschenleben und Geld dem Reiche und Schutzgebiete erwachsen mußten, wenn der so teuer erkaufte Friede erneut gestört wurde, lag auf der Hand.

Diese Erwägungen erheischten mit gebieterischer Notwendigkeit Maßnahmen, die es möglich machten, die drohende Gefahr im Keim zu ersticken. Dem Gegner mußten von vornherein so überlegene Kräfte entgegengestellt werden, daß selbst in Rücksicht auf das klüftereiche überaus schwierige Gelände des Oranje-Gebirges und auf die geschickte Kriegführung des erfahrenen Räubers ein Erfolg mit Sicherheit zu erhoffen war.

Unterstaatssekretär v. Lindequist beantragte daher zunächst am 10. August in Übereinstimmung mit dem Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Estorff, beim Reichs-Kolonialamt die Einstellung der Heimsendungstransporte, um dadurch die Truppen wieder auf hinreichende Gefechtsstärke zu bringen. Diesem Ansuchen wurde sofort Folge gegeben. Es befanden sich daher Anfang September rund 6300 Mann im Schutzgebiet.

Die Kap-Regierung sagt ihre Unterstützung gegen Morenga zu.

Von Bedeutung für den voraussichtlichen Gang der Begebenheiten mußte das Verhalten der britischen Behörden werden. Die Kap-Regierung zeigte sich sogleich bereit, alles, was in ihren Kräften stand, zur Verhütung eines neuen Eingeborenen-Aufstandes zu tun. Zweifellos war sie sich darüber klar, daß Morenga, „der Napoleon der Schwarzen", wie er genannt wurde, ganz der Mann war, eine allgemeine Erhebung der Schwarzen in Südafrika hervorzurufen. Da er ungeachtet der ihm erteilten Warnung anscheinend heimlich deutsches Gebiet betreten hatte, so wurde dem deutschen Gouvernement mitgeteilt, daß er sein Asylrecht in der Kap-Kolonie verscherzt habe. Der Magistrat in Upington erhielt gleichzeitig die Weisung, alle verfügbaren Polizeikräfte an die Grenze zu senden, um Morenga, falls er britisches Gebiet betrete, zu verhaften oder ins deutsche Gebiet zurückzutreiben. Die kapländische Grenzpolizei wurde Mitte August um 4 Offiziere, 50 Polizisten auf etwa 120 Köpfe verstärkt.

Oberstleutnant v. Estorff versammelt starke Kräfte in der Südostecke des Südbezirks.

Der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant v. Estorff, nahm sofort eine engere Versammlung aller gegen Morenga verfügbar gemachten Kräfte nach der Südostecke des Schutzgebietes vor.

Vom 18. August an standen in der Linie Ubabis—Ukamas drei Kompagnien,*)

*) In Ukamas: 3. und 12. Kompagnie und Artillerie-Zug Halske.
In Ubabis: 11. Kompagnie und Maschinengewehr-Zug Nr. 4.

ein Zug Gebirgsartillerie und ein Zug Maschinengewehre mit Posten in Stolzenfels, Blydeverwacht und Dawignab unter dem Befehl des Hauptmanns Ritter dem Feinde gegenüber. Von den Truppen des Südbezirks wurden ferner fünf Kompagnien*), eine Feldbatterie, drei Züge Gebirgsartillerie, und zwei Züge Maschinengewehre sowie die Kamerun-Kompagnie Rausch im Raum Hasuur—Keetmannshoop—Warmbad bis Anfang September versammelt, nur eine Kompagnie blieb in Rietmont zurück. Aus dem Nordbezirk trafen Anfang September als Reserven drei Kompagnien, unter Major Flügge von Windhuk in und bei Gibeon ein, eine ihnen beigegebene Batterie übernahm die Sicherung der durch Simon Kopper-Leute gefährdeten Etappenstraße Windhuk — Keetmannshoop. Da sich Gerüchte vom Wiederaufstande der Hereros wie ein Lauffeuer im ganzen Lande verbreiteten, und die Bevölkerung ohne starken militärischen Schutz sich der Willkür der Eingeborenen preisgegeben glaubte, so mußte eine zweite, ursprünglich auch für den Süden bestimmte Batterie in der Gegend von Windhuk zurückbleiben. Auch wurde in Okahandja und Windhuk je eine Kompagnie aus den zurückgehaltenen Heimsendungsmannschaften der Nordtruppen und den bisher eingetroffenen Ersatzmannschaften gebildet, so daß beide Orte militärisch wieder stark besetzt waren. Simon Kopper gegenüber blieben im Raume Aminuis—Hoachanas—Rietmont—Kowes vier Kompagnien, ein Zug Maschinengewehre und ein Zug Gebirgsartillerie unter Hauptmann v. Erckert verfügbar.

Maßnahmen gegen Morenga in der zweiten Hälfte des August.

Da die bisherigen Kriegserfahrungen zur Genüge gezeigt hatten, daß der Feind seine Haupterfolge durch das Abschießen von Patrouillen erzielte, so beabsichtigte Oberstleutnant v. Estorff, die Erkundungen vorzugsweise durch Kundschafter ausführen zu lassen. Der entscheidende Schlag gegen Morenga sollte erst dann geführt werden, wenn ausreichende Kräfte versammelt und das Zusammenwirken mit der Kap-Polizei verbürgt waren. Der Versuch, den gewandten und beweglichen Gegner einzukesseln, versprach in dem unendlich klüftereichen Gebirgsgelände kaum einen sicheren Erfolg. Estorff gedachte daher, ihn durch eine ununterbrochene Verfolgung mürbe zu machen und zur Unterwerfung zu zwingen. Zu diesem Zwecke sollten entsprechend der Kriegführung in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres**) Verfolgungsabteilungen mit tiefer Gliederung aufgestellt werden, die durch gegenseitige Ablösung die Verfolgung dauernd bis zum Enderfolge in Fluß zu erhalten hatten. Von Vorteil war dabei der Umstand, daß der Bau der Eisenbahn Kubub—Keetmannshoop schon über Kuibis hinaus in gutem Fortschreiten begriffen war, und ferner, daß auf der Straße Keetmannshoop—Warmbad, die früher eine 95 km lange Durststrecke enthalten hatte und daher für die Truppenversorgung von

*) 5., 7., 14., 15. Kompagnie und Ersatz-Transport B 07.

**) Vierteljahrshefte 1907. 3. Heft, Seite 615.

Norden her nicht in Frage kommen konnte, jetzt an zwei vom Landrat v. Uslar bezeichneten Stellen reichlich Wasser erbohrt war.

Zunächst galt es, dem Räuber ein Eindringen in das deutsche Gebiet zu verwehren.

Der Befehlshaber der Truppen des Südbezirks, Major Baerecke, erteilte schon am 16. August dem Hauptmann Ritter folgende Weisung:

„Ihre Aufgabe ist für jetzt: 1. einen Durchbruch Morengas auf die Karras- oder Oranje-Berge zu verhindern, 2. zu verhüten, daß dieser in Besitz von Vieh, besonders von Pferden, Waffen und Munition kommt. Der erste Schlag gegen ihn muß mit entscheidender Überlegenheit geführt werden, daher nicht übereilen."

Die Farmer wurden gewarnt und brachten ihr Vieh großenteils in die Nähe der von den Truppen besetzten Posten in Sicherheit. Auf Morengas Kopf wurden vom Gouverneur 20 000 Mk. gesetzt.

Es kam nunmehr darauf an, Morengas Aufenthaltsort mit Sicherheit festzustellen. Am 17. August ergaben Erkundungen, daß er die Linie Stolzenfels—Nakab—Ukamas noch nicht überschritten hatte. Privatnachrichten aus Kapstadt besagten, daß er mit nur 50 Mann bei Nakab, 30 km nördlich des Oranje-Flusses, unmittelbar an der englischen Grenze sitze. Doch schon am 20. August wurde diese Angabe dahin berichtigt, daß er sich nach wie vor in der Gamsib-Kluft — ob auf deutschem oder englischem Gebiet, blieb fraglich — aufhielte und die Feindseligkeiten noch nicht eröffnet habe. Seine Anhängerzahl wurde entgegen den früheren Mitteilungen der Kap-Regierung nach mehrfachen Meldungen auf nur 50 Köpfe geschätzt. Demnach gebot Hauptmann Ritter schon jetzt über wesentlich überlegene Kräfte. Er erhielt daher freie Hand zum Handeln. Auf seinen Vorschlag erfolgte am 21. August vom stellvertretenden Gouverneur zunächst eine Anfrage an den als Unterhändler vielfach bewährten Pater Malinowski, ob er bereit sei, Morenga gegen Zusicherung seines Lebens zur Unterwerfung zu bewegen. Malinowski schien diese Grundlage für eine Verhandlung nicht ausreichend. An demselben Tage ergab eine Erkundung, daß die Gamsib-Kluft auf deutscher Seite frei vom Feinde war. Morenga schien nahe der Grenze auf englischem Gebiet zu sitzen, entweder noch in der Gamsib-Kluft oder, wie Nachrichten der Kap-Polizei sagten, in der ebenso unzugänglichen Gegend der Einmündung des Back-Reviers in den Oranje. Mit Vieh und Geld sollte er reichlich versehen sein. Die Zahl seiner Anhänger, einschließlich Weiber und Kinder, wurde jetzt auf etwa 300 angegeben. Hauptmann Ritter beabsichtigte deshalb, am 22. August Nachmittags mit der 3. Kompagnie und dem Zug Gebirgsartillerie von Ukamas nach der Gamsib-Kluft zu rücken und diese zu besetzen, nahm jedoch von seinem Vorhaben zunächst noch Abstand, als sich herausstellte, daß an der Grenze bei Nakab noch viel Farmervieh sich befand, das leicht eine Beute des beweglichen Feindes werden konnte.

Ein weiterer Aufschub der Verfolgung wurde dann mit Rücksicht auf ein einheitliches Zusammenwirken mit der Kap-Polizei erforderlich.

Infolge des beabsichtigten Zusammenwirkens mit der Kap-Polizei tritt ein Aufschub in den Operationen ein.

Die Kap-Regierung hatte sich damit einverstanden erklärt, daß ein deutscher Offizier zur britischen Polizei entsandt wurde, um ein gemeinsames Operieren zu gewährleisten und die Verbindung zwischen den beiderseitigen Streitkräften sicherzustellen. Am 26. August begab sich daher der Generalstabsoffizier, Hauptmann v. dem Hagen, von Windhuk über Swakopmund zunächst nach Kapstadt, um dort dem Ministerium und dem Chef der Cape Mounted Police (C. M. P.) die Wünsche und Pläne des deutschen Truppenkommandeurs mitzuteilen und dann dem an der Kap-Grenze befehligenden britischen Polizeioffizier beigegeben zu werden. Bis zu seinem Eintreffen sollte ihn der in Ukamas befindliche Oberleutnant v. Hanenfeldt in Upington vertreten. Dieser ritt daher am Abend des 25. August von Ukamas über Zwartmodder auf Upington ab.

Am 24. August teilte die Kap-Regierung dem Gouvernement mit, daß Morenga auf englischem Gebiet bei Back-Reviermund plündere. Tags darauf sagten Nachrichten von Kundschaftern und englischen Hottentotten, daß Morris,*) der frühere Großmann der Bondels, der Ende 1906 auf englisches Gebiet übergetreten war, mit einigen Anhängern und 37 Pferden zu Morenga gestoßen, und dieser von Back-Reviermund wieder in die Berge gezogen sei.

Am 27. August traf Oberleutnant v. Hanenfeldt in Upington bei dem neuernannten Befehlshaber der dortigen Grenzpolizei, Major Elliot, ein. Nach wie vor hielt diese an der Richtigkeit ihrer ersten Angaben über Morengas Stärkeverhältnisse fest. Eine Offizierpatrouille wollte 250 Gewehre „selbst gesehen“ haben. Major Elliot hoffte, bis Anfang September etwa 100 Mann verfügbar zu machen, und wollte bis dahin von Upington aus eine Erkundung durch Patrouillen in die Gegend von Aries ausführen lassen. Oberleutnant v. Hanenfeldt vereinbarte mit ihm, daß in den ersten Tagen des September das gemeinsame Vorgehen der Deutschen und Engländer gegen Morenga beginnen sollte. Den deutschen Truppen wurde freigestellt, die Grenze jederzeit bis zu sieben Meilen, in Berührung mit dem Feinde auch auf weitere Strecken, zu überschreiten. Zur Erleichterung der Verbindung sollte eine deutsche Heliographenlinie von Ukamas nach Nakab eingerichtet werden, wo sie Anschluß an die von der englischen Polizei besetzte Linie Nakab—Upington zu gewinnen hatte.**)

*) Vierteljahrshefte 1907. 3. Heft, Seite 621.

**) Diese Signalverbindung hat nicht genügend funktioniert, woran die geringe Besetzung der Stationen auf englischer Seite mit nur je einem Polizisten und die in jener Zeit herrschenden starken Sandstürme schuld gewesen zu sein scheinen.

Die bei Morenga befindlichen Bondels unterwerfen sich Anfang September freiwillig.

Bevor jedoch die einheitlichen Bewegungen der deutschen und englischen Truppen in Fluß kamen, trat eine Wendung der Lage ein. Der größte Teil der bei Morenga befindlichen Bondels, denen die Absicht des gemeinsamen Handelns beider Gegner nicht verborgen geblieben war, sah nunmehr die Nutzlosigkeit eines weiteren bewaffneten Widerstandes ein und bat am 29. August durch nach Warmbad gesandte Boten den Gouverneur um Aufnahme in das am 23. Dezember 1906 mit Johannes Christian geschlossene Abkommen. Es erschien in Rücksicht auf die Haltung der in den Lokationen befindlichen Bondels ratsam, die angebotene Unterwerfung anzunehmen. Denn wenn diese auch bisher ruhig geblieben waren und insbesondere an der Vertragstreue des Kapitäns nicht zu zweifeln war, so lag es doch auf der Hand, daß durch den Übertritt der bisherigen Gefolgschaft Morengas für die fernere friedliche Haltung des Stammes eine erhöhte Bürgschaft gegeben war.

Der inzwischen im Schutzgebiet eingetroffene Gouverneur v. Schuckmann erklärte sich daher bereit, die Unterwerfung der bei Morenga befindlichen Bondels im wesentlichen unter den Bedingungen des Friedens von Ukamas nur unter Gewährung von weniger Kleinvieh anzunehmen. Morenga selbst wurden keine Zusicherungen gemacht, ihm nur nahe gelegt, der deutschen Regierung seine Bitten durch Vermittelung des Kapitäns zn unterbreiten. Am 31. August wurden dementsprechend Boten mit einem Briefe Johannes Christians in Morengas Lager entsandt. Sie trafen diesen erst nach einigen Tagen in der Gamsib-Kluft an. Auf die Botschaft des Kapitäns hin erklärten sich sämtliche dort befindlichen Bondels zur Unterwerfung bereit, obwohl Morenga sich alle Mühe gab, sie in seiner Gefolgschaft zu erhalten. Schließlich beauftragte er selbst die Boten, die deutsche Regierung auch für ihn um die Aufnahme in das Bondels-Abkommen zu bitten.

So stellten sich am 8. September in Ukamas 42 Männer, meist junge und kräftige Gestalten, mit 97 Weibern und Kindern und 140 Stück Kleinvieh. Sie brachten jedoch nur ein Gewehr Modell 71 mit. Die Leute wurden über Heirachabis nach Warmbad gebracht. Nach Aussage der Boten befanden sich bei Morenga jetzt nur noch zehn Kaffern mit acht Gewehren. War zwar die Aussicht, seiner in der Gamsib-Kluft habhaft zu werden, dadurch nicht größer geworden, so schien doch die von ihm drohende Gefahr jetzt so erheblich gemindert, daß Oberstleutnant v. Estorff den Zeitpunkt für gekommen hielt, die unterbrochenen Heimsendungstransporte wieder in Fluß zu bringen.

Auf Morengas Bitte um Aufnahme in das Bondels-Abkommen ermächtigte der Gouverneur den Kommandeur des Südbezirks, Major Baerecke, am 9. September, Morenga für Unterhandlungen freies Geleit zu gewähren und ihm demnächst für den Fall seiner Unterwerfung Straflosigkeit für seine im Kriege begangenen Straftaten und Ansiedelung im Lande zuzusichern. Major Baerecke bediente sich zur Übermittelung

der ersten Nachricht an Morenga der Mitwirkung des Paters Malinowski, der, mit einem Briefe des Kapitäns Johannes Christian und einem Freibrief für Morenga versehen, in Begleitung von drei Großleuten der Bondels am Morgen des 14. September am Eingang in die Gamsib-Kluft eintraf. Hier wartete er, während die Boten in die Kluft vorgingen. Es stellte sich jedoch am 15. September heraus, daß Morenga, nach den hinterlassenen Spuren zu urteilen seit etwa sechs Tagen, fortgezogen war, anscheinend zunächst in deutsches Gebiet, dann aber in weitem Bogen zurück ins englische in der Richtung auf Back-Reviermund. Ohne englischen Paß wagten die Boten angesichts der Patrouillengänge der Kap-Polizei nicht die Grenze zu überschreiten. Erst am 17. wurden sie, mit einem englischen Paß versehen, von Ukamas erneut auf die Suche nach Morenga geschickt, kehrten jedoch am 23. mit der Nachricht zurück, daß er weit ins englische entwichen sei.

Inzwischen aber hatte den unstäten Flüchtling auf britischem Boden sein Schicksal erreicht.

Morenga verläßt die Gamsib-Kluft. Die britische Kap-Polizei findet seine Spur.

Seine Bitte um Aufnahme in das Bondels-Abkommen war auch diesmal nicht ernsthaft gemeint gewesen. Anscheinend aufgescheucht durch das Herannahen einer von Major Elliot entsandten englischen Patrouille unter Leutnant Currie, hatte er seinen Schlupfwinkel verlassen. Wohin er sich gewandt hatte, konnte zunächst nicht festgestellt werden. Major Elliot war mit etwa 120 Mann in der ersten Woche des September von Upington nach Longklip, halbwegs zwischen Ukamas und Upington, gerückt. Am 13. September traf dort Hauptmann v. dem Hagen bei ihm ein Da Elliot inzwischen Kenntnis von Morengas Bitte um Aufnahme in das Bondels-Abkommen erhalten hatte, enthielt er sich zunächst einer weiteren Verfolgung und marschierte wegen der schlechten Wasserverhältnisse bei Longklip am 14. September nach Zwartmodder. Am 17. September traf die Patrouille des Leutnans Currie 10 km westlich von Longklip auf Morenga. Es kam zu einer Unterredung, in der Morenga äußerte, er wolle unter keinen Umständen mit den Deutschen Frieden schließen, dagegen bitte er um eine Aussprache mit Major Elliot bei Longklip am Vormittage des 18. Dieser sowohl wie Hauptmann v. dem Hagen, durch die bisherigen Erfahrungen mit der Handlungsweise des schlauen und unzuverlässigen Bandenführers hinlänglich vertraut, durchschauten sofort seine Absicht, durch Vorspiegelung von friedlichen Verhandlungen nur Zeit zum Entkommen zu gewinnen. Elliot entschloß sich daher, für alle Fälle noch in derselben Nacht mit der ganzen Truppe nach Longklip zu marschieren. Um 6° Vormittags traf er von Zwartmodder in Longklip ein. Gegen 8° Vormittags ritt Leutnant Currie nach der etwa 8 km entfernten Stelle, wo Morenga sitzen sollte, um ihn zu holen. Um 1° Mittags kehrte er unverrichteter Sache zurück. Morenga war wiederum entwischt, nach den Spuren zu urteilen in der Richtung nach der deutschen Grenze. Damit war die Sachlage geklärt. Es gab nur noch die Entscheidung durch die Waffen.

Major Elliot nimmt die Verfolgung Morengas auf.

Major Elliot befahl sofort die Aufnahme der Verfolgung, zunächst durch einen Zug, bis die Abzugsrichtung des Feindes genügend festgestellt war. Bereits um 2^{30} Nachmittags brach Leutnant Mander mit etwa 30 Mann auf.

Am Mittag des 19. lief die erste Meldung Manders in Longklip ein. Sie war am Morgen aus Gous im Molopo-Revier abgesandt und besagte, daß Morengas Spur erst in der Richtung nach der deutschen Grenze und dann im weiten Bogen nach Norden und zwischen Zwartmodder und Longklip über Gous nach Osten auf Upington führe. Morenga sollte nur einen kurzen Vorsprung vor der Patrouille haben.

Major Elliot brach um 2^{30} Nachmittags mit seinen Hauptkräften von Longklip auf, erreichte um 5^{30} Nachmittags Gous und blieb dort eine Stunde zum Tränken der Tiere. Nach weiterem zweistündigen Marsch wurde an der großen Pad Zwartmodder—Upington, etwa eine Stunde westlich Koegoekub, bis Mitternacht gerastet. Noch immer führte die frische Spur des Feindes nach Osten auf Upington, bis sie bald hinter Koegoekub plötzlich scharf nach Norden abbog.

„Nun war es kein Zweifel mehr", schreibt Hauptmann v. dem Hagen in seinem Bericht, „daß Morenga nicht etwa nach Upington gehen wollte, sondern durch die Kalahari zu Simon Kopper. Der schlaue Fuchs rechnete damit, daß wohl wenige Menschen, wie er mit seiner Bande, etwa 30 Köpfe, durch die wasserlose Kalahari ziehen und sich von Tsamas nähren könnten, daß aber Truppen mit Tieren sich scheuen würden, die Verfolgung in die Kalahari aufzunehmen. Aber wie er sich im Mai 1906 bei der Verfolgung durch die Abteilung Bech mit dem Übertritt auf englisches Gebiet verrechnet hatte, so sollte ihm auch die Zuflucht in die Kalahari nichts nutzen."

Major Elliot war sich darüber klar, daß in dieser Lage nur eine rücksichtslose, ununterbrochene Verfolgung zum Ziele führen konnte. Gelang es nicht, Morenga noch im Laufe des 20. einzuholen und zu stellen, dann nahm ihn die schützende Wildnis auf. Der Wassermangel zwang den Verfolger, von seiner frischen Spur abzulassen und kehrt zu machen. Dieses Bewußtsein lieh dem Führer und seiner Truppe während der folgenden 14 Stunden bei fast ununterbrochener Vorwärtsbewegung eine außerordentliche Kraft und Ausdauer im Ertragen von Anstrengungen. Ein Glück war es, daß das Pferdematerial ein vorzügliches war. Die Tiere erhielten während der Operationen 20 Pfund Hafer. Der Lohn der rastlosen Verfolgung blieb nicht aus.

Von 12^{0} Mitternachts bis 2^{0} Nachmittags am 20. wurde der Marsch mit nur anderthalbstündiger Pause trotz großer Hitze fortgesetzt. Morengas Spur führte von Koegoekub zunächst nach Norden, dann nach Nordosten über die Farmen Harrisdale, Khorkam, Norokai auf Eenzamheid, wohl über 300 Dünen fort. Hervorragend bewährten sich die Scouts — eingeborene Aufklärer — im Spurensuchen, so daß keine Verzögerungen im Marsch eintraten. Leutnant Mander hatte mit seinem Zuge,

nachdem er 36 Stunden im Sattel gewesen, um 12⁰ Mittags Halt gemacht, um das Herankommen der Hauptkräfte abzuwarten. Morenga, wohl im Glauben, daß der Gegner am Ende seiner Kraft angelangt sei und die Verfolgung eingestellt habe, marschierte nur eine Stunde weiter und machte dann in der Nähe der wasserlosen Pfanne von Eenzamheid, etwa 100 km nördlich Upington und ebensoweit von der deutschen Grenze, in bergigem Buschgelände, das sehr geeignet für eine Verteidigungsstellung war, gleichfalls Halt.

Um 1⁰ Mittags erreichte Elliot den Zug Manders, der ihm die Nähe Morengas meldete. Unaufhaltsam ging es weiter, um 1³⁰ begann ein etwa 40 Minuten langer Galopp. Die vier Züge folgten aufgelöst hintereinander den Scouts. Der Feind war erreicht. Elliot ließ sofort den vordersten Zug (Burges) zum Fußgefecht absitzen und entwickelte ihn und die Scouts auf den vorliegenden Höhen in großer Breite, um die feindlichen Flügel umfassen zu können (A). Bald darauf verlängerte ein zweiter Zug (Cowley) die Schützenlinie noch nach links hin. Beide Züge gingen, ohne Feuer zu erhalten, unter Sicherung ihrer Flanken bis auf die nächstgelegene Höhe vor (B). Es entspann sich nun ein längerer Feuerkampf. Der Feind lag so geschickt verborgen in den Büschen, daß während der ganzen ersten Stunde des Gefechts nicht ein einziger Mann zu sehen war.

Morenga fällt im Gefecht bei Eenzamheid am 20. September.

Skizze 51.

Allmählich gewann Major Elliot den Eindruck, daß der Feind zwei vorliegende Höhen besetzt hielt, von denen die westliche den Schlüsselpunkt seiner Stellung zu bilden schien (C). In Übereinstimmung mit Hauptmann v. dem Hagen entschloß er sich, diese Höhe zu stürmen, und befahl dazu um 4⁰ Nachmittags dem bisher in Reserve gehaltenen Zuge Mander unter dem Feuerschutz eines Teils der entwickelten Schützen zum frontalen Angriff vorzugehen (D). Hauptmann v. dem Hagen übernahm es freiwillig, mit dem rechten Flügel die linke Flanke des Feindes zu umfassen (E). In sprungweisem Vorgehen wurde die Höhe genommen. Der Gegner verlor dabei fünf Mann, darunter vier Tote.

Auf englischer Seite fiel ein Sergeant, ein Mann wurde leicht verwundet. Der Gegner räumte nun auch die östlich gelegene Höhe, doch fielen aus den im Grunde dahinter befindlichen Büschen auf etwa 400 m erneut Schüsse (F). Gegen diese Büsche richteten nun die Engländer von den genommenen Höhen aus bis etwa 6⁰ Nachmittags ein lebhaftes, gut gezieltes und wirksames Feuer. Als drüben kein Schuß mehr fiel, wurde das Gefechtsfeld abgesucht. Hierbei fand man Morenga tot unter einem Baum liegen. Er hatte drei Schüsse erhalten; ein Geschoß war durch die rechte Schläfe eingedrungen und hinter dem linken Ohr wieder herausgetreten, ein zweites hatte ihm den Hinterkopf weggerissen, ein drittes das Herz durchbohrt. So hatte der tapfere und unversöhnliche Feind den Tod im Kampfe einer weiteren Flucht in die Wildnis vorgezogen. Außerdem wurden noch zwei tote Männer, vier tote Frauen und ein Verwundeter gezählt. Der Verlust des Feindes betrug somit an Toten: sieben

Männer, darunter nach Aussage der Gefangenen ein Bruder, ein Schwager und drei Neffen Morengas, und vier Frauen, an Verwundeten ein Mann. Ferner wurden zwei Mann gefangen; es waren Leute von Simon Kopper, die Morenga zu diesem hatten bringen sollen. Sechs Gewehre und viele Patronen wurden erbeutet.

Major Elliot trat alsbald den Rückmarsch nach Upington an.

Bevor die Nachricht vom Tode Morengas das deutsche Gouvernement erreichte, hatte Major Baerecke auf die am 18. September durch Oberleutnant v. Hanenfeldt überbrachte Meldung, daß Major Elliot in Begleitung des Hauptmanns v. dem Hagen in der Verfolgung des Räubers begriffen sei, Maßnahmen getroffen, um ihn beim Betreten deutschen Gebiets abzufangen. Noch in der Nacht zum 19. September erging der Befehl an die Kompagnie Ritter zum Marsch nach Nakab, an den Artilleriezug Halske nach Dawignab. Längs der ganzen Grenze Ukamas—Hasuur wurden durch starke Patrouillen Spuren geschnitten, um den Einbruch rechtzeitig zu bemerken. Auch auf englisches Gebiet wurden einige Offizierpatrouillen zur Aufsuchung Morengas entsandt, sie kehrten jedoch unverrichteter Sache zurück. Nachdem am 23. September in Ukamas die Nachricht vom Tode Morengas eingetroffen war, wurde der Abmarsch der Truppen in ihre Standorte angeordnet.

War es somit auch den deutschen Truppen nicht vergönnt gewesen, mit dem Feinde in Berührung zu kommen und selbst durch die endgültige Beseitigung des hartnäckigen und starrsinnigen Friedensstörers das Werk ihrer anstrengenden und entsagungsvollen Tätigkeit zu krönen, so darf man doch mit Genugtuung feststellen, daß es nur der vom Oberstleutnant v. Estorff angeordneten raschen Versammlung so starker Kräfte in der Südostecke des Schutzgebietes zu danken gewesen ist, wenn die Morenga-Gefahr keine größere Ausdehnung angenommen hat und insbesondere die eben unterworfenen Bondels ruhig geblieben sind. Das Zusammenwirken der deutschen und englischen Truppen ist auch politisch nicht ohne Bedeutung gewesen. Es hat beide Nationen in Südafrika einander genähert. Den Eingeborenen aber ist dadurch zum Bewußtsein gekommen, daß sie fortan mit einem einheitlichen Handeln der verschiedenen Nationalitäten der weißen Rasse rechnen müssen.

Die Expedition gegen Simon Kopper im März 1908.

Simon Koppers Aufenthalt in der Kalahari seit März 1907.

Nach Morengas Tode stand allein noch Simon Kopper gegen die Deutschen im Felde. Infolge der Unternehmung des Majors Pierer im März 1907*) war er in sein altes Jagdgebiet in die Kalahari entwichen, wo er sich als Herr fühlte. Nach erfolglosen Versuchen, ihn dort im April und Mai zu fassen, wurde er nur durch die am Westrande der Wüste befindlichen Stationsbesatzungen mit Kamelreiter- und Maul-

*) Vierteljahrshefte 1907. 3. Heft, Seite 540.

tier-Patrouillen beobachtet. Eine ständige Beaufsichtigung seines unsteten Räuber- und Wanderlebens konnte dadurch freilich nicht erzielt werden. Im September 1907 wurde seine Werft durch Leutnant Kirchheim in der Nähe von Geinab am Nossob festgestellt. Über die Größe seiner Anhängerschaft fehlte jede Schätzung.*)

Simon Kopper war nie ein großer Orlogmann, er hatte aber in seiner Werft eine erhebliche Kriegspartei, der die tüchtigsten Leute angehörten, verwegene Gesellen, teilweise Farmermörder, die auf keine Gnade hoffen durften. Auch er selbst fühlte sich als Mörder und scheute sich deshalb davor, sich freiwillig zu stellen. So war er, wohl gegen seine im Innersten feige Natur, gezwungen, sich auf die Kriegspartei zu stützen und mußte den jungen Orlogleuten die Gelegenheit bieten, sich mit den verhaßten Dütschmanns zu messen und dem Naturtriebe des Hottentotten, neben der Jagd auch Krieg zu führen, Betätigung verschaffen. Die Simon Kopper-Hottentotten waren sich der Sicherheit ihrer Zufluchtsstätten am unteren Nossob und im englischen Gebiet wohl bewußt und vollführten dauernd Streifzüge bis über den Auob hinaus. So wurde am 5. Juni 1907 der bewährte Kalahari-Führer der Deutschen, Robert Duncan, bei Daberas beraubt und ermordet, kurz darauf ein Wagen bei Hoachanas überfallen und ein Viehraub bei Mukorob, allerdings erfolglos, versucht. Am 5. Dezember erfolgte durch zehn auf Pferden und Maultieren berittene Hottentotten ein Überfall auf den Ochsenwagen einer Bohrkolonne zwischen Kowise-Kolk und Arahoab, wobei drei Reiter und ein Treiber fielen, ein Reiter verwundet wurde. Am 19. Januar 1908 griffen dreizehn berittene Hottentotten in einer stürmischen und finsteren Nacht das Lager einer bei Nanib tätigen Bohrkolonne an. Die Wachsamkeit des auf der Düne patrouillierenden Postens vereitelte den Überfall. Diese Fälle bewiesen zur Genüge, daß der Feind nicht willens war, sich auf die Abwehr zu beschränken, sondern, wo sich ihm nur eine Gelegenheit bot, sein Räuberhandwerk in alter Weise fortzuführen, und daß er darum sich auch nicht scheute, seine Späher weit ins deutsche Gebiet hinein vorzuschieben. Eine Verfolgung scheiterte jedesmal bei dem Vorsprung, den der Gegner sich zu wahren wußte, an Wassermangel.

Hauptmann v. Erckert übernimmt das Kommando im Bezirk Nord-Namaland. Verteilung der Truppen.

Daß die gefährlichen Friedensstörer unschädlich gemacht werden mußten, darüber konnte kein Zweifel herrschen. Bildeten doch die wohlbewaffneten Banden eine stete Gefahr für jeden Farmer und Frachtfahrer, für jede Transportkolonne am Auob und Nossob, so daß von einer ruhigen Farmbesiedelung ohne starke militärische Besatzung in der Nähe der Kalahari keine Rede sein konnte. Aber das bisher geübte Verfahren versprach keinen Erfolg. Man entschloß sich daher auf deutscher Seite im Sommer

*) Nach der erst später zur Kenntnis der Deutschen gelangten Schätzung Hendrik Witbois (Klein-Hendriks), der im August 1907 von Hauptmann Frhr. v. Gaisberg von Hasuur zu Kopper entsendet wurde, um die bei ihm befindlichen Witbois zur friedlichen Gestellung zu veranlassen, und bis Ende Februar 1908 bei ihm blieb, zählte sein Anhang etwa 200 Köpfe, darunter etwa 100 fast durchweg bewaffnete Männer.

1907 dazu, einen neuen entscheidenden Schlag erst zu unternehmen, wenn alle für eine Expedition in die wasserlose Wüste notwendigen Vorbereitungen im weitesten Umfange getroffen sein würden. Bei der Vielseitigkeit der entgegenstehenden Hindernisse mußten Monate darüber hingehen. Es fand sich der rechte Mann, das schwere Werk durchzuführen.

Seit April 1907 führte der vielbewährte Hauptmann v. Erckert das Kommando im Nord-Nama-Lande und betrieb die Vorbereitungen zur Expedition mit rastloser Tatkraft, Meisterschaft und einer selbst bei entmutigenden Vorfällen stets gleichbleibenden Hoffnungsfreudigkeit.

Seine Truppen waren seit September 1907 folgendermaßen aufgestellt:

Am Auob: 5. Batterie in Kowes und Aubes. Sie gab die Geschütze ab und bildete zwei Aufklärungsabteilungen unter den Oberleutnants v. Boetticher und Oberg: Stab und 7. Kompagnie in Gochas; Maschinengewehr-Zug Nr. 2 in Kalkfontein (Nord), 1. Kompagnie in Rietmont, westlich des Auob.

Am Nossob: 16. Kompagnie in Arahoab; 1. Zug der 9. Kompagnie in Aminuis östlich des Nossob.

Ferner stand in Koes, nicht zum Bezirk Nord-Nama gehörig, aber taktisch dessen Kommandeur unterstellt, Maschinengewehr-Zug Nr. 3.

Im Januar 1908 wurden die Truppen Erckerts auf seinen Antrag verstärkt. Von Keetmannshoop wurde die 1. Batterie nach Gochas an den Auob, von Okahandja die 8. Kompagnie nach Arahoab an den Nossob geschoben. Beide Truppenteile wurden ebenso wie der Zug der 9. Kompagnie in Aminuis ausschließlich zu Etappenzwecken verwendet.

Nach dem Eintreffen dieser Verstärkungen rückte die 1. Kompagnie nach Guigamdis in der Nähe von Arahoab, während der zu einer Abteilung von vier Gewehren formierte Maschinengewehr-Zug Nr. 2 Mitte Februar nach Awadaob, also gleichfalls an den Nossob verlegt wurde. Der Stab des Expeditionskorps ging am 23. Februar nach Arahoab.

Die Kalahari. Die Kalahari, das Operationsgebiet Erckerts, ist eine leicht gewellte Ebene, ein ausgeprägtes Dünengelände mit üppigem Graswuchs und strichweise mit lichtem, oft auch dichtem Busch bestanden. Der Boden ist tiefer, roter Sand mit Kalksteinunterlage, von zahllosen Löchern durchsiebt und von Wildspuren durchkreuzt. An den Ufern des unteren Nossob ziehen sich lichte Waldstreifen entlang, die sich nach Osten in Dornenwald fortsetzen und später in dichtesten Buschwald — wie im Herero-Lande — übergehen. Das Vorwärtskommen, besonders von Kamelen, ist dadurch sehr erschwert. Die Uferränder des Auob und Nossob sind steil abgesetzt und bestehen aus häufig eingerissenem Kalk. Längs des unteren Nossob steigt das Dünengelände zu beiden Seiten beträchtlich an, die Talsohle aller Reviere ist eben und fahrbar. Der Auob führt wenigstens noch in seinem Oberlauf bis Haruchas meist

reichlich Wasser, weiter südlich versiegt er mehr und mehr und wird schließlich ganz trocken.*) Der Elephanten-Fluß verdient kaum noch den Namen eines Flusses, er bildet auf lange Strecken nur ein flaches und ebenes Dünental, das nicht einmal immer als Revier erkennbar ist. Der Nossob weist das letzte sichere Wasser bei Arahoab auf und ist für gewöhnlich noch ärmer an Wasser als der Auob. Östlich von ihm fehlt fließendes Wasser vollständig. In diesem oder jenem Vley kann bestenfalls in ergiebigen Regenzeiten auf Wasser von wechselnder Genießbarkeit gerechnet werden.

Vorbereitungen zur Expedition. Schwierigkeiten der Wasserversorgung.

Die größte Schwierigkeit, die es zu überwinden galt, lag mithin in der Wasserversorgung der Truppe. Ursprünglich hatte man geglaubt, durch den Genuß von Tsamasfrüchten,**) wilden Wassermelonen, einen Ersatz für das fehlende Wasser zu finden. Angestellte Versuche erwiesen jedoch bald, daß dies für eine größere Expedition undurchführbar war. Wohl brachten es einzelne Patrouillen auf diese Weise dahin, bis zu zehn Tagen und noch länger in der Wüste zu leben und dabei wasserlose Strecken von über 300 km Länge zu durchziehen, aber größere Unternehmungen konnten auf die Versorgung mit Tsamasfrüchten nicht basiert werden. Denn die Gegenden, in denen sie sich in reicher Fülle finden, sind durch weite Durststrecken von einander entfernt, und nur Buschleuten ist ihre genaue Lage bekannt.***) Auf Pferde, die nicht von jung auf an die Frucht gewöhnt sind, wirkt der Genuß der Tsamas ungünstig ein, die Gelenke schwellen dick an und die Leistungsfähigkeit der Tiere vermindert sich dadurch erheblich. Dem Europäer verursacht der Saft der Frucht sehr leicht hartnäckige Verstopfungen. Schon die Witbois, die 1905 auch in die Kalahari gewichen waren, hatten dort infolge der Anstrengungen und besonders durch Wassermangel viel Menschen und Vieh verloren und drängten nach einiger Zeit aus Verzweiflung an die alten Wasserstellen zurück. Nur die Simon Kopper-Hottentotten und Buschleute sind seit Menschenaltern an den ausschließlichen Tsamasgenuß für längere Zeit gewöhnt. Ohne Wasser kann die Werft samt Tieren wochenlang leben, ohne Tsamas nicht. Diese gibt ihnen feste und flüssige Nahrung. Allerdings sind dazu große Mengen der Frucht erforderlich, die Werft ist daher in ihren Bewegungen an die Tsamasfelder gebunden und muß nach Aberntung eines solchen ein neues aufsuchen.

Hauptmann v. Erckert ließ infolgedessen den Gedanken der Tsamasversorgung für die Expeditionstruppe sehr bald fallen und wandte seine Sorge der Erschließung von Wasservorräten im Etappengebiete zu. Zu dem Zwecke ließ er umfangreiche

*) Im Februar und März 1908 fiel am Auob reichlicher Regen, wodurch die Wasserknappheit in Kalkfontein (Nord) und Stamprietfontein behoben wurde.

**) Diese Frucht wächst an Erdranken, wird so groß wie eine Kegelkugel und enthält in ihrer Reife neben vielen Kernen einen fade schmeckenden, aber sehr reichlichen Saft.

***) Diese legen sich für ihre Patrouillen auch in den Durststrecken kleine Tsamasmagazine an.

Bohrungen, zum Teil mittels Bohrmaschinen, in den Revieren des Auob, Elephanten-Flusses und des Nossob, die zunächst als Vormarschstraßen in Frage kamen, anstellen. Nachdem in monatelanger, entbehrungsreicher Arbeit, bei der sich besonders Oberleutnant Jensch und Leutnant Remmets verdient machten, beträchtliche Tiefen (bis zu 56 m) erreicht waren, mußten die Bohrungen größtenteils als aussichtslos aufgegeben werden. Strichweise Regenniederschläge ermöglichten es aber wenigstens, an einzelnen Stellen durch Einbau von Sammelbecken an mehreren Vleys sowie durch Anlage von Staudämmen in den Flußrevieren Wasser aufzufangen, ohne indessen auch nur annähernd den voraussichtlichen Bedarf des Expeditionskorps dadurch decken zu können. Der dem Vleywasser der Kalahari eigentümliche starke Gehalt an Alkalien rief außerdem bei den Stationsbesatzungen heftige und hartnäckige Darmerkrankungen hervor. Ochsen und Kamelen war das Wasser bekömmlich. Es blieb somit nichts übrig, als in großen Behältern mit Hilfe des verfügbaren Parks von Ochsenfuhren Wasservorräte an verschiedenen Punkten längs der Etappenstraßen bereitzustellen. Bei Beginn der Expedition standen auf diese Weise am Auob und Nossob insgesamt 55 große Wasserbehältnisse zu durchschnittlich 400 Liter zur Verfügung. Nachdem Geinab als Operationsbasis bestimmt worden, wurden dorthin besonders reichliche Wassermengen geschafft. Die weitere Nachführung von Wasser für das Expeditionskorps in die Wüste sollte durch eine eigens dazu gebildete Kamel-Wasserstaffel geschehen.

Das Expeditionskorps wird auf Kamelen beritten gemacht.

Als eine notwendige Folge der vollständigen Wasserarmut der Kalahari ergab sich nämlich die fast ausschließliche Verwendung von Kamelen, da es sich mit Bestimmtheit voraussehen ließ, daß Pferde und Maultiere, in größerer Zahl der Expedition beigegeben, schnell zugrunde gehen mußten. „Des Pferdes Hufe bleiben an den Boden gebannt! Schwer stapft es durch den tiefen Sand, klimmt keuchend die steilen Dünenhänge hinan und steigt vorsichtig verhaltenen Schrittes wieder zu Tal. Bergan, bergab in unaufhörlicher Folge. Nach kurzer Zeit schon gerät das Tier, auch bei mäßiger Temperatur, in Schweiß. Schweratmend und schaumbedeckt hastet es vorwärts, wenn es der Reiter zu schneller Gangart antreibt, und schwelende Glut über den Dünen lagert. . . . . Wer flott und ungebunden reiten will, muß auf das Wüstenschiff zurückgreifen. Das Pferd bietet nur einen begrenzten und unzulänglichen Ersatz. Niemals wird sich sein Reiter von dem beklemmenden Gefühl der Gebundenheit freimachen können, niemals wie auf Kamelsrücken sich Herr der Natur fühlen —“ so kennzeichnete Hauptmann v. Erckert selbst den Unterschied in der Verwendungsfähigkeit der beiden Tierarten.

Schon seit 1905 hatte sich am Bai-Weg der Nutzen der Kamele zur Überwindung wasserloser Strecken zwischen Lüderitzbucht und Keetmannshoop erwiesen. Sie konnten dort aber erst entbehrt werden, als der Bahnbau sich Keetmannshoop näherte. Auch aus dem Nordbezirk wurde eine Anzahl Kamele herangezogen. Bis Ende Januar 1908 waren etwa 800 Tiere eingetroffen, so daß alle Truppen an der

Kalahari-Grenze, die Erckert für die Expedition bestimmt hatte, damit ausgerüstet werden konnten.

In der sachgemäßen Pflege und Verwendung des neuen Beförderungsmittels wurden gründliche Erfahrungen gesammelt. Als Lehrmeister in dieser Hinsicht machte sich besonders Oberleutnant Oberg verdient, der sorgfältige Studien über die Eigenart und Behandlung des Kamels gemacht hatte. Er erfand und baute auch eine geeignete Sattelung. Nur die kleinere Zahl der Tiere freilich war ohne weiteres zu Reitzwecken geeignet; die meisten dienten lediglich als Lastkamele, die nur 4 km in der Stunde zurücklegen. Alle möglichen Arten verschiedener Rassen waren vertreten, das berühmte arabische Rennkamel aber gar nicht. Aufgabe der Truppenteile war es, so viele Tiere als Reittiere auszubilden, daß Marsch und Entwickelung der Truppe in jedem Gelände auch in beschleunigtem Tempo (Trab) möglich war. Hauptmann v. Erckert sorgte für eine systematische Trainierung der Tiere für die Anstrengungen der bevorstehenden Expedition. Sie wurden anfangs alle vier Tage getränkt und mit Kraftfutter (Mais und Hafer) unter Beigabe von reichlichem Salz,*) das ihnen sehr zuträglich war, gefuttert, etwa 14 Tage vor Antritt des Vormarsches wurde die Kraftfutter-Ration auf die Hälfte herabgesetzt, und das Salz fiel, weil es den Durst förderte, fort. Gleichzeitig gewöhnte man sie an den Genuß der Tsamasfrucht. Der größten Plage, der Räude, wurde durch Scheren des Haares und Einreibung mit einer Lösung wirksam begegnet. Gegen die vorwiegenden Ursachen von anfangs häufig auftretender Lahmheit, Knochenhautentzündungen und Zerrung der Fesselgelenkbänder, ging Oberveterinär Münsterberg durch Brennen mit Erfolg vor. Die Hoffnungen, die Erckert auf die Leistungsfähigkeit der Kamele gesetzt hat, haben sich glänzend erfüllt. Von 710 Tieren, die an der Expedition teilnahmen, wurden nur vier wegen Beinbruchs, eines wegen Schwäche erschossen. Sie hielten in der überwiegenden Mehrzahl 12 Tage, ein Teil sogar 16 Tage durch, ohne getränkt zu werden. Neben den Kamelen wurde eine Anzahl Reitochsen bei den Truppen ausgebildet, da es nützlich schien, in besonderen Fällen, namentlich in dichtem Busch, eine Aufklärungs- oder Verfolgungsabteilung auf gängige Ochsen zu setzen. Ein weiterer Vorteil ihrer Mitführung bestand in der Möglichkeit, sie als Schlachtvieh zu verwenden.

Auch die Sicherstellung der Nachrichtenverbindung erforderte die umfangreichsten Vorbereitungen. Die schon bestehende Kabelverbindung Stamprietfontein—Gochas war noch im Juli 1907 am Auob über Aubes—Kowes bis Geiachab verlängert worden. Am 16. Dezember 1907 wurde die Bohrstelle Nanib östlich vom Elephanten-Fluß mit Kabel an Gochas angeschlossen. Am 4. Januar 1908 konnte der Telegraphenverkehr auch auf der Strecke Stamprietfontein—Arahoab eröffnet werden. Am

Sicherstellung von Nachrichtenverbindungen.

*) Wöchentlich zeitweise bis zu 1 *n*.

16. Januar war von Arahoab aus am Nossob entlang bis Kowise-Kolk Kabel gelegt. Dorthin wurde das gesamte übrige Leitungsmaterial vorgefahren, um während des Vormarsches des Expeditionskorps längs des Nossob über Akanous—Geinab eingebaut zu werden. Vorgreifend sei erwähnt, daß dies ausgezeichnet gelang, indem bereits am 10. März bis Akanous, am 11. März bis Geinab telegraphische Verbindung hergestellt war.

Neben dem Kabel wurde auch für heliographische Verbindungen in weitem Umfange gesorgt. Am 4. Oktober 1907 wurden acht Signaltrupps nach Gochas zusammengezogen, um für die Expedition im Kamelreiten ausgebildet zu werden. Auf Patrouillenritten wurden folgende Signalverbindungen festgelegt: Nons—Nanib—Karuchas—Gagans I—Gagans II—Geinab und Gochas—Noib. Da das ebene Gelände den Gebrauch des Heliographen erschwerte, so wurden an einzelnen Stationen mit erheblichen Schwierigkeiten hölzerne Signaltürme errichtet, so in Kowise-Kolk ein Turm von 20 m, in Nanib von 28 m, in Gochas von 6 m Höhe.*) Hierdurch war Lampenverbindung zwischen Nanib—Kowise-Kolk, Nanib—Gochas und Kowise-Kolk —Arahoab ermöglicht. Zwei Trupps wurden der 7. Kompagnie in Gochas zur Verfügung gestellt, ein Trupp besetzte die Station in Nanib, fünf Trupps marschierten nach Arahoab, von denen einer sofort nach Kowise-Kolk zur dauernden Aufnahme der Verbindung mit Nanib ging. Versuche mit Brieftauben schlugen fehl; wahrscheinlich fielen sie den zahlreichen, im dortigen Gebiet vorhandenen Raubvögeln zum Opfer.

Technische Ausrüstung und taktische Ausbildung des Expeditionskorps.

Hand in Hand mit dem Ausbau der Etappenstraßen ging die technische Ausrüstung und taktische Ausbildung der Truppe für die Expedition.

Die Reittiere wurden mit 7 Portionen, 4 Wasserrationen, 120 Patronen, die Truppenpacktiere mit 3 Portionen, 2 Wasserrationen und 30 Patronen ausgestattet. Außerdem wurde eine besondere Kamelstaffel von rund 100 Tieren zur Fortschaffung aller sonstigen, notwendigen Gegenstände gebildet. Sie war in 4 Züge eingeteilt, mit einem aus 12 Weißen bestehenden Aufsichtspersonal und 50 eingeborenen, zum Teil berittenen Treibern versehen. Bei Belastung des einzelnen Kamels mit zwei Zentnern ließen sich auf ihr 3 Tagesportionen, 2 Wasserrationen à 1½ Liter, 50 Patronen pro Gewehr, 2500 Patronen pro Maschinengewehr und sonstige Materialien und Vorratsgegenstände unterbringen. Außer den metallenen Wasserbehältern führte sie noch 50 Paar große Wassersäcke mit sich, in denen außer der Ergänzung der beiden Wasserrationen auf je zwei Liter noch eine dritte Ration befördert werden konnte. Im ganzen war also das Expeditionskorps mit 13 Tagesportionen und

*) Diese Türme wurden aus Baumstämmen gefertigt, die in der dortigen Gegend höchstens 3 m Nutzlänge haben. Zur Befestigung und Verknüpfung der Hölzer wurden alte Wagenreifen, alte Eisenteile und Klammern verwendet, die aus gerade geschlagenen Hufeisen gefertigt waren.

9 Wasserrationen versehen. Ein Zug der Kamelstaffel wurde mit beweglicheren Tieren und nur berittenen Treibern ausgestattet, um im Notfalle schneller herangezogen werden zu können. Auch sanitäre und truppenhygienische Maßnahmen wurden in weitem Umfange getroffen. In Arahoab wurde ein Feldlazarett, in Gochas eine Krankensammelstelle und ein Eingeborenenlazarett, in Geinab ein Krankenzelt errichtet. Dank den sachgemäßen Anordnungen der Ärzte konnte eine kurz vor der Expedition am ganzen Auob vorgekommene Typhusepidemie schnell unterdrückt werden. Das Sanitätspersonal wurde durch Abgaben der Lazarette und Truppen des Südbezirks so verstärkt, daß jeder Truppenteil einen Arzt, zwei Sanitätsunteroffiziere und vier bis acht Hilfskrankenpfleger erhalten konnte. Jeder Mann des Expeditionskorps hatte außer zwei Verbandpäckchen eine Blechdose mit 100 g kristallisierter Zitronensäure zum Schmackhaftmachen der Tsamasflüssigkeit, einige Rhabarberpillen und zur ersten Hilfe bei Schlangenbissen Kal. permangan.*). Die einzelnen Truppenteile waren auf ihren Packtieren noch mit Verbandzeugtornistern und ein bis zwei Krankentragen versehen. Da ihre Sanitätsausrüstung auf das Notwendigste beschränkt wurde, und auch der Rücktransport der Verwundeten und Kranken besondere Vorrichtungen erforderte, wurde als 5. Zug der Kamelstaffel eine Sanitätsstaffel mit 20 Kamelen gebildet, die außer Vorräten an Verbandzeug, Arzeneien, Krankenproviant, Decken, Wasser, Zitronensäure zehn Krankentragen mitführte. Sie sollte der vormarschierenden Truppe möglichst nahe bis ans Gefechtsfeld folgen und zur Errichtung eines Hauptverbandplatzes dienen. Unter verschiedenen Proben von Krankentragen bewährte sich besonders die nach den Angaben des Oberstabsarztes Dr. Simon gefertigte Kamelkrankentrage, die durch zwei hintereinandergehende Kamele befördert wurde.

Zur taktischen Ausbildung des Expeditionskorps dienten zahlreiche Gefechtsübungen und Gefechtsschießen in Gruppen und Zügen, Felddienstübungen und vier- bis fünftägige Übungsritte, bei denen durchschnittlich täglich 40 Kilometer zurückgelegt wurden. Erckert hatte hierfür besondere Anleitungen erlassen. Erschwerend wirkte, daß in der Vorbereitungszeit fast sämtliche alten Leute heimgesandt und durch neueintreffende ersetzt wurden. Besichtigungen, die Oberstleutnant v. Estorff vom 19. bis 26. Februar vornahm, gaben allen Truppen des Expeditionskorps die Gelegenheit, den Grad ihrer Ausbildung zu erweisen.

Als Zeitpunkt für die Expedition wird Mitte März gewählt.

Als Zeitpunkt für die Expedition hatte Hauptmann v. Erckert den Monat März gewählt, einmal weil die mannigfachen Vorbereitungen nicht früher abgeschlossen sein konnten, dann aber besonders mit Rücksicht auf den Umstand, daß der März der einzige Monat im Jahre ist, wo die Lage des Feindes als kritisch angesehen werden konnte. Im März ist die alte Tsamas vertrocknet, die neue noch nicht völlig reif.

*) Während der Expedition kam übrigens keine Verletzung durch Schlangenbisse vor, was von Landeskundigen auf die infolge des Ausbleibens von Regen außerordentlich hohe Trockenheit der Kalahari zurückgeführt wird.

Der Hottentotte ist daher an bestimmte wenige Plätze gebunden, muß unter Umständen sogar die Werft teilen. Man durfte mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß Simon Kopper in dieser Zeit die Gegend am unteren Nossob an der Grenze des deutschen Gebietes aufsuchen würde, da dort erfahrungsgemäß die ausgedehntesten Tsamasfelder vorhanden waren, und die Bleys in den größeren Pfannen, wenn überhaupt in diesem Jahre, sich im März füllen mußten. Diese Periode des Zwanges dauerte aber nur vier bis sechs Wochen, dann war die junge Tsamas reif und die ganze Kalahari stand ihm wieder offen. Innerhalb des Monats März war die Ausführung der Expedition zeitlich von der Zunahme des Mondes abhängig, da die glühende Hitze und der bei Tage weithin sichtbare Staub zu Nachtmärschen zwangen, und die Spur des Feindes nur bei hellem Mondlicht verfolgt werden konnte.

Die Aussichten für ein erfolgreiches Vorgehen gegen den Stamm der Simon Kopper-Hottentotten wuchsen, sofern auch die britische Polizei ihre Unterstützung bei dem Unternehmen zusagte. Das deutsche Gouvernement erhielt auf seine dahin zielende Aufforderung von den englischen Behörden den Bescheid, Simon Kopper solle durch eine Patrouille mitgeteilt werden, daß er, falls er in Britisch-Betschuana-Land Zuflucht suche, entwaffnet und von der Grenze entfernt werden würde. Eine Mitwirkung der Polizeitruppe bei den Operationen sei in Rücksicht auf ihre Stationierung im weitab gelegenen östlichen Betschuana-Protektorat und nach ihrer Organisation nicht möglich. Angesichts dieser Sachlage sah sich Hauptmann v. Erckert bei der Expedition allein auf die eigenen Kräfte angewiesen. „Es bleibt ein Va banque-Spiel trotz siebenmonatiger, angespanntester Vorbereitung", so schreibt er in einem Privatbriefe*) kurz vor Beginn seines Unternehmens. „Aus den Zeitungen erfahren Sie das Weitere, Gutes oder Schlimmes. Das steht in der Welt des Ringens in diesem konditionalen Erdteile stets auf des Messers Schneide."

Ergebnis der Erkundungen vor Beginn der Expedition.

Der am 19. Januar auf die Bohrstelle bei Nanib versuchte Überfall der Hottentotten war die letzte Berührung mit dem Feinde gewesen. Seitdem waren zahlreiche Patrouillen unterwegs, um die Spur der Werft aufzufinden. Ende Februar gelang es einer von Akanous Nossob-abwärts vorgesandten Eingeborenen-Patrouille der 16. Kompagnie festzustellen, daß Simon Kopper aus der Gegend von Geinab in östlicher Richtung abgezogen war, doch schien er sich nicht weit vom Nossob entfernt zu haben.

Hauptmann v. Erckert entsandte daraufhin am 29. Februar eine Patrouille unter Leutnant Runkel von Arahoab Nossob-abwärts und am 3. März eine zweite unter Leutnant v. Kathen von Nanib nach Gagans II, um endgültig Klarheit zu erhalten, ob die gesamte Werft nach Osten abgezogen oder Teile noch südlich Geinab zurückgeblieben waren.

*) Quelle: Hamburger Nachrichten Nr. 251 vom 8. 4. 08.

Leutnant v. Kathen meldete schon am 4. März telegraphisch über Nanib, daß er am 3. März in Gagans II 35 Pferde- und 35 Fußspuren festgestellt habe, die aus östlicher oder nordöstlicher Richtung kommend, nach Südwesten auf Kikous weitergingen. Sie rührten, wie sich später herausstellte, von Simon Kopper-Hottentotten her, die am 8. März die Patrouille des Sergeanten Jaeger in Kubub nördlich Koes überfielen und ihn sowie drei Reiter und zwei Eingeborene töteten. Obwohl der Führer des Maschinengewehr-Zuges Nr. 3, Oberleutnant Müller, von Koes aus sich gleich nach Bekanntwerden des Überfalls am 9. März früh zur Verfolgung aufmachte, hatten die kecken Räuber, deren Spur zunächst in nördlicher, dann in östlicher Richtung führte, doch schon einen so weiten Vorsprung, daß er unverrichteter Sache umkehren mußte. Durch Verfolgung ihrer Fährte ist es aber nachher dem Expeditionskorps geglückt, auf die Spur der Werft Simon Koppers zu kommen.

Vormarsch bis Geinab.

Erckert hatte als Ausgangspunkt für die Operationen zunächst Akanous am Nossob ins Auge gefaßt. Dort sollte die Versammlung seiner Truppen bis zum 10. März stattfinden.

Das Expeditionskorps war folgendermaßen eingeteilt:

Führer: Hauptmann v. Erckert.

Ordonnanz-Offiziere: Die Leutnants Geibel und v. Tschirnhaus.

Stab: 3 Offiziere, 7 Gewehre, 8 Eingeborene, 26 Kamele.

Feldsignal-Abteilung: Leutnant Bar. v. Tiesenhausen.



1 Offizier, 16 Gewehre, 1 Eingeborener, 21 Kamele.

Auob-Truppen: Hauptmann Grüner.

		
7. Komp.	Abteilung Oberg.	Abteilung v. Boetticher.
4 Offiziere, 68 Gewehre,	3 Offiziere, 34 Gewehre,	3 Offiziere, 34 Gewehre,
18 Eingeborene, 91 Kamele.	5 Eingeborene, 59 Kamele.	5 Eingeborene, 63 Kamele.

Zusammen: 10 Offiziere, 136 Gewehre, 28 Eingeborene, 213 Kamele.

Nossob-Truppen: Hauptmann Willeke.

		+ + + +
16. Komp.	1. Komp.	Masch. Gew. Abteilung.
5 Offiziere, 81 Gewehre, 16 Eingeborene.	5 Offiziere, 78 Gewehre, 9 Eingeborene.	2 Offiziere, 40 Gewehre, 4 Maschinengewehre, 6 Eingeborene, 75 Kamele, 4 Reitochsen.
121 Kamele, 2 Pferde, 5 Maultiere, 4 Reitochsen.	111 Kamele, 3 Reitochsen.	

Zusammen: 12 Offiziere, 199 Gewehre, 4 Maschinengewehre, 31 Eingeborene, 307 Kamele, 2 Pferde, 5 Maultiere, 11 Reitochsen.

Kamelstaffel: Leutnant d. Res. Ferse.

San. Staffel 4. 3. 2. 1. Zug.

1 Offizier, 15 Gewehre, 61 Eingeborene, 143 Kamele.

Stärke des Expeditionskorps: 27 Offiziere, 373 Gewehre, 4 Maschinengewehre, 129 Eingeborene, 710 Kamele, 2 Pferde, 5 Maultiere, 11 Reitochsen.

Hauptmann Grüner brach mit den Auob-Truppen am 6. März früh von Gochas, Hauptmann Willeke mit den Nossob-Truppen am 7. März Nachmittags von Arahoab auf.

Am 8. März erhielt Erckert durch die von Geinab zurückkehrende Patrouille des Leutnants Runkel die Meldung, daß, nach bei Geinab vorgefundenen Spuren zu schließen, unweit des westlichen Ufers eine größere Werft sitzen müsse. Darauf wurde der Vereinigungspunkt für das Expeditionskorps auf den 11. März in Geinab festgesetzt. Grüner sollte zu dem Zweck über Nons—Karuchas auf Geinab marschieren. Hier vereinigten sich beide Abteilungen, wie befohlen, am 11. März, ohne auf feindliche Spuren gestoßen zu sein. Wichtig war aber jetzt die Feststellung, daß die von der Patrouille Runkel gemeldeten Spuren nicht von einer Werft, sondern von der nach dem Auob durchgebrochenen Bande herrührten, die Leutnant v. Kathen gemeldet und die dann den Überfall bei Kubub ausgeführt hatte.

Am 12. März ließ das Ergebnis der Patrouillen der Leutnants Reinhardt, Geibel und v. Kleist schon mit ziemlicher Sicherheit darauf schließen, daß die Werft Koppers vor vielen Wochen von Geinab nach Osten oder Nordosten abgezogen, aller Wahrscheinlichkeit nach aber in Reichweite der Truppe war. Die Nossob-Strecke abwärts bis Elise-Kolk wurde frei von Spuren gefunden. Der daraufhin von Hauptmann v. Erckert ausgegebene Befehl bestimmte u. a.:

Das Expeditionskorps setzt den Vormarsch in östlicher Richtung fort. Anordnungen Erckerts.

„Das Expeditionskorps setzt sich heute Abend auf die Spur der Hauptwerft. Dazu gliedert es sich taktisch in:

a) Detachement Grüner mit Aufklärungsabteilung Boetticher, 1., 7. Kompagnie und zwei Signaltrupps.

b) Detachement Willeke mit Aufklärungsabteilung Oberg, 16. Kompagnie, Maschinengewehr-Abteilung, zwei Signaltrupps.

c) Kamel- und Sanitätsstaffel mit einem Signaltrupp.

Die unmittelbare Verfügung über die einzelnen Truppenteile behalte ich mir ungeachtet dieser Gliederung vor. . . .

Das Expeditionskorps tritt 8° Abends, die Detachements mit 1 km Abstand, am Anfang Detachement Grüner, sobald es das Gelände gestattet in möglichst breiter Staffelung, den Vormarsch an. . . .

Die Marschabstände und Zwischenräume innerhalb der Detachements richten sich nach der Geländebeschaffenheit und der Möglichkeit der Augenverbindung bei Tage und Nacht. Das hinten marschierende Detachement folgt der Spur des vorderen.

Nach jeder Marschstunde ist selbständig ein Halt von 10 Minuten zu machen, bei dem die Ordnung und Geschlossenheit und außerdem die direkte Verbindung zwischen den beiden Detachements herzustellen sind. Es wird dabei nicht abgesessen.

Die Kamel- und Sanitätsstaffel folgen selbständig nach zweckmäßiger Treckzeit auf der Spur des Expeditionskorps und sind jedesmal durch einen Zug des hinteren Detachements zu bedecken. Die Herstellung der Signalverbindung und das Abgeben von Leuchtsignalen wird bis auf weiteres von mir persönlich angeordnet. Das hinterste Detachement bleibt solange als möglich in regelmäßiger Signalverbindung mit Signalstation Geinab*) und stellt in jedem Falle die Verbindung, Kompaßrichtung und Entfernung in zurückgelegten Kilometern fest.

Das Lager wird unter selbständiger Sicherung innerhalb der beiden Detachements in breiter Front und auf Tiefengliederung bezogen. Feuer und Streichhölzer dürfen bei Dunkelheit nicht angezündet werden. Der Marsch hat möglichst lautlos zu erfolgen. Es ist streng darauf zu halten, daß die Mannschaften weder auf dem Marsche noch im Lager etwas verlieren. Die Patronengurte sind fest anzulegen, eine Feldflasche unmittelbar an dem Gurt zu befestigen. In der Rocktasche sind einige Lebensmittel zu verwahren.

Ich reite an der Spitze des Gros des vorderen Detachements. . . ."

Das Detachement Grüner hatte am 7. Abends in Nanib, das Detachement Willeke am 7. früh vor dem Abmarsch in Arahoab zum letzten Male getränkt. Von dem Vleywasser in Geinab konnten nur die Packtiere und einzelne Offizierkamele getränkt werden. In Geinab blieb, ungerechnet den Nachschub der Etappe, eine Reserve von zwei Wasserrationen und zwei Tagesportionen für den Kopf zurück. Mit welchen Schwierigkeiten man trotzdem in der Wasserversorgung rechnete, geht aus folgender Anweisung Erckerts hervor: „Wird Blut von Tieren genossen, so muß es vorher gequirlt werden und sich setzen, damit die wässerige Flüssigkeit sich ausscheidet und die schädlichen dicken Blutkörperchen abgesondert werden." In der Tat nahm das in den Wasserbehältern mitgeführte Wasser nach einigen Tagen einen faulen, widrigen Geschmack und eine teils dunkelbraune, teils blauschwarze Färbung an und verursachte bei vielen Leuten Erbrechen. „Selbst bei größtem Durstgefühl", sagt Hauptmann Grüner in seinem Gefechtsbericht, „erforderte der Griff zur Feldflasche eine gewisse Überwindung."

Hatte man bisher gehofft, den Gegner noch auf deutschem Boden erreichen zu können, so war das nunmehr ausgeschlossen. Der Vormarsch von Geinab nach Osten führte auf englisches Gebiet. Die Grenze war freilich in der dortigen Gegend nicht vermessen. Hauptmann v. Erckert glaubte sich aber nach den bei der Verfolgung

*) Dort blieb ein Signaltrupp zurück.

Morengas im Herbst 1907 zwischen dem deutschen und britischen Truppenkommando getroffenen Vereinbarungen berechtigt, auch in diesem ganz ähnlich liegenden Falle die Grenze zu überschreiten, umsomehr als auf eine Unterstützung der Betschuana-Polizei nicht gerechnet werden konnte.

Das Expeditionskorps trat am 12. März Abends von Geinab den Vormarsch auf der Spur der nach dem Auob durchgebrochenen Bande an, da angenommen wurde, daß diese auf dem kürzesten Wege von der Werft herkäme. 1[25] Nachts wurde ein Lager bezogen und der Anbruch des Tages abgewartet, da im nächtlichen Dunkel das Erkennen der Spur nicht mehr möglich war. Am 13. früh gelangte das Expeditionskorps bis 5 km östlich Nempu. Hier wurde eine Signalstation zur Verbindung mit Geinab eingerichtet und bis 6[0] Nachmittags geruht. Die Kamelstaffel mit ihrem Signaltrupp blieb bei Nempu zurück, während das Expeditionskorps am Abend des 13. den Marsch 13 km weiter fortsetzte. Auf dem neuen Lagerplatz wurde am 14. bis 5[0] Nachmittags gehalten und das seit Geinab verbrauchte Wasser aus der Kamelstaffel ergänzt, diese selbst, außer der bei der Truppe verbleibenden Sanitätsstaffel, zur Auffüllung nach Geinab zurückgesandt.

Die verfolgte Spur hatte bisher noch nicht auf die große Werftspur geführt. Erckert faßte daher auch die Möglichkeit ins Auge, daß der Feind weiter im Norden an den Vleys östlich der Linie Gaus—Aminuis sitzen könne, und die bisher verfolgten Reiterspuren ohne Zusammenhang mit der großen Werft vielleicht von Lehutitu herkämen. Der Kommandeur der Etappenlinie am Nossob, Hauptmann Böttlin in Arahoab, erhielt daher den Befehl, wenigstens 4000 Liter Wasser und 2000 Portionen über Gaus nach Gobeitamas vorzuschaffen und die Einrichtung einer Signalverbindung von Kowise-Kolk nach Osten zu versuchen. Im übrigen hielt Erckert aber an der Fortsetzung des Marsches auf der bisherigen Spur unter allen Umständen fest, um Klarheit über ihren Ursprung zu erzielen.

Die Spur der Kopper-Werft wird gefunden.

Am 14. März um 7[0] Abends wurde die Molentsan-Pfanne erreicht. Hier fand man die Reste einer Werft; der Abzug des Feindes, der vor mehreren Wochen schon erfolgt zu sein schien, wies in nördliche Richtung. Die im weiteren Umkreise der Werft noch vereinzelt vorgefundenen, allerdings vorjährigen Tsamasfrüchte dienten dazu, die seit acht Tagen nicht mehr getränkten Kamele am 15. März zu füttern; auch ersparte der immerhin noch erfrischende Genuß ihres Rohzustandes der Truppe für diesen Tag den Verbrauch einer Wasserration. Am Morgen des 15. fanden sich plötzlich ganz frische Buschmann-Spuren in der Nähe des Lagers. Erckert schloß daraus, daß die feindliche Werft in erreichbarer Entfernung sei. Leutnant Geibel wurde am Nachmittage mit einer zwölf Gewehre starken Eingeborenen-Patrouille auf gängigen Reitochsen, Maultieren und den beiden einzigen mitgeführten Pferden zur Aufnahme dieser Spur entsandt. Das Expeditionskorps selbst folgte nach einigen Stunden, die

Sanitätsstaffel blieb an der Molentsan-Pfanne zurück. Um 10^{30} Abends erhielt Erckert zwei Meldungen Geibels, die aus der Gegend von Seatfub, 14 bis 16 km östlich Molentsan, abgesandt waren. Aus ihnen ging hervor, daß Geibel sich in unmittelbarer Nähe der Werft befand. Eine halbe Stunde später konnte er den Expeditionsführer persönlich darüber unterrichten, daß anscheinend die gesamte Kopper-Werft nur 2 bis 3 km in nordöstlicher Richtung entfernt sei. Erckert ließ halten und orientierte sich, soweit die Dunkelheit es gestattete, mit seinen beiden Detachementsführern über das Vorgelände und die Lage der Werft. Nach Viehgebrüll zu urteilen, schien sie verhältnismäßig dichtgedrängt im Busch zu sitzen. Wie weit Postierungen vorgeschoben oder seitlich herausgeschickt waren, ließ sich nicht feststellen.

Der rastlose und kühne Führer sah also das Ziel seiner in neunmonatiger, entsagungsvoller Arbeit genährten Wünsche endlich in greifbarer Nähe vor sich. Auch in diesem entscheidenden Augenblicke, der der Krönung seines Werkes galt, zeigte er sich als ein Mann, der nur ganze Arbeit tat. Er entschloß sich, den Feind mit Tagesgrauen unter völliger Umfassung anzugreifen.

Der um 12^{35} Morgens ausgegebene Befehl bestimmte im wesentlichen: Erckert gibt den Befehl zum umfassenden Angriff.

„Beide Detachements treten sogleich in Gliederung nach der Tiefe lautlos den Abmarsch an, Willeke nach Osten, Grüner nach Westen, biegen nach Zurücklegung von 3 km nach Norden ab und stellen sich mit je 2 km Frontbreite auf der ihnen zufallenden Hälfte des Umfassungsbogens zum Angriff auf. Skizze 52.

Die Truppen sitzen ab, lassen die Kamele 1 km zurück und legen sich mit breiten Schützen vor der Front gedeckt nieder. Die Abteilungen müssen mindestens 1500 m, die Schützen 1000 m von dem Sitze der Werft entfernt bleiben.

Sobald die Dämmerung es gestattet, rücken beide Detachements so nahe als möglich konzentrisch gegen die Werft vor und erweitern beim Vorgehen ihre Fronten von der Mitte nach den Flügeln. Es ist die völlige Umfassung des Gegners und Vereinigung beider Detachements in seiner Stellung mit allen Kräften anzustreben. Kein Vieh irgend welcher Art darf Gegenstand einer Operation sein. Es gilt lediglich den bewaffneten Feind zu schlagen. Der Angriff muß spätestens eine Stunde vor Sonnenuntergang beendet sein. Im Falle des Gelingens muß ein enger Kreis gezogen werden, um das Entweichen von Hottentotten durch die eigene Linie bei Dunkelheit im Buschgelände zu verhindern. Jede gewonnene Stellung ist genau abzusuchen, da Hottentotten sich im Busch und in den Erdlöchern zu verstecken pflegen. . . . Sollte die Werft während der Nacht abziehen, oder die Truppenbewegung sich verraten haben, so ist auch bei Dunkelheit unverzüglich anzugreifen. Die äußeren Flügelabteilungen sind dann unabhängig von dem sich entspinnenden Gefecht zu Kamel zu weitumfassendem Angriff schleunigst anzusetzen. . . . . Ein Signaltrupp reitet sofort zurück und stellt Verbindung mit Station Molentsan her. Er vermittelt der

Sanitätsstaffel den Befehl, sich am 16. März früh auf die Spur des Expeditionskorps zu setzen und die Signalstation in Molentsan zur Verbindung mit dem Expeditionskorps zu belassen.

Ich befinde mich bei der 16. Kompagnie."

Die Patrouille Geibel hatte während des Halts die Sicherung des Expeditionskorps übernommen. Nach der Ausgabe des Angriffsbefehls erhielt Leutnant Geibel noch die mündliche Weisung Erckerts, während der Nacht möglichst nahe am Feinde zu bleiben und sich bei Beginn des Gefechts nach eigenem Ermessen einer Nachbarabteilung anzuschließen.

Etwa um 2° Vormittags traten beide Detachements den Vormarsch in die befohlene Aufstellung an.

Bereitstellung der Kräfte zum Angriff während der Nacht.

Da ein Abzug der Werft in östlicher Richtung nicht ausgeschlossen erschien, so marschierte das Detachement Willeke in Gefechtsgliederung, die 16. Kompagnie mit vorgenommenen, abgesessenen Schützen zweier Züge in erster Linie, die Maschinengewehr-Abteilung und die Abteilung Oberg seitwärts gestaffelt in zweiter Linie. Nach 3 km langem Marsch in östlicher Richtung, wurde im rechten Winkel nach Norden abgebogen und auf Grund der unterwegs gewonnenen Beobachtungen von seitwärts ausgesandten Horchpatrouillen nach 2 km Halt gemacht. Mehrfach gehörtes Viehgebrüll und Hundegebell wies auf eine ziemliche Nähe der feindlichen Werft hin. Die 16. Kompagnie schwenkte nach Westen ein, während die Maschinengewehr-Abteilung noch etwa 800 m in nordnordwestlicher Richtung im Marsch blieb und die Abteilung Oberg etwa 1 km nach Süden zurückgenommen wurde. Um 4³⁰ Vormittags hatte das Detachement Willeke seine Bereitstellung vollendet.

Ziemlich gleichzeitig hatte auch das Detachement Grüner seinen Platz erreicht und sich mit der 7. Kompagnie auf dem linken, der 1. Kompagnie auf dem rechten Flügel, mit der Front nach Osten, in einer etwa 2 km langen Schützenlinie entwickelt, in der die einzelnen Schützen mit 10 bis 20 m Zwischenraum lagen. Als Richtungspunkt für ihre Bildung diente ein besonders helleuchtender Stern. 500 m links seitwärts-rückwärts hinter dem linken Flügel der 7. Kompagnie war die Abteilung des Oberleutnants v. Boetticher gestaffelt mit dem Auftrage, je nach Umständen selbständig in das Gefecht einzugreifen.

Simon Kopper war der Anmarsch der Deutschen nicht verborgen geblieben, er hatte sich aber, wie später aus Angaben gefangener Weiber hervorging, über ihre Stärke getäuscht und sie nur auf etwa eine Kompagnie geschätzt, da keine Fahrzeuge vorhanden waren. Er selbst hatte alle seine Orlogleute bei sich. Infolgedessen wich er dem Kampfe nicht durch nächtlichen Abmarsch aus, sondern bereitete sich mit der Werft auf den Angriff des Feindes vor. Daneben rechnete er noch mit der Möglichkeit von Unterhandlungen und hatte befohlen, nicht zu schießen, falls eine weiße Flagge gezeigt würde. Das dichte Buschgelände bot vorzügliche Deckung. Nach ihrer be-

kannten Fechtweise hatten sich die Hottentotten in verschiedene Haufen geteilt, deren Stärke und Stellungen während des Gefechts mehrfach wechselten. Die Hauptstellung lag auf einem inselartig aus dem Umgelände emporsteigenden, mit dichtem Dornbusch bestandenen Hügel. Obwohl der Feuerschein der Werft öfters sichtbar, auch Viehgebrüll und Menschenstimmen hörbar wurden, so war doch eine genaue Schätzung der Entfernung nicht möglich. Tatsächlich lag die Werft nicht unbeträchtlich weiter nach Osten, als man angenommen hatte.

So kam es, daß, nachdem beide Detachements pünktlich um 5[15] Vormittags die Angriffsbewegung angetreten hatten, das von Osten vorgehende Detachement Willeke schon nach etwa 5 Minuten auf den Feind stieß. Die 16. Kompagnie unter der Führung des Leutnants v. Raven war gerade im Begriff, auf eine vorliegende Düne heraufzukriechen, als ihr aus nächster Nähe heftiges Feuer entgegenschlug. Mitte und linker Flügel, der zweite und dritte Zug, warfen sich sofort nieder und antworteten mit lebhaftem Feuer. Das Detachement Willeke stößt auf den Feind.

Kaum hatte das Gefecht einige Minuten gedauert, als der heldenhafte Führer des Expeditionskorps, Hauptmann v. Erckert, in der Schützenlinie liegend von einer Kugel zu Tode getroffen wurde. So war es ihm nicht mehr vergönnt, den Sieg der Seinigen zu schauen. Gleich seinem bei Königgrätz schwer verwundeten, bei St. Privat als Kommandeur der Garde-Füsiliere gefallenen Onkel ließ auch er sein Leben im Kampfe für das Vaterland, getreu dem Grundsatze, den er selbst seinen Leuten mit den Worten ans Herz gelegt hatte: „Ein jeder bedenke, daß ihm im Kriege sein Leben nichts gilt, die Sache aber, für die er es einzusetzen hat, alles.*) Hauptmann v. Erckert fällt.

Der Führer des zweiten Zuges, Sergeant Schickedat, wurde schwer verwundet, an seiner Stelle übernahm Feldwebel Busse den Befehl. Allmählich verringerte sich das Feuer der Hottentotten. Anscheinend zogen sie sich im Busch auf die Hauptstellung zurück. Inzwischen war der erste Zug noch etwa 20 m vorgekrochen und hatte dann gleichfalls von vorn aus einer Entfernung von etwa 100 bis 200 m Feuer erhalten, das er sogleich erwiderte. Der rechte Flügel holte im Marsch-Marsch weit nach rechts aus und schwenkte dabei vorwärts, um ein Durchbrechen des Feindes nach Nordosten zu verhindern. Die linke Flügelgruppe des Zuges, geführt vom Gefreiten Deinlin, bei der sich auch der Adjutant, Leutnant v. Tschirnhaus, befand, war in der Dämmerung in dem unübersichtlichen Gelände etwa 100 m über die Schützenlinie des zweiten und ersten Zuges hinausgekommen und erhielt beim Durchschreiten einer Mulde von vorn und halblinks heftiges Feuer. Leutnant v. Tschirnhaus und der Gefreite Deinlin wurden zweimal verwundet, von den übrigen zehn Schützen fiel Reiter Flenter und vier wurden außer Gefecht gesetzt. Um die Gruppe aus

*) Ein Satz aus den „Fünfzig Soldatenregeln", die Erckert während der Ausreise auf dem Schiff aufstellte und für seine Kompagnie umdrucken ließ.

ihrer schwierigen Lage zu retten, ging Leutnant Kirchheim mit dem Rest des Zuges sprungweise bis in eine überhöhende Stellung vor und zwang nach wenigen Minuten den Feind zum Zurückweichen auf die hohe inselartige Düne. Das Gefecht wurde dann von der 16. Kompagnie bis zum allgemeinen Sturm auf 100 bis 150 m fortgeführt. Ihr weiteres Vorgehen verbot sich vorläufig, da es in das Strichfeuer der Maschinengewehre geführt hätte.

In das Gefecht der 16. Kompagnie greifen die Maschinengewehr-Abteilung und Abteilung Oberg ein.

Diese hatte Oberleutnant Petter rechts der 16. Kompagnie in dem völlig unübersichtlichen Gelände von Nordosten her bis auf etwa 400 m an die durch Patrouillen erkundete Werft herangebracht und, gleich nachdem der Feind gegen die 16. Kompagnie das Feuer eröffnet, eingesetzt. Da die 16. Kompagnie dem Gegner schon sehr nahe zu sein schien, und sein Ausweichen nach Nordwesten zu befürchten stand, so gingen beide Züge unter gegenseitigem Feuerschutz in eine etwa 200 m rechts vorwärts gelegene Stellung. Auch hier zogen sich die Hottentotten sehr schnell und anscheinend in große Verwirrung auf die inselartige Düne zurück. Die Maschinengewehre gewannen durch drei weitere zugweise ausgeführte Sprünge von Norden her Anschluß an den äußersten rechten Flügel der 16. Kompagnie.

Links von der 16. Kompagnie griff die Abteilung Oberg gleichfalls sofort auf den Knall der ersten Schüsse ins Gefecht ein. Eine deckungslose Lehmpfanne trennte sie von der Stellung der Hottentotten, die auf einer gegenüberliegenden Düne und in einem bastionsartig aus ihr vorspringenden Busch lagen. Oberleutnant Oberg ließ daher das Feuer vom diesseitigen Rande der Pfanne eröffnen. Da die 16. Kompagnie sich im Vorgehen nach links hin ausgedehnt hatte, gab die Abteilung Oberg diesem Drucke Feld, indem ihr rechter Zug unter Leutnant Frhr. v. Haxthausen aus der Gefechtslinie herausgezogen und hinter dem im Feuer belassenen Zuge des Feldwebels Schütze herum auf dem linken Flügel eingesetzt wurde. Etwa um 6⁰ Vormittags gingen beide Züge abwechselnd in Sprüngen über die Pfanne, ohne Verluste zu haben, gegen die feindliche Stellung vor, die nunmehr fluchtähnlich geräumt worden war.

Auch hier nötigte das dicht vor den Schützen einschlagende Strichfeuer der Maschinengewehre zunächst zum Halten. Die Verbindung mit der 16. Kompagnie war beim Vorgehen verloren gegangen.

Eingreifen des Detachements Grüner.

Hauptmann Grüner hatte bald nach dem Antreten seines Detachements den Gefechtslärm gehört, in dem sich besonders das aus nordnordöstlicher Richtung vernehmbare Feuer der Maschinengewehre unterscheiden ließ. Um nicht in dem völlig unübersichtlichen Gelände unvermutet in deren Wirkungsbereich zu geraten, befahl er im Vorgehen ein Halblinksziehen seines Detachements. Die 7. Kompagnie unter Oberleutnant Effnert führte diese Bewegung, nur durch wenige Schüsse belästigt, in fortgesetztem Laufen und unter gleichzeitiger Rechtsschwenkung aus, so daß bereits um 5^{30} Vormittags der Anschluß an den rechten Flügel des Detachements Willeke hergestellt war. Der linke Flügelzug, geführt vom Unteroffizier Weiler, schwärmte dabei

in die Feuerlinie der Maschinengewehre ein. Der Umfassungsbogen war also im Norden glücklich geschlossen, ein Entrinnen des Feindes nach dieser Richtung unmöglich geworden. Die Kompagnie beteiligte sich sogleich an dem allgemein gegen die inselartige Düne gerichteten Feuer.

Rechts von der 7. Kompagnie gelangte die 1. unter Oberleutnant Krautwald unbeschossen bis auf eine westlich der feindlichen Hauptstellung gelegene Düne und eröffnete von hier ein wirksames Feuer auf Standvisierentfernung gegen einige feindliche Trupps, die teils beritten, teils zu Fuß unter Mitführung von Vieh in südlicher Richtung abzuziehen versuchten. Hierbei veränderte der rechte Flügelzug unter Leutnant Chales de Beaulieu selbständig seine Front nach Südosten und vereinigte sich im Vorgehen mit der Patrouille des Leutnants Geibel, die ihrerseits nach rechts Anschluß an die Abteilung Oberg gewonnen hatte. Der Feind wurde unter großen Verlusten zur Umkehr gezwungen. Die beiden anderen Züge der Kompagnie unter den Leutnants v. Kleist und Ebinger traten indessen gegen die feindliche Hauptstellung ins Feuergefecht. Der Zug Ebinger erlitt hierbei empfindliche Verluste. Infolge des Ausbiegens des Zuges Beaulieu nach Südosten war eine nicht unerhebliche Lücke innerhalb der 1. Kompagnie entstanden, die auch später nicht mehr geschlossen werden konnte, da der Zug sich beim allgemeinen Vorgehen der Abteilung Oberg anschloß und eine nordwestliche Richtung innehielt.

Die Abteilung des Oberleutnants v. Boetticher fand keinen Raum für ein Eingreifen auf dem linken Flügel der 7. Kompagnie und zog sich daher hinter der Front der 16. Kompagnie herum auf deren linken Flügel. Während der Zug des Leutnants Wülfing sich um 5[50] Vormittags in die Feuerlinie der 16. Kompagnie einschob, entwickelte sich der Zug Stegemann links von ihr. Das Zurückweichen des Feindes ermöglichte es dann, den Zug Wülfing wieder aus der Gefechtslinie der 16. Kompagnie herauszuziehen und zur Herstellung einer losen Verbindung mit der Abteilung Oberg links vom Zuge Stegemann erneut einzusetzen. Ein unmittelbarer Anschluß wurde allerdings auch so nicht erreicht.

Der Tod des Führers ließ kein Schwanken in der zielbewußten Gefechtshandlung eintreten. Die Entschlossenheit seines Nachfolgers im Kommando, die Selbsttätigkeit sämtlicher Unterführer und die treue Hingabe der Mannschaften wirkten zum glänzenden Abschluß des geschickt und umsichtig eingeleiteten Unternehmens zusammen. Hauptmann Grüner, der sich nach der glücklich gelungenen Schließung des eisernen Ringes im Norden zur Maschinengewehr-Abteilung begeben hatte, erfuhr dort, daß Hauptmann v. Erckert gefallen, und übernahm das Kommando des Expeditionskorps. Durch Hauptmann Willeke über den Stand des Gefechts bei der 16. Kompagnie unterrichtet und durch Zuruf von der 7. Kompagnie darüber vergewissert, daß sie Anschluß an die 1. Kompagnie habe, entschloß er sich alsbald zum Sturm auf die feindliche Stellung. Er selbst begründet den Entschluß in seinem Gefechtsbericht

Hauptmann Grüner entschließt sich zum Sturm.

folgendermaßen: „Der wolkenlose Himmel versprach einen heißen Tag. Ich beschloß daher die Entscheidung herbeizuführen, ehe die Mittagshitze einsetzte. Diese war in den letzten Tagen derart hoch gewesen, daß sie auf eine Angriffsbewegung während der Mittagsstunden äußerst ungünstig einwirken mußte, besonders da die Truppe am Tage vorher kein Wasser erhalten hatte und des Nachts nicht zur Ruhe gekommen war. Ich ließ daher von den Maschinengewehren aus nach beiden Seiten den Befehl durchrufen: »Das Expeditionskorps tritt auf das Kommando des Hauptmanns Grüner den ununterbrochenen Sturmanlauf an.« Als nach kurzer Zeit von den Flügeln die Bestätigung »Befehl durch« zurückkam, setzte ich durch das Kommando: »Maschinengewehre stopfen! 7. und 1. Kompagnie zum Sturm auf Marsch! Marsch!« die allgemeine Angriffsbewegung an."

Es war 6^{30} Vormittags.

Sturm auf die Hauptstellung der Hottentotten.

Der Anlauf über eine ziemlich deckungslose Ebene bis an die inselartige Düne wurde nur durch kurze Atempausen unterbrochen, die gleichzeitig zur Abgabe von Schnellfeuer verwendet wurden. Eine wesentliche Unterstützung gewährten dabei die Maschinengewehre, die mit größter Energie in der Schützenlinie sprungweise vorgehend aus fünf Stellungen den Feind mit Feuer überschütteten. Oberleutnant Petter und vier Mann seiner Abteilung wurden verwundet. Hauptmann Grüner ließ die Schützen bei den einzelnen Sprüngen stets gleichzeitig mit dem Stopfen der Maschinengewehre vorstürzen, da er die Beobachtung gemacht hatte, daß der Feind während des Maschinengewehrfeuers aus seinen Deckungen nur wenig und schlecht schoß. Hierdurch wurde erreicht, daß stets schon eine erhebliche Strecke des Sprunges zurückgelegt war, ehe der Feind ein lebhafteres und gezieltes Feuer abgab.

Der Feind nahm den Sturmangriff nicht an, sondern räumte kurz vor dem Einbruch seine Stellung, indem er von Buschgruppe zu Buschgruppe zunächst unter mehrfachem Frontmachen in allgemein südlicher Richtung zurückging. Das Feuer der Abteilungen Boetticher, Oberg und Beaulieu trieb ihn nach Südwesten und Westen, wo durch den Zug Ebinger der Ring nur unvollkommen geschlossen war. Dieser Zug hatte schon vorher schwere Verluste erlitten. Die Schützen waren durch Zwischenräume von 15 bis 20 m getrennt. So gelang es einem Trupp von etwa 25 Mann hier durchzubrechen. Leutnant Ebinger selbst fiel im Nahkampf. Andere Haufen nahmen eine mehr südwestliche Richtung.

Hauptmann Grüner ordnete sofort nach Inbesitznahme der inselartigen Düne die Verfolgung nach Süden und Südwesten an. Um die durch das konzentrische Vorgehen herbeigeführte Anhäufung der Truppen möglichst schnell wieder zu beseitigen, ließ er die 7. und 1. Kompagnie nach halbrechts, das Detachement Willeke nach halblinks auseinanderziehen. Unter dem steten Nachdrängen starker Schützen artete der Rückzug der Hottentotten schließlich in regellose Flucht aus. Die Verfolgung wurde im Buschgelände nicht weit über das Gefechtsfeld ausgedehnt, da der Feind

sich völlig zerstreut hatte, und ein einheitliches Ziel nicht mehr vorhanden war, das nach den gewaltigen Leistungen der Truppe erneute, unübersehbare Anstrengungen gerechtfertigt hätte. Um 7^{30} Vormittags gab Hauptmann Grüner folgenden Befehl zum Halten:

„Die 1. und 16. Kompagnie verbleiben in ihren Stellungen; die übrigen Abteilungen gehen in breiter Front über das Gefechtsfeld zur Absuchung zurück und beziehen bei der »Insel« Lager, wohin sämtliches herumstehende Vieh zusammenzutreiben ist. Die Verwundeten sind nach dem Verbandplatz an der Nordostecke der „Insel" zu transportieren. Die Truppen holen sofort durch Patrouillen die Kamele zum Lager vor. Nach beendeter Absuchung des Gefechtsfeldes rücken die 1. und 16. Kompagnie in das Lager ein."

Beiderseitige Verluste.

Erst nach gründlichem Absuchen des Kampfplatzes ließen sich die eigenen und feindlichen Verluste übersehen. Außer dem Führer und Leutnant Ebinger waren 11 Mann gefallen.*) Schwerverwundet waren Leutnant v. Tschirnhaus und 9 Mann, von denen zwei ihren Wunden in den nächsten Tagen erlagen, leichtverwundet die Oberleutnants Krautwald und Petter, Oberarzt Jungels und 6 Mann. Weit schwerere Verluste jedoch hatte der Feind erlitten, er ließ allein 58 waffenfähige Hottentotten tot auf dem Gefechtsfelde liegen, also über die Hälfte seiner Orlogleute. Unter ihnen befanden sich zwei Großleute, Isaak Kopper, ein Bruder des Kapitäns, und Eliesar, der Führer der Bande, die am 8. März den Überfall bei Kubub ausgeführt hatte. Die Zahl der Verwundeten, die sicherlich gleichfalls beträchtlich gewesen ist, ließ sich nicht feststellen, da der Feind gewohnheitsmäßig alle Verwundeten mit fortschleppte. Gefangen wurden nur einige Weiber, darunter die Frau Simon Koppers; erbeutet 28 Gewehre, etwa 50 Stück Großvieh und etwa 200 Stück Kleinvieh, 10 Pferde, eine Anzahl Sättel und viel Lagergerät, auch Bücher und Schriftsachen des Kapitäns.

Bereits um 9^{0} Vormittags traf die Sanitätsstaffel auf dem Gefechtsfelde ein. Es konnte daher mit den Vorbereitungen zum Abtransport der Verwundeten, die während oder gleich nach dem Kampfe verbunden worden waren, begonnen werden.

Rückmarsch des Expeditionskorps.

Nachdem das Expeditionskorps den Tag über auf dem Gefechtsfelde gelagert und die Toten beerdigt hatte, trat es um 7^{30} Abends den Rückmarsch auf Geinab an. Der Zustand der Kamele und die Hitze erlaubten nur, in der Zeit zwischen

---

*) Es waren: die Gefreiten Wendel, Berneiser, Dudeck, Kubbutat, Laschet, Mohr, Rohkohl, Wilatowski, die Reiter Thimm und Brothagen, sämtlich von der 1. Kompagnie, und Reiter Flenter 16. Kompagnie. Gefreiter Zeibig 1. Kompagnie und Reiter Franz 16. Kompagnie erlagen am 17. bzw. 18. März ihren Wunden.

Sonnenunter- und Aufgang zu marschieren. Der Transport der Verwundeten vermittels der Kamelkrankentragen gestaltete sich besonders wegen des Wassermangels außerordentlich schwierig und konnte nur durch Anspannung aller Kräfte der Sanitätsmannschaften, deren Verhalten mustergültig genannt werden muß, ordnungsmäßig durchgeführt werden. Am 17. Abends wurde von Molentsan aus über Rempu—Geinab die erste Meldung über das Gefecht an das Kommando der Schutztruppe erstattet, ferner die Absendung von Krankenwagen aus Arahoab nach Geinab angeordnet und Hauptmann Böttlin angewiesen, die nach Gobeitamas befohlenen Wasservorräte in Kowise-Kolk zu belassen.

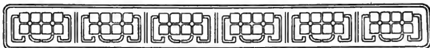
Am 18. März um 5⁰ Morgens traf das Expeditionskorps 5 km östlich Rempu auf die von Geinab entgegenkommende Kamel-Wasserstaffel, die 2½ Liter Wasser für den Mann brachte. Am 19. früh wurde Geinab erreicht und um 6⁰ Abends der Weitermarsch auf Arahoab angetreten. In der Nacht ging ein kurzer, aber heftiger Regen nieder, dessen in den Zeltbahnen aufgefangene Wassermengen eine Neufüllung sämtlicher Wasserbehälter und notdürftiges Tränken der Kamele ermöglichten. Auch der bereits erteilte Befehl zur Auflösung der Station Geinab konnte daher zurückgenommen werden und ebenso die Station Akanous bestehen bleiben, indem die dort für das Expeditionskorps bereitgehaltenen Wasservorräte den Stationsbesatzungen zur Verfügung gestellt wurden. Auf dem Marsch zwischen Geinab und Akanous trafen die aus Arahoab befohlenen Krankenwagen bei der Sanitätsstaffel ein. Mit ihrer Hilfe langten die Verwundeten am 22. Abends im Feldlazarett Arahoab an. In Akanous löste Hauptmann Grüner das Expeditionskorps auf und ließ die Truppenteile ihren Marsch selbständig nach Arahoab fortsetzen, wo die 1. und 16. Kompagnie und die Maschinengewehre zunächst verblieben. Die 7. Kompagnie und die Abteilungen Boettcher und Oberg rückten Ende März zu ihren Stationen am Auob.

Die Kalahari-Expedition hatte einen glänzenden Erfolg erzielt, der weit über die auf sie gesetzten Hoffnungen hinausging. War es auch nicht geglückt, des Kapitäns selbst habhaft zu werden — nach den Aussagen der gefangenen Weiber soll er für seine Person bereits in der Nacht vor dem Angriff sich in Sicherheit gebracht haben — so hatte doch der Stamm der Simon Kopper-Hottentotten eine so schwere Einbuße an waffenfähigen Orlogleuten erlitten und war in alle Winde zerstoben, daß für absehbare Zeit eine ernste Gefahr für die Farmer-Besiedelung an der Kalahari-Grenze nicht mehr zu bestehen scheint. Mag es auch in Zukunft nochmals nötig werden, neue Streifzüge gegen die wieder gesammelten Reste des räuberischen Stammes zu führen, so wird es doch nach den großen Erfolgen und den Erfahrungen der Erckert-Expedition keiner so umfangreichen und schwierigen Unternehmungen mehr bedürfen als im März 1908.

In warmen Worten gab Se. Majestät der Kaiser seiner Anerkennung für die großen Leistungen der Truppe und seinem Schmerz über ihre Verluste Ausdruck, indem er an das Kommando der Schutztruppen das nachstehende Telegramm richtete:

„Die Meldung von der hervorragenden Waffentat des Expeditionskorps Erckert hat mich mit freudigem Stolz, zugleich aber auch mit tiefer Trauer um den Verlust der Offiziere und Mannschaften erfüllt, welche den Erfolg über den Feind mit dem Tode besiegelten. Ich spreche dem Kommando meine wärmste Teilnahme an dem Tode dieser Braven und ganz besonders an demjenigen des Hauptmanns v. Erckert, eines der besten und ritterlichsten Offiziere der Schutztruppe, aus."





Die Heere der amerikanischen Freistaaten im Jahre 1908.

Noch im Sommer 1906 pries Staatssekretär Root als Vorsitzender des letzten panamerikanischen Kongresses Amerika glücklich, weil es nicht wie Europa im Banne des Militarismus stände und nicht Unsummen für Rüstungen vergeude. Im Herbst desselben Jahres sahen die Amerikaner aber bereits ein, daß sie sich zu Unrecht gerühmt hatten. Die gelbe Gefahr wurde erkannt, und die Union schickte sich an, das auf militärischem Gebiete Versäumte nachzuholen.

Etwa gleichzeitig setzte auch bei der Mehrzahl der übrigen amerikanischen Freistaaten eine regere militärische Tätigkeit ein. Man könnte deshalb vermuten, der Panamerikanismus habe den Anlaß zu diesen Rüstungen gegeben. All-Amerika wappne sich, um wie zur Zeit des Präsidenten Monroe der Heiligen Allianz, so jetzt der gelben Gefahr geschlossen entgegenzutreten. Dem ist aber nicht so. Die Union wird sich der Japaner allein zu erwehren haben. Die gleiche Wirkung ist in Nord-, Mittel- und Südamerika von ganz verschiedenen Ursachen hervorgebracht worden.

Präsident Porfirio Diaz plant eine Heeresreform, weil er der Aufsaugung Mexikos durch die Union vorbeugen will. Nikaragua hat gerüstet, weil sein Präsident die fünf mittelamerikanischen Republiken gewaltsam zu einer Union vereinigen möchte. Kolumbien und Ekuador schaffen sich Armeen, um ihren inneren Wirren ein Ziel zu setzen und eine wirtschaftliche Entwickelung zu ermöglichen. Peru hat diese Aufgabe schon gelöst. Es hat aber den Verlust seiner reichen Südprovinz an Chile noch nicht verschmerzt und baut deshalb sein Heerwesen weiter aus. Bolivien rüstet, um sich einen Weg zum Meere zu bahnen.

Chile wird demnach später einmal mit Peru und Bolivien um seine Nordprovinzen kämpfen müssen. Seine Armee ist zwar immer noch die beste Südamerikas. Die Zeit, in der Chile mit Argentinien rivalisieren konnte, ist aber vorüber. Seine mißliche Finanzlage und geringe Bevölkerungszunahme haben es dem einstigen Nebenbuhler gegenüber ins Hintertreffen gebracht. Doch steht es mit Argentinien im besten Einvernehmen, seit es die Kordilleren als seine natürliche Ostgrenze anerkannt hat.

Dem aufstrebenden Argentinien ist inzwischen in Brasilien ein neuer Gegner erstanden. Der Schwerpunkt Brasiliens liegt in seinen Südprovinzen, in denen die weiße Rasse günstige klimatische Bedingungen findet. Seine Südprovinzen, deren Flüsse ins Innere fließen und zum Stromgebiet des La Plata gehören, sind aber durch Gebirge vom Meere abgeschlossen. Brasilien erstrebt deshalb den Besitz des argentinischen Zweistromlandes. Auf beiden Seiten wird eifrig gerüstet. Uruguay, das bei dem zu erwartenden Kriege seine Selbständigkeit einbüßen könnte, setzt sich ebenfalls in Kriegsbereitschaft.

Heute steht also nicht nur in den Militärstaaten der alten Welt die Rüstungsfrage im Mittelpunkte des öffentlichen Interesses, sondern auch in den amerikanischen Freistaaten. Soweit es sich um amerikanische Flottenrüstungen handelt, bringt die deutsche Presse ausreichende Nachrichten. Über die Fortschritte im amerikanischen Heerwesen zeigt sie sich weniger gut unterrichtet. Um diese richtig zu würdigen, muß man die Entwickelungsgeschichte des amerikanischen Heerwesens berücksichtigen. Nur sie erklärt die eigenartigen Bedingungen, mit denen die Reorganisatoren amerikanischer Heere zu rechnen haben.

Die amerikanischen Freistaaten haben sich ihre Unabhängigkeit von den europäischen Mutterländern mit Milizen gegen stehende Heere erkämpft. Sie erblickten deshalb nach ihren Befreiungskriegen im stehenden Heere den Repräsentanten der Tyrannei und im Militarismus den ärgsten Feind der Volkssouveränität. Die Verpflichtung aller Wehrfähigen, das Vaterland zu verteidigen, galt als selbstverständlich. Die Vorteile einer Friedensvorbildung wurden zwar anerkannt, aber nicht voll gewürdigt. Ein Zwang sollte jedenfalls nicht ausgeübt werden. Wer von der Miliz, der Gesamtheit der Wehrfähigen, eine militärische Ausbildung wünschte, sollte sie in der sogenannten organisierten Miliz erhalten.

Die Rücksicht auf den inneren Feind, die Indianer, zwang jedoch die amerikanischen Freistaaten, ein stehendes Heer als notwendiges Übel zu unterhalten. Es sollte durch Werbung aufgebracht werden. Die Kosten eines Söldnerheeres konnte jedoch, wie sich bald herausstellte, nur ein so reiches Land, wie die Union es ist, aufbringen. Die romanischen Republiken entschlossen sich deshalb dazu, die allgemeine Dienstpflicht im Prinzip einzuführen. Sie dient aber in der Hauptsache nur als gesetzliche Handhabe, um die erforderliche Anzahl von Leuten der untersten Bevölkerungsschichten zu Soldaten zu pressen.

Die Stärke der stehenden Heere wurde natürlich möglichst niedrig bemessen. Sie bedeuteten aber trotzdem einen erheblichen Machtzuwachs für die Zentralregierungen, denen man sie notgedrungen unterstellen mußte. Die Provinzen oder Einzelstaaten der amerikanischen Republiken entzogen deshalb, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, den Zentralregierungen das Kommando über die organisierte Miliz. Diese stand infolgedessen im Frieden in keinerlei organischem Zusammenhange mit dem

stehenden Heer. Erst bei der Mobilmachung, für die in den meisten Ländern nichts vorbereitet war, sollten sie miteinander verschmolzen werden.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht dieser unhaltbare Zustand noch heutigen Tages. Ihr Bundesheer nimmt allerdings unter den amerikanischen Friedensheeren die erste Stelle ein. Es zählt aber nur 50 000 Mann, von denen sich 10 000 Küstenartilleristen und 20 000 Mann Feldtruppen in der Union befinden. Diese 20 000 Mann, die in 50 Garnisonen über das ganze Land verteilt sind, sollen bei Ausbruch eines Krieges mit der 110 000 Mann starken organisierten Miliz zu einer Armee erster Linie vereinigt werden. Unter dem Schutze dieser Armee soll dann eine zweite aus Freiwilligen aufgestellt werden.

Die Amerikaner haben im Sezessionskriege organisatorisches Talent und die Fähigkeit bewiesen, sich zu brauchbaren Feldsoldaten zu entwickeln. Ihre improvisierten Armeen werden deshalb nicht zu unterschätzen sein, obgleich ihre Aufstellung jedenfalls unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen erfolgen muß.

Merkwürdigerweise hat die Mehrzahl der romanischen Republiken den Standpunkt, den die Union noch heute in Bezug auf die militärische Organisation einnimmt, schon längst überwunden. Bei ihnen lassen sich drei Entwickelungsstufen im Heerwesen unterscheiden. Auf der ersten hat die Miliz trotz ihres tatsächlichen Weiterbestehens keinerlei militärischen Wert und nur das stehende Heer wird entsprechend verstärkt. Auf der zweiten werden aus dem stehenden Heere Cadres formiert, in denen die Milizen eine mehrmonatige Ausbildung erhalten. Auf der dritten Stufe gehen stehendes Heer und Miliz ineinander über und verschmelzen zu einem Volksheer nach deutschem Muster.

Auf der erstgenannten Entwickelungsstufe stehen die Heere von Mexiko und Peru. Diese Staaten sind durch starke Zentralregierungen aus chaotischen in geordnete Zustände übergeleitet worden. Dies ist nur dadurch gelungen, daß ihre Präsidenten sich im stehenden Heer eine ihnen unbedingt gehorsame Polizeitruppe erzogen und die Provinzialmilizen zum Teil gewaltsam entwaffneten. Mexiko verfügt augenblicklich über ein stehendes Heer von 30 000, Peru von 5000 Mann. Die Armeen beider Staaten ergänzen sich aus Freiwilligen und durch Zwangseinstellung minderwertiger Elemente. Die Dienstzeit beträgt in Mexiko 3 bis 5, in Peru 3 bis 4 Jahre. Bei der Mobilmachung, die vorbereitet ist, sollen sich beide Heere durch Einstellung gedienter Leute verdoppeln.

Der mexikanische Präsident Porfirio Diaz hat bisher nur den ersten Teil der Aufgabe gelöst, die er sich gestellt hat. Er hat Ordnung im Lande geschaffen und dadurch den wirtschaftlichen Aufschwung Mexikos ermöglicht. Der zunehmende Wohlstand Mexikos könnte nun die Begehrlichkeit der Union reizen. Der Gedanke einer Aufsaugung Mexikos durch die Union ist deshalb nicht von der Hand zu weisen. Diese Aufsaugung könnte sich allmählich vollziehen, sie könnte aber auch gewaltsam

beschleunigt werden. Der einen Möglichkeit wäre durch Hebung des mexikanischen Nationalgefühls, der anderen durch Verstärkung des Heeres vorzubeugen. Die Lösung beider Aufgaben soll durch eine Heeresreform nach deutschem Muster angebahnt werden. Die allgemeine Wehrpflicht, die bisher nur im Prinzip besteht, soll durchgeführt werden. Das mexikanische Heer soll also aus einer Polizeitruppe in ein Volksheer umgewandelt werden.

Ob in Peru ähnliche Pläne bestehen, ist nicht bekannt.

Was Präsident Diaz plant, hat General Körner in Chile bereits um die Mitte der neunziger Jahre durchgeführt. Es gelang ihm, die Notwendigkeit eines einheitlichen Oberbefehls über stehendes Heer und Miliz in Friedenszeiten darzutun. Nur dadurch sei ihre gleichmäßige Ausbildung zu gewährleisten. Am billigsten und gründlichsten lasse sich die Miliz aber ausbilden, wenn man die Mannschaften des stehenden Heeres als Ausbildungspersonal verwende. Chile wurde den Körnerschen Vorschlägen gemäß in Militärbezirke eingeteilt, in denen aus den Mannschaften des stehenden Heeres je eine Cadre-Division errichtet wurde. In diesen Cadre-Divisionen sollten die Milizen des betreffenden Bezirks eine mehrmonatige Ausbildung erhalten und sie bei der Mobilmachung zu Voll-Divisionen auffüllen. Fast unmerklich gelang es so, die Milizpflicht zu einer Dienstpflicht im stehenden Heere umzubilden, die schließlich gesetzlich festgelegt und auf ein Jahr bei der Fahne erweitert wurde. Die chilenische Armee verfügt zur Zeit über ein Ausbildungspersonal von 800 Offizieren und 6600 Kapitulanten in vier Cadre-Divisionen. Die Zahl der jährlich einzustellenden Rekruten wird vom Kongreß bestimmt und betrug für 1907 6700 Mann. Bei der Mobilmachung, die gründlich vorbereitet ist, sollen eine Feldarmee von 100 000 Mann und anschließend eine gleichstarke Besatzungsarmee aufgestellt werden. Da die chilenische Heeresreform bereits vor etwa 10 Jahren abgeschlossen worden ist, so wird das chilenische Feldheer, als einziges Südamerikas nur aus ausgebildeten Mannschaften bestehen.

Während also Chile auf der zweiten Entwickelungsstufe stehen geblieben ist, die eigentlich nur ein Durchgangsstadium darstellt, hat sich Argentinien neuerdings auf die dritte Stufe emporgearbeitet.

Seit etwa einem Jahre ist die argentinische Armee ein reines Volksheer, das auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht aufgebracht wird. Die Truppenstämme aus Berufssoldaten sind aufgelöst worden. Das jährliche Rekrutenkontingent beträgt 12 000 Mann und wird in zwei Raten, im Frühjahr und Herbst eingestellt. Die aktive Dienstzeit beträgt seit 1907 ein Jahr. Bereits jetzt will man imstande sein, ein Feldheer von 100 000 Mann aufzubringen. Die ersten Leute mit einjähriger Dienstzeit wurden aber erst im März 1908 entlassen. Die Mehrzahl der Reservisten hat nur drei Monate gedient und ist deshalb ungenügend ausgebildet. Die argentinische Armee steht demnach der chilenischen vorläufig noch an Wert nach.

Unbedingt überlegen ist sie dagegen der brasilianischen Armee, die eine Kriegsstärke von etwa 35 000 Mann haben dürfte. In diesem Frühjahr hat aber auch Brasilien die allgemeine Wehrpflicht und eine zweijährige aktive Dienstpflicht eingeführt. Die Reform des Heeres wird eifrig betrieben und erfolgt in engem Anschluß an das deutsche Muster. Die Schwierigkeiten, die sich in Brasilien der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht entgegenstellen, sind ungleich größer als in Argentinien und Chile. Während diese Länder nämlich eine fast ausschließlich weiße Bevölkerung haben, sind in Brasilien zahlreiche Neger und Mischlinge vorhanden. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Mexiko, wo die Abkömmlinge der spanischen Konquistadoren der Urbevölkerung gegenüber sogar in der Minderzahl sind.

Bei der bekannten Abneigung des weißen Amerikaners gegen die Farbigen wird es schwer halten, die Weißen dazu zu bringen, in Reih und Glied mit Farbigen ihrer Dienstpflicht zu genügen.

Im ganzen ist somit das Heerwesen der amerikanischen Freistaaten noch in der Entwickelung begriffen. Vielfach ist noch ein Bedürfnis nach ausländischen Instruktoren vorhanden. Während früher französische Lehrer bevorzugt wurden, scheint neuerdings das Verlangen nach deutschen in den Vordergrund zu treten. Diesen Wunsch zu unterstützen, kann nur nützlich sein. Denn alle europäischen Staaten, die in Handelsbeziehungen zu Südamerika stehen, haben ein Interesse daran, daß die politischen Zustände dort gesicherter werden, als sie es bislang sind. Dieses aber wird die natürliche Folge sein, wenn die Heere jener Länder besser organisiert, ausgerüstet und ausgebildet werden. Sie werden dann zuverlässige Träger des Staatsgedankens sein, eine scharfe Waffe in der Hand der Zentralregierung gegen alle Sonderbestrebungen einzelner oder der Einzelstaaten; gleichzeitig aber auch werden sie ein Gegengewicht bilden gegenüber egoistischen Wünschen einzelner Präsidenten und ihrer Parteien.





Die Tätigkeit der Etappe im Südwestafrikanischen Feldzuge.

(Schluß.)*)

II. Das Etappenwesen im Süden der Kolonie.

1. Die Aufgabe der Südetappe.

Als im Oktober des Jahres 1904 die Kunde von der — nach dem Schlage von Waterberg doppelt unerwarteten — Erhebung der Hottentotten-Stämme ungefähr gleichzeitig im Hauptquartier des Generals v. Trotha und in der Heimat eintraf, da waren sich wohl alle maßgebenden Stellen darüber klar, daß damit der schwierigere, opfervollere Teil des Krieges begonnen hatte. Wenn schon niemand imstande war, alle die Hindernisse im einzelnen zu überblicken, die sich der Niederwerfung der kühnen Erhebung einer Handvoll Eingeborener gegen das mächtige Deutsche Reich entgegenstellen sollten, so war doch allenthalben das Gefühl lebendig, daß nicht der Hottentott mit all seiner Verschlagenheit und Gewandtheit, sondern sein Land mit seinen Geländeschwierigkeiten und dem vollkommenen Fehlen aller Hilfsmittel der deutschen Kriegführung am meisten zu schaffen machen würde. General v. Trotha verzichtete in diesem Sinne auf die von den heimischen Behörden zunächst in Aussicht genommene umfassende Verstärkung der Truppen im Süden — nur ein Bataillon und eine Batterie wurden sofort dorthin entsandt — und forderte dafür vor allem ausreichendes Personal zum Ausbau der fehlenden Etappeneinrichtungen. Damit war ausgesprochen, daß die Etappe für den Gang der Ereignisse im Süden erhöhte Bedeutung gewinnen mußte.

Die Aufgabe der Etappe ist im Süden wesentlich schwieriger als im Norden.

Ihr fiel es hier wie im Norden zu, der Truppe die Kriegführung unter den ungünstigsten Verhältnissen überhaupt erst zu ermöglichen und alle die Hemmungen zu überwinden, denen die Tätigkeit europäischer Truppen in fremden Himmelsstrichen außerhalb der gewohnten Kultur stets unterworfen ist. Ein noch so oberflächlicher Vergleich ließ indessen erkennen, wieviel schwieriger ihre Aufgabe im Süden sein mußte. Denn wenn auch die ersten deutschen Pioniere gerade im Süden festen Fuß gefaßt hatten, so hatte sich doch sehr bald das Interesse der Regierung und der

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde. 1908. 2. Heft.

Siedler dem Norden, dem Herero-Lande, mit seiner dichteren, arbeits- und kaufkräftigeren Bevölkerung, seinem Viehreichtum und seinen besseren Wasserverhältnissen zugewandt. Nur notgedrungen und hauptsächlich unter dem Gesichtspunkt, den Mittelpunkt der neuen Siedelung, die Gegend von Windhuk, gegen die Raubzüge der Hottentotten zu schützen, hatte die deutsche Regierung ihre Macht Anfang der neunziger Jahre auch über das Nama-Land bis hinunter zum Oranje ausgedehnt. Trotzdem war die Mitte des Schutzgebietes das Hauptfeld der deutschen Kulturarbeit geblieben. Die dichtere Besiedelung des Landes mit Weißen, die größere Zahl der Stationen, die Verteilung der Schutztruppe und vor allem die Hafenanlagen in Swakopmund und der Bau der Bahn nach Windhuk zeigten deutlich, daß man zunächst nur das Herero-Land entwickeln wollte. Hatten die Hereros bei ihrer Erhebung auch einen großen Teil der deutschen Kulturarbeit wieder vernichtet, so blieb doch noch genug übrig, was, wie z. B. die Bahn Swakopmund—Windhuk, die Niederwerfung des Aufstandes wesentlich erleichterte.

Skizze 53 u. 54. Dem gegenüber kamen im Süden einzig und allein die besseren natürlichen Hafenverhältnisse in Lüderitzbucht der Kriegführung und vor allem dem Etappenwesen zustatten, obwohl auch diese bei dem fast vollständigen Fehlen von Landungseinrichtungen nicht ohne weiteres ausgenutzt werden konnten. Im übrigen trennte diese Eingangspforte ein fast wasserloser Wüstengürtel von 140 km Breite von dem Kriegsschauplatze und eine weitere wasser- und weidearme, hindernisreiche Wegestrecke von Keetmanshoop, das für den eigentlichen Süden in ähnlicher Weise wie Windhuk für den nördlichen Kriegsschauplatz einen freilich ungleich weniger entwickelten Mittelpunkt bildete. Neben dieser völlig unzulänglichen Transportstraße mußte sogar die 550 km lange Verbindung Keetmanshoop—Windhuk*) mit der Bahn Swakopmund—Windhuk (zusammen rund 930 km = der Eisenbahnstrecke Berlin—Frankfurt—Basel) von vornherein eine Bedeutung gewinnen, die unter normalen Verhältnissen undenkbar gewesen wäre. Ferner kam die Verbindung mit der englischen Grenze im Osten und Süden in Betracht; ob aber die deutsche Kriegführung hiervon Nutzen ziehen würde, hing von unberechenbaren Verhältnissen ab; zum mindesten mußten auch dem Gegner von jenseits der bei ihrer Länge und Beschaffenheit kaum zu beaufsichtigenden Grenze Hilfsmittel aller Art zuströmen.

Dazu kam, daß man bei einem Gegner wie dem leicht beweglichen Hottentotten, dem Krieg, Überfall und Raub unzertrennliche Begriffe sind, mit einer sehr viel größeren Bedrohung der rückwärtigen Verbindungen, mit viel häufigerer Unterbrechung der Zufuhr rechnen mußte, als im Norden, wo der wenig unternehmungs-

*) Die Zufuhr von Windhuk nach dem Süden, auf der die Verpflegung der Truppen in der Kalahari-Gegend ganz, die im Bethanier-Lande zum Teil beruhte, ist im ersten Aufsatze (1908, 2. Heft, Seite 321 ff.) behandelt worden. Sie findet hier nur Erwähnung, soweit sie mit dem Etappenwesen im eigentlichen Südbezirk in Wechselwirkung steht.

lustige Herero, nachdem er in den Januartagen des Jahres 1904 seiner Mordlust Genüge getan hatte, sich kaum rührte, wenn man ihn und seine Viehmassen nicht beunruhigte.

Der Bondelzwart-Feldzug 1903 zeigt die Schwierigkeiten der Zufuhr im Süden.

Einen Vorgeschmack der Schwierigkeiten, die die Versorgung kriegführender Truppen im äußersten Süden von Südwestafrika bietet, hatte der kurze Bondelzwart-Feldzug des Jahres 1903 geliefert. Damals war die Schutztruppe nach dem Gefecht bei Sandfontein*) zu fast vollkommener Untätigkeit verurteilt gewesen, weil angesichts der Bedrohung der Straße Ramansdrift—Warmbad durch die in den Oranje-Bergen sitzenden Bondels die Verpflegungszufuhr aus dem Kaplande stockte und zu einem Nachschub über Lüderitzbucht—Keetmannshoop alle Mittel und Vorbereitungen fehlten. Der Feldzug hatte zudem die Verpflegungslage insofern ungünstig beeinflußt, als er die wenigen deutschen und holländischen Farmer zum Teil veranlaßte, ihre Viehbestände, das einzige, was das Land an Hilfsmitteln für die Truppenernährung bot, auf englisches Gebiet in Sicherheit zu bringen. Nach dem Frieden von Kalkfontein wirkte sehr bald das Auftauchen Morengas in derselben Richtung auf die weiße Bevölkerung ein, so daß im Südbezirke außer in der unmittelbaren Umgebung von Keetmannshoop Zug- und Schlachtvieh in beträchtlicher Zahl kaum mehr vorhanden war, ein Umstand, der insofern freilich von geringerer Bedeutung war, als die schwache deutsche Besatzung des Südens kaum imstande gewesen wäre, größere Viehmassen gegen Morenga und seine Leute zu schützen.

So war die Südetappe beim Ausbruch des Hottentotten-Aufstandes von Anfang an allein auf die Mittel angewiesen, die sie selbst von außerhalb heranzog. Von einem Leben aus dem Lande, auf das wir selbst bei der Verpflegung neuzeitlicher Massenheere stets bis zu einem gewissen Grade rechnen, konnte keine Rede sein. Die Truppe hing einzig und allein von den Leistungen ihrer Kameraden an den rückwärtigen Verbindungen ab.

2. Die Einrichtung der Südetappe im Jahre 1904.

Die Verstärkungen für den Süden werden in Lüderitzbucht gelandet. Juni 1904.

Ein — zunächst noch friedliches — Vorspiel für die spätere Tätigkeit der Südetappe bildete im Juni 1904 die Landung der für den Südbezirk bestimmten Verstärkungen. Umfaßten diese auch nur eine Kompagnie und eine Batterie, so war die Aufgabe bei dem geschilderten Zustande des einzigen Hafens und der Beschaffenheit seiner Verbindung mit dem Innern keineswegs einfach. Das Etappenkommando entsandte daher seinen Generalstabsoffizier, Major Lequis, mit einem schwachen Vorkommando zur Ausführung der nötigen Vorbereitungen nach Lüderitzbucht. Major Lequis traf am 16. Juni in Lüderitzbucht ein, veranlaßte das Kanonenboot „Wolf", das eben im Begriff stand, nach Kapstadt abzudampfen, bei den Vorarbeiten mit-

*) Vierteljahrshefte 1906. 1. Heft, Seite 152 f.

zuwirken, und ging dann, unterstützt von dem Chef der einzigen im Süden befindlichen Kompagnie, Hauptmann v. Koppy, und dem Stationsleiter, Frhr. v. Houwald, daran, eine weltvergessene, einsame Anlegestelle in einen Hafenplatz für Kriegsbetrieb umzugestalten. Dank der Hingebung aller Beteiligten gelang es, unter Benutzung von vorgefundenem oder von S. M. S. Wolf zur Verfügung gestelltem Material die notwendigsten Vorbereitungen, Herstellung der von einer Springflut umgeworfenen Landungsbrücke,*) Aufstellung eines Krahns, der unbenutzt am Ufer lag, Beschaffung von Leichtern in Kapstadt**), Bau der nötigsten Lagereinrichtungen, bis zum Eintreffen des Truppentransportdampfers (am 1. Juli) durchzuführen. In der Tat ging die Landung der Truppe und ihrer am 3. Juli aus dem Kaplande eintreffenden Pferde bis zum 8. Juli glatt vonstatten — zum Erstaunen der bisher die Landung allein besorgenden Privatfirma. An Stelle der seither im günstigsten Falle täglich gelandeten 250 Tonnen waren unter militärischer Leitung jeden Tag, abgesehen von je 200 Mann und 200 Pferden, 600 bis 700 Tonnen Güter ans Land geschafft worden.

Schon am 9. Juli konnte die Truppe, mit allem Nötigen versehen und für ihre Aufgabe so gut als möglich vorbereitet, den Marsch nach Keetmannshoop antreten, der ohne wesentliche Zwischenfälle sich vollzog, wenn sich auch schon bei dieser geringen Inanspruchnahme und trotz der vorsichtigen Einteilung der Staffeln der schlimmste Feind des Bai-Weg-Transportes, der Wassermangel, sehr fühlbar machte.

Friedensvorräte in Keetmannshoop.

Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß die neue Südabteilung in Keetmannshoop Verpflegung für 6 Monate vorfand und deswegen zunächst nur Hafer und Artillerie-Munition in geringem Umfange nachgeschoben zu werden brauchte, eine Aufgabe, die sich mit dem auf dem Bai-Wege üblichen Frachtfahrerbetriebe ohne größere Organisation unter Leitung des Zahlmeisters des III. Bataillons 2. Feldregiments bewältigen ließ. Nachdem auch dies in die Wege geleitet war, konnte Major Lequis am 16. Juli die Rückreise nach Swakopmund antreten.

Major Lequis wird zur Einrichtung der Südetappe nach Lüderitzbucht entsandt. November 1904.

Es sollte nicht lange dauern, bis seine Tatkraft und seine an Ort und Stelle gewonnene Einsicht in die Verhältnisse für größere Aufgaben in Anspruch genommen wurde. Schon Ende Oktober 1904 erhielt nämlich Major Lequis den Auftrag, in Lüderitzbucht die Landung der für den Süden bestimmten weiteren Verstärkungen***) zu leiten und nunmehr auch eine ständige Zufuhrlinie von Lüderitzbucht nach Keetmannshoop einzurichten. Er unterbreitete dem Etappenkommando und demnächst dem Hauptquartier einen umfassenden Plan, der sich teils auf den Ausbau des Etappenanfangsortes Lüderitzbucht bezog und hierfür die Verbreiterung der Landungsbrücke, Ergänzung der Hafenbahnanlagen, Vermehrung des Leichtermaterials und des Hafen-

*) In der eigentlichen Lüderitzbucht gelegen, wurde später nicht mehr benutzt, vgl. Seite 707.
**) Durch den Kriegsfreiwilligen, Hauptmann a. D. Fromm.
***) Zunächst IV. Bataillon 2. Feldregiments und 9. (Gebirgs-) Batterie.

personals, Sicherstellung des Bedarfs an Trinkwasser für den vollkommen wasserlosen Hafenort durch Ermietung eines regelmäßig zwischen Kapstadt und Lüderitzbucht verkehrenden Wasserdampfers und Bestellung eines Kondensators vorschlug, teils die Einrichtung der Etappenstraße durch Wassererschließung, Bau einer Fernsprechlinie Lüderitzbucht—Kubub und Erkundung einer Feldbahnlinie ins Auge faßte. Für den Nachschubdienst wurde unter Zugrundelegung einer Verpflegungsstärke von 1500 Mann und 1500 Pferden mit einem Tagesbedarf von 6000 kg ein Fuhrpark von 150 Wagen in Aussicht genommen, der nach Deckung des Wagenbedarfs der Truppe größtenteils aus dem Kaplande eingeführt werden mußte. Mit der Möglichkeit, weitere Truppen über Lüderitzbucht zu verpflegen, konnte — ohne Bahn — nicht gerechnet werden. Es wurde daher von vornherein beabsichtigt, Verpflegungszufuhr über die englische Grenze zu bewirken.

Am 6. November konnte Major Lequis mit dem notwendigsten Personal nach dem Süden abreisen und am 7. die Etappentruppen folgen lassen. Schon am 9. war es ihm möglich, nachdem er die ersten Anordnungen für den Ausbau von Lüderitzbucht getroffen hatte, nach Kapstadt weiterzufahren, um dort unter Mitwirkung des Generalkonsulats die erforderlichen Einkäufe zu machen und Personal (Buren) anzuwerben. Er knüpfte damit eine Verbindung an, die in der ganzen Folgezeit für die Südetappe von maßgebender Bedeutung werden sollte.

Lüderitzbucht wird als Etappen-Anfangsort ausgebaut.

In Lüderitzbucht selbst schritten die Arbeiten, bei denen der vorübergehend anwesende Kreuzer Vineta durch Stellung von Arbeitern wertvolle Dienste leistete, unter Leitung des Hauptmanns Trott vom Eisenbahn-Bataillon und des Etappenkommandanten Hauptmanns Remmert rüstig vorwärts. Beim Eintreffen der Gebirgsbatterie (18. November) waren die Lagereinrichtungen wenigstens notdürftig fertiggestellt. Die Landung verlief, anfangs durch Wind verhindert, ohne Zwischenfall und die mit Rücksicht auf den schwierigen Marsch auf dem Bai-Wege besonders notwendige Mobilmachungsarbeit konnte beginnen. Auch in der Folge stieß die Landung der Truppen und Güter, soweit die materiellen Hilfsmittel in Frage kamen, auf keinerlei Schwierigkeiten, namentlich nachdem die Eisenbahn-Baukompagnie die schon in Swakopmund bewährten Landungsflöße auch für Lüderitzbucht hergerichtet hatte. Sobald diese in Betrieb genommen werden konnten, war es möglich, die Landung in den bisher nicht benutzten Robert-Hafen zu verlegen, der, durch vorgelagerte Inseln geschützt, auch bei starkem Seegang die Fortsetzung des Landungsgeschäftes gestattete. Diese noch von Major Lequis angeregte Verlegung des Hafenbetriebs hat sich als eine so glückliche Maßnahme erwiesen, daß dort später durch die 2. Eisenbahn-Baukompagnie eine weitere Landungsbrücke erbaut wurde, die für lange Zeit allen Anforderungen entsprach.

Dagegen zeigte es sich bald, daß die Mittel der Landungsgesellschaft — hier der Lüderitzbucht-Gesellschaft — wie in Swakopmund auf den geringen Friedensverkehr

zugeschnitten, den Anforderungen des Krieges in keiner Weise entsprachen. Nach längeren Verhandlungen mit dieser Gesellschaft wandte sich der Etappenleiter an die leistungsfähigere Woermann-Linie, die sich zur Übernahme und entsprechenden Erweiterung des Landungsbetriebes gern bereitfinden ließ. Dadurch wurden — wenigstens vorläufig — die Hauptschwierigkeiten und Reibungen im Hafenbetriebe aus der Welt geschafft.

Die Einrichtung des Bai-Weges für den Nachschubbetrieb.

Schwieriger war die zweite Aufgabe, die Einrichtung des Bai-Weges für den Nachschubbetrieb und für die nun in rascher Folge zu erwartenden Truppendurchzüge. Denn abgesehen davon, daß er wie alle südwestafrikanischen Wege eigentlich diese Bezeichnung überhaupt nicht verdiente, weil von einem gebahnten Wege nirgends die Rede war, genügten auch nach Überwindung der fast vollkommen wasserlosen Strecke Lüderitzbucht—Kubub das erschlossene Wasser und die spärliche Weide kaum dem schwachen Friedensverkehr. Außerdem bedrohte Cornelius den Weg in der Gegend von Bethanien bereits in recht bedenklicher Weise.

Die Etappenleitung begann damit, den Weg zunächst einmal, so gut es mit den geringen Mitteln ging, zu sichern. Zu diesem Zweck wurde die 3. Ersatzkompagnie (Oberleutnant v. Livonius) sofort nach ihrer Landung an die Strecke Kubub—Berseba*) vorgeschoben und der Abschnitt Lüderitzbucht—Kubub durch Teile der Eisenbahn-Baukompagnie besetzt. Das Auftreten dieser schwachen Kräfte genügte, um die Cornelius-Leute zur Räumuug der Gegend von Bethanien zu veranlassen. Die dringend notwendige Nachrichtenverbindung entlang der Etappenstraße wurde durch eine von Teilen der Eisenbahn-Baukompagnie unter Leutnant Osiander in kurzer Zeit hergestellte Telephonleitung nach Kubub vorbereitet und später durch eine von Leutnant v. Hoffmann angelegte Lichtsignallinie nach Keetmannshoop ergänzt. Im übrigen wurden zwischen Lüderitzbucht—Kubub Wasser- und Futterstationen**) in Grasabladeplatz und Ledderkop, zwischen Kubub und Keetmannshoop vorläufig nur eine Zwischenstation in Bethanien errichtet, die auch dann noch die Sicherung der Transporte zu übernehmen hatte, als die eigentlichen Nachschubtransporte auf den Weg über Brackwasser verwiesen wurden. Auf der ganzen Linie wurde mit der Verbesserung der Wasserverhältnisse begonnen, aber die Erfolge blieben, wie bei der unzureichenden Stärke des verfügbaren Personals und Materials nicht anders zu erwarten, gering. Nur an wenigen Stellen, wie z. B. bei Kubub, gelang es verhältnismäßig bald, genügend Wasser zu erschließen. An anderen Stellen blieb der Erfolg entweder ganz aus oder das zu Tage geförderte Wasser war brackig, d. h. für Menschen und Tiere

*) Das letzte Stück der Etappenstraße sollte von Keetmannshoop aus gesichert werden. An Stelle der 3. Ersatzkompagnie, die sehr bald nach Keetmannshoop vorgezogen und als Feldtruppe verwendet wurde, traten erst Teile der Eisenbahn-Baukompagnie und ein Burenkommando, im Dezember die 4. Ersatzkompagnie.

**) Hauptsächlich für schlappe Tiere.

gesundheitsschädlich. Nimmt man hinzu, daß das einheimische Fahrer- und Tiermaterial den Bedarf nicht entfernt deckte und daß dieses wie im Norden durch sogenannte Buren von sehr verschiedener Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit sowie durch eingeführte, durch die Seefahrt geschwächte Tiere ergänzt werden mußte, so konnte es nicht wundernehmen, daß die Betriebsergebnisse den gehegten Erwartungen nicht entsprachen.

Zwischen den Anforderungen an den Nachschubbetrieb und seinen Leistungen besteht von vornherein ein Mißverhältnis.

Dabei stiegen die Anforderungen rasch. Hatte man anfangs mit einem Bedarf von drei Wagen täglich gerechnet, so wurde sehr bald allein für den Verpflegungsnachschub ein Mehrbedarf von sieben Wagen festgestellt, eine Zahl, die der Bai-Weg dauernd nie leisten konnte und tatsächlich auch nie geleistet hat. Mit Mühe gelang es nach Durchführung der größeren Truppentransporte und nach Erbohrung weiterer Brunnen — namentlich in Ukama — die Zahl der täglich verkehrenden Wagen auf fünf zu steigern. Die Deckung des weiteren Bedarfs wurde versucht, indem man die Zufuhr in das nördliche und östliche Nama-Land von vornherein vom Herero-Lande her bewirkte. Trotz dieser Einschränkung wurde schon Ende November 1904 die Einfuhr von über 100 Ochsenwagen mit rund 3000 Tieren notwendig, von denen es zweifelhaft war, ob sie auf dem Bai-Wege Wasser und Weide finden würden.

Die Erbauung einer Bahn Lüderitzbucht—Kubub wird beantragt. Ende 1904.

So drängte sich allen Stellen, dem militärischen Leiter der Südetappe, dem ihm zugeteilten Intendanturrat, dem Führer der Südtruppen und dem Kommandeur der Schutztruppe, immer von neuem der von Anfang an ins Auge gefaßte Bau einer Feldbahn, zunächst wenigstens bis Kubub, als einzig wirksame Aushilfe auf und fand in wiederholten Anträgen und Berichten an die heimischen Behörden Ausdruck. Welche besonderen Umstände das Hauptquartier veranlaßten, von dem — auf einem europäischen Kriegsschauplatze selbstverständlichen — Bau auf eigene Verantwortung abzusehen, und welche Verhältnisse den Bau der im Interesse des Schutzgebiets natürlich bei weitem vorzuziehenden Kapspurbahn*) bis fast zum Schluß des Hottentotten-Aufstandes verzögerten, entzieht sich der Erörterung an dieser Stelle. Die Nachteile, die mit diesem Aufschub für die deutsche Kriegführung und für die Finanzwirtschaft des Reiches verknüpft waren, sind bekannt.**) Hier aber mag darauf hingewiesen werden, daß die Hauptleute Trott und Schulze des Eisenbahn-Bataillons auf Veranlassung der Leitung der Südetappe schon Mitte November 1904 mit den Erkundungen der Bahnstrecke Lüderitzbucht—Kubub begonnen, bis Mitte Dezember desselben Jahres die Durchführbarkeit des Bahnbaus festgestellt und die Linienführung — über Kuikop—Kaukausib nach Aus — im allgemeinen bestimmt hatten. Der Versuch, einen günstigeren Weg unter Vermeidung der schlimmsten Dünen und Steigungen von der Küste südlich Lüderitzbucht aus zu finden, war gescheitert. Die Bauzeit für die

*) 1,067 m.

**) Im Sommer 1905 wurde von der Intendantur der Südetappe festgestellt, daß die Etappenstrecke Lüderitzbucht—Kubub damals bereits 40 Millionen Mark verschlungen hatte, während der Bahnbau 9 Millionen kosten sollte.

gewählte Linie schätzte Hauptmann Schulze bei Verwendung von drei Eisenbahn-Baukompagnien und der entsprechenden Zahl Hilfsarbeiter auf 6 Monate, so daß also Mitte 1905 der schwierigste Teil des Bai-Weges für den Wagentransport weggefallen wäre.

Da hiervon zunächst keine Rede sein konnte, wurde versucht, die Leistungen des Etappenbetriebes in der begonnenen Weise zu erhöhen. Zu diesem Zweck wurde in der Heimat ein besonderes Etappenkommando Süd*) in der Stärke von 18 Offizieren, Sanitätsoffizieren und Beamten mit dem nötigsten Unterpersonal aufgestellt, das unter Führung des Majors im Generalstabe Buchholtz am 12. Dezember in Lüderitzbucht eintraf. Major Buchholtz löste dort den Major Lequis ab, der zunächst noch die Gelegenheit benutzte, die in der Entstehung befindliche Etappenlinie zu bereisen und an Ort und Stelle helfend und bessernd einzugreifen. Mit dem Etappenkommando Süd traf gleichzeitig das IV. Bataillon 2. Feldregiments in Lüderitzbucht ein, dessen Landung und Mobilmachung die schwachen Kräfte der dortigen Etappenkommandantur längere Zeit in Anspruch nahm.

Die Verbesserungen, die sich vor Eintreffen weiteren Personals durchführen

---

*) **Zusammensetzung des Etappenkommandos Süd.**

Kommandant: Major Buchholtz.
Generalstab: Hauptmann Wobring (von Dezember 1905 ab stellvertretender Kommandant).
Adjutant: Leutnant Dannert, von Dezember 1904 ab Oberleutnant Lindemann, von Februar 1905 ab Oberleutnant Anz.
Ordonnanzoffizier: Oberleutnant Stach.
Gerichtsoffizier: Leutnant v. Marées.
Intendantur: Intendanturrat Lueck,
Intendanturassessor Dr. Bothe,
" Dr. Jacobs.
Kassenverwaltung: Zahlmeister Beyer,
später Zahlmeister Kloy.
Munitionsdepot: Feuerwerksleutnant John.
Feldlazarettdirektor Süd: Oberstabsarzt Dr. Duden,
später Oberstabsarzt Dr. Schelle.
Veterinär: Stabsveterinär Hancke.

Etappentruppen.

IV. (Fuhrpark-) Kol. Abt.
Leutnant v. Hauenschild,
später Hauptmann Raila.



2. Eisenb. Baukomp.
Hauptmann Schultze.



4. Ersatzkompagnie
Oberleutnant v. Dewitz.



Feldlazarett XII.
Stabsarzt Dr. Braasch.



Scheinwerferabteilung.
Oberleutnant Stach,
später Oberleutnant Hoelscher.



Pferdedepot Süd
Oberleutnant Pörting.



ließen, hielten sich in engen Grenzen. Man mußte sich darauf beschränken, die Strecke Lüderitzbucht—Kubub, die in gewöhnlichen Zeiten die landeskundigen Frachtfahrer nur einmal im Jahre mit ausgesuchten Tieren und unter besonderen Vorsichtsmaßregeln passierten, durch Ausbau der erwähnten Futter- und Tränkstationen, auch für die neugebildeten Ochsenwagenkolonnen gangbar zu machen. Eine Beaufsichtigung der Frachtfahrer und ein Schutz der Etappenlinie gegen etwaige — zum Glück ausbleibende — Unternehmungen der Hottentotten war zunächst nicht zu erreichen. Von den angestellten Versuchen zur besseren Ausnutzung der Leistungen der Tiere hatte nur die Einführung des Ochsenkarrens an Stelle der schweren Wagen einen gewissen Erfolg. Die ebenfalls versuchte Verwendung von Ochsen als Tragetiere mußte sofort wieder aufgegeben werden. Das Etappenkommando mußte sich im übrigen darauf beschränken, durch eingehende Belehrungen und Anweisungen die durchmarschierenden Truppen und die Frachtfahrer bei der Überwindung der Schwierigkeiten zu unterstützen. Weitere Verbesserungen und Erhöhungen der Betriebsleistungen blieben dem Jahre 1905 vorbehalten.

3. Die Entwickelung der Südetappe im Jahre 1905.

Ankunft der Etappentruppen. Januar 1905

Anfang 1905 trafen nach und nach die für die Südetappe bestimmten Truppen ein: die 1. Etappenkompagnie, ein Feldlazarett, die IV. (Fuhrpark-)Kolonnen-Abteilung, das Pferdedepot Süd, der Sanitätsfuhrpark Süd, die Verstärkung des Sanitätspersonals, die 2. Scheinwerfer-Abteilung und im Laufe des August die 5. Etappenkompagnie.

Trotz dieser namhaften Verstärkungen, zu denen noch abgegebene Teile der Ergänzungstransporte und einzelne den Transporten angegliederte Offiziere und Beamte hinzuzurechnen sind, blieb das Mißverhältnis zwischen den sich häufenden Anforderungen und der Leistungsfähigkeit der Südetappe bestehen.

Stellung und Aufgabe des Etappenkommandos Süd.

Die Aufgabe des Etappenkommandos Süd war anfangs so gedacht gewesen, daß dieses die Versorgung des ganzen südlichen Kriegsschauplatzes übernahm. Nur die Anfuhr der Etappen- und Truppenbedürfnisse nach Lüderitzbucht und an die englische Grenze wollte das Etappenkommando Nord im Verein mit dem Oberkommando der Schutztruppen und dem Kaiserlichen Generalkonsulat in Kapstadt bewerkstelligen. Diese Organisation, bei der die Leitung des Etappendienstes in allen Teilen dem in Windhuk verbliebenen Etappenkommandeur vorbehalten blieb, ließ sich indessen nicht durchführen.

Zunächst verboten es die anfangs sehr mangelhaften Nachrichtenmittel, daß der Leiter der Südetappe über Keetmannshoop hinaus Einfluß auf die im Osten und Süden des eigentlichen Südens vorhandenen Magazine und sonstigen Einrichtungen zur Verpflegung der Truppe gewann. Auch der für den Verpflegungsdienst im Süden

immer wichtiger werdende Grenzverkehr ließ sich von dem Sitz der Südetappe, Lüderitzbucht, aus nicht leiten, zumal eine Kabelverbindung nach Swakopmund und Kapstadt fehlte, und der Verkehr teils durch gemietete Depeschenboote, teils durch die sonst dorthin abgehenden Dampfer bewirkt werden mußte. Für diesen Teil des Nachschubwesens übernahm deswegen das Hauptquartier bald nach seiner Übersiedelung nach Keetmanshoop im Juni 1905 die Leitung tatsächlich selbst oder übertrug die Bearbeitung aller Einzelheiten der neugebildeten „Südintendantur".

Auf diese Weise beschränkte sich die Tätigkeit des Kommandos der Südetappe auf die Gebiete, die sich durch den Betrieb auf dem Bai-Wege ganz oder teilweise versorgen ließen, d. h. auf den südlichen Teil des Bethanier-Landes, das untere Fisch-Fluß-Gebiet und die Gegend von Keetmanshoop. Auch so waren die Anforderungen an die Umsicht und Arbeitskraft des Etappenleiters und seines ständig anwachsenden Stabes sehr groß und machten schon nach kurzer Zeit die Zuteilung eines zweiten Generalstabsoffiziers notwendig. Dieser, Hauptmann Wobring, mußte im Dezember 1905 an Stelle des krank in die Heimat zurückkehrenden Majors Buchholtz die Leitung der Geschäfte übernehmen und führte sie selbständig bis zum Ende des Krieges.

Ungünstige Ressortverhältnisse.

Eine besondere Erschwerung des Geschäftsganges lag darin, daß das Hauptquartier nach seiner Übersiedelung nach Keetmanshoop sich naturgemäß in vielen Angelegenheiten unmittelbar an die Südetappe wandte, daß diese aber trotzdem dauernd dem Etappenkommando Nord unterstellt und in allen wichtigeren Angelegenheiten an dessen Entscheidung gebunden blieb. Dadurch wurde das Schreibwerk ganz erheblich vermehrt und der ganze Dienstbetrieb wesentlich verlangsamt, ohne daß die der Selbsttätigkeit der Südetappe gezogene Grenze sich in vollem Maße hätte einhalten lassen. Wenn die aus diesen Verhältnissen entspringenden Schwierigkeiten und Hemmungen keinen größeren Schaden hervorriefen, so ist dies in erster Linie der Umsicht, der Arbeitskraft und Verantwortungsfreudigkeit des Majors Buchholtz zu danken, während dessen Kommandoführung sie sich bei dem allmählichen Anwachsen der Geschäfte am meisten fühlbar machten. Anderseits war es notwendig, daß eine Behörde die Bestellungen im Auslande und in der Heimat einheitlich regelte und für die Anwendung übereinstimmender Verwaltungsgrundsätze sorgte. Es bleibt aber fraglich, ob nicht an Stelle des weit entfernten Etappenkommandos Nord besser eine andere Stelle, z. B. der Feldintendant des Hauptquartiers, getreten wäre.

Die Tätigkeit der IV. (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung.

Von den Formationen, die der Südetappe überwiesen wurden, war die IV. (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung, abgesehen von den an Lüderitzbucht mehr oder minder gebundenen Truppenteilen,*) die einzige, die dauernd dem Etappenkommando Süd unterstellt blieb. Anfangs nur 5 Offiziere und 68 Mann stark, sollte

*) 2. Eisenbahn-Baukompagnie, Scheinwerfer-Abteilung, Pferdedepot Süd.

die Abteilung, die kurze Zeit von Hauptmann Breiderhoff, später bis März 1906 von Leutnant v. Hauenschild befehligt wurde, in ähnlicher Weise wie die Kolonnen-Abteilungen auf dem nördlichen Kriegsschauplatze den gesamten Nachschub durch die ihr zugeteilten Privat- oder Regierungsfrachtfahrer ausführen, während die Intendantur der Südetappe die Regelung der Zufuhr, die Zusammenstellung der Transporte, die Beladung der Wagen nach den Anforderungen der Truppe und den Weisungen des Etappenkommandos zu veranlassen hatte. Zu den Aufgaben der Abteilung gehörte, streng genommen, nicht nur die Besetzung aller Durchgangsstationen mit dem zur Beaufsichtigung der Frachtfahrer notwendigen Personal, sondern auch die Stellung der Wagenbegleiter, die Sicherung der Transporte, die Verwaltung der Wagen- und Tierbestände und die Erledigung des Postdienstes. Hierzu war aber die Abteilung nach Abgabe mehrerer Leute an das Viehdepot und an sonstige Einrichtungen in Lüderitzbucht und in den anderen wichtigeren Stationen völlig außerstande. Man bedenke dabei, daß die Etappenstraße nach Keetmannshoop über 400 km lang ist, und daß auf ihr beim Eintreffen der Abteilung bereits einige 200 Wagen verkehrten. Bei der Schwäche und dem dauernden Wechsel der sonstigen Etappentruppen war eine Aushilfe durch diese ausgeschlossen. Nur ein Teil der Besatzungen der größeren Stationen wurde von den Etappentruppen gestellt. Auch die im September 1905 vorgenommene Verstärkung der Abteilung um über 100 Mann reichte nur eben hin, um die entstandenen Lücken auszufüllen. Die Abteilung mußte sich auch dann noch auf den Dienst in den Viehdepots, das Vormelden der Kolonnen, das Verbrennen der Tierleichen, das Einsammeln zurückgelassener Tiere und Güter, die Ausführung der Postpatrouillen, gelegentliches Patrouillieren gegen den Feind und auf den notwendigsten Polizeidienst entlang der Marschstraße beschränken. Mannschaften zur Bedeckung der Transporte und Beaufsichtigung der Frachtfahrer konnten fast nie gestellt werden.

Den eigentlichen Transportdienst besorgten dauernd angeworbene Treiber (Buren) und sonstige Frachtfahrer. Schon im Juni 1905 war das angeworbene Personal auf rund 1100 Köpfe angewachsen. Auch die Zahl der Tiere nahm ständig zu und betrug Mitte 1905 schon mehrere Tausende. Für solche Massen waren Wasser und Weide auch zwischen Kubub und Keetmannshoop nicht vorhanden, der Hauptvorteil der Ochsen, daß sie wenigstens zum Teil ihren Unterhalt aus dem Lande zogen, wurde damit hinfällig. Zwischen Kubub und der Küste, wo alle Tiere von vornherein vollkommen auf Zufuhr angewiesen waren, wurden die Ochsen schon im Frühjahr 1905 auf Veranlassung des Majors Buchholtz durch die leistungsfähigeren und härteren Maultiere ersetzt. Um die Nutzlast der Kolonnen nicht durch die Mitgabe von Verpflegung für die eigenen Tiere noch weiter zu beschränken, wurden im März 1905, ebenfalls auf Anregung des Majors Buchholtz, Kamele eingeführt, die bei ihrer großen Bedürfnislosigkeit auch da noch etwas zum Fressen fanden, wo

die Weide für die Ochsen aufgehört hatte, und die 3 bis 4, im Notfall sogar 5 bis 6 Tage ohne Wasseraufnahme arbeiten konnten, ohne Schaden zu nehmen.

Tierverluste steigern die Unkosten des Bai-Weg-Betriebes ins Ungemessene.

Trotz aller Fürsorge waren die Verluste an Tieren ungeheuer. Durch die Seereise heruntergebracht und ungenügend für ihre Aufgabe vorbereitet, mußten die Tiere meist übereilt in einen aufs äußerste angespannten Betrieb eingestellt werden, bei dem von den landesüblichen Ruhepausen keine Rede sein konnte, wenn man nicht Unterbrechungen in der Zufuhr eintreten lassen wollte. Hunderte fielen monatlich infolge von Erschöpfung. Das aus den verschiedensten Gegenden zusammenströmende Tiermaterial brachte zudem, wie nicht anders zu erwarten, Ansteckungskeime der verschiedensten Art mit. Lungenseuche bei den Ochsen, Rotz bei den Maultieren, unaufgeklärte Krankheiten bei den Kamelen flackerten immer wieder auf. Im November 1905 stellte sich am Bai-Wege auch noch die Rinderpest ein, so daß der gerade anwesende stellvertretende Kommandeur der Schutztruppe, Oberst Dame, sich genötigt sah, Hunderte von Tieren töten und den Ochsenbetrieb auf der Strecke Kubub—Kuibis für mehrere Wochen einstellen zu lassen.

Viele Tiere verschwinden durch „Vereinnahmung" aus dem Etappendienst.

Was von den Tieren nicht den Anstrengungen und den Seuchen zum Opfer fiel, mußte häufig an die Truppe abgegeben werden, wenn diese infolge Verlust oder Erschöpfung ihrer Tiere in ihrer Bewegungsfähigkeit beeinträchtigt war. Andere Tiere mußten ihre Lasten weit über ihr eigentliches Ziel, Keetmannshoop, hinaus den Truppen unmittelbar zuführen und verschwanden damit unvermutet aus dem Verbande der Kolonnen-Abteilung. Waren solche „Vereinnahmungen" auch im taktischen Interesse oft unvermeidlich, so störten sie andererseits den Nachschubbetrieb in einer äußerst empfindlichen Weise und warfen die sorgfältigsten Berechnungen über den Haufen, zumal die Kolonnen-Abteilung derartige Abgänge meist spät oder gar nicht erfuhr.

Alle diese Verluste drückten sich aus in einem monatlichen Ersatzbedarf der Kolonnen-Abteilung von 250, später 375 Tieren (= etwa 200 000 Mark). Rechnet man dazu, daß die geschilderten Unzuträglichkeiten mit dem Treiberpersonal*) sich bei der Südetappe umso viel schlimmer bemerkbar machten, als die Aufsicht geringer und die Schwierigkeiten größer waren wie im Norden, so erscheint es nicht verwunderlich, daß die ursprünglich angenommene Leistung des Bai-Weg-Betriebes**) fast nie erreicht wurde; sie sank im November 1905, als sich die Schwierigkeiten zu einer vollkommenen Nachschubkrise steigerten, auf die Hälfte. Es war eine Sysiphus-Arbeit im wahrsten Sinne des Wortes, die die Offiziere und Mannschaften der Kolonnen-Abteilung und die Offiziere und Beamten der Etappe am Bai-Wege verrichteten, und die Leistungen aller Beteiligten, insbesondere auch die in allen Berichten betonte Hingabe der Mannschaften an ihren Dienst, verdienen die Bewunderung jedes deutschen Soldaten.

---

*) 1908, 2. Heft, Seite 346.
**) Seite 1709.

Unter diesen Umständen muß es als ein großes Glück bezeichnet werden, daß eine ernsthafte Störung des fast vollkommen ungeschützten Betriebes durch den Feind kaum stattfand. Wohl kreuzte Cornelius im Verlauf seiner Züge mehrmals den Bai-Weg, wohl streiften aus dem Bethanier-Lande Witbois und von den Kleinen Karras-Bergen her Bondels-Banden gegen ihn, wohl fielen diesen namentlich im Oktober 1905 einzelne Patrouillen und Transporte der Südetappe zum Opfer,*) aber eine Unterbrechung der Zufuhr trat nicht ein. Nur der sogenannte südliche Bai-Weg, der Wegezug über Haries nach Naiams, mußte wegen der dauernden Bedrohung und des Mangels an Etappentruppen unbenutzt bleiben.

Die Hottentotten stören die Zufuhr nur gelegentlich.

Dagegen stellten die häufig in unmittelbarer Nähe der Etappenlinie sich abspielenden Operationen selbst wiederholt Anforderungen an die kriegerische Tätigkeit der Etappentruppen. Zunächst zog Oberst Deimling im Februar/März Teile verschiedener Etappenformationen zu seiner Unternehmung gegen Morenga heran und bildete im wesentlichen aus ihnen die Kompagnie Stocki, die an dem Erfolge des Zuges ihren redlichen Anteil hatte. Dann hatte das Patrouillengefecht bei Gawaoab, in dem der Leutnant Bandermann**) in tapferem Kampfe gegen Cornelius fiel, das Vorgehen der bisher am östlichen Teile des Bai-Weges stationierten 1. Etappenkompagnie in das Bethanier-Land und deren Verwendung in den Kämpfen auf der Zwiebel-Hochebene und im Fisch-Fluß-Tale zur Folge. Sie schied damit für immer aus dem Verbande der Südetappe aus und hat später nur noch gelegentlich im äußersten Süden und Osten eine ihrem Namen entsprechende Verwendung gefunden. Auch von der 4. Ersatzkompagnie haben immer wieder größere und kleinere Teile unter dem Oberleutnant v. Dewitz, den Leutnants v. Elpons und Frhr. v. Crailsheim in die vielfachen Kämpfe eingegriffen, deren Schauplatz das südwestliche Bethanier-Land zu verschiedenen Zeiten des Jahres 1905 und Anfang 1906 war. Die im Oktober 1905 zur Verfolgung des Cornelius zusammengestellte Kompagnie Lettow bestand großenteils aus Mannschaften der Etappe. Während der ersten Operationen gegen Cornelius sah sich der Leiter der Südetappe, Major Buchholtz, selbst veranlaßt, an Stelle des noch nicht eingetroffenen Majors Taeubler die Führung der Operationen zu übernehmen und längere Zeit das Zusammenwirken der getrennten Abteilungen zu leiten.

Anteil der Südetappe an den Operationen.

War für die Offiziere und Mannschaften der Etappe diese gelegentliche Beteiligung an den Operationen eine bei allen Entbehrungen und Gefahren erfrischende und mit Freuden begrüßte Abwechselung, so bedeutete sie doch für den Betrieb natürlich eine empfindliche Störung. Auch den unvermeidlichen plötzlichen Anforderungen an Tieren und Material, die sich aus den in der Nähe der Etappenstraße abspielenden Operationen ergaben, war es oft sehr schwer nachzukommen. Dies galt besonders von der Zeit, als im Juli/August ein sehr großer Teil der Schutztruppe im Bethanier-

*) 1907, 3. Heft, Seite 541. — **) 1907, 2. Heft, Seite 333.

Lande gegen die Witbois zusammengezogen war. Es verdient alle Anerkennung, wenn die Südetappe allen diesen Anforderungen mit wenigen Ausnahmen gerecht wurde.

Tätigkeit der Verkehrstruppen im Gebiet der Südetappe. Von den übrigen Truppen der Südetappe baute die größtenteils am Bai-Wege stationierte 2. Feldtelegraphen-Abteilung im Laufe des Jahres die Telegraphenlinie Lüderitzbucht—Keetmannshoop aus und bewältigte den dauernd sehr lebhaften Verkehr auf ihr. Außerdem half sie vielfach beim Stations- und sonstigen Etappendienst aus.

Der 1. Eisenbahn-Baukompagnie, deren Führung an Stelle des im August krank nach Deutschland zurückkehrenden Hauptmanns Schulze Hauptmann v. Puttkammer übernahm, fiel dauernd die Hauptlast des Etappendienstes in Lüderitzbucht zu. Die großartige Entwickelung des Ortes, die Anlage der verschiedensten Garnisonanstalten, die Vervollkommnung der Hafeneinrichtungen, die nach Herstellung zweier Landungsbrücken im Robert-Hafen und Bau eines weitverzweigten Förderbahnnetzes allen denkbaren Anforderungen entsprachen, ist größtenteils ihr Werk. Daneben unterstützte sie dauernd die von der Reichsregierung mit den weiteren Vorbereitungen für den Bahnbau betrauten Ingenieure der Firma Lenz. Als dann schließlich im Dezember des Jahres wenigstens die Strecke bis Kubub bewilligt wurde, war damit nicht nur für die ganze Etappe ein Ausblick auf eine wirksamere und rationellere Arbeit gegeben, sondern auch ein Werk gesichert, für das die Eisenbahn-Baukompagnie und ihre Offiziere den Grund gelegt hatten.*) Die Kompagnie bereitete den Bahnbau bereits in den letzten Monaten des Jahres 1905 durch Sprengungen an den schwierigsten Stellen der Strecke vor.

Das Pferdedepot. Eine nicht minder umfassende Tätigkeit entwickelte das Pferdedepot Süd, das unter Leitung des Oberleutnants Poerting die Hunderte und aber Hunderte von Pferden, Maultieren und Eseln**), die in Lüderitzbucht gelandet wurden, zu übernehmen, zu untersuchen und teils selbst ins Innere abzutransportieren, teils die von anderen Truppen auszuführenden Transporte vorzubereiten hatte — mit geringem militärischem und zahlreichem angeworbenem Personal keine kleine Aufgabe. Insbesondere erwies sich das Heranbringen der Tiere an ihren Bestimmungsort mit vielfach ungeübtem Personal sehr schwierig. Mehr als ein Transport, bei dem unzweckmäßige Marschzeiten gewählt oder sonst etwas versehen wurde, hatte erhebliche Marschverluste.

Gesundheitsverhältnisse, Tätigkeit des Sanitätspersonals. Erschwert wurde die Arbeit der Etappentruppe durch die ungünstigen klimatischen Verhältnisse, unter denen sie zumal in Lüderitzbucht und Kubub zu leiden hatte. War es in Lüderitzbucht die fast immer naßkalte Witterung, die den Krankenstand erhöhte, so wirkte in Kubub die bedeutende Höhe, auf den anderen Stationen die

*) Infolge des größeren Wasserfassungsvermögens der Kapspur-Lokomotiven (im Vergleich zu denen der Feldbahn) konnte eine die ursprüngliche Trace um fast 30 km abkürzende Linie nördlich an Tschaukaib vorbei gewählt werden.

**) Soweit letztere beiden Tierarten nicht sofort an die IV. Kolonnen-Abteilung übergingen.

vollkommen ungenügende Unterbringung nachteilig auf den Gesundheitszustand ein. Auch der Typhus forderte namentlich in Lüderitzbucht wenigstens eine Zeit lang zahlreiche Opfer. Erst allmählich gelang es der eifrigen Tätigkeit der beiden Garnisonärzte und der Ärzte des in Lüderitzbucht stationierten Feldlazaretts XII der Seuche Herr zu werden, wie sie auch durch rechtzeitige und durchgreifende Maßnahmen die eine Zeitlang drohende Gefahr einer Einschleppung der Beulenpest glücklich abwandten. Auch in den übrigen Stationen und Lazaretten arbeiteten Ärzte und Sanitätsmannschaften mit immer gleicher Hingabe vielfach unter den schwierigsten Verhältnissen. „Was ich von den Leistungen der Sanitätsoffiziere auf dem Schlachtfelde gehört und in den Krankenanstalten des Südens gesehen habe, hat mich mit hoher Bewunderung und Achtung erfüllt", berichtet ein Beamter des Auswärtigen Amts, nachdem er die aus brüchigen Zelten oder zusammengenagelten Kistenbrettern hergerichteten Lazarette besichtigt hatte, in denen unsere Ärzte die schwersten Verwundungen und die ansteckendsten Seuchen zu behandeln hatten.

Der Wirkungsbereich der Nordetappe wird ausgedehnt.

Als infolge der Truppenverschiebungen in der zweiten Hälfte des Jahres 1905 die Ansprüche an die Etappe immer mehr wuchsen und sich der Schwerpunkt der Operationen stetig weiter nach Süden verschob, mußte der Wirkungsbereich der Nordetappe, der ursprünglich nur bis Gibeon und bis ins Auob-Tal reichte, bis Keetmanshoop ausgedehnt werden. Die Zufuhr auf diesem Wege vollzog sich, abgesehen von gelegentlichen Störungen durch Witbois und Cornelius-Leute, dank den reicheren Hilfsmitteln der Nordetappe und den günstigeren Wegeverhältnissen ziemlich glatt, stellte sich aber wegen der größeren Entfernung noch um die Hälfte teurer als der von Lüderitz-Bucht her (90 Mark gegen 60 Mark für den Doppelzentner).

Zufuhr aus dem Kaplande.

Die Einfuhr über die englische Grenze wurde durch eine Reihe von Etappenmagazinen vermittelt, die an den wichtigsten Übergangspunkten, Ramansdrift, Hasuur, Dawignab, Ukamas, zeitweise auch Schuitdrift, sich meistens im Anschluß an frühere Stationen der alten Schutztruppe entwickelten. Diese wurden durch abkommandierte Mannschaften aus der Truppe, aus den Lazaretten entlassene „Etappendienstfähige", gelegentlich auch durch geschlossene Feld-Truppenteile besetzt.

Im Kaplande übernahm die Regelung der gesamten Zufuhr das Generalkonsulat in Kapstadt (Generalkonsul v. Jacobs, später Frhr. v. Humboldt-Dachroeden). Versuche, durch unmittelbare Verhandlungen mit deutschen und englischen Lieferanten die nötigen Zufuhren sicherzustellen, mußten aus politischen Rücksichten, und weil die Eifersucht der Lieferanten immer wieder zu Schwierigkeiten bezüglich der Beschaffung der Transportmittel und der Grenzbehandlung führte, aufgegeben werden. Auch die Entsendung des Intendanturrats Köstlin nach Steinkopf mußte aus denselben Gründen rückgängig gemacht werden. So blieb schließlich nur die Inanspruchnahme des Generalkonsulats übrig, das, nur unterstützt von einzelnen mit dem Tierankauf betrauten Offizieren und Veterinären und einigen Intendanturbeamten, über zwei Jahre lang

Ankaufs- und Vermittelungsgeschäfte größten Umfangs und die auf viele Millionen sich belaufenden Abrechnungen besorgte. Im ganzen wurden von dem Generalkonsulat allein im Jahre 1905 108 Dampfer gechartert, 55 500 Stück Vieh auf dem Seewege, 15 000 bis 20 000 Stück auf dem Landwege nach dem Kriegsschauplatze abgesandt und die Lieferung von 5000 bis 6000 Wagen, von Geschirren, von Trinkwasser für Lüderitzbucht, von Pontons, Eisenbahn-, Telegraphen-, Lazarett-, Baumaterial und Verpflegungsgegenständen aller Art vermittelt.

Ging die Zufuhr auf dem Seewege verhältnismäßig einfach von statten, so erforderte die Heranschaffung der Tiere und Güter über Land, die für die Schutztruppe wegen der Transportschwierigkeiten innerhalb des Schutzgebiets besonders wichtig war, sehr eingehende und sorgfältige Maßnahmen. Sie geschah über Port Nolloth—Steinkopf nach Ramansdrift, über Victoria-West—Kenhart nach Schuitdrift, über Prieska—Upington nach den Stationen Ukamas, Dawignab, Hasuur oder schließlich über Vryburg durch die Kalahari nach Hasuur und dauerte je nach dem gewählten Wege 2 bis 6 Wochen.

Skizze 54.

Den Ankauf der zahlreichen und wertvollen Güter mußte das Generalkonsulat einer Anzahl von Privatfirmen überlassen, da die dauernde Tätigkeit einer aus Offizieren, Intendanturbeamten und Veterinären zusammengesetzten, durch landeskundige Kaufleute verstärkten Kommission sich bei den im Kaplande herrschenden Neutralitätsanschauungen von selbst verbot. So mußte von einer sachgemäßen Prüfung der Güter vor ihrer Absendung meist abgesehen und auch später auf eine strenge Abnahme verzichtet werden, da eine solche die an sich mit großem Risiko arbeitenden Firmen abgeschreckt und zu politischen Gegenwirkungen geführt hätte. Es war unter diesen Umständen unvermeidlich, daß die durch den langen Landtransport und den Unternehmergewinn sehr verteuerten Lieferungen mehr als einmal den zu stellenden Anforderungen nicht entsprachen. Insbesondere galt dies von einzelnen Verpflegungsmitteln und von Bekleidungsstücken.

Immerhin hätte man diese Mängel noch gern in Kauf genommen, war man doch auf die kapländische Zufuhr unbedingt angewiesen; störender war, daß die Lieferungen sehr unregelmäßig ankamen und oft ganz zu versagen drohten. Dies lag, abgesehen von der auch im Kaplande geltenden Unzuverlässigkeit der Landtransporte, daran, daß die Zufuhr wiederholt durch teilweise oder allgemeine Grenzsperren seitens der kapländischen Regierung unterbunden wurde. Diese, teils durch Konkurrenzkämpfe der an den Lieferungen beteiligten Firmen, teils durch Furcht vor Einschleppung von Viehseuchen, Rücksichten auf die eigene Eingeborenenbevölkerung, besondere Auffassung der Neutralitätspflichten und gelegentlich auch durch die offene Frage der Bezahlung der Kosten für die Verpflegung der im Kapland untergebrachten Flüchtlinge hervorgerufen, machten die Zufuhr aus dem Kaplande stets zu einem unsicheren Faktor in der Kriegführung und verteuerten den Betrieb wesentlich. Es ist

ein besonderes Verdienst des Generalkonsulats, daß es ihm immer wieder gelang, die Öffnung der Grenze oder die Ausstellung von Erlaubnisscheinen, sogenannten Permits, wenigstens für bestimmte Gegenstände und Mengen, zu erwirken.

Im allgemeinen vollzog sich die Zufuhr im Osten, die von den gut eingearbeiteten Firmen Spilhaus (Kapstadt) und Hesselmann (Keetmannshoop) besorgt wurde, glatt, trotz der großen Transportschwierigkeiten auf den wasser- und weidearmen Strecken von Vryburg und Upington nach der deutschen Grenze, an der wichtigsten Übergangsstelle, Ramansdrift, dagegen stockte sie immer wieder infolge der hier besonders strengen Handhabung der Grenzbestimmungen, wegen des Mangels an Transportmitteln, die die konkurrierenden Firmen der hier für Deutschland arbeitenden Southwest African Territories Company immer wieder abspenstig machten, und wegen Schwierigkeiten, die zwischen dem Generalkonsulat und dieser Firma selbst sich geltend machten. Alle Bemühungen des Vertreters des Generalkonsulats, Captains Fenn, und des Etappenkommandanten von Ramansdrift, Leutnants a. D. v. Quitzow, blieben vergeblich. Erst dem Legationsrat v. Jacobs, der nach Ankunft seines Nachfolgers in Kapstadt Anfang 1906 das südöstliche Grenzgebiet bereiste, gelang es nach langwierigen und heiklen Verhandlungen mit den englischen Behörden eine Besserung herbeizuführen. Legationsrat v. Jacobs durchzog alsdann, nur von wenigen Leuten begleitet, den noch in vollem Aufstande befindlichen Südosten des Schutzgebiets und war mit Erfolg bemüht, durch persönliche Rücksprache mit den deutschen Etappen- und Kommandobehörden und den Lieferanten die Zufuhrverhältnisse zu verbessern. Er hat damit, wie das Generalkonsulat überhaupt, der Schutztruppe und dem Vaterlande wesentliche Dienste geleistet.

Die deutschen Magazine und Transporte werden von den Hottentotten verhältnismäßig wenig belästigt.

Die Verwertung der eingeführten Vorräte geschah in der Weise, daß die Grenzmagazine sie nach Bedarf mit Hilfe der bei ihnen angesammelten Fuhrparks entweder den Truppen unmittelbar oder den im Innern gelegenen Magazinen, in erster Linie Kalkfontein und Warmbad, zuführten. Es ist auffallend, daß sowohl die gelegentlich nur sehr schwach besetzten Magazinorte als die mit geringer Bedeckung marschierenden Transporte verhältnismäßig selten von den Hottentotten belästigt wurden. Man gewinnt fast den Eindruck, als ob diese planmäßig ihre Überfälle in erster Linie gegen die Pferde- und Viehposten der Truppe gerichtet hätten, um diese operationsunfähig zu machen, daß sie aber die Bedeutung der Magazine und Transporte in ihrem vollen Umfange doch nicht erkannt haben.

Die Etappenstraße Ramansdrift—Warmbad.

An der Südgrenze blieben nach dem vergeblichen Angriff Morengas auf Warmbad im November 1904*) bis zum Auftreten von Cornelius und Morris im August 1905**) nicht nur die stärker besetzten Stationen Warmbad und Kalkfontein,

*) 1907, 1. Heft, Seite 126.
**) 1907, 3. Heft, Seite 557.

sondern auch Ramansdrift fast vollkommen unbelästigt, obwohl der Etappenkommandant, Leutnant a. D. v. Quitzow, dort dauernd nur über sehr wenige Mannschaften verfügte und selbst eine vorübergehende Vertreibung der Deutschen hingereicht haben würde, die Schließung der wichtigsten Übergangsstelle durch die Engländer zu veranlassen. Weder jetzt noch nach den Kämpfen bei Hartebeestmund erfolgte der oft angekündigte Angriff auf die deutsche Station. An der Etappenstraße nach Warmbad führten die Hottentotten zwar sowohl beim Durchzuge von Cornelius und Morris nach Norden als nach den Kämpfen bei Hartebeestmund manchen gelungenen Überfall aus, aber zu irgend einer größeren Unternehmung rafften sie sich auch hier nicht auf, namentlich solange nach Beendigung der Fisch-Fluß-Unternehmung und später nach den Hartebeestmund-Kämpfen stärkere deutsche Abteilungen Sandfontein, Alurisfontein und andere Posten besetzt hielten.

Die Etappenstationen im Osten. Der Raubzug der Bondelzwarts. September 1905.

Im Osten blieben die Etappenstationen ebenfalls, wohl infolge der Verluste, die Morenga bei den Kämpfen gegen Oberst Deimling und Major v. Kamptz gehabt hatte, lange Zeit unbelästigt. Sie konnten gelegentlich große Transporte an den Karras-Bergen vorbei bis nach Keetmanshoop durchbringen. Um so schmerzlicher waren die Verluste, die der plötzliche Bruch der Waffenruhe seitens der Bondelzwarts im September 1905 und ihr Zug aus den Karras-Bergen an den Oranje zur Folge hatte. Zwar wagten sich Johannes Christian und Morenga auch hierbei trotz einer nachgewiesenen Stärke von 550 Gewehren nicht an die größeren Stationen heran, obwohl z. B. der Kommandant des wichtigen Ukamas, Leutnant v. Eberstein, in der kritischen Zeit nur über 22 Gewehre verfügte, dafür aber einen Troß von 46 Ochsenwagen, rund 1400 Ochsen, 6—700 Pferden und Maultieren zu bewachen hatte. Umsomehr Glück hatten sie mit den kleinen Posten, auch ein Wagentransport der Etappe Ukamas fiel ihnen bei Heirachabis in die Hände.

Der Überfall von Jerusalem.

Aber auch da, wo die deutschen Etappenposten unterlagen, fielen sie nicht ruhmlos. So berichtet einer der Etappenkommandanten auf Grund von Angaben eines Augenzeugen über den Fall von Jerusalem am 6. Oktober**):

„Jerusalem war Pferdeposten der über 100 km entfernten Etappe Warmbad und mit 7 Mann unter Leutnant Surmann besetzt. Morenga hatte die kleine Station im Morgengrauen umstellt und begann um 7⁴⁵ Morgens das Feuer. Nachdem die Hälfte der Leute gefallen war, forderte Morenga die Station auf, sich zu ergeben. Er würde den Überlebenden nichts weiter tun. Leutnant Surmann gab die Antwort, indem er schoß, worauf Morenga mit 40 Mann stürmte, während seine übrigen Leute die Deutschen unter Feuer hielten. Im Handgemenge lagen sich Leutnant Surmann und Morenga auf 3 bis 4 Schritt im Anschlag gegenüber. Morenga war schneller als der Deutsche. Leutnant Surmann erhielt einen tödlichen Schuß durch

*) Hier gleichzeitig als Ergänzung zu 1907, Heft 3, Seite 559 etwas ausführlicher geschildert.

den Kopf. Die letzten beiden Leute wurden überwältigt und entwaffnet. Sie erhielten von Morenga die Erlaubnis, mit einem Schwerverwundeten nach Ukamas abzuziehen. So in heldenmütigem Kampfe und nicht durch Verrat ist dieser am weitesten nach Südosten vorgeschobene deutsche Etappenposten einem tapferen Feinde erlegen."

Die 1. und 5. Etappenkompagnie werden an die Ostgrenze verlegt.

Etwas mehr Sicherheit für die Etappenpostierungen im Südosten wurde dann dadurch erreicht, daß Teile der 1. Etappen-Kompagnie unter Oberleutnant Medding und bald darauf auch die 5. Etappen-Kompagnie unter Hauptmann Heuck dorthin verlegt wurden und namentlich auch dem ungehinderten Hin- und Herwechseln aller möglichen Elemente über die Grenze einigermaßen Einhalt taten.

Die Tätigkeit der Südintendantur.

Die eigentliche Verteilung der aus dem Kaplande eingeführten oder über den Bai-Weg herangeschafften Vorräte bewirkte die Südintendantur, eine Behörde, die bald dem Hauptquartier, bald dem Kommando der Südtruppen unterstehend, eine Zwischenstellung zwischen Feld- und Etappenintendantur einnahm. Ihren Vorständen, Intendanturrat Ahlemann, später Intendanturrat Köstlin, fiel die schwierige Aufgabe zu, das bisher von den Zivilbehörden im Nebenamt mitbesorgte Truppenverwaltungs- und Verpflegungswesen unter schwierigsten Umständen neueinzurichten. Ihre Unterbeamten übernahmen den Dienst in den zahlreichen neuentstehenden Magazinen. Obere und mittlere Beamte bemühten sich gleichmäßig, die Bedürfnisse der Truppe rechtzeitig zu erkennen und zu befriedigen. Die Südintendantur hat sich dabei ganz im Sinne unserer Vorschriften bemüht, sich von allen formalen Rücksichten freizumachen und mit allen Mitteln den Bedürfnissen der Truppe zu entsprechen. Wenn trotzdem das Ergebnis dieser Bemühungen den berechtigten Ansprüchen der Truppe nicht immer entsprach, so lag das lediglich an den allgemeinen Schwierigkeiten, die dem Nachschub- und Verpflegungsdienste in Südwestafrika sich entgegenstellten, und an Widerständen, die außerhalb des Geschäftsbereiches der Südintendantur lagen.

Die Intendantur der Südetappe.

Der eigentlichen Südetappenintendantur fielen nicht minder umfassende und verantwortungsvolle Aufgaben zu. Sie wirkte, die Tätigkeit der IV. Kolonnen-Abteilung ergänzend, bei der Regelung des Transportdienstes auf dem Bai-Wege mit, überwachte die zahlreichen Depots und Garnisonanstalten in Lüderitzbucht, besorgte einen großen Teil der Landungsarbeiten und der damit zusammenhängenden Abrechnungsgeschäfte, die besonders schwierige Wasserversorgung, einen großen Teil der Materialbeschaffungen und die Leitung der nicht von der Truppe selbst ausgeführten Bauten.

4. Die Tätigkeit der Etappe bis zur Beendigung des Krieges.

Die Operationen des Jahres 1906 zeigten im wesentlichen denselben Charakter wie diejenigen des vorhergehenden. Weitausgreifende Raub- und Streifzüge der Hottentotten und daran anschließende Verfolgungsunternehmungen der deutschen Ab-

teilungen wechselten mit Operationspausen, in denen die Deutschen mit vieler Mühe neue Angriffe gegen den schwer zu fassenden Gegner vorbereiteten. Hatten diese auch selten einen in die Augen fallenden Erfolg, so machte sich doch allmählich ein Abbröckeln des Widerstandes des Gegners bemerkbar, als dessen Anzeichen zu Beginn des Jahres 1906 die Unterwerfung der zersprengten Reste des Witboi-Stammes und diejenige der Cornelius-Bande angesehen werden können. Weder diese noch die von dem im Juli 1906 eintreffenden neuen Kommandeur der Schutztruppe, Oberst v. Deimling, angestrebte veränderte Art der Kriegführung wirkten indessen unmittelbar und sofort auf die Tätigkeit der Etappe ein. Ihre Aufgabe veränderte sich nur insofern, als der Schwerpunkt der Kriegführung noch mehr nach dem schwer zu erreichenden Südosten sich verschob.

Das Etappenkommando Süd wird dem Hauptquartier unmittelbar unterstellt. August 1906.

Waren somit im Jahre 1906 auch keine tiefgreifenden Neuorganisationen auf dem Gebiete des Etappenwesens notwendig und lebten sich die geschaffenen Einrichtungen mit der Zeit mehr und mehr ein, so ist doch auch der letzte Abschnitt der Etappenarbeit in Südwest für alle Teile und an allen Stellen reich an Arbeit und Schwierigkeiten gewesen. Nur dem Etappenkommando Süd selbst brachte das Jahr 1906 insofern eine wesentliche Erleichterung des Dienstbetriebes und eine Anerkennung seiner bisherigen Leistungen, als Oberst v. Deimling im August 1906 die lange angestrebte unmittelbare Unterstellung der Südetappe unter das Hauptquartier anordnete und die Mitwirkung des Etappenkommandos Nord bei der Versorgung des Südens aufhob.

Entwickelung von Lüderitzbucht.

In Lüderitzbucht hatte sich dank der Arbeit der Truppe, die allmählich durch diejenige zahlreicher Gefangener unterstützt wurde, unter Leitung umsichtiger Etappenkommandanten, an Stelle der weltverlassenen Ansiedelung ein lebhafter und leistungsfähiger Hafenort entwickelt. Ausgedehnte Kralanlagen für Tiere aller Art waren gebaut, durch umfassende Erweiterung der Kondensatoranlagen die Notwendigkeit der Wassereinfuhr beschränkt und eine Reihe militärischer Betriebe eingerichtet*) und die Hafenanlagen dauernd erweitert worden. Ferner wurde von der Truppe eine Wasserleitung gelegt, eine Badeanstalt erbaut und durch eine geregelte Abfuhr der Gesundheitszustand verbessert. Dafür machte sich mit Zunahme des Schiffsverkehrs die Allgewalt der die Landung besorgenden Schiffsgesellschaft geltend, die man bei der Einrichtung der Etappe notgedrungen in den Monopolvertrag der ehemaligen Landungsgesellschaft hatte eintreten lassen und der gegenüber man infolge der eigentümlichen Rechtsverhältnisse des Schutzgebietes die Zwangsmittel des Kriegsleistungsgesetzes nicht ohne weiteres anwenden konnte. Daraus entwickelten sich störende Reibungen zwischen den Etappenbehörden und den Vertretern der Firma,

---

*) Unter anderem eine unter Leitung des Feuerwerks-Oberleutnants Engelhardt vorzüglich arbeitende Wagenwerkstätte, die auch neue Fahrzeuge sehr viel billiger und besser herstellte als die Kapstädter Lieferanten.

die im März 1906 durch eine besondere Kommission geschlichtet werden mußten, während das finanzielle Verfahren der betreffenden Firma später zum Gegenstand einer schiedsgerichtlichen Verhandlung gemacht wurde. Auch der Umstand, daß der ganze Strand sowie der Grund und Boden in Händen einer einzigen Gesellschaft sich befand, führte zu mehrfachen Schwierigkeiten. Für die Zukunft wird man sich darüber klar sein müssen, daß die Rechte der Militärbehörden, wie sie im Kriegsleistungsgesetz niedergelegt sind, für einen glatt und sicher arbeitenden Kriegsbetrieb unerläßlich sind. Eine sehr unliebsame Schädigung erlitt die Etappe Lüderitzbucht am 2. August 1906 durch ein wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit eines Eingeborenen entstandenes Großfeuer, dem 2100 Tonnen Heu, 400 Tonnen Hafer zum Opfer fielen. Glücklicherweise blieben so große Vorräte erhalten, daß eine Störung in der Verpflegungszufuhr nicht eintrat.

Das Transportwesen am Bai-Wege im Jahre 1906.

Das Transportwesen auf dem Bai-Wege war auch im Jahre 1906 für das Etappenkommando Süd und die IV. (Fuhrpark-) Kolonnen-Abteilung eine Quelle steter Sorge und vielfacher vergeblicher Bemühungen. Die Übelstände mit den Treibern und den den Anstrengungen und Anforderungen des Bai-Weg-Betriebes nicht gewachsenen Tieren bestanden unvermindert fort, ja sie wurden im Juni 1906 noch durch mehrtägige Unwetter verschärft, bei denen in Lüderitzbucht und Kubub Schnee, Regen und Hagel niederging, und die zahlreiche Verluste an Tieren zur Folge hatten. Ein Versuch, den Betrieb auf der Strecke Kubub—Keetmannshoop dadurch zu heben, daß den Frachtfahrern an Stelle von Ochsen zum Teil Maultiere überwiesen wurden, schlug infolge des vollkommenen Aufhörens der Weide fehl. Von 2300 von Kubub abgegangenen Tieren kehrten nur 1136 in völlig erschöpftem Zustande zurück. Außerdem machte sich die allmähliche Verschlechterung des eingeführten Tiermaterials infolge Erschöpfung der Bezugsquellen geltend. Am besten bewährten sich nach beendigter Akklimatisierung noch die Kamele, sie litten aber auch gelegentlich unter der Kälte. Ihre Zahl wurde im Jahre 1906 bis auf etwa 2500 vermehrt und aus ihnen zwei selbständige Kamel-Korps unter den Leutnants v. Hauenschild und Art formiert. Nimmt man alle nachteiligen Umstände zusammen und berücksichtigt die noch zu besprechenden Störungen durch den Feind, so verdient es alle Anerkennung, daß die IV. Kolonnen-Abteilung eine, wenn auch geringe, Steigerung der Nachschubleistung erzielte.

Der Eisenbahnbau macht sich allmählich fühlbar.

Die einzige Erleichterung, die sich für die Kolonnen-Abteilung allmählich fühlbar machte, war das Fortschreiten des Bahnbaues Lüderitzbucht—Kubub, der nach langen Vorbereitungszeit von der Eisenbahnbaufirma Lenz u. Co. endlich Anfang 1906 begonnen und mit Hilfe der 1. Eisenbahn-Baukompagnie und unter Verwendung von mehreren hundert Gefangenen mit bemerkenswerter Schnelligkeit durchgeführt werden konnte. Wenn nun auch nicht, wie die Optimisten in der Heimat und im Schutzgebiet meinten, wörtlich jeder Schritt verlegten Bahngleises für den Nachschub-

betrieb nutzbar gemacht werden konnte — dazu bedurfte es der Anlage von Umladestellen, die nur in beschränkter Zahl angelegt werden konnten —, so wurde doch nach und nach die von den Kolonnen zu durchquerende Namib-Strecke immer kleiner, bis schließlich die Bauspitze im November 1906 den vorläufigen Endpunkt Aus bei Kubub erreichte, eine Leistung, die ebenso wie die bisher von der Baufirma der Etappe gewährte Unterstützung weit über das vertraglich Ausbedungene hinausging*).

Damit war die schwierigste, am meisten Opfer fordernde Strecke für den Kolonnenbetrieb überwunden und die Nachführung ausreichender Vorräte bis zu dem nunmehrigen Anfangspunkt des Wagenbetriebes Kubub gewährleistet. Für den Nachschub zur Truppe bedeutete dies aber wenig, wenn nicht gleichzeitig der Betrieb auf der Strecke Kubub—Keetmannshoop gesteigert wurde. Ob die geplante Weiterführung des Bahnbaues noch vor Beendigung des Krieges nutzbare Ergebnisse liefern würde, erschien zweifelhaft, namentlich nachdem der Mitte 1906 wiederum angeregte Bau einer Feldbahn als Fortsetzung der Kapspurlinie zugunsten des auch für die Zukunft wertvollen Vollbahnbaues fallen gelassen worden war. Es ist bekannt, welche Hindernisse dem diesen Gesichtspunkten Rechnung tragenden Vorschlage der Reichsregierung erwachsen sind und wie der Bau dadurch für die Kriegführung überhaupt nicht mehr wirksam geworden ist.

Der Nachschubbetrieb auf der Strecke Kubub—Keetmannshoop wird neugeordnet. November 1906.

Unter diesen Umständen mußte das Etappenkommando von sich aus Mittel und Wege finden, um die Transportleistung auf der Strecke Kubub—Keetmannshoop zu erhöhen. Es entschloß sich, nachdem eine im Juni 1906 vorgenommene Neuregelung des Betriebs der IV. Kolonnen-Abteilung eine wesentliche Besserung nicht gebracht hatte, die wiederholt von den verschiedenen Kommandeuren der Abteilung beantragte Neuorganisation des Bai-Weg-Betriebes, Beseitigung der Ochsen und Ersetzung der Frachtfahrer durch militärisch organisierte Staffeln, im November 1906 zur Durchführung zu bringen. Zu diesem Zweck wurde die Strecke Kubub—Keetmannshoop in zwei Abschnitte geteilt, von denen der westliche, bis Brackwasser reichende der IV. (Hauptmann Raila), der östliche der aus dem Norden herangezogenen III. Kolonnen-Abteilung (Hauptmann Schulz) zugewiesen wurde. Beide Abteilungen wurden durch Abgaben aus dem Norden auf je zehn Wagenstaffeln zu je acht Wagen, jeder mit zwei weißen Fahrern, einem schwarzen Treiber und 16 Maultieren, gebracht und der III. Kolonnen-Abteilung zwei, der IV. ein Kamel-Korps zum Futtertransport zugeteilt. Das angeworbene weiße Treiber- und Frachtfahrpersonal konnte größtenteils entlassen, die noch vorhandenen Ochsen an den Nordbezirk abgegeben werden. Das außerdem vorhandene Personal übernahm den Stations- und Relaisdienst auf den Verkehrsstationen. Den einzelnen Staffeln

*) Sie errichtete z. B. 6, statt der vertragsmäßig ausbedungenen 4 Umladebahnhöfe.

wurde eine kleine Anzahl Reiter als Bedeckung beigegeben, so daß besondere Sicherungstruppen entbehrlich wurden. Die weitere Verteilung der nach Keetmannshoop zu bringenden Nutzlast, die 320 Zentner täglich betragen sollte, übernahm ein besonderer Magazinfuhrpark Keetmannshoop unter dem Befehl des Oberleutnants Emmerling. Die von diesem benutzten Etappenstraßen Keetmannshoop—Geiaub und Keetmannshoop—Wasserfall wurden durch die 3. Batterie, die 1. Maschinengewehr-Abteilung und die 9. Kompagnie 2. Feldregiments gesichert.

Die neugebildeten Abteilungen erfüllten die auf sie gesetzten Hoffnungen insofern vollkommen, als nunmehr an Stelle des Schlendrians der Frachtfahrerkolonnen militärische Ordnung und Pünktlichkeit sowie eine sehr viel bessere Schonung des Materials trat. Auf der anderen Seite aber blieb die Transportleistung aus den verschiedensten Gründen — zu großer Eigenverbrauch, ungenügende Ausstattung mit Personal, sehr knapp bemessene Umlaufs- und Ruhezeit, schlechte Beschaffenheit der Tiere, Ablenkung durch andere Aufgaben*) — hinter den gehegten Erwartungen zurück, trotz eines Einsatzes von 22 Offizieren, 8 Sanitätsoffizieren und Veterinären, 701 Mann, 636 Treibern, 271 Pferden, 4624 Maultieren und 831 Kamelen. Schon nach kurzer Zeit mußten Teile der III. Kolonnen-Abteilung auf der Strecke der IV. verwendet werden, weil diese das Magazin Brackwasser nicht in ausreichendem Maße versorgen konnte. Außerdem machte sich die beginnende Heimsendung der den ersten Verstärkungstransporten angehörigen Mannschaften fühlbar, so daß die Zahl der Treiber in den ersten Monaten des Jahres 1907 wesentlich vermehrt und schließlich, wenn auch in beschränktem Umfang und unter militärischer Aufsicht zum Frachtfahrerbetrieb zurückgekehrt werden mußte, ein Beweis dafür, daß eben die Nachschubfrage auf dem Bai-Wege mit tierischem Zuge überhaupt nicht befriedigend gelöst werden konnte.

Die Leistungen der militärisch organisierten Kolonnen entsprechen auch nur zum Teil den Anforderungen.

Neben dem mühseligen Ringen mit den afrikanischen Transportschwierigkeiten hatte die Südetappe auch im letzten Abschnitt ihrer Tätigkeit eine ganze Anzahl Kämpfe mit dem Feinde selbst zu bestehen. In erster Linie war es Cornelius, der seit den letzten Monaten des Jahres 1905 bei seinen Kreuz- und Querzügen immer wieder den Bai-Weg beunruhigte. Gegen ihn hatte die 4. Ersatzkompagnie unter den Leutnants v. Elpons und Frhr. v. Crailsheim eine Reihe zum Teil sehr erfolgreicher Gefechte. Wiederholt mußten aber auch Feldtruppen, u. a. die 7. Kompagnie 2. Feldregiments und die 6. Batterie, für kürzere oder längere Zeit an der Sicherung der Etappenstraße teilnehmen. Hierzu und zur aktiven Bekämpfung des kühnen Bandenführers wurde Ende 1905 ein besonderes Bai-Weg-Detachement (4., 6. Kompagnie 2. Feldregiments, 6. Batterie, vorübergehend 5. Kompagnie 2. Feldregiments) gebildet,

Kriegerische Tätigkeit der Etappe.

*) Erfüllung von Bedürfnissen anderer Formationen, verstärkter Patrouillendienst.

das unter der Führung des Hauptmanns Volkmann und unter der Oberleitung der Südetappe (Hauptmann Wobring) in Verbindung mit der aus dem Nordbethanier-Lande herangezogenen Abteilung Buchholtz die Operationen gegen Cornelius bis zu dessen völliger Niederwerfung und Waffenstreckung (2. März 1906) durchführte.*)

Aber auch nach der Beseitigung dieses gefährlichsten Feindes hörte die Beunruhigung des Bai-Weges nicht auf. Immer wieder bald da, bald dort erschienen an der Transportstraße oder in der Nähe der Viehposten und Farmen kleine Banden von Viehdieben unter Vielding, Lambert und anderen Führern und nötigten die Etappe, weitere, zum Teil bis an den Oranje führende Streifereien zu unternehmen, denen sich Offiziere und Mannschaften mit stets gleichbleibender Hingabe unterzogen, obwohl die greifbaren Ergebnisse gering, die Anstrengungen und Gefahren aber zahlreich genug waren. An diesen Kämpfen beteiligten sich die Oberleutnants Molière, Rausch, Holtz, die Leutnants Frhr. v. Crailsheim, Block, Gerlich, Blome und andere. Besonders erfolgreich waren die Kämpfe des Oberleutnants Rausch und des Leutnants Frhr. v. Crailsheim gegen die Lambert-Bande bei Rosinbusch und Besondermaid im Februar 1907.**) Auch der stellvertretende Kommandeur der Südetappe, Hauptmann Wobring, selbst mußte Ende August und Anfang September 1906 noch einmal mit Teilen der Etappenbesatzung von Keetmannshoop, der 5. Kompagnie 1. Feldregiments und der 4. Ersatzkompagnie, einen Streifzug in die Kleinen Karras-Berge unternehmen, der am 30. August zu einem erfolgreichen Gefecht führte. Im allgemeinen hatte aber das folgerichtig durchgeführte System, auf jede festgestellte Spur sofort Patrouillen von ausreichender Stärke zu setzen und mit diesen die Verfolgung mit rücksichtsloser Tatkraft aufzunehmen, zur Folge, daß die Hottentotten immer vorsichtiger und die Sicherheit auf der Etappenstraße allmählich größer wurde.

Die Etappe wird mit der Sicherung des aus dem Südbezirk zurückgezogenen Viehs betraut.

Eine neue recht schwierige Aufgabe fiel den Truppen der Südetappe dadurch zu, daß im Laufe des Jahres 1906, um den Bondelzwarts die Gelegenheit zu Raubzügen tunlichst zu nehmen, das gesamte Vieh des eigentlichen Südens bis nördlich Keetmannshoop zurückgezogen und der Etappe zur Bewachung übergeben wurde. Oberst v. Deimling machte hierbei die Truppenführer persönlich dafür verantwortlich, daß den Hottentotten weder Vieh noch Proviant in die Hände fiel, und das Kommando der Südetappe sah sich veranlaßt zu befehlen, daß die mit dem Viehschutz betrauten Abteilungen die Bewachung nicht durch abgeteilte Wachen, sondern in ganzer Stärke zu bewirken hätten. Der an sich gefährliche Dienst dieser Truppenteile wurde damit auch noch außerordentlich anstrengend. Er wurde von der 3. Batterie bei Daweb, von der 1. Maschinengewehr-Abteilung bei Spitzkopp, von der 5. Kompagnie 1. Feld-

*) Alle Einzelheiten über diese Kämpfe siehe 1907, 3. Heft, Seite 549 ff.

**) 1907, 3. Heft, Seite 621.

regiments bei Bysteck und von der 5. Kompagnie 2. Feldregiments bei Jtsawisis—Blaukehl—Kabus ausgeübt, und die Truppen hatten die Befriedigung, daß ihre Bemühungen, den Räubereien der Hottentotten ein Ziel zu setzen, im allgemeinen von Erfolg begleitet waren.

Die Wassererschließungsarbeiten schreiten fort.

Auch in einer anderen Beziehung erzielte die Etappe vor Schluß ihrer Tätigkeit noch beachtenswerte Erfolge: die Wassererschließungsarbeiten, die seit dem Jahre 1904 mit Eifer, aber mit geringem Ergebnis betrieben worden waren, kamen endlich in Fluß. Dies war in erster Linie der Bahn zu verdanken, die das Vorschieben der schweren Bohrgeräte und Baumaterialien erleichterte, und der Tätigkeit des Landrats v. Uslar, der in den letzten Monaten des Jahres 1906 mit Hilfe der Wünschelrute an einer ganzen Reihe von Stellen des Bai-Weges Wasser fand und dadurch die Befriedigung des gerade damals durch die Neuorganisation des Transportwesens sehr gesteigerten Wasserbedürfnisses wesentlich erleichterte. Die Etappe hat sich durch diese Arbeiten auch um die weitere Entwickelung des Südens der Kolonie, insbesondere um den Weiterbau der Bahn wohl verdient gemacht.

Ein Versuch mit Kraftwagen scheitert.

Weniger Erfolg hatte ein Versuch, der auf Befehl des Hauptquartiers mit Lastkraftwagen gemacht wurde. Trotz mancher Bedenken hatte man sich entschlossen, auch dieses Mittel zur Steigerung der Transportleistung auf dem Bai-Wege zu erproben. Der Führer der Selbstfahrer-Abteilung, Hauptmann Graf Stillfried, hatte infolgedessen im November 1906 die ganze Strecke im Personenautomobil von Keetmannshoop bis Aus abgefahren, aber bereits hierbei festgestellt, daß ohne einen Straßenbau im europäischen Sinne, der natürlich Geld und vor allem Zeit erfordert hätte, an einen Kraftwagenbetrieb auf dem Bai-Wege nicht zu denken war. Denn gerade die beiden schlimmsten Feinde eines solchen, tiefer Sand und lose Klippen, wechseln, nur selten durch leidliche Strecken unterbrochen, miteinander ab, stellen die höchsten Anforderungen an das Material, steigern den Benzinverbrauch, vermindern die Nutzlast und sind gleichwohl oft genug ohne Vorspann nicht zu überwinden. Als trotz dieser Schwierigkeiten am 3. Dezember ein Fahrversuch mit einem in Aus zusammengesetzten Lastkraftwagen gemacht wurde, blieb dieser schon nach wenigen Kilometern in tiefem Sand stecken und mußte durch Vorspann zurückgeschafft werden. Spielen dabei auch einige konstruktive Mängel mit, so war doch vorläufig und wohl für lange Zeit die Rolle des Kraftwagens im Süden der Kolonie ausgespielt. Da an einen umfassenden Straßenbau nicht zu denken ist, werden die Eisenbahn und der tierische Zug hier das Feld behaupten.

Die Gefangenen.

Eine ganz besonders schwierige und undankbare Aufgabe erwuchs der Südetappe durch die in steigendem Maße zugewiesenen Gefangenen. Um dem dauerndem Mangel an Arbeitskräften abzuhelfen, der im Jahre 1906 durch den Eisenbahnbau und durch Heimsendungen verschärft wurde, hatte man schon im Jahre 1905 begonnen, der

Südetappe Kriegsgefangene zuzuweisen. Im Jahre 1906 ließ dann Oberst v. Deimling sämtliche Hottentotten-Gefangenen aus Sicherheitsgründen aus dem Herero-Lande nach der dem Hafen von Lüderitzbucht vorgelagerten Haifisch-Insel bringen. Da nun sämtliche Hottentotten durch die Anstrengungen und Entbehrungen des Krieges völlig heruntergekommen waren und aus naheliegenden Gründen nur innerhalb von Lüderitzbucht verwendet werden konnten, war ihr Wert für den Etappendienst äußerst gering. Andererseits war das naßkalte Klima der Insel den Hottentotten nachteilig und die Sterblichkeit unter ihnen sehr groß. Soviel die Etappe durch bessere Kost, Ausgabe warmer Kleider und Decken und durch hygienische Maßnahmen auch tat, Skorbut und andere Krankheiten wüteten weiter, und ehe man wegen der Kriegslage an eine anderweitige Unterbringung der Gefangenen denken konnte, war ein großer Teil der einst so stolzen Stämme und ihrer Führer*) dahingerafft. Es schien, als ob mit der kriegerischen Widerstandskraft auch die physische gebrochen wäre, und wenn man auch im Interesse der Kolonie das Verschwinden einer so einseitig für Raub und Krieg begabten und für friedliche Arbeit so ungeeigneten Rasse wie der Hottentotten nur begrüßen muß, so konnte und kann man doch ein gewisses Mitgefühl mit ihrem Los nicht unterdrücken.

Auch die beim Bahnbau und zeitweise auch als Treiber auf dem Bai-Wege verwendeten Hereros litten unter dem ungewohnten Klima, sie zeigten sich aber doch widerstandsfähiger und vor allem arbeitsfähiger als die Hottentotten.

Die Etappenorte im Jahre 1906.

Von den selbständigen Etappenorten des eigentlichen Südens sind in dem letzten Abschnitt des Hottentotten-Krieges besondere Vorkommnisse nicht zu berichten. Ihr Dienst, die Vermittlung des Verkehrs mit den kapländischen Lieferanten und die Verteilung der von dort oder über Keetmannshoop gelieferten Bestände auf die Binnenmagazine und an die Truppen, blieb derselbe wie im vorhergehenden Jahre, nur stellte die größere Truppenzahl im Südosten erhöhte Anforderungen. Auch die Bedrohung der Etappenorte bestand unvermindert fort, ja sie steigerte sich noch, insofern als Morenga und Johannes Christian im Gegensatz zum Jahre 1905 im Jahre 1906 fast ununterbrochen in Bewegung waren. Es ist unter diesen Umständen ein gutes Zeichen für die Wachsamkeit der Etappenkommandanten und ihrer Truppen, daß die Bondels, denen so leicht keine Blöße entging, keinen einzigen Überfall gegen eine besetzte Station wagten. Nur gegen einzelne Viehwachen und Transporte gelang ihnen noch mancher Streich, was bei der Schwierigkeit der Sicherung fast unvermeidlich war. Besonders schmerzlich für die Etappe waren der Überfall der Pferdewache bei Jerusalem am 21. März, wobei 4 Mann der 1. Etappenkompagnie fielen, und die Wegnahme einer Wagenkolonne der Etappe Ukamas am 26. März 1906, bei der fast die ganze Bedeckung, Leutnant Keller mit 10 Mann, den Tod fanden. Andere Versuche, den

*) U. a. der Bethanier-Kapitän Cornelius.

Etappenbetrieb zu stören, wurden blutig abgeschlagen, so am 14. Februar 1906 der Angriff Morengas auf die für den Verkehr Ramansdrift wichtige Norechab-Schlucht durch Teile des 2. Feld-Regiments unter Hauptmann v. Erckert. Immer aber folgte jetzt den Streichen der Hottentotten die Strafe in Gestalt einer unermüdlichen Verfolgung auf dem Fuße. An diesen Verfolgungszügen beteiligten sich wiederholt Etappentruppen, so namentlich nach dem Überfall bei Ukamas, wo der Führer der 1. Etappenkompagnie, Hauptmann v. Rappard, die Hottentotten unweit der Überfallstelle mit 40 Gewehren überraschte und unter schweren Verlusten auseinandersprengte. Bei allen anderen Verfolgungen war die Etappe insofern sehr wesentlich beteiligt, als sie allein durch rechtzeitige Bereitstellung der Verpflegung und häufig auch frischer Tiere für die Verfolgungskolonnen deren Operationen ermöglichte. Schließlich muß noch erwähnt werden, daß die Südetappe gegen Ende ihrer Wirksamkeit in steigendem Maße durch die zahlreichen Ersatztransporte an Mannschaften und Pferden, durch die Heimsendung der Nichtfelddienstfähigen und der wegen Verminderung der Schutztruppe zu entlassenden Mannschaften in Anspruch genommen wurde. Insbesondere war die mit der Heimsendung verbundene Schreibarbeit außerordentlich groß.*)

So bildete auch im Jahre 1906/07 die Tätigkeit der Etappe im Süden von Südwestafrika einen ununterbrochenen Kampf gegen Schwierigkeiten der verschiedensten Art, einen Kampf, der vielfach mit ungenügenden Mitteln geführt werden mußte und in dem es einen vollen Sieg nicht gab und nicht geben konnte. Trotzdem gebührt denen, die hier in entsagungsvoller Arbeit ihre Kraft und Gesundheit im Dienste des Vaterlandes einsetzten, gleiche Anerkennung und gleicher Dank wie denen, die ihre Treue und Tapferkeit an dem Feinde bewähren konnten.

III. Schlußwort.

Der Krieg in Südwestafrika hat als erster größerer Kolonialkrieg das deutsche Volk und das deutsche Heer vor völlig neue Aufgaben und Verhältnisse gestellt, denen nicht von allen Seiten von vornherein das richtige Verständnis entgegengebracht werden konnte. Es war zu natürlich, daß man zunächst alles, was geschah, an dem Maßstabe heimischer Erfahrungen maß. Hierunter hat nicht zum mindesten die Etappe zu leiden gehabt.

Als nämlich im Jahre 1904 die Kunde von der blutigen Erhebung der Hereros nach Deutschland drang, da forderte ganz natürlicherweise das gemeinsame Gefühl aller patriotisch denkenden Deutschen schleuniges Einschreiten gegen die feigen Mörder unserer Volksgenossen. Das Ansehen des Deutschen Reiches schien einen schnellen Erfolg zu erheischen und das große Mißverhältnis der Machtmittel einen solchen auch zu gewährleisten. Daß rasche Niederwerfung des Gegners in Kolonialkriegen

*) Heft 2, Seite 355.

fast nie zu erreichen ist, daß alle Völker mit reicherer kolonialer Erfahrung nur nach ganz gründlicher Vorbereitung an Operationen in unkultivierten Ländern herangehen, daran dachten zunächst nur wenige. Die Mehrzahl aller derjenigen, die sich berufener- oder unberufenerweise mit der Kriegführung in Südwestafrika beschäftigten, hoffte, daß die bewährte Energie unserer Offiziere und Beamten, die Hingabe unserer Mannschaften auch ohne langwierige Vorbereitungen mit allen Schwierigkeiten fertig werden würde. War erst einmal eine genügend starke Truppe im Lande, dann mußte sich das übrige schon von selbst finden. Die Forderung, daß die Etappe die Führung von allen Rücksichten auf die Erhaltung der Truppe freizumachen habe, wurde von unseren mit den Hilfsmitteln einer Jahrhunderte alten Kultur ausgestatteten Kriegsschauplätzen auf ein Land übertragen, wo die ersten spärlichen Ansätze einer Kulturentwickelung eben erst mit rauher Hand vernichtet worden waren.

Die Folge davon war, daß weder die Etappe noch die Truppenführung Zeit zu ruhiger Vorbereitung der Operationen fand. So klar die Führer, Generalleutnant v. Trotha in erster Linie, die Notwendigkeit einer solchen erkannten, so wenig konnten sie sich dem steten Druck und Drang nach einer Entscheidung entziehen, wenn erst die notdürftigsten Vorbereitungen für die nächstliegenden Unternehmungen beendigt waren. Die Folge davon waren nicht nur vermehrte Entbehrungen für die Truppe, sondern auch vielfach nicht befriedigende Erfolge der in der Ausnutzung ihrer taktischen Siege immer wieder gehemmten Truppe und Stillstände, die auf die Truppe und auf die Stimmung in der Heimat niederdrückend wirkten.

Um den dringendsten Anforderungen zu genügen, sah sich die Etappe, deren Aufgabe in Afrika ja viel umfassender ist, die gesamten Bedürfnisse der Truppe in sich schließt und deren Arbeit nicht wenigstens vorübergehend durch Inanspruchnahme des Landes ersetzt werden kann, zu einem ununterbrochenen Hochdruckbetrieb gezwungen, für den Südwestafrika mit seinen primitiven Verkehrsverhältnissen, seinen Ochsenwagen, seinem Mangel an Wegen und Eisenbahnen so ungeeignet wie möglich ist. An Stelle sorgfältig vorbereiteter Einrichtungen mußten, da die Truppe nach europäischem Vorbilde zeitlich und räumlich der Etappe vorausging, Improvisationen treten. Improvisationen und Hochdruckbetrieb haben aber das gemeinsame, daß sie teuer und in ihren Leistungen unzuverlässig sind, wie sich das in Südwestafrika überall bestätigt hat.

So wenig es nun im Jahre 1904 möglich schien, sich zunächst monatelang auf die Behauptung dessen zu beschränken, was die Hereros uns gelassen hatten, und auf mühsame und langwierige Vorbereitungen, wie Ausbau von Etappenstraßen, Anlage von Magazinen, Schaffung von Fuhrparks, Bau von Feldbahnen, Wassererschließung usw., so wird man sich doch in künftigen Fällen fragen müssen, ob ein solches Vorgehen nicht auf die Dauer schneller, sicherer und billiger zum Ziele führt und damit auch dem Ansehen des Reiches besser entspricht, als das notgedrungen in Afrika

beobachtete Verfahren. Ist diese Einsicht erst in alle an der kolonialen Kriegführung interessierten Kreise gedrungen, dann wird sich die Kriegsleitung in der Heimat und in der Kolonie nicht mehr gegen ein wohlgemeintes, aber doch unangebrachtes Drängen zu wehren haben und von den Etappenbehörden würde eine schwere, ihre Wirksamkeit auf Schritt und Tritt hemmende Last genommen sein.

In ähnlicher Weise nachteilig wirkte auf die Tätigkeit der Etappe die Unbekanntschaft weiter Kreise mit den Kosten der überseeischen Kriegführung. Die verblüffend hohen Summen, die die Kriegführung in Südwestafrika verschlang, und der scheinbar unfruchtbare Charakter dieser Ausgaben ließ den Wunsch nach größter Sparsamkeit hervortreten, und diesem wurde dadurch Rechnung getragen, daß das im Frieden für unseren Staatshaushalt maßgebende Bewilligungs- und Kontrollsystem auch auf die Kriegsverhältnisse angewendet wurde. Dadurch wurde im Gegensatz zu unseren Vorschriften, die allen Stellen im Etappen- und Feldverpflegungsdienste den weitesten Spielraum gewähren und ausdrücklich betonen, daß nur diejenige Versorgung der Truppe zu teuer ist, die den Anforderungen der Truppe nicht genügt, die Selbsttätigkeit der Etappenbehörden auf das empfindlichste eingeengt. Dabei ist es mehr als fraglich, ob überhaupt durch diese Beschränkung irgend welche Ersparnisse erzielt worden sind. Nur zu oft mußten Aufgaben, die anfangs mit unzulänglichen Mitteln versucht wurden, nachher, wenn Not an Mann ging, mit vermehrten Kosten auf eine andere Art gelöst werden. Ein klassisches Beispiel dafür ist die Behandlung der Eisenbahnfrage im Süden, wo die fortwährende Verschiebung des Bahnbaues zu so ungeheuren und unwirtschaftlichen Ausgaben für Transporteinrichtungen führte, daß die durch eine Bahn in wenigen Monaten zu erzielenden Ersparnisse genügt hätten, um die Kosten des Baus und des Betriebs auf Jahre hinaus wettzumachen.

Auch das Beispiel des erfahrensten Kolonialvolkes der Neuzeit, der Engländer, ist in dieser Beziehung bemerkenswert. Obwohl diese an das rücksichtslose Einsetzen großer Mittel bei schwierigen Aufgaben, namentlich auch bei Kolonialkriegen, gewöhnt sind und deswegen wie auf vielen Gebieten, so auch auf diesem außerordentlich billig arbeiten, haben doch die von der Royal Commission on the War über Angelegenheiten der Verwaltung und Etappe im Südafrikanischen Kriege befragten Persönlichkeiten fast ausnahmslos die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit großer „finanzieller Selbständigkeit“ für alle Verwaltungsstellen betont. Man wird sich die Frage vorlegen müssen, ob nicht auch bei uns bei derartig außergewöhnlich schwierigen Verhältnissen, wie sie die Etappe in Südwestafrika vorfand, den leitenden Persönlichkeiten größere finanzielle Vollmachten erteilt werden sollen. Die Sicherheit des Fiskus würde dann ausschließlich in der Wahl der Männer bestehen, die durch ihre ganze Persönlichkeit und ihre bisherigen Leistungen das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen hätten. Sie müßten, abgesehen von dem Nachweise der rechtmäßigen

Verwendung der ihnen anvertrauten Mittel, in erster Linie dafür verantwortlich gemacht werden, daß sie mit dem ihnen anvertrauten Gelde auch wirklich das von ihnen Geforderte in vollem Umfang geleistet haben.

Die Etappe in Südwestafrika hat indessen bewiesen, daß mit deutschem Fleiß und deutscher Aufopferungsfähigkeit auch bei geringerer Bewegungsfreiheit schwierige Aufgaben bewältigt werden können. Offiziere und Mannschaften aller Waffen haben mit Beamten aller Kategorien jahrelang in mühseliger Arbeit zusammengewirkt im Dienste der Truppe, und diese selbst ist immer wieder aufs nachdrücklichste daran erinnert worden, wie sehr ihre Tätigkeit abhängig ist von der stillen Arbeit hinter der Front. So ist eine Saat gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Wertschätzung ausgestreut worden, die auch in der Heimat reiche Früchte tragen wird, indem sie auf der einen Seite manches unbillige Vorurteil beseitigen und auf der anderen Dienstfreudigkeit heben und die Hingabe auch an die entsagungsvolle Etappentätigkeit erleichtern kann zum Vorteil für die Truppe und zum Segen für die ganze Armee.



Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei.

